Meyer's Universum

oder

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswertesten und Merkwürdigsten

der

Natur und Kunst

auf der ganzen Erde.

Siebenter Band.

Hildburghausen und New York.

Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut

1840.

Zusätzlich versehen mit Abbildungen von Personen, Ereignissen und Artefakten,

bearbeitet und herausgegeben

von

Rudolf Kreutner

2. völlig überarbeitete und ergänzte Auflage.

Schweinfurt

2022

Inhalt

Urheberrecht

Lizenz:

Vorbemerkung des Herausgebers

Ein ausführliches Vorwort steht dem Ersten Band voran. Ein Literaturverzeichnis für alle Bände bildet den Abschluß von Band III der „Pracht-Ausgabe".

Die Texterfassung erfolgte auf der Grundlage der von Herrn Peter Ketsch (Berlin) auf seiner Internetplattform „Enzyklothek"[1] zur Verfügung gestellten „Universum"-Ausgaben, die fast sämtliche Bände als PDF-Dateien mit unterlegtem OCR-Text umfaßt, was die mühselige Arbeit des Abtippens zum größten Teil ersparte. Der aus der PDF-Vorlage kopierte im Antiqua-Format vorliegende Text erforderte nun ‚nur' noch entsprechende Korrektur- und Formatierungsdurchgänge, wofür – bis auf das für das „Universum" charakteristische Querformat der Seiten – den Vorgaben Meyers möglichst genau Folge geleistet wurde.

Hauptquelle für die Erläuterungen bildeten die verschiedensprachigen Portale von Wikipedia, ergänzt durch weitreichende eigene Internet-, Lexikon-, Wörterbuch- und Literaturrecherchen. Im Falle eines direkten Bezuges zu einer Internetquelle wurde diese als Link in der jeweiligen Anmerkung angeführt.

Für die prosopographischen Einlassungen wurde neben Wikipedia auch auf das von der DFG über das Leibnitz-Informationszentrum Wirtschaft zur Verfügung gestellte „World Biographical Information System" zurückgegriffen.

Allgemein bekannte historische Persönlichkeiten wurden jeweils nur einmal kurz erläutert.

Literaturzitate wurden anhand des reichhaltigen Angebots der entsprechenden Portale wie Deutsches Text-Archiv (DTA), Google Books, Archive.org, HathiTrust, Münchener Digitalisierungszentrum (MDZ) sowie eigener Bibliotheksbestände autoptisch überprüft.

Da die Anmerkungen alle relevanten bibliographischen Angaben für Zitate bzw. Verweise enthalten, wird auf ein gesondertes Literaturverzeichnis verzichtet.

Die für die großen Städte zusammengestellten Artikel finden sich alle im Band der ersten Erwähnung. Residenzstädten wie Coburg, Innsbruck, London, München oder Paris etc. wurden zumeist auch die in der näheren Umgebung befindlichen Schloßanlagen hinzugefügt.

Bei Meyers freier Zitierweise muß leider davon ausgegangen werden, daß so mancher Literaturnachweis „durch die Lappen" gegangen sein dürfte.

Nicht wenige der Örtlichkeiten wurden mit Hilfe von Google Maps überprüft und damit zweifelsfrei identifiziert.

Auf Ortsnamen wurde in der Regel nur dann näher eingegangen, wenn sich deren Schreibweise geändert hat.

Auf Artikel, die wegen der thematischen Anordnung im selben Band an andere Stelle stehen, wird nicht eigens verwiesen.

Gebäude aus dem Mittelalter, deren Baugeschichte sich oftmals über Jahrhunderte hinzog, blieben bis auf wenige Ausnahmen bei den Erläuterungen unberücksichtigt.

Transliterationen aus dem Osmanischen wurden im Wesentlichen nach der Istanbuler İslâm Ansiklopedisi (İA) vorgenommen; die Umschrift einzelner Begriffe wurde zumindest teilweise aus den untengenannten Wörter- bzw. Lehrbüchern rekonstruiert.

Als Quellen für die osmanische Schreibweise dienten:

- Hindoğlu, Artin [(1780-1840?)]: Theoretisch-pracktische Türkische Sprachlehre für Deutsche, […]. Wien: A. v. Schmid 1829.
- Frashëri, Sami [(1850–1904)]: Dictionnaire Turc-Français. Constantinople: Mihran 1883.
- Redhouse, James W. [(1811–1892)]: A Turkish and English Lexicon […]. Constantinople: A. H. Boyajian 1890.

Die Transliterationen aus dem Arabischen erfolgten durchgängig nach dem Regelwerk der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (DMG), die der kyrillisch geschriebenen slavischen Sprachen

[1] https://www.enzyklothek.de/einheitstitel/meyers-universum.

nach der einschlägigen Tabelle[2] der Universität zu Köln. Für das Hebräische wurde nach Möglichkeit auf die Vorgaben der „Deutschen Bibel-Gesellschaft“[3] zurückgegriffen.

Die Sprachbezeichnung „griech.“ bezieht sich der Regel auf altgriechisch (bei „hebr.“ auf biblisch-hebräisch). Wo es für das Textverständnis angebracht erschien, wurde in den Anmerkungen eigens zwischen alt-, mittel- und neugriechisch unterschieden.

Da bei Meyer oftmals nicht ersichtlich ist, welche Längen- bzw. Streckenmaße er gerade verwendet, möge man sich an folgenden ungefähren Vergleichs- bzw. Richtwerten orientieren:

- 1 Wegstunde/Post- oder geometrische Stunde = ½ Meile = 12.703 Fuß (bayr.) = 3.707,49 Meter. Bei Joseph Meyer wird sie allerdings auch häufig mit ca. 7,5 km angesetzt.
- Der Pariser Fuß zu 32,48 cm, der rheinische Fuß zu 31,39 cm (beide Maße verwendet Joseph Meyer gerne) und der engl. zu 30,48 cm.
- Die preuß. Meile zu 7,5325 km, die geographische zu 7,4204 km, die österr. Postmeile zu 7,5859 km und die engl. Meile zu 1,6093 km.

Der Herausgeber verfügt über die Bildrechte an sämtlichen hier präsentierten Abbildungen.

Mein aufrichtiger Dank für wertvolle Hinweise und tatkräftige Unterstützung gilt Herrn Peter Ketsch (Berlin), Frau Elfriede Kreutner (Schweinfurt), Herrn Martin Kreutner (Schweinfurt), Frau Dr. Karin Rhein (Schweinfurt), Frau Kyoko Shibasaki M. A. (柴﨑香子) (Düsseldorf) und Frau Prof. Dr. Claudia Wiener (München). Ihnen sind Herausgeber und Leser zu herzlichem Dank verpflichtet.

Dr. phil. h. c. Rudolf Kreutner, M. A.

P. S.: Eine erste, autobiographisch geprägte Teilbearbeitung von „Meyer Universum“ kann eingesehen werden unter:

http://d-nb.info/1202736416
bzw.
https://archive.org/details/Begegnungen_im_Universum

[2] http://slavistik.phil-fak.uni-koeln.de/fileadmin/slavistik/Mitarbeiter/Buncic/translit.pdf.

[3] https://www.bibelwissenschaft.de/startseite/.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. [3]-8.

CCLXXXIII u. CCLXXXIV. Napoleon's Grab – St. Helena.

Miß nicht, Wanderer, den Mann nach dem Grabstein. Klein ist der Hügel,
Aber erhaben der Held, dessen Gebein' er umhüllt.
Weithin strahlet sein Ruhm in die fernsten Geschlechter der Zeiten;
So lang die Erd' nicht vergeht, so lang sein Name besteht.[4]

Eile nicht vorüber. Weile und ruhe aus; betrachte und halte Andacht. In diesem einfachen Grabe schläft kein Seliggesprochener; aber der Mann, den die Vorsehung auserkohren hatte, die Welt zu beherrschen, ist etwas mehr, als ein gemeiner Heiliger.

Wenn ich noch daran denke! Als ich ihn zum letzten Male sah, – es war nach den Leipziger Schlachttagen[5], als er vor dem Sturme mißhandelter Völker zurückwich, – wie da, finsteren Ernstes voll, sein Auge funkelte und sein Adlerblick schweifte über die Trümmer seines fliehenden Heers, seine zerbrochenen Hoffnungen und Pläne, mit dem vollen Ausdruck der Herrschaft über all sein Unglück! Ein Blick auf diese ruhige Heldengestalt entwaffnete den Haß, den ich gegen den Unterdrücker meines Vaterlandes glühend im Herzen trug und die Bewunderung forderte ihr Recht. Soll, dachte ich, der größte Mensch, den das Jahrtausend geboren, soll er untergehen? Hat das Schicksal seine Mission widerrufen? wird sie für immer widerrufen seyn? An Helena dachte ich damals nicht. – Welch ein furchtbarer Wechsel der Dinge, gerechter Gott!

Napoleon[6] – sein Name sey verflucht und sey gesegnet! – war kein Tyrann. Wäre er's gewesen, noch blühete sein Reich. Aber er blieb nicht der Mann, den die Zeit brauchte; sonst hätte sie ihn nicht fallen lassen. Der Mann, der Freund, der Messias der Völker zu seyn, das war der Beruf des Mannes, der, aus dem Volke erstanden und durch das Volk gehoben und getragen, das Höchste erklimmte. Auf der Höhe schämte er sich jedoch der Staffeln, und thöricht stieß er die Leiter von sich, die ihn nicht nur empor geführt hatte, sondern auch das Schaugerüste stützte, welches er, seine wahre Größe nur verhüllend, um sich aufrichtete. Wie leicht und sicher hätte Napoleon einen Salvatorgang über das Erdrund beginnen und vollenden können, hätte er, reinen Herzens und klaren Auges, seine Mission zu deuten gewußt! Er hätte dann die Hyder[7] nicht getreten, sondern zertreten; er hätte sie nicht gestachelt, sondern ihr alle Köpfe abgeschlagen. Er that's nicht, und so zerfleischte sie ihn, sobald sie ihn erfassen konnte. –

---

[4] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[5] Die „Völkerschlacht" bei Leipzig vom 16. bis 19. Oktober 1813, in der die Franzosen unter Napoléon (s. u.) von den verbündeten Russen, Preußen, Österreichern und Schweden vernichtend geschlagen wurden.

[6] Napoléon Bonaparte (1769–1821), ab 1799 erster Konsul der Französischen Republik, von 1804 bis 1815 als Napoléon I. Kaiser der Franzosen. Der nach unbekannter Vorlage von Lazarus Sichling (1812–1863) geschaffene Stich wurde dem folgenden Werk entnommen: „Neues elegantestes Conversations-Lexikon für Gebildete aus allen Ständen. – […] Dritter Band. […]" (Leipzig: Ch. E. Kollmann 1836).

[7] Die Hydra (griech.῞Υδρα), in der griech. Mythologie ein vielköpfiges, schlangenähnliches Ungeheuer, dem, so man ihm einen der Köpfe abschlug, statt dessen zwei neue nachwuchsen; zudem war der Kopf in der Mitte unsterblich.

Man hat in Napoleons Mund das bekannte Wort gelegt: „man regiert nur in Stiefeln und Sporen.“[8] Ich glaube nicht, daß der große Mann die Dummheit sagen konnte. Die Schlechtigkeit hat sie erlogen, um sie auszubeuten, und sie ihm untergelegt, weil sie eine [sic!] Autorität bedurfte, um aus dem Worte des Betrugs ein Evangelium zu stempeln. Wolf oder Lamm, Fuchs oder Huhn, Geier oder Taube, quälen oder gequält seyn, befehlen oder gehorchen: – fürwahr! der Jesuitismus[9] der Zeit hat sich ein bequemes Spiel gemacht, indem er sich solche Alternative stellte.

„Für große Menschen ist das schwache Volk geboren;
Glauben soll’s, bewundern und gehorchen.“[10]

Also citirt man neben Napoleon den großen Propheten. Immerhin. Nur erwarte man nicht, daß auf solchem Grunde jemals Recht, Gesittung und Religion gedeihen werden. –

Suum cuique[11]. Napoleon hat Viel verschuldet. Kein größerer Verbrecher gegen die Vorsehung, als er. Aber

Jetzt noch bekriegen den Mann im Aïdes[12], schleudern des Blitzstrahls
Flammen, beseelt von Haß, gegen sein niedriges Grab: –
Bübisch ist’s, feig und gemein. – Nimmermehr streitn,
Männer und männlicher Muth gegen entseeltes Gebild.[13]

Siehe hierzu S. 7, Anm. 6.

[8] Der Ausspruch „En dernière analyse, pour gouverner il faut être militaire; on ne gouverne qu’avec des éperons et des bottes“ soll angeblich im Juli 1816 auf St. Helena gefallen sein, wie Emmanuel de Las Cases (1766–1842) in seinem Werk „Mémorial de Sainte-Hélène, ou journal où se trouve consigné, jour par jour, ce qu’a dit et fait Napoléon durant dix-huit mois […]. Tome cinquième“ (Paris : Bossage et frères u. a. 1823), S. 23 nahelegt.

[9] Das Narrativ der jesuitischen Weltverschwörung kam im prot. Deutschland kurz nach der Gründung des dezidiert gegenreformatorischen kath. Ordens im Jahre 1540 auf und hielt sich bis weit ins 20. Jhd. Nachhaltig verstärkt wurde diese Form des Anti-Jesuitismus durch eine 1614 in Krakau erschienene Fälschung von angeblich internen „Monita secreta / Geheime Ermahnungen“, die der aus dem Orden ausgeschlossene Hieronymus Zahorowski (1582–1634) herausgeben hatte.

[10] Zitat aus Johann Wolfgang von Goethes (1749–1832) „Mahomet, Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach Voltaire“ (Stuttgart: J. G. Cotta 1802), S. 18.

[11] Lat.: „Jedem das Seine“.

[12] Der Hades (griech. Ἅιδης, Háidēs; poet. auch Ἀΐδης, Haïdēs); hier allg. im Sinne von Totenreich, Unterwelt.

[13] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

St. Helena erhebt sich unter dem 16. Grade südl. Breite und 5 Gr. 45 Min. westl. Länge von Greenwich zwischen Südamerika und Afrika einsam aus dem südatlantischen Ocean und bis zu einer Höhe von 2700 Fuß[14]. Die Natur selbst scheint dieß Riesendenkmal dem großen Todten, der hier ruht, gesetzt zu haben, und des Eilands Name für ewig mit dem seines gefesselten Prometheus[15], Napoleons, zusammengeknüpft, geht in durch alle Zeiten.

Den Schiffern wird Helena in zwölfstündiger[16] Entfernung als dunkle Wolkenbank mit zerrissenen Spitzen am äußersten Horizonte sichtbar. Nach und nach treten die wilden Umrisse deutlicher in den Vorgrund. Kein Baum, kein Busch, kein lebendes Wesen ist an den grauschwarzen, scharfgezackten Felsmassen zu sehen, welche vor dem erstaunten Blicke da liegen wie die chaotischen Riesentrümmer einer untergegangenen Welt. Mit furchtbarem Getöse rollt die tobende Brandung an den senkrechten oder überhängenden Wänden hin, jede Annäherung verbietend. Nur an einer einzigen Stelle, an der Nordseite, ist in dem Felsengurte des Eilands eine Spalte; auf sie steuert das Schiff zu und bald werden die Signalhäuschen auf den Höhen, die Redouten und dräuenden Batterien sichtbar, welche alle Punkte der Einfahrt bedecken. Die Schlucht steigt landeinwärts ziemlich steil an; nur nahe bei'm Meere wird die Abdachung sanfter. Auf derselben liegt der einzige Ort der Insel, das Städtchen Jamestown, Mit weißen, massiven Häusern und grünen, schlanken Palmen, lieblichen, lebensvollen Anblicks, der einen wohlthuenden Contrast mit den tobten Felsen macht. Schon in der Ferne waren die Signale auf dem Schiffe und am Lande thätig zu gegenseitiger Verständigung. Die brittischen Batterien dröhnen ihr Willkommen, – einen Augenblick später fallen prasselnd die Segel zusammen; donnernd rollt der Anker von seinen Ketten in den Grund, tief beugt das Fahrzeug sein Haupt, erhebt sich wieder, und im ersehnten Hafen liegt's nun ruhig und sicher vor allen Stürmen. –

Die größte Länge der Insel beträgt 2 Stunden, ihre Breite nur eine. Ein Tag reicht hin, um an alle Orte zu pilgern, welche das Andenken des großen Todten heiligt.

Ein Besuch in Jamestown ist schon durch die Schicklichkeit geboten, da ohne Erlaubniß des Gouverneurs weder Longwood noch das Grab[17] gesehen werden können. Das der Schlucht eingebaute, zu beiden Seiten von schwarzen Felsmassen überragte Städtchen, bildet 3 recht ansehnliche Straßen, welche freie Plätze zwischen sich lassen, die mit Cocospalmen und Pisangbüschen[18] anmuthig bepflanzt sind. Nicht ohne Verwunderung sieht man in diesem entlegenen Weltwinkel die Zeichen des Wohlstandes und heitern Lebensgenusses. Läden reihen sich an Läden; einige sind mit den kostbarsten Manufakturen und Stoffen Japan's, China's, Bengalens und der ostindischen Inseln angefüllt; in andern sind die schönsten Erzeugnisse brittischer Manufakturen ausgelegt. Doch hohe Preise haben die Waaren im Durchschnitt alle, und die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens sind unglaublich theuer. Ein Huhn kostet z. B. 5 Gulden[19], ein Sack Kattoffel 12 Gulden, eine Chaise zu einer Fahrt von 5 Stunden 30–40 Gulden. Damit steht der Preis der Arbeit im Verhältniß; der gewöhnliche Handwerksgeselle verdient sich 3 Gulden den Tag. – In Jamestown sind ⁹⁄₁₀ der ganzen Bevölkerung vereinigt, welche etwa 2200

[14] Es ist nicht ersichtlich, ob er hier den pariser Fuß zu 32,48 cm, den rheinischen Fuß zu 31,39 cm (beide Maße verwendet Joseph Meyer gerne) oder gar den englischen zu 30,48 cm meint.

[15] Griech. Προμηθεύς, Promētheús, „der Vorausdenkende"; Gestalt der griech. Mythologie, die den Menschen – gegen den erklärten Willen der Götter – das Feuer gebracht hatte und dafür hart bestraft wurde; Prometheus gehörte dem Geschlecht der Titanen an.

[16] 1 Wegstunde/Post- oder geometrische Stunde = ½ Meile = 12.703 Fuß (bayr.) = 3.707,49 Meter. Bei Joseph Meyer wird sie allerdings auch häufig mit ca. 7,5 km angesetzt.

[17] Napoléon war am 5. Mai 1821 verschieden und am 9. Mai in obengenanntem Grab beigesetzt worden. Am 15. Oktober 1840 wurden die sterblichen Überreste exhumiert und auf der Fregatte „Belle Poule" (dt. „Schönes Hühnchen") nach Frankreich gebracht, wo am 15. Dezember im Pariser Invalidendom die feierliche Beisetzung stattfand.

[18] Indones. für Banane (Musa).

[19] Lat. florenus, daher auch Floren oder Florin, Abk. fl.; süddt. Währungseinheit; 1 fl. = 60 Kreuzer = 240 Pfennige; entspricht heute in etwa dem Wert von ca. 8 bis 9 €.

Weiße und 2900 Farbige zählt. Die letztern sind Bengalesen, Laskaren[20] und Chinesen. Culturfähig ist ein verhältnißmäßig nur kleiner Flächenraum des Landes, höchstens etwa 30,000 Morgen[21]. Die Landwirthschaft erfordert viele Beschwerden, lohnt aber; denn alle ihre Erzeugnisse werden unglaublich theuer bezahlt und von den nach einer langen Seereise hier ankommenden Schiffern begierig gekauft. Dieser Verkehr und der Detailhandel in dem luxusreichen Städtchen bilden die Nahrungsquelle der Bewohner. Sie fließt stark genug, Wohlhabenheit allgemein und Reichthum nicht selten zu machen. Getreide und alle sonstige, einen weiten Transport zur See ertragende Lebensmittel werden jedoch hier nicht gebaut. Mehl liefert England; Wein, Branntwein etc. werden vom Cap hergeschafft. Die Anzahl der jährlich auf der Fahrt zwischen Europa und Indien in Helena anfahrenden Schiffe ist 600–700. Die Hälfte sind brittische; die übrigen gehören andern seefahrenden Nationen an.

Das Grab Napoleons, und Longwood, seine letzte Wohnung, liegen etwa 2 Stunden von Jamestown. Da die steilen Klippen, aus denen die ganze Insel besteht, nicht in gerader Richtung überstiegen werden können, so sind die Wege, welche schneckenförmig um die Basaltfelsen herumführen, bergmännisch aus dem Gestein gehauen, dergestalt, daß sie an den Seiten der Abgründe hin eine Schutzmauer von wenigstens 4 Fuß Höhe darbieten. Zwischen pittoresken, finstern Massen, welche durch die hier wirksam gewesenen plutonischen[22] Gewalten sonderbar zerrissen und zerklüftet sind, geht es bergan und bergein. Einzelne Kaktusstauden ranken in den Klüften, hier und da reckt die einsame Aloe ihr hohes Blüthenhaupt empor; sonst keine Spur von Vegetation. Ein schmaler krystallheller Bergstrom springt neben dem Wege hin von Absatz zu Absatz, von Kluft zu Kluft, so eilig, als könnte er nicht schnell genug den kurzen Lauf vollenden. So stürzt sich das Leben rühriger Menschen dem Ocean der Ewigkeit zu.

Auf dem ersten Plateau, eine halbe Stunde über dem Städtchen, hat man Sitze ausgehauen; es ist der erste Ruhepunkt auf der Pilgerfahrt. Der Ausblick von da ist groß und erhaben. Ueber die Stadt weg sieht man die Schiffe auf der Rhede, welche, wie Buchstaben mit dunkeln, unbekannten Zügen, in den glänzenden Horizont eingegraben zu seyn scheinen; und weiter hinaus den unendlichen Ocean, auf dessen grünlichem Blau ein glänzender Duft sich wiegt und ferne Segel wie Möven hinziehen.

Die Fortsetzung des Wegs geht zwischen wilden, schwarzen Lavamassen hinan, die in scharfen Spitzen emporstehen und gegen die sie umgebenden Schluchten steil abfallen. Alles ist öde. Nur hier und da krüppelichte, balsamisch-duftende Kiefern, eine buschigte Zeder, ein üppig rankender, kletternder Kaktus, und weit aus einander, auf dem Gipfel eines Berges oder in einer engen Schlucht gelegen, ein niedriges, unansehnliches Tagelöhnerhäuschen, wo der betriebsame Chinese oder Laskare inmitten der Felder, deren Bearbeitung ihm obliegt, seine Wohnung aufgeschlagen hat. Je weiter bergan, je grandioser wird auch die Felsbildung, und furchtbar hoch ragen manche der schwarzen Spitzen in den lichten tropischen Aether. Diana’s Pik[23], die höchste, steigt 2697 Fuß über das Meer empor, in dessen Boden ihr Fuß wurzelt. Viele erheben sich 2000 Fuß und darüber. Aus die meisten dieser Kegel führen schmale, schwindelnde Treppenpfade und oben bauten die Britten kleine Warten hin, in denen Wächter, mit guten Teleskopen bewaffnet, auf die der Küste nahenden Schiffe zu achten haben und deren Erscheinen durch telegraphische Signale anzeigen müssen. So kann sich kein Schiff auf 10 Meilen[24] in der Runde nahen, ohne erspäht zu werden.

Nach zweistündigem Steigen gelangt man zu einem Plateau, das von 3 Seiten mit starren Basaltfelsen eingeschlossen ist. Durch die Schluchten bläst fortwährend scharfer Zugwind und die Dürftigkeit der Vegetation gibt ihm einen öden, desolaten Anblick. Auf dieser Bergebene steht ein ziemlich großes, aber niedriges, verfallenes und unwirthlich aussehendes Gebäude, dem man es ansieht, daß es gegen die Mißhandlung der auf solcher Höhe (1800 Fuß über der Meeresfläche) hausenden Winde sich selbst nicht

[20] „Laskaren, indische Matrosen oder Kanoniere; davon Laskars, ein aus Infanterie, Artillerie und berittenen Ordonnanzen bestehendes Korps der britisch-indischen Kolonialtruppen auf Ceylon und in Hongkong“ (Meyers Großes Konversations-Lexikon, Bd. 12., Leipzig: Bibliogr. Institut 1908, S. 208).

[21] Der Umfang lag meist bei einem fünftel bis halben Hektar, umfaßte also ca. 2.000 bis 5.000 m².

[22] Vulkanischen Ursprungs.

[23] Der 818 m hohe Diana’s Peak.

[24] 1 sm = 1.853,18 m.

schützen konnte, und noch weniger fähig ist, seinen Bewohnern Schutz zu gewähren. Gestrüpp, das in der Nähe umhersteht, deutet auf den einstigen Versuch, hier einen Garten anzulegen. Das ist Longwood, der Ort, wo der Mann des Jahrtausends das letzte Jahrzehnt seines Lebens zubrachte; jener Mann, dem die Welt zu klein war.

Das Haus wird geöffnet. Das erste Zimmer, in welches man tritt, ist das ehemalige Billardzimmer des Kaisers. Es ist öde; an den kahlen Wänden nagt der Moder, der abgefallene Kalk der Decke liegt am Boden. Namen von Leuten aller Nationen, mit Sprüchen und Worten voller Sinn und Unsinn, bedecken jedes Fleckchen, das für einige Worte oder Buchstaben Raum gab. Empörend wendet man sich von manchen Worten, Zeichen und Bildern weg, mit denen nur die äußerste Rohheit einen solchen Raum besudeln mochte. Viele höhnen den im Leben Mißhandelten noch im Tode. So sticht die Kothfliege auf dem Schlachtfelde gefallene Helden.

Es folgt das Courzimmer; ein kleiner Saal für die Levees[25] und Gesellschaften des kaiserlichen Gefangenen. Dieser Raum ist noch desolater als der vorige. Die Fensterscheiben sind zerbrochen, alte Breter schützen dürftig vor dem schneidenden Zugwind. Eggen, Spaten, Pfähle stehen umher; eine Futterbank ist das Hauptmöbel, ein Sieb zum Fegen des Getreides und Pferdegeschirr der Wandschmuck. Der Saal des Kaisers ist zur Rumpelkammer des Bauers geworden, der das Haus jetzt einnimmt. – Die nächste Piece ist ein enges Stübchen; die fehlenden Scheiben sind mit Oelpapier ersetzt und ein hölzerner Stuhl neben einer Handmühle gibt ihm ein, vergleichweise, wohnlicheres Ansehen. Ahnest du, wo du bist? Du bist im Sterbezimmer Napoleon's. Die Ecke, worin daß Todtenbette stand, ist frei gelassen, damit der Besucher, versteht sich gegen ein Trinkgeld an den Knecht des Hauses, sich einen Spahn als Reliquie aus dem Getäfel schneiden kann. – Daneben blöcken Kühe – Kühe in des Kaisers Schlafzimmer, das man zum Stalle verwandelte. Aehnlichen Bestimmungen dienen die übrigen Räume, die Zimmer der Getreuen; Bertrand's[26], Montholon's[27], Las Casas'[28], des Arztes O'Meara[29] und der Dienerschaft Napoleons.

Unweit Longwood, in einer etwas geschütztern Lage, ist eine etwas bessere Wohnung, das sogenannte „Neue Haus," welches für den Kaiser gebaut wurde. Als es fertig war, war er schon erlöst. Napoleon hat es nie bewohnt. Jetzt ist's einem invaliden englischen Hauptmann überwiesen, der zugleich das ganze zu Longwood gehörige Feld in Pacht hat und es durch einen Afterpachter bewirthschaften läßt. Er nimmt von jedem Besucher Longwood's eine Taxe von 3 Gulden und der industriöse Ritter äußert gern, dieser Bonaparte trage ihm mehr ein, als alle Kühe in seinem Stalle. –

Der Besuch von Napoleon's Grab erfordert eine Spezialerlaubniß vom englischen Gouverneur und sie wird oft verweigert, gleichsam als ob man den Mann noch im Tode fürchtete.

Die Stätte liegt eine halbe Stunde von Longwood. Der Weg, ein enger Pfad, geht durch tiefe Schluchten und zwischen Felsen hin. Der Ruheplatz selbst ist ein kleiner Bergkessel, von Basaltwänden umschlossen, ein todtenstilles, melancholisches Plätzchen, mit niedrigem Moos und dichtem kurzen Gras bewachsen. Es hat einen einzigen Zugang. Die Mitte des Raumes ziert eine Trauerweide. Da, unter ihren weitüberhängenden Zweigen, ist das Grab, von einem schmucklosen eisernen Geländer umfaßt, bedeckt von einer Platte aus Sandstein, ohne Inschrift. Ein paar Kaktusstauden und Rosenbüsche, welche die Hand der Gräfin Bertrand[30] herpflanzte, sind aus Mangel an Pflege verdorben. Der Wächter bei dem Todten ist ein alter englischer Sergeant, der schon den Lebenden bewacht hat.

Bekannt ist, daß der treue Bertrand mit eigener Hand eine Inschrift in den Stein meißeln wollte; der Kerkermeister aber, Sir Hudson Lowe[31], es nicht duldete, aus Furcht, Bertrand möchte sich der unlegitimen Benennungen Napoleon und Kaiser bedienen. Der Mann war consequent.

---

[25] Als Lever (frz. se lever, aufstehen) bezeichnete man in Kreisen des Hochadels den im Schlafzimmer stattfindenden Morgenempfang; hier allg. im Sinne von Empfang.

[26] Henri-Gratien, comte Bertrand (1773–1844), einer der engsten Vertrauten Napoléons.

[27] Charles Tristan, marquis de Montholon (1783–1853), Generaladjutant Napoléons.

[28] Siehe hierzu S. 8, Anm. 8.

[29] Der ir. Arzt Barry Edward O'Meara (1786–1836).

[30] Élisabeth-Françoise Bertrand geb. Dillon (1785–1836).

[31] Sir Hudson Lowe (1769–1844).

CCLXXXIV

NAPOLEON'S GRAB

Für das Universum, nach der Natur gez. am 16. Sept. 1838 v. E. v. L.

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CCLXXXIII

ST. HELENA

* Longwood, Napoleon's Wohnung. Nach der Natur gez. v. E. v. L.

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 9-13, 13-16 u. 67.

CCLXXXV. Berlin.

Nicht mehr Völkerfluth stürzt an die starrenden Klippen, gebrochen,
Jetzt zu den Wolken empört, jetzt zu der Tiefe gesenkt.
Ruhig ist's Meer, und platt ist die Zeit, und die Völker
Sitzen im warmen Gemach, spinnen, bau'n Rüben im Feld;
Geh'n zum Geschäft, und vertrau'n den gefälligen Schützern des Hafens,
Die mit dem eisernen Schild schirmen, wenn Zephyr nur haucht.
Also gedeihen die Städte, gedeihet die Kunst und jeglich Gewerbe,
Und vom Gewinne erfreut, opfert's Geschlecht und lobsingt.[32]

Berlin, nächst Wien die größte Stadt in Deutschland, Hauptstadt der preußischen Monarchie und Residenz des Königs, nimmt die Mitte einer von Natur unfruchtbaren, eintönigen Sandebene ein, durch die sich langsamen Laufs die trübe, doch kahnbare Spree windet. Berlin's Lage ist die ungeschickteste, welche man für die Hauptstadt eines großen Reichs wählen konnte. Sein dennoch fast beispielloses Großwachsen und Aufblühen ist das Werk außerordentlicher Verhältnisse und wird genährt durch die Anwesenheit des Hofs, aller höchsten Behörden, der wichtigsten Landes-Institute und der Centralisation einer Menge von Staatskräften, welche in Berlin, ihrem gemeinschaftlichen Focus, fortwährend wirksam sind. Noch in unserer Zeit hat Berlin durch die Ausbildung großartiger Gewerbe neue und mächtige Stützpunkte für sein Gedeihen erhalten und sich den Titel einer Fabrikstadt zu dem einer königlichen Residenz erworben. Den Grund dazu hatte schon der große Kurfürst[33] gelegt, der durch die Aufnahme von vielen tausend gewerbfleißigen Protestanten, welche die kurzsichtige Intoleranz des 14. Ludwigs[34] aus Frankreich vertrieb, seine Hauptstadt mit einem Fond von gewerblichem Sinn ausstattete, der reiche Frucht trägt.

Bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war Berlin verhältnißmäßig klein und häßlich. Die Stadt stand auf dem linken Spreeufer und nahm kaum den fünften Theil ihres heutigen Raums ein. Friedrich Wilhelm I.[35] entwarf einen umfassenden Plan zur Vergrößerung der Residenz, der von Friedrich dem Großen[36] erweitert und mit der Energie ausgeführt wurde, welche das Thun dieses großen Mannes charakterisirt. Friedrich ließ den ungeheuern, 4 Stunden im Umfang messenden, damals zu ⅘ noch leeren Raum des heutigen Berlin's mit Mauern umgeben, füllte ihn mit Prachtgebäuden an, und in einer kurzen Reihe von Jahren erschuf er seinem Reiche die schönste Hauptstadt Europas. Er versäumte ebenfalls kein Mittel, die Bevölkerung zu vermehren, und lockte Leute, die Capital und Gewerbfleiß besaßen, aus allen Gegenden seines Reichs und Deutschlands herbei. Dennoch blieb die Einwohnerzahl lange Zeit für die Größe der Stadt dürftig, und gar nichts Ungewöhnliches war es, daß eine einzige Familie von

---

[32] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[33] Friedrich Wilhelm von Brandenburg (1620–1688), seit 1640 Markgraf von Brandenburg, Erzkämmerer und Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches, Herzog in Preußen, Pommern und Kleve sowie Fürst in Minden und Halberstadt.

[34] Ludwig XIV. (frz. Louis XIV; 1638–1715), seit 1643 König von Frankreich.

[35] Der „Soldatenkönig" Friedrich Wilhelm I. (1688–1740), seit 1713 König in Preußen, Markgraf von Brandenburg und Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches.

[36] Friedrich II. (1712–1786), seit 1740 König *in* und ab 1772 König von Preußen und seit 1740 Kurfürst von Brandenburg. Der unsignierte Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Neues elegantestes Conversations-Lexicon für Gebildete aus allen Ständen. – Herausgegeben im Verein mit einer Gesellschaft von Gelehrten von Dr. O. L. B. Wolff, […]. – Zweiter Band. […]" (Leipzig: Ch. E. Kollmann 1835).

mäßigem Einkommen einen Pallast bewohnte. Aus gleicher Ursache haben auch so viele der prächtigsten Straßen aus jener Zeit Gebäude mit zwar sehr langen Fronten, aber nur 2 Stockwerken, und dieses Mißverhältnis nebst der absichtlichen Verschwendung des Raums, wird um so auffallender, je breiter gemeinlich jene Straßen angelegt sind. – Die gegenwärtige Volksmenge, einschließlich der Garnison, ist 260,000; die Zahl der Häuser etwa 7000, welche sich in 6 sogenannte Städte (Berlin, Köln, Friedrichswerther, Neustadt, Friedrichsstadt und Friedrichs-Wilhelmsstadt) und in 5 Vorstädte (Königs-, Spandauer-, Stralauer-, Oranienburger und Louisenstadt) auf beiden Spreeufern und den zwischenliegenden Inseln des Flusses gruppiren. 40 Brücken verbinden die Stadttheile. Straßen zählt man 250, Märkte 25, und der Gesammtumfang mag etwa 5 Stunden betragen. Vergleicht man Berlin mit andern Hauptstädten, so verhält es sich ungefähr zu: London wie 1 = 9, Paris 1 = 4, Petersburg 1 = 2, Moskau 1 = 2 ⅓, Rom 1 = 1 ½, Neapel 1 = 1 ¾, Wien 1 = 1 ½, Madrid 1 ¼ = 1, Lissabon 1 = 1 ½, Constantinopel[37] 1 = 2 ½.

Berlin ist auf den Effekt gebaut, und dieser concentrirt sich wieder zur höchsten Kraftäußerung in einigen verhältnißmäßig kleinen Räumen, wo, wie auf beifolgendem Bilde, die schönsten architektonischen Zierden der Hauptstadt zusammen gestellt sind. Auf lange Dauer haben die wenigsten Anspruch; denn massive Gebäude gehören zu den Ausnahmen. Fast alle sind von Backsteinen und die Dekorationen daran von vergänglichem Stuck. Größere und schwer zu beseitigende Nachtheile gehen für Berlin aus der durchaus ebenen Lage hervor, welche mehr oder weniger die Stagnation von der Gesundheit schädlichen Miasmen[38] und Feuchtigkeiten verursacht, die sich von einer großen Bevölkerung fortwährend absondern. Die Friedrichsstraße z. B. hat bei mehr als ¾ stündiger Länge kaum 13 Zoll[39] Neigung von einem Ende zum andern. Daher ist im Hochsommer, wenn die von der Sandebene zurück geworfenen Strahlen der Sonne eine drückende Hitze verbreiten, die Atmosphäre manchmal unerträglich und alle anwendbaren Luftreinigungsmittel sind nicht im Stande, das große Uebel völlig zu entfernen. Daß den meisten Straßen Trottoirs fehlen, ist auch ein fühlbarer Mangel, den man in einer Hauptstadt, wie diese, am wenigsten erwarten sollte.

Der bloße Tourist kann die Merkwürdigkeiten Berlin's recht bequem in 14 Tagen beschauen, und wer nichts weiter sucht, wird sich dann langweilen. Wer aber mehr um der Menschen, als um der Schau ihrer Werke willen reist, der findet, wenn er nur sonst mit den nöthigen Eigenschaften ausgerüstet herkömmt, leicht Eingang in jene anziehenden, hochgebildeten literarischen Zirkel, wo ihm Männer begegnen, die Deutschland als seine größten Zierden verehrt und deren Kreis das Gouvernement, eben so liberal als verständig, stets zu erweitern strebt. Die Namen von Enke[40], des Astronomen, von Savigny[41], des Juristen, Raumer's[42], des Geschichtsforschers, Humboldt's[43], des Reisenden, Ritter's[44], des Geographen, Ehrenberg's[45], des Naturforschers, kennt und würdigt die ganze wissenschaftliche Welt. Schwerer zugänglich ist der Kreis jener Fraction der Gesellschaft, in welcher, neben Bildung,

---

[37] Veraltet für İstanbul/Istanbul (altgriech. Βυζάντιον, Byzántion; lat. Byzantium, griech. Κωνσταντινούπολις, Konstantinoúpolis; osman. قسطنطينيه, Kosṭanṭiniye bzw. استانبول, Istānbūl; türk. İstanbul); von 1453 bis 1923 Hauptstadt des von 1299 bis 1922 bestehenden Osmanischen Reiches (osman. دولت عليه, Devlet-i ʿAlīye, „der erhabene Staat") bzw. der Türkei.

[38] „Miasma (griech. μίασμα, míasma) bedeutet so viel wie ‚übler Dunst, Verunreinigung, Befleckung, Ansteckung' und bezeichnete vor allem eine ‚krankheitsverursachende Materie, die durch faulige Prozesse in Luft und Wasser entsteht'" (Wegner, Wolfgang: Miasma. – In: Enzyklopädie Medizingeschichte, Berlin/New York: De Gruyter 2005, S. 985).

[39] 1 Zoll = 2,54 cm.

[40] Johann Franz Encke (1791–1865).

[41] Friedrich Carl von Savigny (1779–1861).

[42] Der Verwaltungsjurist, Historiker und Politiker Friedrich von Raumer (1781–1873).

[43] Der Naturforscher, Weltreisende und Schriftsteller Alexander von Humboldt (1769–1859). Der nach einer Vorlage von Carl Joseph Begas (1794–1854) von Johann Leonhard Raab (1825–1899) geschaffene Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Bildnisse berühmter Deutschen [sic!]. Dreißig Blätter. […]" (Leipzig: Breitkopf & Härtel 1850-1861).

[44] Carl Ritter (1779–1859).

[45] Der Botaniker Carl August Ehrenberg (1801–1849).

zugleich der Rang des Fremden in die Wagschale gelegt wird: und jene überschwängliche Gastfreundschaft, welche z. B. den österreichischen und brittischen Adel auszeichnet, ist bei der Berliner Aristokratie gar nicht zu suchen. Letztere ist keineswegs sehr begütert, und wenn eines oder das andere ihrer Glieder ja ein großes Haus macht, so ist das eine Ausnahme, welche nur die Regel bestätigt. Militärischer Rang und Uniform waren von jeher in Berlin gültige Einlaßkarten für die höchsten Cirkel; sie sind's auch noch, obschon das einst damit verknüpfte ausschließliche Recht ein verlornes ist. – Der Kern der Bevölkerung, die Mittelklasse, Kaufleute, Fabrikanten, Rentiers etc., zeichnet sich, mit dem nämlichen Stande in andern Städten verglichen, durch wissenschaftliche und gesellschaftliche Bildung aus; hierzu gesellt sich aber Hang nach Luxus, der auf Kosten des Wohlstandes Befriedigung findet. Vermögensammeln ist nicht Sache des Berliners und der Handels- und Gewerbstand ist bei aller ihm eigenthümlichen Thätigkeit doch nicht reich. – Die untern Classen endlich haben laxe Sitten und vergnügungslustigen, verschwenderischen Sinn mit allen Hauptstädtern gemein. – Ueberraschen kann es daher nicht, daß die Zahl der Berliner Armen sehr groß ist; über 15,000 Menschen, ein volles Achtzehntel der Bevölkerung, fordern Unterstützung von der öffentlichen Mildthätigkeit. Der Pauperism ist während der letzten Jahre in einem so beunruhigenden Grade gewachsen, daß von der städtischen Armencommission außerordentliche Mittel angesprochen werden mußten, seinen Forderungen zu begegnen. Außer der Behörde sind eine Menge Privatvereine unausgesetzt thätig, nützliche Beschäftigung für die Arbeitsfähigen zu ersinnen und die Immoralität in der furchtbarsten Quelle zu verstopfen. Als wohlthätigste Anstalt hat sich in dieser Beziehung eine Stiftung des Kriegsraths Krantz[46] (1794), das Bürgerrettungs-Institut, erwiesen. Aufhülfe unschuldig verarmter Bürger ist sein Zweck, und mehre der ehemaligen Pfleglinge sind jetzt seine thätigsten und freigebigsten Glieder. – Für Förderung von Wissenschaft und Kunst geschah in Berlin jederzeit sehr viel und die Menge öffentlicher Institute und Privatvereine zu diesem Zwecke ist so groß, daß die Aufzählung aller ermüden würde. Obenan steht die weltberühmte königliche Akademie der Wissenschaften, die bei weitem die wichtigste der derartigen Anstalten in Deutschland ist; sodann die Akademie für bildende Kunst und mechanische Wissenschaften mit ihren Schulen; der Kunstverein; die militärisch-medizinisch chirurgische Akademie; die Thierarzneischule, 2 Seminarien für Schullehrer-Bildung, eines für Missionaire etc. etc. Die hiesige Universität[47] mit einer langen Reihe berühmter Lehrer ist eine der am meisten besuchten in Deutschland. Die Zahl aller öffentlichen Schulen übersteigt hundert. 5 Gymnasien, mehre Gewerbschulen, polytechnische Schule etc. etc. öffnen jedem Stande die Wege zu höherer Ausbildung. Zu diesem regen Treiben für Erlangung und Verbreitung von Kenntnissen tragen über 400 Schriftsteller bei, und der Verlags-Buchhandel ist nächst dem Londoner, Pariser und dem Leipziger der größte in der Welt.

Als deutsche Fabrikstadt steht Berlin gegenwärtig in der vordersten Reihe; und wirklich kenne ich keine, die ihm den ersten Platz streitig machen könnte. In mehren Manufakturzweigen, in einigen Shawlgattungen z. B., in Posamentierarbeiten[48], in Bändern, in Bijouterien von Eisenguß etc., hat es keine, selbst nicht die englische Conkurrenz zu fürchten, und es hält in allen Welttheilen Markt. 5000 Stühle beschäftigen Tuch-, Wollen- und Baumwollen-Zeuge allein, 1200 die Bandmanufakturen; die Porzellain- und Steingutfabriken haben über 500 Arbeiter; Zuckerraffinerien, Papierfabriken etc. etc. über 2000. Die Fabrikation lakirter Blechwaaren, feiner Korbflechterarbeiten etc. steht in großartigem Betrieb. Die Fertigung von Putz, Stickereien etc. beschäftigt über 10,000 weibliche Hände.

Zu dieser gewerblichen Größe, die immer zunimmt, gesellt sich Berlin's freudige Entwicklung als Handelsplatz, eine Entwickelung, die, von Seiten des Gouvernements mit Vorliebe gepflegt und auf das kräftigste unterstützt, der Hauptstadt eine neue Aera des Gedeihens und des Glanzes verheißt. – Durch die Spree und ihre Canäle ist sie mit Oder und Elbe schon längst verbunden; aber diese Hebel des

---

[46] Das Berlinische Bürger-Rettungs-Institut war 1796 nicht von Kriegsrat August Friedrich Cranz (1737–1801) gegründet worden (der antiaufklärerische Journalist hatte bereits 1786 Berlin verlassen, um seinen Gläubigern zu entgehen), sondern von Oberjustizrat Otto Nathanael Baumgarten (1745–1802).

[47] Siehe hierzu S. 33ff.

[48] Sammelbezeichnung für textile Schmuckelemente, wie Zierbänder, gewebte Borten, Fransenborten, Kordeln, Litzen, Quasten, Spitzen aller Art, überzogene Knöpfe u. Ä.

Verkehrs müssen, so bedeutend sie an sich sind, bei der Betrachtung der Ungeheuern Vortheile in den Schatten treten, die Berlin als künftigem Centralpunkt eines ganz Mittel-Europa verknüpfenden Eisenbahnkreuzes erwachsen werden, dessen Endpunkte bei Danzig, Stettin, Lübeck, Hamburg, Amsterdam und Antwerpen; am Mittelrhein; und über Breslau auf der Linie der Libau-, Warschau-, Wien-, Triest-, Mailänder-Bahn zu suchen sind. Ein Blick auf die Karte und auf den von Preußens Staatsregierung mit Umsicht, Klugheit und Beharrlichkeit verfolgten, dem Beobachter längst nicht mehr verschleierten Plan genügt, um begreifen zu lernen, welches Glück Berlin aus der frühesten und thatkräftigsten Benutzung eines Communikationsmittels erwachsen muß, das bestimmt ist, dem Welthandel neue Bahnen anzuweisen und Ländern und Nationen bisher unbekannte Erwerbsquellen wie mit einem Zauberschlage in Menge zu öffnen. –

Eigentlicher Markt ist Berlin gegenwärtig nur für Getreide und Wolle und seine Wollmesse ist die besuchteste in der Welt. Der Umsatz auf derselben übersteigt 6 Millionen Thaler. – Als Börse war von jeher Berlin blos von sekundairer Wichtigkeit, da seinen Operationen die Capitalkräfte abgehen, welche andere Plätze, z. B. Frankfurt, Wien, Amsterdam etc. zu so großen Unternehmungen befähigen, die allein im Stande sind, auf den Gang der Course selbstständigen Einfluß zu üben. Zudem steht, bei m Verkehr mit Staatspapieren, (den preußischen ausgenommen) Berlin, als östlicher Grenzpunkt dieses Handels, schon wegen seiner geographischen Lage im Nachtheil gegen andere Plätze, und es hat dieser Umstand bei manchen Conjunkturen so bedeutende Capitalverluste herbeigeführt, daß dadurch der Credit des Platzes selbst erschüttert wurde.

Die nebige Ansicht stellt eine der schönsten Parthieen im Innern der Hauptstadt dar. – Der Gensd'armenplatz ist eine Anlage Friedrich's des Großen. Die eine Seite desselben nimmt das große Schauspielhaus ein, und 2 Kirchen[49] von eleganter Structur, die frei auf demselben stehen, machen eine malerische Wirkung. Bei Anlaß von zwei später erscheinenden Bildern werde ich diese unvollständige Skizze ergänzen.

[49] Der „Deutsche Dom“ und der „Französische Dom“; beide waren zwischen 1780 und 1785 nach Plänen von Carl von Gontard (1731–1791) erbaut worden. Der Deutsche Dom wurde bei einem der Luftangriffe auf Berlin 1943 durch einen Brand zerstört und von 1983 bis 1996 wiederaufgebaut. Der Französische Dom wurde im 2. Weltkrieg am 7. Mai 1944 zerstört und zwischen 1981 und 1987 wiederaufgebaut.

CCLXXXV

J. H. Vickers del. C. Heath sc.

DER GENSDARMEN-MARKT

im Berlin

Aus d. Kunstanst d. Bibliogr. Inst. in Hildbn. Eigenthum d. Verleger

CCLXXXVII

C. Heath sc.

DAS KÖNIGL. SCHLOSS
in Berlin

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CCLXXXVI. Das königliche Schloss in Berlin.

Das königliche Schloß ist schon lange nicht mehr die Residenz König Friedrich Wilhelms III.[50] Es ist vom Kronprinzen[51] bewohnt. Der Monarch selbst lebt in einem bescheidenen Hause neben an, dem Zeughause gegenüber, in bürgerlicher Stille und Einfachheit. Im läuternden Feuer der Leiden und des Unglücks hat sein philosophischer Geist die Vorurtheile des Standes abgestreift, und statt in Flitter und Tand kleidet er den Fürsten in das ernste, dunkelfarbige Gewand der schweren Pflicht. Der König, ein Greis, und seit vielen Jahren körperlich leidend, trägt nicht leicht an der Last des Regenten; er trägt sie bei verminderter Kraft mit von Jahr zu Jahr erhöheter Aufopferung und Resignation. Ich rede von der Person des Fürsten. Von Preußens Politik rede ich nicht; die Zeit wird sie richten.

Die innere Einrichtung von des Königs kleiner Wohnung trägt den eigenthümlichen Stempel seines Geistes. Preußisches Erzeugnis und Machwerk ist Alles an und in derselben, von der Dachsparre bis zu den Gemälden, die seinen Speisesaal schmücken, und dem Stahle seines Degens. Nur seine Kunstliebe gestattet Ausnahmen. Statuen von Canova[52] z. B., unter diesen die berühmte Hebe, schmücken einige Gemächer. – Des Königs Wohnzimmer und sein Arbeitscabinet tragen den Charakter der Einfachheit. Im kleinen Schlafzimmer steht ein schmales, hölzernes Feldbett ohne Vorhänge, ohne Zierrath. Hier schläft der Monarch. Keiner seiner Unterthanen ruht von seinen Sorgen auf einem einfachern Lager aus. Das ehemalige Schlafzimmer von des Fürsten unvergeßlicher ersten Gemahlin, der Königin Louise[53], stößt an das seinige. Noch ist's wie am Tage ihres Todes. Kleidungsstücke liegen auf einem Tischchen neben dem Bette; aufgeschlagen darauf die Bibel. – Die Fürstin von Liegnitz[54], des Königs zweite Gemahlin, eine Dame vortrefflichen Charakters, wohnt in einem andern Hause gegenüber.

Friedrich Wilhelm III: von Preußen (siehe hierzu S. 20, Anm. 50).

Die Lebensweise des alten Monarchen ist streng geregelt. Alles hat seine Stunde. Der Vormittag gehört fast ausschließlich der Arbeit. Mit dem Schlage Eins ißt er; ein paar Schüsseln schlichte, einfach bereitete Bürgerkost. Fährt er aus, so geschieht's in einem zweispännigen, alten Wagen: – jeder Regierungsrath hat einen bessern. Seine Garderobe ist nicht viel reicher, als die seines großen Vorfahren, des „alten Fritz," und wie reich die war, weiß Jeder. Feind von Gepräng und leerem Pomp, und haushälterisch mit seinen großen Einkünften, nicht um zu geizen, sondern um wohlzuthun, zu helfen, zu trösten und Gutes und Nützliches zu unterstützen im ganzen Reiche; sparsam mit der Zeit, die kein Mensch gewissenhafter anwendet, liebt der König Hof-Feste nicht; sie sind folglich selten und finden immer nur in den Festgemächern des großen Schlosses statt. Dort werden auch die Levees[55] gehalten, und die Personen, welche daran Theil nehmen sollen, sind im Voraus bestimmt; sie werden erwartet und bedürfen der besondern Einladung nicht. Es war eine Zeit, wo die strengste Etikette den preußischen Hof charakterisirte und wo z. B. keine

---

[50] Friedrich Wilhelm III. (1770–1840), seit 1797 König von Preußen und als Markgraf von Brandenburg zudem Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches bis zu dessen Auflösung im Jahre 1806. Der nach einer Vorlage von Franz Krüger (1797–1857) von Johann Friedrich Bolt (1769–1836) angefertigte Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Gothaischer genealogischer Hof-Kalender auf das Jahr 1828 – Fünf und Sechzigster Jahrgang" (Gotha: J. Perthes [1827]).

[51] Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861), vom 7. Juni 1840 bis 7. Oktober 1858 König von Preußen.

[52] Der berühmte ital. Bildhauer Antonio Canova (1757–1822).

[53] Königin Luise von Preußen geb. Prinzessin zu Mecklenburg (1776–1810).

[54] Auguste Gräfin von Harrach (1800–1873); sie erhielt mit der Eheschließung am 9. November 1826 den Titel Fürstin von Liegnitz und Gräfin von Hohenzollern.

[55] Siehe hierzu S. 11, Anm. 25.

Dame des Zutritts gewiß war, die den heraldischen Beweis hochadeliger Geburt nicht bei sich führte. Sie ist vorüber. Die Fesseln der alten Etikette sind in der That nirgends vollständiger abgeworfen, als am Hofe des Königs Friedrich Wilhelms III. –

Das Schloß ist unter verschiedenen Regenten und von verschiedenen Baumeistern aufgeführt und unstreitig unter allen fürstlichen Residenzen Deutschlands das größte und schönste.

Sonst hieß es die Burg, lag in Cöln, an der Spree, und war befestigt. Der Brandenburger Kurfürst, Friedrich II.[56], legte dazu 1443 den Grundstein. Ueberreste dieses Gebäudes sind noch die „alte Kapelle“ und der so genannte „grüne Hut,“ welche Theile des jetzigen Schlosses ausmachen. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wurden die Festungswerke abgetragen, und Kurfürst Joachim II.[57] baute auf den Raum derselben eine neue größere Residenz; die alte Burg legte man dabei größtentheils ein. Spätere Fürsten erweiterten die Gebäude noch mehr; eine gänzliche Umwandlung erfuhren sie aber unter den Königen Friedrich I.[58] und Friedrich Wilhelm I., welche, zuletzt unter Schlüter’s[59] Leitung, von 1700 bis 1720, das Hauptgebäude des gegenwärtigen Pallastes aufführten. Das Schloß hat zwei große und zwei kleine Höfe; dessen Länge beträgt 588 Fuß, die Breite 363 Fuß; die Höhe der Hauptgebäude etwa 100 Schuh[60]. Letztere sind in 4 Stockwerke getheilt. Fünf Portale bilden die Zugänge.

Das erste, mit vier korinthischen Säulen geschmückte Hauptportal ist der langen Brücke gegenüber. Der zweite Haupteingang ist der sog. Schloßfreiheit zugekehrt; sein Portal ist eine Copie des Triumphbogens des Septimius Severus[61] in Rom. In dem einen Pfeiler befindet sich eine steinerne Wendeltreppe, innerhalb welcher die bei den Werder’schen Mühlen angelegte Wasserkunst hinaufgeht. Sechs freistehende Säulen römischer Ordnung reihen sich auf der Hofseite zu beiden Seiten dieser Durchfahrt. – Gegen den Lustgarten zu werden die schön gespannten Gewölbe des dritten Thors von 24 dorischen Säulen getragen. – Zu der Haupttreppe des Schlosses, einem Wunderwerk der neuern Baukunst, führt ein besonderer Prachteingang vom Hofe her, der von Außen mit Säulen und Statuen dekorirt ist. Man tritt in eine mit Bildern und Skulpturen ausgestattete Vorhalle, die durch zwei hohe Geschosse reicht; an der einen Seite derselben führt eine Wendeltreppe mit Stufen, auf der andern ein ebenfalls wendeltreppenförmiges Plano inclinito[62] zwischen Wänden von Marmor hinauf zum großen Schweizersaale. Gallerien, im ersten Geschosse von gekoppelten dorischen Säulen, im zweiten von Arkaden getragen, laufen aus dem Treppenhause um den halben inneren Schloßhof. Zu dieser trefflichen Anlage machte Schlüter den Entwurf. An der Spreeseite steht der älteste Schloßtheil, recht pittoresken Ansehens, mit halbrunden Thürmen, Balkonen, Erkern und Vorsprüngen. Unsere Abbildung zeigt diese Façade.

Die innere Eintheilung des Pallastes hat vor vielen den Vorzug, doppelte Zimmerreihen zu besitzen. Außer den Wohnungen der königlichen Familie enthält es die grandiosen Räume für öffentliche

---

[56] Friedrich II. von Brandenburg (1413–1471), von 1440 bis 1470 Markgraf von Brandenburg sowie Erzkämmerer und Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches.

[57] Joachim II. Hector (1505–1571), seit 1535 Kurfürst von Brandenburg und Erzkämmerer.

[58] Friedrich I. (1657–1713), seit 1688 als Friedrich III. Markgraf von Brandenburg und Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches und souveräner Herzog in Preußen nahm er 1701 als König den Namen Friedrich I. an.

[59] Andreas Schlüter (ca. 1659–1714). Im 2. Weltkrieg wurde das Berliner Schloß zwar beschädigt und brannte teilweise auch aus, hätte aber jederzeit wiederaufgebaut werden können. Im Jahr 1950 beschloß jedoch die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands (SED) auf ihrem III. Parteitag, das Gebäude vollständig zu beseitigen, um an seiner Stelle den Marx-Engels-Platz für Großdemonstrationen anzulegen. Anstelle des Schlosses wurde zwischen 1973 und 1976 der „Palast der Republik“ nach Plänen von Heinz Graffunder (1926–1994) errichtet, der zwischen 2006 und 2008 abgerissen wurde. Unter Verwendung rekonstruierter Fassaden- und Gebäudeteile des ehemaligen Berliner Schlosses wurde seit der Grundsteinlegung am 12. Juni 2013 ein Neubau am ursprünglichen Standort errichtet, der 2020 fertiggestellt werden konnte heute und das „Humboldt Forum“ beherbergt.

[60] Eigentl. ist Schuh nur eine andere Bezeichnung für das Längenmaß Fuß.

[61] Lucius Septimius Severus Pertinax (146–211), seit 193 römischer Kaiser.

[62] Wohl in der Art der in der Regel relativ gemäßigten Steigung einer schiefen Ebenen.

und feierliche Staatshaltungen und für die Hoffeste. Letztere zeigt der Kastellan den Fremden. Die prachtvollste Parthie ist der sogenannte Rittersaal mit dem königlichen Throne. Aber interessanter sind jene Zimmer, welche der große Friedrich einst bewohnt hat. Sie nehmen einen Theil des ersten Stocks in dem auf den Schloßplatz stoßenden Flügel ein. Möbels, Einrichtungen etc. sind meistens noch aus Friedrich's Zeit. – Im obern Stock des Lustgarten-Flügels gehört eine lange Zimmerreihe dem Kunstkabinet an und besonders sehenswerth ist dessen historische Abtheilung. Ehrfurcht schüttelt den Beschauer beim Anblick des Gypsabgusses, der vom Todten-Angesicht Friedrich's II. genommen worden; mit Ehrfurcht sieht er andere Reliquien des großen Monarchen und seiner Heldenschaar; und mit nicht geringerer Ehrfurcht wird der Denker das rohe Modell einer holländischen Mühle betrachten, welches Peter der Große[63] mit eigner Hand fertigte, während er in den Niederlanden als Schiffszimmermanns-Geselle arbeitete. Die Holzschnitzereien von der Hand Dürer's[64] und anderer großen Meister; die Silber-, Gold- und Elfenbein-Skulpturen und die Mosaiken von berühmten florentinischen und römischen Künstlern sieht man nirgends so schön und in solcher Menge als hier. Die frappanteste Zusammenstellung aber ist in einem Cabinet. – Friedrich der Große, so treu, als ob er lebte, in Wachs geformt, sitzt dort auf seinem gewöhnlichen Sessel an seinem Arbeitstisch; Lieblingsbücher liegen aufgeschlagen vor ihm und darneben die treue Tabaksdose, sein Spazierstock, seine Flöte und das letzte Taschentuch, ein häßlich gestopfter Lappen. Seine Kleider sind die nämlichen, welche er in den letzten 2 Jahren trug; die alte mit Schnupftabak bestreute gelbe Weste, die gelben Hosen und die blaue, roth aufgeschlagene Uniform von ordinairem Tuch, deren geflicktes Unterfutter Zeugniß treuen und langen Dienstes ablegt. Sein Degengehänge ist an einer Stelle zerrissen; der alte Held hat's mit Siegellack schlecht zusammengeklebt; und dieser Figur gegenüber liegen – wer kann's errathen? – alle Orden Napoleon's. Die Preußen eroberten sie bei Waterloo[65] in dem Feldwagen des Fliehenden. Diese im Brilliantfeuer strahlenden Ehrensterne, Geschenke der Freundschaft und der Hochachtung oder auch der Furcht vor dem großen Kaiser in den Tagen seines Glanzes, sind aus den nämlichen Händen, welche, als die Sonne jener Tage sank und der Abend kam, sich vereinten, ihn zu stürzen. ***Mirabile visu!***[66]

[63] Peter I. der Große (russ. Пётр I Вели́кий, Pëtr I Velíkij; 1672–1725), von 1682 bis 1721 Zar und Großfürst von Rußland und ab 1721 der erste Kaiser des Russischen Reichs.

[64] Albrecht Dürer d. J. (1471–1528).

[65] Am 18. Juni 1815.

[66] Lat., „erstaunlich zu sehen".

CCCIII

DAS BRANDENBURGER THOR
in Berlin

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildburghausen.

Eigenthum der Verleger

CCCIII. Das Brandenburger Thor in Berlin.

Im klassischen Alterthume war die Kunst eines der mächtigsten Mittel, um auf die Bildung der Völker zu wirken. Großartige, architektonische Anlagen, ausgestattet mit Statuen von Göttern und Helden, oder mit den Bildwerken ihrer Thaten, prangten in allen Städten Griechenlands und Roms, und vergegenwärtigten des Staates Herrlichkeit und Macht. Auf der Burg von Athen z. B. fand man in ideenreicher Ordnung Alles versammelt, was fähig war, dem atheniensischen Volke die höchste Meinung von seinem Ich einzuflößen und es zum edelsten Stolze zu entflammen; und nicht nur in Rom, nicht nur in Italien, auch in allen größern Orten Galliens, Spaniens, der afrikanischen und asiatischen Provinzen baueten Consuln, Triumvirn und Kaiser, namentlich Cäsar[67], August[68] und dessen Nachfolger jene prächtigen Foren mit Tempeln und Triumphbögen, und stellten die Statuen der großen Römer in ihren Hallen auf.

Lange hat es gedauert, ehe germanische Cultur den Versuch irgendwo erneuerte, die Kunst jener edlen Bestimmung zurückzugeben, und erst in neuester Zeit ward man sich des Zwecks wieder klar und bewußt. Eine Nachahmung versuchte zwar Ludwig XIV.; doch nur aus Eitelkeit und Prunksucht, ohne Ahnung eines edleren Motivs. Er schmückte sein Paris und Versailles mit jenen großartigen, architektonischen Anlagen aus, die immer noch bewundert werden. Ihm folgte Friedrich der Große, der in Potsdam Versailles neu auflegte, und Berlin mit jener 4000 Fuß langen und 166 Fuß breiten Straße, der schönsten in der Welt, zierte, die wegen ihrer vierfachen Allee von Linden, womit sie bepflanzt ist, den Namen „unter den Linden“ führt. Sie ist schnurgerade, und endigt in dem sog. Pariser Platz, den der colossale Triumphbogen des Brandenburger Thors verschließt. Auch zu dieser Anlage entwarf Friedrich II. den Plan; die Ausführung fiel jedoch seinem Nachfolger zu. Langhans[69] baute ihn 1789–1790 nach dem Muster des Propyläums der Atheniensischen Acropolis. Er macht eine 200 Fuß breite und 80 Fuß hohe Colonnade, mit 4 Pforten und einem Hauptthor. Basreliefs schmücken die Metopen[70], Darstellungen des Kampfes der Lapiden und Centauren[71]. Auf der Zinne des Bogens steht die herrliche Quadriga – die Siegesgöttin mit dem Viergespann, in der Rechten das eiserne Kreuz mit Preußens Adler haltend. Dieß schöne Werk, aus getriebenem Kupfer gefertigt, führte Napoleon 1808 als Trophäe nach Paris. 1814 holten die preußischen Heere, wie einst die griechischen Helden das goldene Vließ, ihr Heiligthum im Triumphe wieder.

---

[67] Gaius Iulius Caesar (100–44 v. Chr.; ermordet).

[68] Augustus (eigentl. Gaius Octavius; 63 v. Chr.–14 n. Chr.), seit 13 n. Chr. der erste römische Kaiser.

[69] Carl Gotthard Langhans (1732–1808).

[70] Als Metope (griech. μετόπη, metópē, „zwischen der Öffnung [der Triglyphen]“) wird in der Architektur der Raum zwischen zwei Triglyphen (eine Platte am Fries der dorischen Ordnung mit zwei vollen inneren und zwei halben äußeren Rillen) im dorischen Fries bzw. im Triglyphenfries bezeichnet. Die Metopen als separierte Einzelbilder, die in der Regel höchstens drei Figuren aufnehmen konnten, stellten meist Einzelszenen eines größeren Zusammenhangs dar.

[71] Zur Hochzeit des Lapithenkönigs Peirithoos (griech. Πειρίθοος, Peiríthoos) mit der schönen Hippodameia (griech. Ἱπποδάμεια, Hippdámeia) waren auch die wilden Kentauren (griech. Pl. Κένταυροι, Kéntauroi; Sing. Κένταυρος, Kéntauros), Menschen mit Pferdeleibern, eingeladen. Als während der Feier der betrunkene Kentaur Eurytion (griech. Εὐρυτίων, Eurytíōn) versuchte, der Braut Gewalt anzutun, schnitten ihm die Lapithen kurzerhand Nase und Ohren ab und schleiften den Blutenden zur Tür hinaus. Daraufhin kam es zu einer unerbittlichen Schlacht zwischen Gastgebern und Gästen, in der die Lapithen schließlich, auch dank der Hilfe des Helden Theseus (griech. Θησεύς, Thēseús), die Oberhand behielten.

P. Ahrens gez.

SANS SOUÇI

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 277-284, 296-300, 312-318 u. 321-323.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. 125-128, [129]-[133], [133]-137 u. [217]-222.

Sanssouci.

Auf einer mäßigen Anhöhe vor dem brandenburger Thore der Stadt Potsdam liegt das Schloß Sanssouci, das als Lieblingsaufenthalt Friedrichs des Großen zu einem europäischen Namen gelangt ist. Hier hielt der „Philosoph von Sanssouci", wie Friedrich sich selbst gern nannte und genannt wissen wollte, seine berühmten, durch Geist und Witz gewürzten Gastmähler mit seinen vertrauten Freunden und ausländischen gelehrten Gästen; hier verfaßte Friedrich, der Schriftsteller, eine gute Zahl seiner Schriften, Gedichte und Briefe; hier musicirte Friedrich, der Virtuos, auf der Flöte, mit den Mitgliedern seiner Kapelle, darunter Meister wie Quantz[72] und Fesch[73]; hier empfing Friedrich, der Monarch, die Gesandtschaften fremder Mächte; hier sann Friedrich, der Diplomat, Kombinationen und Allianzen zur Vergrößerung des von ihm aus einem der kleinsten Königreiche zu einer Macht ersten Ranges erhobenen Reiches aus; hier brütete Friedrich, der Feldherr, über Plänen zu neuen Feldzügen oder Revuen; hier verfaßte Friedrich, der Gesetzgeber, seine Verordnungen, welche die Rechte und die Wohlfahrt seiner Unterthanen feststellen sollten; hier endlich legte er, fast gänzlich vereinsamt und der Welt überdrüssig, sein müdes Haupt zur Ruhe. Er war es, wie er sagte, „müde, über Sklaven zu herrschen." Mit ihm erlosch das alte heroische Königthum und eine neue Aera begann. Vielleicht hatte er diese selbst vorbereiten helfen; denn obschon er seinen Willen zum eisernen Landesgesetze gemacht hatte, so hatte er, der sich nur als den ersten Diener des Staats betrachtete, in seinen Schriften so tolerante und freisinnige Grundsätze aus gesprochen und, wiewohl er selbst bei der Besetzung aller einflußreichen Stellen im Militär- und Civildienst den Adel begünstigte, dem Bürger und Landmann gegen früher so viele Rechte eingeräumt, daß er sich den Beinamen eines „revolutionären Königs", den man ihm auch wohl beilegte, nicht ganz mit Unrecht verdient hat. Er war schon dadurch revolutionär, daß er sich nicht in der Erhabenheit eines asiatischen Despoten vom Volke absperrte, daß er eine Ehre darein setzte, das Königthum nicht durch äußere Attribute höfischen Pomps, sondern nur durch sein Genie, durch seine hervorragenden persönlichen Eigenschaften zu repräsentiren, daß er endlich, wo es Gerechtigkeit zu üben galt, keinen Unterschied zwischen Hoch und Niedrig machte.

Werfen wir einen Blick auf des Königs Lebensordnung, die er auf Sanssouci inne hielt. Er bezog dieses Schloß gegen Ende des Monats März oder, wenn die Witterung gar zu schlecht war, zu Anfang des April. Der König ging früh schlafen, aber er stand dafür auch früh auf, im Sommer schon um 3 Uhr, selten nach vier Uhr. In seinen alten Tagen schlief er begreiflicherweise länger, theils auch um den

[72] Johann Joachim Quantz (1697–1773), Komponist und Friedrichs Instrumentenbauer sowie Flötenlehrer.

[73] Willem de Fesch (1687–1761).

reichlichen Schweiß abzuwarten, der bei ihm eine Wohlthat der Natur war. Strümpfe, Beinkleider (im-
mer von schwarzem Sammet) und Stiefeln, die selten neu, nie ganz ge-
wichst waren und oft sehr roth aussahen, zog er sitzend auf dem
Bette an, die übrigen Klei- dungsstücke stehend vor dem
Kamine, der früh auch im Sommer geheizt wurde,
um daran Bett und Nacht- zeug vom Schweiße zu
trocknen. Hierauf las er die eingelaufenen Brie-
fe, und er dann wusch sich der König, setzte
in spätern Jahren auch den Hut auf, den er,
außer bei Tische oder wenn er mit Personen
von Range sprach, be- ständig trug. Die Uni-
form legte der König nicht sogleich an, son-
dern er blieb in den Frühstunden in einem
Kasaquin[74] von rei- cherm Stoffe.

Sodann nahm der König den Rap-
port von allen in Pots- dam ab- und einge-
gangenen Fremden und die Armeeberichte entge-
gen, worauf er sich in sein Schreibzimmer begab und
einige Gläser Wasser trank. So war er auch hierbei nicht
unthätig, sondern nahm wäh- rend des Trinkens den berliner
Rapport und Anderes vor. Dann trank er zwei oder drei Tassen
Kaffee[75], mit oder ohne Milch, und blies nach dem Kaffee auf der
Flöte Uebungen, die er auswendig wußte, oder noch öfter phantasirte
er, wobei er oft allerlei Sachen überlegte und selbst über die Ge-
schäfte die glücklichsten Gedanken hatte. Zwischen neun und zehn Uhr las er die Auszüge des Kabinets-
raths, ließ dessen Mitglieder einzeln vor sich und ertheilte ihnen die Antworten auf die eingelaufenen
Briefschaften, welches mit Bleistift wortgetreu auf die Eingaben zu setzen hatten. Nachdem die Kabi-
netsräthe beurlaubt waren, legte der König sein Nachtzeug ab, bestrich sich die Haare mit Pomade, ließ
sich pudern, wusch sich mit einer Serviette Gesicht und Hände und zog sich nun erst die Uniform an,
was Alles wenn er sich nicht barbirte, in fünf Minuten geschehen sein mußte.

Friedrich II. von Preußen
(siehe hierzu S. 14, Anm. 36).

Um zehn Uhr gab Friedrich dem Kommandanten die Parole, welche bei der Parade um elf Uhr
ausgetheilt wurde; beantwortete dann Familienbriefe, sprach Einen oder den Andern, den er gerade be-
stellt hatte, las mit lauter Stimme, übte sich auch wohl, wenn Zeit war, in einigen Konzertstücken, be-
suchte bisweilen die Parade, ging oder ritt spazieren, je nach Laune. Schlag zwölf Uhr mußte angerichtet
sein. Die Befriedigung des Gaumens war des Königs einziger Luxusartikel; doch niemals ist der auf
12,000 Thaler festgestellte Küchenetat vergrößert worden. Uebermäßig stark aß der König nicht, aber
er liebte scharf gewürzte französische und italienische Speisen, doch auch einige echt deutsche Natio-
nalgerichte, wie Schinken und Sauerkohl, und zog sich dadurch öfters Verdaulichkeitsbeschwerden und
Magenkrämpfe zu. In der Regel trank er Bergerac mit Wasser vermischt, auch wohl Moselwein, biswei-
len Champagner und Tokaier. Erlaubten es die Geschäfte, oder war die Gesellschaft besonders anzie-
hend, so dauerte die Tafel wohl bis vier Uhr, selbst noch länger. Alles, was an Witz und geistreichen
Wendungen gesagt werden konnte, floß dann aus seinem Munde; dabei war der Ton seiner Stimme sanft
und etwas leise, seine Lippen bewegten sich mit unaussprechlicher Anmuth, und seine Augen wurden
sanft und milde, so oft er einen Zug von Menschenliebe erzählte oder erzählen hörte. Witzige Antworten
und Einfälle von Seiten der Gäste hatte er sehr gern; plumpe Schmeichelei war ihm durchaus zuwider.

[74] Der Autor meint hier sicherlich eine Casaque, einen weiten, hausrockartigen Herrenmantel.

[75] Der König pflegte, seinen Kaffee mit einem Teelöffel Senf zu verfeinern; zuweilen ließ er ihn auch aus Cham-
pagner aufbrühen.

Auch Cartouche[76] und Catilina[77], pflegte er zu sagen, würden feile Vergötterung gefunden haben, wenn sie Kronen getragen hätten. Kamen vornehme Fremde oder Verwandte zum Besuche, so wurden zwölf, zwanzig, auch wohl dreißig Schüsseln gegeben und, wie die Tafeln bei den Redouten und Musterungen, besonders bezahlt. Seit dem siebenjährigen Kriege und seit die Lebensmittel immer mehr im Preise gestiegen waren, gab der König selbst bei größeren Bewirthungen nicht leicht über acht Schüsseln, wie er sich denn überhaupt seitdem in größeren Tischgesellschaften weniger gefiel.

Nach der Mittagstafel blies der König wieder eine halbe Stunde Flöte und las und kontrasignirte dann die ihm von den Kabinetsräthen geschickten Briefe, die er zuweilen ganz verwarf oder in ganz verändertem Geiste neu abfassen ließ oder auch wohl mit einer jener bekannten nachdrücklichen Randbemerkungen versah, welche den Empfängern nicht gerade sehr schmeichelhaft zu lesen sein mochten. Auch Minister und die vornehmsten Generale, selbst die von fürstlichem Geblüte, waren vor solchen derben Randglossen nicht sicher. Alle Eingaben mußten im Laufe des Tages beantwortet werden. Man hat diese Regelmäßigkeit und Schnelligkeit in der Erledigung der Eingaben oft angestaunt und sehr preiswürdig gefunden; aber diese Pünktlichkeit hatte auch ihre Schattenseiten; denn Uebereilungen waren dabei unvermeidlich und sind auch nur zu oft vorgekommen. Nur bei Todesurtheilen, an die der König überhaupt nur ungern ging, ließ er sich mehr Zeit zur Ueberlegung; er vollzog die Ausfertigung wenigstens nie vor dem zweiten Tage.

Nach dem Kaffee sprach der König Künstler, welche etwa mit ihren Arbeiten bestellt waren, oder er spazierte allein oder in Gesellschaft im Freien, um die Gartenanlagen zu mustern, oder in den Sälen umher; oder er ließ den sogenannten Lecteur kommen, mit dem er, im Saale auf und abgehend, über die neuesten Literaturerzeugnisse, begreiflicherweise meist oder ausschließlich französische, seine Gedanken bis gegen sechs Uhr austauschte. Dabei wurden auch wohl einzelne merkwürdige Stellen aus eben erst erschienenen Schriften vorgelesen, nur daß der König selbst sie dem Vorleser vorlas und diesen nur dann lesen ließ, wenn er heiser war. Gewöhnlich um sechs Uhr ging das Konzert an. Mit den Noten unter dem Arm trat der König in das Konzertzimmer, vertheilte die Stimmen für zwei Violinen, eine Bratsche, ein Violoncell, ein Fagott, ein Fortepiano, und legte sie auch wohl selbst auf die Pulte. Er blies nur Konzerte und Solo's, welche Quantz für ihn verfertigt hatte, öfters auch Flötensolo's von eigener Arbeit. Besonders ausgezeichnet trug der König das Adagio vor. Nach dem Verlust der Vorderzähne hörte er mehr und mehr die Tonkunst zu üben auf, damit verlor er aber auch die Lust, Musik zu hören, und seit dem Bayerischen Erbfolgekrieg[78], aus dem er überhaupt in eben so großer Verstimmung zurückgekehrt zu sein scheint als er ihn ungern begonnen hatte, wohnte er nur selten noch einem Konzerte bei, und suchte dafür Ersatz im Kreise seiner Freunde und literarisch gebildeter Gesellschafter, deren Zahl mit den Jahren freilich immer mehr zusammenschmolz.

Am muntersten und geistreichsten ging es in frühern Jahren bei der Abendtafel her, bei der sich der König auch als Mensch in seiner ganzen geistreichen Liebenswürdigkeit zeigte. Nach dem siebenjährigen Kriege[79] gab der König, inzwischen ernster und noch sparsamer geworden, namentlich aber aus Gründen der Diät, diese sokratischen Gastmähler ganz auf. An ihre Stelle traten freie Unterhaltungen

---

[76] Der berühmte Bandit Louis Dominique Garthausen, besser bekannt als Cartouche (1693–1721; hingerichtet).

[77] Der röm. Politiker Lucius Sergius Catilina (vermutl. 108–62 v. Chr.), bekannt durch die von ihm angezettelte Catilinarische Verschwörung im Jahre 63 v. Chr., mit der er vergeblich versucht hatte, in der römischen Republik die Macht an sich zu reißen.

[78] 1778/79; er war durch den Anspruch Österreichs auf Niederbayern und die Oberpfalz ausgelöst worden, nachdem die bayerische Linie der Wittelsbacher im Jahre 1777 ausgestorben war und das Kurfürstentum Bayern an die pfälzische Linie fallen sollte. Da bei den Kriegsparteien frühzeitig erhebliche Versorgungsprobleme auftraten, kam es auch zu keinen nennenswerten Kriegshandlungen. Wegen der schlechten Verpflegung und der daraus resultierenden ständigen Beschlagnahme von Nahrungsmitteln wurde er auch „Kartoffelkrieg“ bzw. „Zwetschgenrummel“ genannt. Er gilt als der letzte Kabinettskrieg der Frühen Neuzeit.

[79] Der Siebenjährige oder auch 3. Schlesische Krieg von 1756 bis 1763 war eigentl. ein weltumspannender Konflikt, an dem alle europ. Großmächte beteiligt waren, und der sich bis nach Nordamerika auswirkte. Preußen nutzte diesen internationalen Konflikt, um sich Schlesien ebenso unrechtmäßig wie endgültig auf Kosten Österreichs anzueignen.

mit seinen Vertrauten, bei denen sich Laune und Witz ungebunden gehen ließen, von Seiten des Königs selbst bis zur Derbheit und Ausgelassenheit.

Nach der Entlassung seiner Gesellschafter stellte Friedrich sich vor den Kamin, zog sich, bis auf die Beinkleider und Stiefeln, selbst aus, legte sich das Nachtzeug an und schlief, immer ohne Licht und ganz allein, mehrentheils bald ein. Doch hatten zwei Hoflakaien im Vorzimmer die Wache, denen er klingelte, wenn er ein Glas Wasser oder sonst etwas begehrte. Gustav Adolfs[80] Bildniß war das einzige Gemälde im königlichen Schlafzimmer von Sanssouci.

Man kann von Friedrichs Leben auf Sanssouci nicht sprechen, ohne auch seiner Lieblingshunde zu gedenken. Friedrich hatte beständig drei bis vier Windspiele, unter denen eins immer wieder der Lieblingshund war, um sich, und er sorgte für sie mit einer fast übertriebenen Zärtlichkeit Der Lieblingshund lag an der Seite seines Herrn auf einem besonders ihm dazu angewiesenen Stuhle, und schlief im Bette des Königs; des Lieblingshunds Gesellschafter dagegen mußten des Abends das Zimmer verlassen und kamen des Morgens beim Wecken wieder. Fuhr der König nach Berlin, so folgten die Hunde in einem eigenen von sechs Pferden gezogenen Wagen und nahmen den Vordersitz ein, während der sie begleitende Lakai allemal auf dem Rücksitze saß. In den Zimmern von Sanssouci fanden sie zu ihrem Zeitvertreibe lederne Bälle zum Spielen, und auf den kostbarsten Sopha's und Stühlen durften sie nach Gefallen herumliegen. Noch jetzt zeigt man in den von Friedrich bewohnten Zimmern die von seinen Hunden zerkratzten Ueberzüge. Groß war der Schmerz des Königs bei dem Tode dieser geliebten Geschöpfe, die er dann auf der obersten Terrasse von Sanssouci begraben und die Grabstätten mit Marmortafeln versehen ließ, auf welchen ihre Namen: Thisbe, Diana, Phyllis, Alkmene, Pax, Biche (sein besonderer Liebling), Superbe, genannt Hasenfuß, und Amourette eingegraben sind. Dieser Hundekirchhof befindet sich oben zur Seite des Schlosses gleich hinter dem Grabgewölbe, welches der König für sich ausmauern und mit einer liegenden Flora von Marmor von dem Bildhauer Adam[81] verzieren ließ. Diese Grabstätte ist aber leer geblieben; Friedrich ward nicht in der Nähe seiner vierfüßigen Favoriten beigesetzt; er ruht bekanntlich im Grabgewölbe der Garnisonkirche zu Potsdam[82].

Die letzten Lebensjahre verbrachte der große Mann auf Sanssouci ziemlich freudlos. Fast alle seine vertrauten Freunde, mit denen er entweder den lebhaftesten Briefwechsel geführt oder die er am liebsten um sich gehabt hatte: der Marquis d'Argens[83], Algarotti[84], Sir Andrew Mitchell[85], Baron von Bielefeld[86], Fouqué[87], des Bayardordens Großmeister, der Oberst Quintus Icilius[88], General Krockow[89], Georg Keith[90], bekannter unter dem Namen Lord Marishal, einer von Denjenigen, die er am zärtlichsten liebte, Heinrich le Catt[91], zwanzig Jahre lang des Königs Vorleser, Seydlitz[92], Zieten[93], d'Alembert[94],

---

[80] Gustav II. Adolf (1594–1632; gefallen), seit 1611 König von Schweden.

[81] Der Hofbildhauer François Gaspard Balthasar Adam (1710–1761).

[82] Friedrich II. hatte testamentarisch verfügt, bei seinen Hunden bestattet zu werden; dorthin wurden schließlich am 17. August 1991 seine sterblichen Überreste überführt.

[83] Der frz. Schriftsteller und Philosoph Jean-Baptiste de Boyer, marquis d'Argens (1703–1771), der bei Friedrich den Rang eines Kammerherrn bekleidete.

[84] Der ital. Schriftsteller und Kunstkritiker Francesco Algarotti (1712–1764).

[85] Der engl. Diplomat Sir Andrew Mitchell (1708–1771), der Friedrich auf zahlreichen Feldzügen begleitete.

[86] Der Schriftsteller Jakob Friedrich Freiherr von Bielfeld (1717–1770).

[87] Der preuß. General Ernst Heinrich August de la Motte Fouqué (1698–1774).

[88] Der preuß. Militärschriftsteller Karl Theophil Guichard (1724–1775), der von Friedrich Quintus Icilius genannt wurde.

[89] Wohl Anton Friedrich von Krockow (1714–1778).

[90] Friedrichs enger Vertrauter James Francis Edward Keith (1696–1758).

[91] Henri Alexandre de Catt (1725–1795).

[92] Der preuß. Kavalleriegeneral Friedrich Wilhelm Freiherr von Seydlitz-Kurzbach (1721–1773).

[93] Der preuß. Kavalleriegeneral Hans Joachim von Zieten (1699–1786).

[94] Der frz. Mathematiker, Physiker und Philosoph Jean le Rond D'Alembert (1717–1783).

Voltaire[95] – sie alle stiegen noch vor dem Könige in's Grab; und die Wenigen, die ihn überlebten, waren alt, gebrechlich und abgestumpft wie er. Die inzwischen herangewachsene Generation hatte wenig mehr von dem ungezwungenen, geistvollen, leichten und wohl auch bisweilen leichtfertigen Unterhaltungston, welcher jenen Gesellschaftskreis ausgezeichnet hatte. Friedrich selbst ahnte wohl am besten, daß das neue Geschlecht, namentlich seitdem der nordamerikanische Unabhängigkeitskrieg aufgeklärtere Begriffe von politischer Freiheit und Menschenrecht in Umlauf gesetzt hatte, ganz anderen Tendenzen zustrebe.

Er selbst empfand bei seinem lebhaften Temperament und energischem Charakter die Gebrechlichkeiten des Alters schwer, ohne dies freilich seine nächsten Umgebungen sehr merken zu lassen; er beklagte sich über seine „abgenutzte Hülle" und schon 1767 schrieb er an Voltaire: „Man altert hier erstaunlich, mein lieber Voltaire! Seit den vergangenen Zeiten, an die Sie sich erinnern, hat sich Alles sehr geändert. Mein Magen verdauet beinahe gar nicht mehr, und ich muß daher auf die Soupers Verzicht thun. Ich lese des Abends oder vertreibe mir die Zeit durch Konversation; meine Haare sind weiß geworden, meine Zähne fallen aus, meine Beine sind vom Podagra[96] zu Grunde gerichtet, ich vegetire nur noch und sehe täglich, daß es einen merklichen Unterschied macht, ob man 40 oder 56 Jahre alt ist."[97] Er klagt in Briefen späterer Jahre, daß er fühle, wie seine Kräfte sich verlören und sein Feuer erlösche, aber er gesteht zugleich, daß er „immer heiter und bei guter Laune"[98] sei, und als auch diese gute Laune mehr und mehr abnahm, tröstete er sich mit den Worten Marc Aurels[99]: „Man unterwerfe sich Allem, was die ewigen Gesetze der Natur uns zu ertragen auferlegen, ohne Murren."[100] Graf Ségur[101], der ihn im Jahre 1785 besuchte, schildert den greisen König mit den Worten: „Mit lebendiger Neugierde betrachtete ich diesen Mann, der, groß von Genie, fein von Statur, gekrümmt und gleichsam unter der Last seiner Lorbeeren und seiner Strapazen gebeugt war. Sein blauer Rock, abgenutzt wie sein Körper, seine bis über die Knie hinaufreichenden langen Stiefeln, seine mit Schnupftabak bedeckte Weste bildeten ein wunderliches und doch imponirendes Ganzes. An dem Feuer seiner Blicke erkannte man, daß er geistig nicht gealtert hatte. Ungeachtet er sich wie ein Invalide hielt, fühlte man doch, daß er sich wie ein junger Soldat schlagen könne. Trotz des kleinen Wuchses erschien er dem geistigen Auge doch größer als alle anderen Menschen."[102] Welche bezaubernde Liebenswürdigkeit der königliche Invalide noch im Jahre 1784 entwickeln konnte, das bezeugt der Marquis von Bouillé[103], der von ihm sagt: „Kein Mensch aus der besten Gesellschaft in Europa hatte im Privatverkehr mehr Feinheit, Umgänglichkeit und einnehmendere Sitten; sehr wenige Philosophen und Gelehrte hatten mehr Bildung und ausgebreitetere Kenntnisse: seine unterrichtende und anziehende Unterhaltung war durch lebhaften und pikanten Scherz erheitert; die Freundlichkeit, die Liberalität und Duldsamkeit fügten einen neuen Reiz hinzu, da er einem Jeden vergönnte, frei mitzusprechen, und wer einige Stunden sich mit Friedrich unterhalten, fand seinen Geist gewachsen, seine geistigen Kräfte entwickelt und fühlte sich in gewisser Art elektrisirt."[104]

Trotzdem sein Leiden zuletzt in die Wassersucht überging, die ihm große Beschwerden verursachte, fuhr er doch fort, seine königlichen Pflichten auf's Gewissenhafteste zu erfüllen, von den Depeschen seiner Minister, Generale und der auswärtigen Gesandten Kenntniß zu nehmen und sich mit seinen Kabinetsräthen zu besprechen. Einer seiner letzten Bescheide ist der vom 1. August 1786, worin es unter

---

[95] Der frz. Philosoph Voltaire (eigentl. François-Marie Arouet; 1694–1778).

[96] Veraltete Bezeichnung für die Gicht (griech./lat. Urikopathie bzw. Arthritis urica), besonders für die des Fußes.

[97] Zitat aus Johann David Erdmann Preuß' (1785–1868) Werk „Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte […]. – Vierter Band" (Berlin: Naucksche Buchhandlung 1834), S. 229.

[98] Ebd., S. 230.

[99] Marcus Aurelius (121–180), seit 161 römischer Kaiser.

[100] Preuß, Friedrich der Große, wie S. 30, Anm. 97, S. 232.

[101] Der frz. Diplomat Louis Philippe de Ségur (1753–1830).

[102] Preuß, Friedrich der Große, wie S. 30, Anm. 97, 4. Bd., S. 218.

[103] Der frz. Militär François-Claude-Amour, marquis von Bouillé (1739–1800).

[104] Zitat aus Franz Meyers (Lebensdaten nicht ermittelt) „Anekdoten von Friedrich dem Großen. Aus authentischen Quellen gesammelt […]. Drittes Heft" (Quedlinburg u. Leipzig: G. Basse 1839), S. 56.

Anderm heißt: „Die Bauern welche da (im Tilsiter Bruche) angesetzt werden, müssen ihre Güter als eigenthümlich haben, weil sie keine Sklaven sein sollen“[105] – ein Beweis mehr, wie gut Friedrich in seinen letzten Lebenstagen das Wehen und die gerechten Forderungen und Bedürfnisse der neuen Zeit begriff. Nach Erledigung der Geschäfte ließ er seine Gesellschafter kommen, mit denen er sich bis um zwölf Uhr unterhielt. Sein Mittagsessen nahm er in den Tagen seiner Krankheit allein ein und er widmete ihm wie allen Dingen dieselbe Aufmerksamkeit bis zum Ende, so daß er selbst noch bis zum 8. August hin die Speisezettel korrigirte. Nachmittags setzte er sich bisweilen auf seine Terrasse in die Sonne; unterzeichnete dann die auszufertigenden Depeschen, unterhielt sich von fünf bis gegen acht Uhr mit seinen Gesellschaftern, und brachte den übrigen Theil des Abends bis zum Schlafengehen damit hin, daß er sich wieder mit Depeschen beschäftigte und sich von seinem Lecteur Dantal[106] aus Cicero[107], Plutarch[108] und anderen Autoren älterer und neuerer Zeit vorlesen ließ. Nie ließ er ein Zeichen von Schmerz oder Unbehaglichkeit blicken, immer behielt er seine heitere, zufriedene und ruhige Miene und wußte seine Gesellschafter stets aufs Angenehmste und Vertraulichste über die Zeitläufte, die Literatur, die alte und neue Geschichte und vorzüglich über die Landes- und Gartenkultur zu unterhalten. Nachdem er elf Monate lang gegen die sich immer wiederholenden und selten aussetzenden Angriffe des Todes angekämpft, hauchte er am 17. August 1786 früh nach zwei Uhr seine Seele sanft und ohne erschütternden Todeskampf auf Schloß Sanssouci aus.

So lebte und starb auf Sanssouci Friedrich der Große, der letzte wahrhafte Heros und zugleich Philosoph unter den legitimen Monarchen Europa’s.

Wenden wir uns nun von seinem größten Bewohner zu einer gedrängten Schilderung des Gebäudes selbst. Der Grund dazu wurde im Jahre 1745 gelegt, und der Bau nach Friedrichs Idee und dem Plane Knobelsdorfs[109], der auch das berliner Opernhaus erbaute, von den Werkmeistern Hildebrandt[110] und Böhring[111] bis zum Jahre 1747 ausgeführt. Seinen Namen soll das Schloß davon erhalten haben, daß Friedrich, auf die erwähnte, für ihn bestimmte Gruft hindeutend, einmal zum Marquis d’Argens sagte: „*Quand je serai là, je serai sans souci*.“[112] Es erhebt sich auf dem Plateau der sogenannten Terrasse von Sanssouci, einer etwa sechszig Fuß aufsteigenden Anhöhe, von der man eine reizende Aussicht auf Potsdam und dessen wirklich anmuthige Umgebungen genießt. Es ist ein einstöckiges, von kolossalen Karyatiden[113] getragenes, sonst aber einfaches, in der Mitte mit einer Kuppel versehenes Gebäude, das aus drei Theilen besteht: dem eigentlichen Schlosse, der in einer Vertiefung rechter Hand gelegenen Bildergallerie und den Neuen Kammern oder dem Kavalierhause zur linken Hand. Das Innere, dessen Einrichtung größtentheils noch von Friedrich II. her geblieben, ist sehenswerth, aber nur in Abwesenheit des Hofes zugänglich. Da sind das Audienzzimmer, das Konzertzimmer, das Schlafgemach Friedrichs des Großen mit den Büsten Julius Cäsars und Marc Aurels, das Bibliothekzimmer, der Marmorsaal, auf 26 Säulen ruhend, der Saal von Gypsmarmor, mit korinthischen Säulen, die kleine Gallerie mit schönen antiken Bildsäulen und einigen hundert Gemälden aus der niederländischen Schule. Die ausgezeichnetsten Kunstwerke, welche früher das Innere des Gebäudes schmückten, sind freilich gegenwärtig dem Neuen Museum in Berlin einverleibt.

Friedrich Wilhelm IV., der diesen Ruhesitz seines großen Ahnen vor den andern Schlössern sehr bevorzugte und ihn zu seiner Sommerresidenz erhob, hat einzelne Theile des Schlosses, namentlich aber das zum Aufenthalt der Fremden und höhern Hofchargen bestimmte Kavalierhaus mannigfaltig

---

[105] Preuß, Friedrich der Große, wie S. 30, Anm. 97, 4. Bd., S. 259.

[106] Charles Dantal (1759–1799).

[107] Marcus Tullius Cicero (106–43 v. Chr.; ermordet).

[108] Der griech. Biograph und Essayist Plutarch (griech. Πλούταρχος, Ploútarchos; ca. 45–ca. 125).

[109] Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff (1699–1753).

[110] Carl Ludwig Hildebrandt (ca. 1720–1770).

[111] Johann Gottfried Büring (1723–nach 1788).

[112] Frz., „Wenn ich einmal dort liegen werde, werden mich keine Sorgen mehr plagen.“

[113] Eine Karyatide (griech. καρυάτιδα, karyátida, „Frau aus Karyai“ [bei Sparta]) ist in der Architektur die Skulptur einer weiblichen Figur mit tragender Funktion.

verschönert, im östlichen Eckpavillon des neuen Orangeriehauses den Rafaelsaal mit Kopien nach Rafaels[114] Meisterwerken einrichten, besonders aber den ursprünglich im französischen Geschmack angelegten Garten, dessen ganzes Gebiet mit allen Zugehörigkeiten auf einen Umfang von nicht weniger als sechs Meilen[115] geschätzt wird, durch Lenné[116] nach Art eines englischen Parks umgestalten lassen. Ueberaus prächtig ist der Anblick der Hauptfontaine, die ein Bassin von 130 Fuß Durchmesser hat und einen 117 Fuß hohen Strahl wirft, und der dahinter sich erhebenden mit Orangen- und Lorbeerbäumen besetzten neuen Terrassen von 120 Stufen. Der Garten bietet die herrlichsten An- und Aussichten, enthält viele Marmorstatuen und birgt in seinem Innern ferner das Japanische Haus, den Freundschaftstempel mit der Statue der Markgräfin von Baireuth[117], Friedrichs Schwester, das Mausoleum mit dem Marmorbildniß der Königin Luise von Rauch[118], die Neptuns- oder Muschelgrotte, die Villa Augusta der Fürstin Liegnitz u. s. w. An dem äußersten Westende des Gartens erhebt sich das Neue Palais.

Hinter dem Kavalierhause befindet sich die geschichtlich berühmte Windmühle von Sanssouci, für die König Friedrich II., weil sie die Aussicht hemmte und die Gegend verunzierte, einen hohen Preis bot, um sie wegräumen zu lassen. Als der Besitzer in den Verkauf nicht willigte, ließ Friedrich mit seiner landesherrlichen Autorität drohen, worauf der Müller erwiederte: „Ja, wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre.“ Friedrich bezeigte seine Achtung vor dem Gesetz, und ließ den eigensinnigen Müller im Besitz seiner Mühle, welche Friedrich Wilhelm III.[119] dann zum ewigen Gedächtniß ankaufte. Uebrigens soll der Müller nur, um das Angebot des Königs zu einer ungerechtfertigten Höhe zu steigern, sich so hartnäckig gezeigt und später seinen Eigensinn bitter bereut haben.

Herm. Marggraff[120].

---

[114] Raffaello Sanzio da Urbino (1483–1520).

[115] Hier dürfte schwerlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint sein.

[116] Der preuß. Hofgärtner Peter Joseph Lenné (1789–1866).

[117] Markgräfin Wilhelmine von Brandenburg-Bayreuth geb. von Preußen (1709–1758).

[118] Christian Daniel Rauch (1777–1857).

[119] Siehe hierzu S. 20, Anm. 50.

[120] Hermann Marggraff (1809–1864), ein vom Vormärz geprägter Journalist und ab 1853 Chefredakteur der „Blätter für literarische Unterhaltung“.

Die Universität in Berlin.

Die altpreußische Heer- und Drillmaschine, nicht mehr vom Geiste des großen Friedrich beseelt und in allen Fugen und Schrauben eingerostet, war an dem Unglückstage von Jena, der freilich in gewissem Sinne für Preußen auch ein Glückstag, ein Tag der Wiedergeburt werden sollte, so zertrümmert worden, daß sich später nur noch einzelne kleine Stücke in Ostpreußen vorfanden, die dann allerdings in ihrer Vereinzelung bei Eylau und bei der Belagerung von Danzig ihre Brauchbarkeit unter geschickter Leitung darthaten. Der Friede von Tilsit zertrümmerte dann die preußische Monarchie, die sich mit ihrem Heere ihrer moralischen wie physischen Hauptstärke beraubt sah, und reducirte sie auf die Hälfte des Ganzen. Und auch dieses Bruchstück ihrer selbst blieb noch längere Zeit in der Gewalt der übermüthigen Sieger und von ihnen besetzt, den fürchterlichsten Aussaugungen und den empörendsten Drangsalen und Verhöhnungen preisgegeben. Man fühlte nun die Nothwendigkeit, daß ein neuer Geist geweckt und im Mittelpunkt der Monarchie, in Berlin, concentrirt werden müsse, damit von diesem Lichtherde aus seine Strahlen sich weiter verbreiteten, und so gründete man die berliner Universität.

Zwar fehlte es in Berlin bereits nicht an wissenschaftlichen Anstalten und wissenschaftlichen Kräften, die eine gute Grundlage für den Auf- und Ausbau einer Universität hergeben konnten; ja schon seit Friedrichs des Großen Tagen konnte Berlin gewissermaßen als die geistige Hauptstadt Deutschlands und namentlich Norddeutschlands gelten. Allerdings gehörten gerade die größten deutschen Dichter und Denker des vorigen Jahrhunderts nicht Berlin an, oder doch nur vorübergehend, aber Berlin war der Sitz der Aufklärung in politischen wie in religiösen Dingen; nirgends war es erlaubt, freier zu denken und zu sprechen; die Bevölkerung war intellektuell regsam und lern- und wißbegierig; Privatvorlesungen, wie die von Fichte[121], Schleiermacher[122], den Gebrüdern Schlegel[123], wurden von den höchstgestellten Männern und Frauen zahlreich besucht, und eine Menge geistig belebter Kreise hatten sich gebildet, in denen Fragen der Kunst, Literatur und Wissenschaft, ja auch wohl politische und religiöse Fragen in lebhafter und anregender Weise erörtert wurden. Selbst die Mängel der socialen Zustände, die zum Theil mit fehlerhaften oder veralteten Einrichtungen in Staat und Kirche zusammenhingen, wurden nirgends so lebhaft gefühlt und besprochen, als in den berliner Salons. Die Censur war gegen das gedruckte Wort verhältnißmäßig liberal; das gesprochene Wort hatte gar nichts zu fürchten; es war im besten Sinne des Worts frei wie der Vogel in der Luft, und die kecksten Meinungen, die schärfsten kritischen Ausstellungen konnten sich zu Tage wagen, ja sie durften auf um so größern Beifall rechnen, je verwegener sie waren.

Der Gedanke, in einer so geistig lebendigen Stadt eine Universität zu gründen und die schon zahlreich vorhandenen wissenschaftlichen Anstalten und Hülfsquellen in einer Haupt- und Mutteranstalt zu concentriren, lag nahe, aber erst in den Tagen des Unglücks sollte der Plan, wenn auch auf etwas anderer Grundlage, zur Reife kommen. Man fühlte das Bedürfniß, durch verbessernde Umgestaltung und Wiedererneuerung im Innern sich ein geistiges Uebergewicht in Deutschland zu gründen und der erste deutsche Staat in intellektueller Hinsicht zu werden.

Dies hat Niemand schlagender ausgedrückt als der König Friedrich Wilhelm III.[124] selbst, der zwar kein Mann der Initiative war, aber wo man ihm den Anstoß zu etwas Tüchtigem und Richtigem gab, mit seinem gesunden Menschenverstande das Vortheilhafte eines zweck- und zeitgemäßen Vorschlags bald erkannte, ihn im richtigen Sinne auffaßte und zu seiner Ausführung bereitwillig die Hand bot. Als nämlich die Professoren Schmalz[125] und Froriep[126] nach dem Frieden von Tilsit[127] dem Könige

---

[121] Der Philosoph Johann Gottlieb Fichte (1762–1814).

[122] Der prot. Theologe Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher (1768–1834).

[123] Der Literaturhistoriker und Indologe August Wilhelm von Schlegel (1767–1845) sowie dessen Bruder, der Schriftsteller Friedrich von Schlegel (1772–1829).

[124] Siehe hierzu S. 20, Anm. 50.

[125] Der Kameral- und Rechtswissenschaftler Theodor von Schmalz (1760–1831).

[126] Der Gynäkologe Ludwig Friedrich von Froriep (1779–1847).

[127] Am 7. und 9. Juli 1807, der den 4. Koalitionskrieg (1806–1807) zwischen Preußen sowie dem Russischen Kaiserreich einerseits und dem Französischen Kaiserreich andererseits beendete.

Das UNIVERSITÄTSGEBÄUDE in BERLIN

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

in Königsberg die Bitte vortrugen, die Universität Halle nun über die Elbe und zwar nach Berlin als dem geeignetsten Ort zu verlegen, sagte der Monarch: „Das ist recht! das ist brav! der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat.“[128] Nachdem man das Soldatenschwert hatte senken müssen, griff man zum Schwerte des Geistes, dieser oft nur unsichtbar wirkenden, aber schärfsten aller Waffen. Gerade dieser Waffe war Napoleon, der Mann der Gewalt, trotz seines militärischen Genies und seiner zahlreichen, kriegsgeübten und tapfern Truppen nicht gewachsen. Er hatte in Frankreich den Geist in Ketten geschlagen, und er konnte demzufolge dem in Deutschland und namentlich in Preußen erwachenden und sich gegen ihn erhebenden Geiste keine Armee geistiger und moralischer Kräfte gegenüberstellen. Napoleon haßte die Männer der Idee, die von ihm sogenannten „Ideologen“, aber noch mehr als er sie haßte, fürchtete er sie. In seinem eigenen Lande hatte er sie durch alle Mittel der Gewalt unterdrückt; in Deutschland stand diese Macht um so furchtbarer gegen ihn auf im vollen Rüstzeuge moralischer und geistiger Impulse und idealer Demonstrationen. Zu dieser heiligen Legion stellte gerade auch die berliner Universität ihr mächtiges Kontingent.

Wilhelm von Humboldt
(siehe hierzu S. 35, Anm. 131).

Im Allgemeinen fand der Gedanke begeisterte Zustimmung, und die hervorragendsten Männer traten für ihn in die Schranken. Darunter auch Schleiermacher, welcher in seinem im Jahre 1808 veröffentlichten „Gelegentlichen Gedanken über Universitäten im deutschen Sinne“ nachzuweisen suchte, daß der wissenschaftliche Geist nicht aristokratischer, sondern demokratischer Natur sei, daß eine in der Hauptstadt neu zu errichtende Universität der volksthümlichen Sache unter den gegenwärtigen Verhältnissen des Staats einen starken Rückhalt geben, daß die neue Anstalt sich ein weiteres Gebiet unterwerfen werde, als die jetzigen Grenzen des preußischen Staats bezeichneten, und daß die Bestimmung des preußischen Staats von dieser Seite her einen festen und sichern Haltpunkt gewinnen werde.

Im Uebrigen trat ein für die beabsichtigte neue Schöpfung günstiger Umstand ein, der in anderer Hinsicht als ein für die Monarchie ungünstiger betrachtet werden muß. Der Minister Freiherr von Stein[129] mußte bekannlich in Folge französischen Einflusses im Jahre 1808 aus dem Ministerium treten; Graf Dohna[130] erhielt nun das Ministerium des Innern, und Wilhelm von Humboldt[131], der bisherige preußische Gesandte in Rom, ward am 20. Februar 1809 in diesem Ministerium Direktor der Sektion für den Kultus und den öffentlichen Unterricht. Stein war ein großer Patriot ein energischer Charakter, in seiner Art auch ein bedeutender Staatsmann, aber im Grunde doch ein wenn auch liberal gefärbter Hochtory und am wenigsten ein Mann der freien Wissenschaft; schon seine in späterer Zeit sich immer einseitiger gestaltenden religiösen Anschauungen hätten sich mit dem Geiste freier Forschung, der gerade auf dieser Universität vertreten werden sollte, schwerlich gut vertragen. Dagegen war W. von

[128] Theodor von Schmalz (siehe hierzu S. 33, Anm. 125) überlieferte diese Worte in seiner Schrift „Berichtigung einer Stelle in der Bredow-Venturinischen Chronik für das Jahr 1808. – Ueber politische Vereine und ein Wort über Scharnhorsts und meine Verhältnisse zu ihnen […]“ (Berlin: Maurersche Buchhandlung 1815), S. 5.

[129] Der Reformer Heinrich Friedrich Karl Reichsfreiherr vom und zum Stein (1757–1831).

[130] Friedrich Ferdinand Alexander Burggraf und Graf zu Dohna-Schlobitten (1771–1831).

[131] Der Bildungsreformer Wilhelm von Humboldt (1767–1835). Der nach einer Vorlage von Max Carl Krüger (1834–1880) von Johann Leonhard Raab (1825–1899) gefertigte Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Bildnisse berühmter Deutschen [sic!]. Dreißig Blätter. […]“ (Leipzig: Breitkopf & Härtel 1850-1861).

Humboldt der geeignetste Mann, um das Werk in liberaler echt wissenschaftlicher Größe zu fördern und auszubauen. Humboldt, ein Staatsmann von „perikleischer Hoheit des Sinnes“[132], Philosoph, Aesthetiker, Kunstfreund und gelehrter Forscher, war für eine solche Aufgabe wie geschaffen; ihm zumeist verdankt man es, wenn die berliner Universität von vornherein das Gepräge einer wissenschaftlichen Centralanstalt im größten Style erhielt und die Pflanzstätte freier Forschung und freien Denkens auf allen Gebieten wurde. Im Sommer 1809 schrieb er: „Man muß auch am Rande des Abgrunds das Gute nicht aufgeben. Ich arbeite mit ununterbrochenen Eifer fort, und wie schlimm auch die Sachen kommen könnten, sehe ich doch den Zeitpunkt nicht, wo uns nicht von einer Seite ein lebendiges und nützliches Wirken übrig bliebe.“[133] Diesen, eines praktischen Staatsmanns eines festen Charakters und eines liberalen Gelehrten würdigen Grundsätzen gemäß steuerte er auf sein Ziel los mit der ganzen ihm eigenen Entschiedenheit, aber auch mit der ihm gleichfalls eigenen Klugheit, mit der er alle kleinen und großen Hindernisse hinwegzuräumen wußte, die seine Geduld und Seelenstärke oft genug auf eine harte Probe stellten.

Auf Wilhelm von Humboldt’s Betrieb ward noch zu Ende des Sommers 1809 den vier Lehrern: Wolf, Schleiermacher, Schmalz und Fichte, die Erlaubniß ertheilt, im Palais des Prinzen Heinrich von Preußen[134], das man wegen seiner Räumlichkeiten und seiner vortrefflichen Lage inmitten der schönsten öffentlichen Gebäude und Plätze Berlins zum künftigen Universitätsgebäude ausersehen hatte, im nächsten Winter gewissermaßen versuchsweise öffentliche Vorlesungen zu halten; die wirkliche und förmliche Eröffnung der Hochschule sollte erst ein Jahr später folgen. Auf Grund einer Kabinetsordre ward nun eine „Kommission zur Einrichtung der Universität“ niedergesetzt, die aus Uhden[135], Süvern[136] und Schleiermacher bestand und zu der auf W. von Humboldt’s Wunsch auch andere sachkundige Männer hinzugezogen wurden. Hierauf begann man das Heinrich’sche Palais zu Hörsälen einzurichten. Das Lektionsverzeichniß wies 58 Docenten auf, darunter die berühmtesten Lehrer, die glänzendsten Namen der deutschen Wissenschaft, unter ihnen Schleiermacher, Fichte, Wolf, Böckh, Savigny, de Wette[137], Hufeland[138], Gräfe[139], Klaproth[140], Marheineke[141] und viele andere. Am 15. Oktober 4 Uhr Nachmittags im Jahre 1810 versammelten sich auf Einladung des Rektors Schmalz die Dekane und mehrere Professoren zum erstenmale in der Aula. Der Rektor verpflichtete die Professoren durch Handschlag an Eidesstatt zum Gehorsam gegen den König und zur Treue im Beruf; prunkende Aufzüge und pomphafte ceremonielle Feierlichkeiten fanden nicht statt. Friedrich Wilhelm III. war überhaupt kein Freund solcher öffentlichen Schaustellungen, wenn dadurch Ereignisse gefeiert werden sollten, welche bürgerlicher Art waren und keine Entfaltung militärischen Pomps gestatteten; außerdem lebte man in keiner Zeit der Freude; man mußte sich überall auf’s Knappste behelfen und alle unnöthigen Ausgaben zu vermeiden suchen; endlich erschien es wohl auch gerathen, durch zu glänzende und zu sehr in die Augen fallende Feierlichkeiten die Aufmerksamkeit Napoleons nicht allzusehr rege zu machen. Ohnehin betrachtete dieser sicherlich die junge Schöpfung mit nicht sehr günstigen Augen; er konnte es unmöglich gern sehen, wenn die Zahl der Pflanzstätten deutscher „Ideologie“ wieder um eine vermehrt würde, und zwar in der Haupt- und Centralstadt der preußischen Monarchie selbst; er mußte in ihr ein neues Bollwerk an

---

[132] Der klass. Philologe August Böckh (1785–1867) in seiner Rede „Etwas über Wilhelm von Humboldt, gesprochen in der öffentlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften am 9. Juli 1835“, die in Theodor Mundts (1808–1861) Zeitschrift „Literarischer Zodiacus. Journal für Zeit und Leben, Wissenschaft und Kunst. September 1835“ (Leipzig: Gebr. Reichenbach), S. [165]-170 (Zitat: S. 167), veröffentlicht wurde.

[133] Zitat aus einem Brief an den Altphilologen Friedrich August Wolf (1759–1824) vom 28. Juli 1809 aus „Wilhelm von Humboldt’s gesammelte Werke. – Dritter Band“ (Berlin: G. Reimer 1843), S. 272.

[134] Prinz Friedrich Heinrich Ludwig von Preußen (1726–1802).

[135] Der Archäologe Wilhelm Uhden (1763–1835).

[136] Der Schulpolitiker Johann Wilhelm Süvern (1775–1829).

[137] Der prot. Theologe Wilhelm Martin Leberecht de Wette (1780–1849).

[138] Der Mediziner und kgl. Leibarzt Christoph Wilhelm Hufeland (1762–1836).

[139] Der Mediziner Carl Ferdinand von Graefe (1787–1840).

[140] Der Orientalist Heinrich Julius Klaproth (1783–1835).

[141] Der prot. Theologe Philipp Konrad Marheineke (1780–1846).

der Festung des deutschen Geistes erkennen, um diesen gegen die französischen Usurpationen kräftiger vertheidigen zu können. Die nationale Bedeutung, welche gerade diese Schöpfung hatte, konnte einem Manne von so scharfem politischen Blicke wie Napoleon unmöglich entgehen. Da die Universitäten in fast allen übrigen deutschen Ländern unter französischer Kontrole standen, so war mit Sicherheit vorauszusehen, daß die patriotische deutsche und besonders preußische Jugend in Berlin zusammenströmen und die neue Hochschule für die Wissenschaft zugleich auch eine Hochschule für den deutschen Nationalsinn, den Franzosenhaß und den preußischen Patriotismus werden würde. Befand sich doch Fichte unter den Lehrern, der schon vor Errichtung der Universität in seinen berühmten Reden an die deutsche Nation dem gallischen Geiste den Krieg erklärt hatte.

Ihre nationale Bedeutung hat die berliner Hochschule dann auch im Jahre 1813 bewiesen; man kann von ihr mit Recht sagen, daß sie den Befreiungskrieg recht eigentlich mitgemacht habe. Der Aufruf des Königs bewirkte eine wahre Verödung der Hörsäle; die Studirenden eilten zu den Fahnen, und die Zahl der Immatrikulirten schrumpfte im Sommer 1813 auf ein Häuflein von 28 zusammen. Ein Professor schloß seine Vorlesungen mit den Worten, er hoffe im nächsten Sommer nur vor Krüppeln zu lesen. Auch viele Lehrer der Hochschule zogen mit ins Feld; andere, wie Fichte, der im Jahre 1813 in der Universität seine feurigen Reden „über den Begriff des wahren Kriegs“ hielt, Schleiermacher, Marheineke, Buttmann[142] und Niebuhr[143] mußten sich an den Exercirübungen des Landsturms genügen lassen. Zwar bilden die späteren Schmalz’schen Händel[144], von dem selben Manne ausgehend, der sich um die Gründung der Universität unleugbar große Verdienste erwarb, und die Verfolgung der burschenschaftlich, d. h. deutsch-patriotisch Gesinnten, eine traurige Episode in der Geschichte der berliner Hochschule; auch hat es in den neuesten Jahren nicht an Versuchen gefehlt, die Lehren der Reaktion auch auf dem Katheder einheimisch zu machen; daß aber die berliner Universität dem Geiste, in dem sie begründet wurde, treu geblieben ist, hat sie erst neuerdings bei verschiedenen Gelegenheiten dargethan durch das Organ ihrer Lehrkräfte, unter denen das sowohl wissenschaftlich als politisch-freisinnige Element bei weitem das Uebergewicht behalten hat. Der Franzose A. Geffroy[145] sagte noch jüngst in der „Revue des deux mondes“ mit Recht: noch jetzt sei die berliner Universität ein Herd intellektueller und moralischer Thätigkeit, „*plus ardent que tous ceux des autres universités allemandes*“[146]; diese Hochschule hat nicht aufgehört, ein treuer Abdruck des deutschen und namentlich des preußischen Geistes und der unbefangenen Geschichtsforschung zu sein, und obschon sie einige ihrer größten Namen verloren hat, zählt sie noch heute neben Archäologen, Sprachforschern und Hellenisten wie Gerhard[147], Lepsius[148], Böckh und Bopp[149] Geschichtsforscher wie Ranke[150] und Raumer[151] und frei sinnige Politiker wie Gneist[152], Virchow[153] und Droysen[154]. Eingedenk ihrer glänzenden Wirksamkeit in Vergangenheit

---

[142] Der Pädagoge Philipp Karl Buttmann (1764–1829).

[143] Der Historiker Barthold Georg Niebuhr (1776–1831).

[144] Theodor von Schmalz (siehe hierzu S. 33, Anm. 125) hatte 1815 in einer Flugschrift heftig gegen „politische Vereine“ polemisiert (siehe hierzu S. 35, Anm. 128), was ihm von prominentester wissenschaftl. Seite heftige Kritik eintrug.

[145] Der Historiker und Journalist Auguste Geffroy (1820–1895).

[146] Zitat aus dem Aufsatz « L’agitation réformiste en Allemange » in der « Revue des deux Mondes – XXXIIe Année. – Seconde période – Tome trente-huitième » (Paris : Bureau de la Revue des deux Mondes 1862), S. 112. Höchstwahrscheinlich zitiert aus dem Artikel „Ein Franzose über Deutschland“ in: „Blätter für literarische Unterhaltung – Nr. 14. – 1. April 1862“, S. 262.

[147] Der Archäologe Eduard Gerhard (1795–1867).

[148] Der Ägyptologe Karl Richard Lepsius (1810–1884).

[149] Der Sanskritist und Begründer der Indogermanistik Franz Bopp (1791–1867).

[150] Leopold von Ranke (1795–1886).

[151] Siehe hierzu S. 15, Anm. 42.

[152] Der Jurist Rudolf von Gneist (1816–1895), Gründer des „Vereins für Socialpolitik“.

[153] Der Mediziner Rudolf Virchow (1821–1902), der als liberaler Politiker der Deutschen Fortschrittspartei bzw. der Deutschen Freisinnigen Partei in höchstem Ansehen stand.

[154] Der Historiker Johann Gustav Droysen (1808–1884).

und Gegenwart und einer hoffentlich gleich ruhmvollen Zukunft entgegensehend, hatte daher die Universität Berlin ein vollkommenes Recht, in den Tagen des 14. bis zum 18. Oktober 1860 die Jubelfeier ihres 50jährigen Bestehens zu begehen und bei dieser Gelegenheit die öffentlichen Feierlichkeiten, die bei ihrer Einweihung im Jahre 1810 fehlten, im großartigsten Feststyle nachzuholen.

H. Marggraff[155].

[155] Siehe hierzu S. 32, Anm. 120.

Kroll's Etablissement in Berlin.

In der Nähe des Thiergartens und theilweise von demselben begrenz, erhebt sich ein Palast von mächtigen Dimensionen, worin die Göttin der Lust, die Fee des Vergnügens schon seit langen Jahren ihren Sitz aufgeschlagen hat. Eine schattige Baumallee, die des Abends hell erleuchtet wird, führt uns zu dem Zauberreich und in die Gärten Armidens[156]. Unterwegs begegnen wir zahlreichen Wanderern, jungen Dandys, mit gescheitelten Haaren und sorgfältig gepflegten Bärten, schlanken Gardelieutenants, blasirten Gesandtschaftattachées, gemüthlichen Spießbürgern, reichen Rentiers, Handlungscommis, welche gern den Baron spielen, neugierigen Fremden und über Alles staunenden Kleinstädtern, vornehmen Nichtsthuern und pfiffigen Abenteurern aller Art, falschen Spielern – und Taschendieben. Noch gemischter ist das weibliche Publikum, welches meist in elegantester Toilette erscheint, Damen aus der besten Gesellschaft, dicke Schlächter- und Bäckerfrauen mit ihren rothwangigen Töchtern, reizende Loretten[157] und Repräsentantinnen der Demimonde[158] mit verführerischem Lächeln und herausfordernden oder schmachtenden Blicken. Sie Alle haben nur ein Ziel; sie wollen sich amusiren [sic!] und nirgends amusirt sich der Berliner besser als – bei Kroll.

Herr Kroll[159] selbst lebt nicht mehr; er war ein geborener Breslauer und in seiner Art ein genialer Mann, aber wie den meisten Genies fehlte es auch ihm immer an Geldmitteln. Schon in seiner Vaterstadt hatte er ein ähnliches Etablissement geschaffen, das dem König Friedrich Wilhelm dem Vierten bei seiner Anwesenheit in Breslau so gut gefiel, daß er den Schöpfer desselben einlud, nach Berlin zu kommen und ein derartiges Vergnügungslokal daselbst zu gründen. Herr Kroll folgte dieser königlichen Aufforderung und erbaute mit Hülfe seines gnädigen Beschützers nach den Plänen des Bauraths Knoblauch[160] im Jahre 1843 einen Zauberpalast, wie ihn die Residenz nie zuvor gesehen und weder London noch Paris aufzuweisen hatte. Ganz Berlin war entzückt und kein Mensch konnte ferner auf Bildung Anspruch machen, der nicht bei Kroll gewesen war. Eine wahre Völkerwanderung wälzte sich an jedem Sonntag durch den Thiergarten nach dem neuen Etablissement, man schlug sich um die Plätze, man bezahlte doppelte Preise, um nur Eintritt zu erhalten, man bewunderte die kolossalen Räume, die Pracht der Einrichtung, die von Gold schimmernden Säle, die geschmackvollen Arrangements, die herrliche Musik, die reizenden Feste und Bälle; man amusirte sich mit einem Worte „gottvoll". Aber trotzdem kam Herr Kroll nicht aus seinen ewigen Geldverlegenheiten heraus, die Tageskosten waren ungeheuer, Bedienung und Beleuchtung verschlangen Unsummen. Der Bau war mit geborgtem Gelde geführt worden, das den Gläubigern hoch verzinst werden mußte. Nach und nach stumpfte sich auch der Reiz der Neuheit ab und wenn auch der Besitzer mit unerschöpflichem Talent immer wieder frische Hebel und Zugmittel in Bewegung setzte, so überwogen doch die größeren Ausgaben die noch so bedeutenden Einnahmen und die Zahl der Gläubiger wuchs mit jedem Tage. Vielleicht, ja gewiß wäre es ihm endlich noch gelungen, durch seine rastlose Thätigkeit alle Schwierigkeiten zu besiegen, wenn ihn nicht der Tod mitten in seinen Kämpfen hinweggerafft hätte.

Er hinterließ jedoch eine erwachsene Tochter, die den Geist des Vaters geerbt zu haben schien. Das junge Mädchen führte mit kräftiger Hand und mit männlicher Willenskraft das kolossale Unternehmen und zwar mit entschiedenem Glücke fort, so daß der alte Ruf des Kroll'schen Etablissements unter ihrer Leitung eher noch vermehrt als vermindert wurde, Doch „die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand"[161], und wenige Stunden oder Viertestunden waren hinreichend, den ganzen Prachtbau in Schutt und Asche zu verwandeln[162]. Die Weihnachtszeit pflegte für die Besitzerin die glänzendste

---

[156] Die in Torquato Tassos (1544–1595) Epos "La Gerusalemme liberata" (Parma: Erasmo Viotti 1581) vorkommende sarazenische Zauberin Armida.

[157] Frauen ‚zweifelhafter Moral'.

[158] Frz., Halbwelt.

[159] Joseph Kroll (1797–1848).

[160] Eduard Knoblauch (1801–1865).

[161] Zitat aus Friedrich von Schillers (1759–1805) „Lied von der Glocke", Strophe 11, Zeile 13; erstmals veröffentlicht in dessen „Musen-Almanach für das Jahr 1800 […]" (Tübingen: J. G. Cotta [1799]), S. 259.

[162] Am 1. Februar 1851.

Das KROLL'sche ETABLISSEMENT in BERLIN

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Ernte zu bringen; das Lokal wurde täglich von Tausenden besucht, die gekommen waren, die berühmten Ausstellungen des Hoftapeziers Hiltl[163] zu besuchen, der mit Hülfe von Leinwand, Gaze und Pappe ein Feenreich schuf und die reizendsten Bilder der Phantasie verwirklichte. Durch einen Zufall fiel ein Funke in diese leicht entzündlichen Stoffe, ein Blättchen des Zauberwaldes fing Feuer und die Flamme verbreitete sich mit rasender Schnelligkeit von Baum zu Baum, klomm die künstlichen Felsen von Pappe empor, ergriff die Wolken von Gaze und breitete sich in zwei Minuten über den riesigen Saal vom Boden bis zur goldenen Decke aus. Gluth und Rauch stieg zum Himmel auf und verkündigte den Bewohnern der Stadt den furchtbaren Verlust. Von allen Seiten eilte man zu Hülfe, aber die so reich genährte Flamme spottete aller Anstrengungen; in wenigen Stunden war der Prachtbau zerstört, die herrlichen Säulen und die goldgeschmückten Decken zusammengebrochen, die Götterbilder zerstört, die kolossalen Spiegelwände zertrümmert, die riesigen Gaskronen geschmolzen und zerschmettert. Nur die öden geschwärzten und zum Theil geborstenen Mauern blieben stehen; Schutt und rauchende Trümmer war Alles, was von dem Feenpalast übrig blieb, beleuchtet von der bleichen, winterlichen Februarsonne und umstanden von Tausenden, die herbeigeströmt waren, um zu helfen oder das entsetzliche Schauspiel anzustarren.

Wohl wäre jeder Andere verzweifelt und hätte den Muth verloren, aber Auguste Kroll[164] ließ sich von ihrem furchtbaren Mißgeschick nicht niederschmettern. Obgleich sie kaum mehr gerettet hatte, als das nackte Leben, so faßte sie schon in den nächsten Tagen den festen Entschluß, das Etablissement neu und in einer noch schönern Gestalt wieder aufzubauen, Sogleich ging sie an’s Werk, indem sie eine selbst für einen Mann bewunderungswürdige Energie entfaltete. Ihr Schicksal fand die größte Theilnahme; sie benutzte die vorhandene Stimmung und machte es möglich, daß noch vor Ablauf eines Jahres sich das Kroll’sche Etablissement in seiner jetzigen Gestalt wie ein Phönix aus seiner Asche erhob. Leider war es aber der Besitzerin nicht vergönnt, die Früchte ihrer Anstrengungen und den Lohn ihrer Mühe auf die Dauer zu genießen. Die durch den Neubau nur noch vermehrte Schuldenlast hatte eine solche Höhe erreicht, daß die gerichtliche Subhastation sich nicht länger aufhalten ließ; in deren Folge ging das Grundstück in andere Hände über.

So viel zur Geschichte des Etablissements. Treten wir nun in das Innere, indem wir durch das Eingangsthor schreiten; im Vorübergehen einen flüchtigen Blick auf die hohe Vorhalle und den mit großer Eleganz ausgestatteten sogenannten „römischen Saal“ werfen. Aus diesem gelangt man durch eine Art Vorzimmer in den großen „Königssaal“, der 120 Fuß lang, 90 Fuß breit und 60 Fuß hoch ist und bequem 3000 Personen fassen kann. In demselben befindet sich auch das zierliche Theater, auf den täglich, außer bei besondern festlichen Gelegenheiten, von einer eigenen Schauspielergesellschaft meist Lustspiele, Possen, aber zuweilen auch italienische und deutsche Opern aufgeführt werden. Rings um diesen Saal zieht sich eine Reihe von Logen, die mit dem ausgesuchtesten Comfort, mit Sammtfauteuils, Divans[165] und Spiegeln in Goldrahmen versehen sind. Decke und Wände starren von goldenen Arabesken und Verzierungen, von Bildern berühmter Künstler, Statuen und Karyatiden. Das Auge wird von der Pracht förmlich geblendet, besonders wenn die 1500 Gasflammen der Kronen und Kandelaber ihr helles Licht darüber ausgießen. – Dicht an den Königssaal stößt noch der „Rittersaal“, der besonders für kleinere geschlossene Privatgesellschaften benutzt wird und sich durch seine reizende Dekoration auszeichnet, außerdem ist noch ein besonderes Speisezimmer vorhanden. – Unter diesen Räumen erstreckt sich der sogenannte „Tunnel“, ein unterirdischer Vergnügungsort, fast so groß wie der kolossale Königssaal, aber natürlich weit niedriger und einfacher, in manchen Beziehungen jedoch noch gemüthlicher, da in dieser Unterwelt die „kühle Blonde“ statt des theuren Champagners, die „Schinkenstulle“ statt der Straßburger Gänseleberpastete herrscht und die oben verpönte Cigarre hier geduldet wird.

---

[163] Anton Hiltl († nach 1876).

[164] August Kroll (1821–1907).

[165] Pers. ديوان, divân; osman. ديوان, divān; ursprüngl. die (Rats-)Versammlung, Behörde bzw. Sammlung allgemein (auch die poetischer Werke). Der Begriff wurde dann mit der Zeit auch auf die bequeme Polsterbank (arab. صفة, ṣuffa, „die gepolsterte Ruhebank“; im Osman. bezeichnete صفه, ṣuffa hingegen einen Raum, der an den Wänden mit solchen Ruhebänken ausgestattet war) des Regierungsbeamten übertragen.

An das Gebäude stößt der schöne Garten mit seinen alten Bäumen, schattigen Lauben und der langen Verranda, unter der im Freien gewöhnlich gespeist wird. Wasser und Feuer, die beiden feindlichen Elemente, bieten sich hier die Hand zu zauberhaften Lichteffekten. In den rauschenden Springbrunnen spiegeln sich die hüpfenden Gasflammen und aus den Marmorbassins steigen künstliche Blumen empor, deren Kelche sprühende, leuchtende Feuergraben und Feuerblüthen bilden. In einer lauen Sommernacht, wenn die Wasserkünste rauschen, der silberne Mond durch die dunklen Wipfel der alten Bäume schimmert und sein magisches Licht mit den tausend und tausend Gasflammen vereint, wenn die elegante Damenwelt in glänzender Toilette durch die breite Mittelallee schwebt, schillernde Libellen und geheimnißvolle Nachtfalter in verschwiegene Laubengänge locken, wenn dazu die berauschenden Klänge des Orchesters schallen und bald ein Straußscher Walzer in wirbelnden Rhythmen aufjauchzt, bald eine Bellinische[166] Melodie in süßer Melancholie ertönt; dann erfährt man erst, welch ein Zauber in diesen Räumen herrscht und warum sich der Berliner nirgends so gut amusirt, wie – bei Kroll.

Von Zeit zu Zeit werden hier sogenannte „italienische Nächte“ veranstaltet, an denen sich besonders unsere weibliche Demimonde betheiligt, während das Herrenpublikum größtentheils unserer jeunesse dorée[167] angehört. Unter der schwarzen Halbmaske und dem verhüllenden Domino bergen sich oft die größten Schönheiten der Residenz; zuweilen benutzt auch eine Frau aus der feineren Gesellschaft das willkommene Incognito und mischt sich unter die bunte Gesellschaft. Es fehlt da nicht an piquanten Abenteuern, an interessanten Begegnungen und manches reizende Kapitel aus den berliner Mysterienspielt bei Kroll. Der Romanschreiber findet hier den reichsten Stoff und kann die besten Sittenstudien machen. – Jene blendende Erscheinung im rothseidenen Domino, die einer Fürstin gleicht und deren Toilette Alles überstrahlt, war vor Kurzem noch ein Blumenmädchen, das Bouquette auf der Straße feil hielt. Ihre Mutter ist eine arme Wäscherin, ihr Vater ein ehrlicher Holzhauer, der im Schweiße seines Angesichts arbeitet, während die Tochter unter den Linden oder in der Leipziger Straße ein prächtiges Hôtel bewohnt und in Austern und Champagner schwelgt. Dort die junonische Gestalt mit dem interessanten, aber bereits etwas verlebten Gesicht war die Gattin eines angesehenen Fabrikanten. Ihre Untreue hat den tüchtigen Mann um den Verstand gebracht. Er sitzt im Irrenhause und sie tanzt bei Kroll. Der junge blasirte Dandy an ihrer Seite erbte von seinen Eltern ein bedeutendes Vermögen, das er zum größten Theil bereits verschwendet hat. Vielleicht schon in einem halben Jahre wird er keinen Heller mehr besitzen und sich eine Kugel durch den Kopf jagen. Der Stutzer an dem Arm der piquanten Brunette ist ein Commis, der seinen Herrn bestiehlt und wahrscheinlich die kurze Lust und den Rausch der heutigen Nacht im Zuchthaus büßen wird. In einer der comfortablen Logen hat sich ein reicher Russe niedergelassen, der mit vollen Händen sein Geld ausstreut; die schönsten Nymphen drängen sich um ihn, der Champagner fließt in Strömen und fröhliches Gelächter, lautes Jauchzen tönt von den reizendsten Lippen, aber der nordische Krösus langweilt sich, seine Sinne sind bereits abgestumpft und das ganze Leben wiedert ihn an. –

Weit eleganter sind jedoch die Winterbälle und besonders die Maskenbälle, welche von Zeit zu Zeit das Corps de Ballet in diesen Räumen veranstaltet. Die reizenden Tänzerinnen, die wirklich künstlerisch arrangirten Aufzüge und Quadrillen, die geschmackvollen Toiletten, das heitere Gewühl der bunten Masken, die oft allerliebsten Ueberraschungen gewähren ein ebenso unterhaltendes als interessantes Schauspiel. Hier wandelt am Arm eines feisten Mönches eine keusche Nonne, hinter deren Schleier eine wegen ihrer Schönheit bekannte Figurantin sich verbirgt, dort schwebt ein reizendes Gärtnermädchen an uns vorüber und bietet uns mit verführerischem Lächeln ihr Sträußchen an. Zu den Klängen der berauschenden Musik tanzen spanische „Matadores“ einen originellen Tanz, indem sie malerisch den rothen Mantel um die schwellenden Glieder drapiren. Zwanzig riesige Champagnerflaschen schwanken durch den Saal und stellen sich zur Quadrille an; ihre grotesken Bewegungen bringen das hellste Gelächter hervor. Plötzlich springen die Attrapen und statt des Schaumes stürzen zwölf der reizendsten Nymphen hervor, die noch mehr berauschen als der feurigste Wein. – Auch das Theater bietet von Zeit zu Zeit eine Fülle von eigenthümlichen Genüssen und Erscheinungen. Die Verwaltung des Kroll’schen

[166] Des ital. Opernkomponisten Vincenzo Bellini (1801–1835).

[167] Frz., goldene Jugend; seit ca. 1794/95 Bezeichnung für Jugendliche, die aus reichen oberen Gesellschaftsschichten stammen, und deren Lebensstil von luxuriösen Vergnügungen geprägt ist.

Etablissements ist stets darauf bedacht, das Publikum durch Abwechslung und neue Reize herbeizulokken und verfolgt dabei ein wahrhaft kosmopolitisches Princip. Bald wird die Bühne von spanischen Tänzern belebt die Castagnetten klappern, die Mandoline ertönt und die feurige Andalusierin tanzt den verführerischen Fandango[168], die schmachtende Madrilena[169] und den sinneberückenden El Ole; bald erscheinen die „Zulu-Kaffern“, die schwarzen Söhne und Töchter des heißen Afrikas, die Kinder der Natur mit krausen Haaren, weißen Zähnen, blitzenden Augen und Körperformen, die an den Apoll von Belvedere[170] erinnern. Sie machen dem Chinesen Platz, der mit steifem Zopfe und mandarinischer Würde das Vorbild eines Berliner Geheimraths scheint. Aber auch an wirklich bedeutenden künstlerischen Leistungen läßt es das Kroll’sche Theater nicht fehlen; hier entzückten die Leistungen des berühmten Violinspielers Bazzini[171], der Gebrüder Wieniawski[172], des kleinen Klavierspielers Napoleon[173], der, im besten Sinne des Wortes ein Wunderkind, der Liebling unserer Damenwelt wurde. Auch das recitirende Lustspiel hatte besonders in früherer Zeit ausgezeichnete Kräfte aufzuweisen, wie den Komiker Triebler[174], den bekannten Charakterdarsteller und Lustspieldichter Görner[175], welche Beide jetzt eine Zierde des Hamburger Stadt- und Thaliatheaters sind.

Der Glanzpunkt des Kroll’schen Etablissements fällt in die Weihnachtszeit, wo Jahr aus Jahr ein die sogenannten Ausstellungen stattfinden. Dann verwandeln sich die schönen Säle in wahrhafte Feengärten und Zauberreiche. Die Wände bekleiden sich mit den reizendsten Landschaften, die uns bald nach der Alhambra, bald nach den Urwäldern Amerikas, bald nach den erhabenen Alpen der Schweiz versetzen. Hier ladet uns ein verschwiegener Kiosk mit rauschendem Springbrunnen zum Verweilen und zum Träumen ein, dort ruhen wir in einer Sennhütte aus und genießen den Anblick des Vierwaldstädter Sees. Ein Schritt und wir stehen in einer chinesischen Pagode, oder gar im Palaste des himmlischen Kaisers selbst, der uns von seinem goldenen Throne gnädig nickt. – – Im Königssaale wird zur Weihnachtszeit gewöhnlich auf dem Theater eine für diese Gelegenheit eigens geschriebene Zauberposse mit großartiger Ausstattung gegeben, die hauptsächlich für das kleine Publikum der Kinderwelt berechnet ist. Da erscheint das holde Rothkäppchen, das vom bösen Wolf gefressen wird, Schneewitchen bei den guten Zwergen, der gestiefelte Kater, der durch seine Klugheit seinen armen Herrn zu einem Prinzen macht, böse und gute Feen, Zauberer und Ungeheuer, wunderschöne Genien mit Rosenkränzen und kleine Engel mit bunten Flügeln, Schlangen, die sich in liebliche Frauen verwandeln, Rasenbänke, die mit den darauf sitzenden Personen davonfliegen, Bauerhütten, die plötzlich zu Palästen werden, und Fürstenschlösser, die zusammenstürzen und unter ihre Trümmer den bösen Tyrannen begraben. – Aber auch im Tunnel ist eine neue Bühne entstanden, auf der freilich nur Puppen spielen, die aber sich der besonderen Gunst des Publikums erfreuen, da dessen Liebling, der lustige „Kasperle“, hier sein Wesen treibt und durch seine oft derben Späße und politischen Anspielungen die größte Heiterkeit verbreitet. –

Aber auch ernsteren Zwecken dient zuweilen das riesige Lokal; hier versammelt sich der polytechnische Verein, dem unsere Industrie zu großem Danke verpflichtet ist, und feiert sein Stiftungsfest mit sinnigen Reden und heiteren Gesängen. Hier wurde von Tausenden Schiller’s[176] Jubiläum in gehobener Stimmung begangen und das Andenken des Dichterheros mit begeisterten Worten geehrt. In

---

168 Vorläufer des Flamenco.

169 Span. la madrileña, eine Bewohnerin Madrids.

170 Beim Apollo (griech. Ἀπόλλων, Apóllōn) von Belvedere handelt es sich um die Kopie einer griech. Marmorskulptur, die Ende des 15. Jahrhunderts in der Villa Neros (37–68; Selbstmord) in Anzio (lat. Antium) wiederentdeckt wurde und seither als ein herausragendes Beispiel klassischer Bildhauerkunst gilt. Sie befindet sich im Statuenhof des vatikanischen Belvedere und ist Teil der Antikensammlung der Vatikanischen Museen.

171 Antonio Bazzini (1818–1897).

172 Henryk (1835–1880) und Józef Wieniawski (1837–1912).

173 Nicht ermittelt.

174 Heinrich Triebler (1830–1875).

175 Carl August Görner (1806–1884).

176 1859 anläßlich von Friedrich von Schillers (1759–1805) 100. Geburtstag.

jüngster Zeit hielt in den stattlichen Räumen der deutsche Nationalverein[177] seine Sitzung und wo sonst nur leichte Melodien erklingen und das Volk sich ganz der trunkenen Lust überläßt, sprachen jetzt von der Tribune die Freunde des Vaterlandes Worte heiligen Ernstes. – So vereint das Kroll'sche Etablissement in seinen Mauern die poetische und patriotische Begeisterung, die höchste Aristokratie des Geistes und die genußsüchtige Menge, den lebenslustigen Jüngling und den ernsten Mann, den Konservativen und den Liberalen, den bornirten Weißbierphilister und den genialen Denker, die Dame der guten Gesellschaft und das geschminkte Weib aus der zweifelhaften Region der Demimonde, unschuldige Kinder und blasirte Greise – es ist eine Welt im Kleinen, ein Berliner Mikrokosmus, der das ganze Leben der Residenz in einem Brennpunkt zusammenfaßt und wo man sich gerade deshalb vor allen Dingen – amusirt.

Max Ring.[178]

[177] Der kleindeutsch orientierte (er befürwortete die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung und unter Ausschluß Österreichs) Deutsche Nationalverein war 1859 in Frankfurt a. Main gegründet worden und residierte anschließend zu Coburg.

[178] Max (eigentl. Marcus) Ring (1817–1901), deutscher Arzt, Journalist und Schriftsteller.

Die SCHLOSSBRÜCKE in BERLIN

Die Schloßbrücke in Berlin.

Es wird wenige Städte in Europa geben, deren Kern aus einem Komplex so imposanter und zugleich so bedeutungsvoller Gebäude, Monumente und Räume bestände als die preußische Hauptstadt. Mitten inne liegt das gewaltige Königsschloß, diese zwischen den Schloßplatz und den Lustgarten mitten hineingeschobene Steinmasse, als Symbol der Fürsten macht. Gegenüber erhebt sich, die Künste repräsentirend, die griechisch heitere, herrliche Façade des Museums. Die Religion wird durch die allerdings die Konkurrenz mit den übrigen weltlichen Prachtbauten nicht sehr glücklich bestehende Domkirche vertreten. Das Zeughaus mit seinen Trophäen, das zunächst in den Gesichtskreis des Beschauers fällt, mahnt uns an die militärische Machtfülle Preußens. Ihm reihen sich unmittelbar die Gebäude der Singakademie, der Universität und der Akademie der Künste an, und gegenüber der Universität erhebt sich das Opernhaus, das die eine Langseite, wie das Bibliothekgebäude die andere Seite des Opernplatzes bildet. Wissenschaft, bildende Kunst, Tonkunst, Schauspielkunst, Regierungskunst, Kriegskunst – sie alle haben hier in nächster Nachbarschaft ihre Tempel.

Auf den weiten Zwischenräumen, von der langen Brücke an gerechnet, wo sich das majestätische Standbild des großen Kurfürsten erhebt, bis zum Denkmal des großen Friedrich, irrt der Blick von Monument zu Monument. Nicht mit Unrecht bemerkte der Franzose A. Geffroy[179] vor einiger Zeit in der „Revue des deux mondes" über den Prospekt, den Berlin von der langen Brücke bis zum brandenburger Thore bietet: „Es ist vollkommen richtig, daß man in Berlin die scharfe Luft eines großen Landes wittert. Schon in der äußern Physiognomie der Stadt prägt sich die Macht und der Ehrgeiz eines solchen aus. Dieser verschwenderische Reichthum an Denkmälern, welche am Ausgang der Linden wie auf dem alten römischen Forum angehäuft sind, diese Säulen, diese unzähligen Statuen, diese Säulenhallen, diese Triumphthore, diese Fresken mit anspruchsvollen und dunkeln Allegorien, endlich diese prächtigen Museen, dies Alles ist, vielleicht, von einem reichen Parvenu[180] hervorgebracht, aber von einem Parvenu, der sich seinen Platz erobert hat und der eben so viel Zukunft für sich in Anspruch nimmt, als andere sich auf ihre Vergangenheit zu gute thun. Charlottenburg, Sanssouci und Potsdam bieten den gleichen Anblick."[181]

Die beiden schönsten Plätze innerhalb dieses denkmalreichen Centrums der preußischen Hauptstadt, der Zeughausplatz und der Lustgarten, werden durch die gleichfalls als Denkmal und Kunstwerk hervorragende Schloßbrücke verbunden, welche in den Jahren 1822 bis 1824 nach einer Zeichnung von Schinkel[182] aus Stein erbaut wurde, an Stelle einer frühern Brücke aus Holz, die den seltsam prosaischen Spottnamen der Hundebrücke führte. Die jetzige Schloßbrücke ist 156 Fuß lang, nimmt die ganze Breite der Straße von 100 Fuß ein, und enthält in der Mitte eine Durchfahrt mit Aufzugsklappen. Die zwei massiven Bogen sind von großen Werkstücken aufgeführt; das Geländer ist aus gegossenem Eisen und stellt nach Schinkel'schen Zeichnungen in arabeskenartigen Ausfüllungen mythische Wassergeschöpfe, Delphine und Tritonen dar. Die acht massiven, durch Piedestale erhöhten Würfel aus geschliffenem Granit, je vier zu beiden Seiten, waren von Anfang an dazu bestimmt, Marmorgruppen zu tragen, zu denen Schinkel selbst die Idee angegeben hatte; doch bedurfte es noch einer langen Reihe von Jahren, ehe sie zur Ausführung kamen und auf den ihnen bestimmten Würfeln aufgestellt wurden. Diese Marmorgruppen gereichen der Stadt sehr zur Zierde, aber wie man weiß wegen ihrer Nacktheit den Prüden zum Aergerniß.

---

[179] Wohl der frz. Historiker Mathieu Auguste Geffroy (siehe hierzu S. 37, Anm. 145).

[180] Frz., Emporkömmling.

[181] Zitat aus dem Aufsatz « L'agitation réformiste en Allemagne », wie S. 37, Anm. 146, S. 112: « Il est bien vrai qu'on respire à Berlin la vive atmosphère d'un grand pays. La physionomie extérieure de la ville en raconte déjà la puissance et l'ambition. Cette profusion de monumens accumulés à l'extrémité des Tilleuls comme sur l'ancien Forum romain , ces colonnes, ces statues innombrables, ces portiques, ces arcs de triomphe, ces fresques aux prétentieuses et obscures allégories, ces magnifiques musées enfin, tout cela est d'un riche parvenu peut-être, mais d'un parvenu qui s'est fait sa place et qui réclame autant d'avenir que les autres comptent de passé. Charlottenbourg, Sans-Souci et Potsdam n'offrent pas d'autre aspect. » Höchstwahrscheinlich zitiert aus dem Artikel „Ein Franzose über Deutschland" in: „Blätter für literarische Unterhaltung – Nr. 14. – 1. April 1862", S. 262.

[182] Karl Friedrich Schinkel (1781–1841).

Diese Statuen, 8 Fuß hoch und von verschiedenen Künstlern ausgeführt, stellen in einem Cyclus das Leben des Kriegers in idealer und antiker Weise dar; sie sind mithin gleichfalls dazu bestimmt, Sinnbilder des preußischen Kriegsruhms zu sein. Die Gruppe an der Ecke neben dem Kommandantenhause (von dem Bildhauer Emil Wolf[183]) zeigt Nike, die Siegesgöttin, wie sie den Knaben durch Geschichtsunterricht zu seinem künftigen Beruf als Vertheidiger des Vaterlandes begeistert und ihm die aus eine Tafel geschriebenen Namen der berühmtesten Kriegshelden vorhält. Die folgende Gruppe (von dem Bildhauer Schievelbein[184]) stellt Pallas dar, wie sie den Jüngling im Gebrauch der Waffen unterrichtet und ihm die speerwerfende Hand führt. In der nächsten Gruppe (von A. Möller[185]) erblicken wir Pallas Athene, wie sie dem Krieger zu ernstem Kampf mit der Rechten ein Schwert reicht und ihm den Sieg verheißt, indem sie in der Linken eine Victoria mit Palmzweig und Lorbeerkranz hält. Die folgende Gruppe (von Drake[186]) zeigt Victoria, die den Sieger krönt, indem sie ihm einen Eichenkranz über das Haupt hält, während er das Schwert in die Scheide steckt. Diesen Gruppen gegenüber befinden sich auf der andern Brückenseite: an der Ecke zunächst dem Zeughause Victoria (von Wichmann[187]) den Verwundeten aufrichtend; sodann Pallas, dem Krieger in die Feldschlacht folgend und ihn mit der emporgehobenen Linken ermunternd (von Albert Wolf[188]); weiter Pallas, den Krieger im Kampf unterstützend, indem sie, selbst den Speer werfend, ihn mit ihrem Schilde schützt (von Bläser[189]); endlich als letzte Gruppe Iris, wie sie den tödtlich Getroffenen, dem im Sterben das Schwert entsinkt, in ihren Armen empfängt, um ihn zum Olymp emporzutragen (von Wredow[190]).

Kein Zweifel, daß durch diese Reihe von Marmorgruppen, rein künstlerisch genommen, ein herrliches Verbindungsglied zwischen der architektonischen Pracht des Lustgartens und des Zeughausplatzes hergestellt ist, und daß die Gruppen schön und sinnig gedacht und mehr oder minder vortrefflich ausgeführt sind; indeß erscheinen die Anspielungen zu antik symbolisch, um dem Volke ohne Kommentar verständlich zu sein, und eigentlich volksthümliche Bedeutung werden sie daher auch nie erlangen können. Und was man auch zu Gunsten ihrer Nacktheit sagen mag, und ob auch der berliner Dichter Hesekiel[191] singt:

Schmach auf eurer Töchter Sitten,
Wenn sie daran Schiffbruch litten![192]

so läßt sich doch fragen, ob in unsern an den Anblick des Nackten nicht gewöhnten Zeiten und unter unserm rauhen Himmel, dessen Einflüsse ohne hin dem Marmor sehr bald verderblich zu werden pflegen, es sehr empfehlenswerth sei, nackte Gestalten im Freien und an einem der betretensten Verkehrswege offen hinzustellen. Mit allen Kunstwerken, in denen wir die Griechen nachahmen, können wir ja die alten Hellenen, die doch allein das für solche gräcisirende Kunstwerke empfängliche Publikum abgeben würden, nicht aus ihren Gräbern auferwecken. Ist es doch für unser Hyperboräerthum hinlänglich bezeichnend, daß das berliner Volk diese an sich so herrlichen Marmorgruppen mit Vorliebe „Puppen“ genannt hat.

H. Marggraff[193].

[183] Emil Wolff (1802–1879).

[184] Hermann Schievelbein (1817–1867).

[185] Karl Heinrich Möller (1802–1882).

[186] Friedrich Drake (1805–1882).

[187] Ludwig Wilhelm Wichmann (1788–1859).

[188] Albert Wolff (1815–1892).

[189] Gustav Blaeser (1813–1874).

[190] August Wredow (1804–1891).

[191] George Hesekiel (1819–1874).

[192] Die beiden letzten Verse von George Hesekiels (s. o.) Vierzeiler „Die Berliner Schloßbrücke“ in dessen Werk „Fünf Bücher deutscher Gedichte […]“ (Berlin: O. Janke 1862), S. 186.

[193] Siehe hierzu S. 32, Anm. 120.

KÖNIGLICHES SCHLOSS in BERLIN

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 159 S. 8°. S. 146-152.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [285]-289.

Das königliche Schloß[194] in Berlin.

Unser Universum hat zwar nicht den Beruf, mit der Wahl seiner Darstellungen sich eng an die Tagesgeschichte anzuschließen. Gleichwohl ist die Bewegung der Völker und Staaten immer das Hauptaugenmerk gewesen, mit welchem es die Bedeutung seiner Bilder verfolgte, und es hat sich weniger zur Pflicht gemacht, Das nachzuerzählen, was der Reisebeschreiber über seine Gegenstände Neues bringt, als Das zu prüfen, was das Leben in ihnen gestaltet hat. Von wo aber wären wichtigere und großartigere Lebensgestaltungen ausgegangen, als von den Schlössern der Machthaber? Liegt uns nun ein solches vor, auf welchem in diesem Augenblick das Auge einer ganzen großen Nation ruht, das Herrscher bewohnen, ans deren Entschlüsse Millionen in unsteter Erwartung harren, und deren Wort mächtig genug ist, die gerechten Hoffnungen vieler Völker zu trüben, wenn auch nicht mächtig genug, die gerechten Ansprüche für immer zu beseitigen: so werden wir allerdings einen solchen Gegenstand jedem andern vorziehen, weil er uns Gelegenheit bietet, im Kampfe des Tages die Fahne zu entfalten, zu der dieses Werk von seinem Anfang an geschworen hat.

Wir stehen vor Preußens, vor der Hohenzollern Königsschloß. Wir haben Achtung vor dem Namen Preußen, wir wissen, wie viel Tüchtiges die deutschen Völkerschaften geleistet, welche unter diesem Namen zu einer Monarchie vereinigt sind. Wir müssen nicht weniger Anerkennung einem Geschlechte zollen, das, eines der jüngsten auf den großen Thronen Europa's, von kleinem Anfang zu solcher Höhe sich hinaufgeschwungen hat. Aber ebenso aufrichtig müssen wir die Politik beklagen, in welcher das Haus Hohenzollern seit nun fast einem halben Jahrhundert befangen ist und deren jeder ihrer Schritte mehr und mehr geeignet wird, Preußen von seinem natürlichen Beruf, der zugleich seine einzige Machtquelle ist, zu entfernen.

Die einzig sichere Grundlage aller Politik ist die Geschichte; sie möge uns zum bessern Verständniß des bisherigen Charakters der Hohenzollern hinführen, und zwar zunächst durch einen Blick auf die Art und Weise ihres Emporkommens, und dann durch eine Prüfung ihres Verhältnisses zu ihrem Volke.

Schwaben ist das deutsche Land, welches die Wiege der Hohenzollern trug, und zwar wurde ihr Standort von den Hofgenealogen immer wieder in die Vergangenheit zurückgeschoben, je höher das Geschlecht an Macht stieg. Diese dienstseligen Geister gerathen in ihrem Eifer endlich bis zu den Helden von Troja[195]. Wir bleiben in Deutschland und begnügen uns mit einem Grafen Thassilo von Zollern[196], der erwiesenermaßen als erster Stammvater des Geschlechts genannt wird und um das Jahr 800 starb. Ein direkter Nachkomme war Fridolin (Friedrich II.)[197], welcher um 980 das Stammschloß Hohenzollern erneuert und erweitert haben soll. Tapfere Männer waren die Vorfahren und Nachkommen

[194] Siehe hierzu S. 21, Anm. 59.

[195] Hethit. 𒋫𒊒𒄿𒊭, Truwisa; griech. Τροία, Troia oder Τροίη, Troiē; auch ἡ Ἴλιος, hē Ílios, „die Ilios" oder τὸ Ἴλιον, tó Ílion, „das Ilion"; lat. Troia oder Ilium; türk. Truva.

[196] Fiktiver Ahnherr der Hohenzollern. Die hist. Existenz Tassilos wurde im 19. Jhd. widerlegt.

[197] Im Zollern-Kontext der modernen Geschichtsforschung nicht bekannt.

desselben, ihre Geschichte prangt mit viel ritterlichem Kampfruhm, und ihr Schwert erwarb ihnen auch manches neue Besitzthum. Namentlich muß Rudolf II.[198] angeführt werden, der nicht nur auf dem Turnier zu Zürich 1165 den Preis erhielt, sondern in dem Kriege zwischen den Welfen und dem Pfalzgrafen Hugo von Tübingen[199] die Schlacht im Neckarthale bei Tübingen für Hugo entscheidend machte. Seine Söhne Friedrich (IV.)[200] und Konrad (I.)[201] wurden die Stammväter der beiden Linien der Hohenzollern, der schwäbischen und der fränkischen.

Hier hat sich eine Sage in die Geschichte gedrängt, die am liebsten da, wo zum ersten Male Hohenzollern und Habsburg zusammenkommen, eine prophetische Laune des Geschicks walten ließe. Graf Konrad, der durch seine Gemahlin Maria[202], eine Erbtochter des Grafen Diebold von Vohburg[203], denen das Burggrafenthum von Nürnberg übertragen war, selbst Burggraf von Nürnberg und dadurch der Stifter der fränkischen Hohenzollernlinie geworden, starb kinderlos. – In der schwäbischen Linie war auf Friedrich IV. der sogenannte Eitelfritz I.[204] gefolgt. Das war zur Zeit des bösen Interregnums. Als endlich bis zu den Kurfürsten des Reichs hinauf die Nothwendigkeit erkannt wurde, wieder einen deutschen Kaiser zu wählen, und zwar einen, dessen Hausmacht ihrer eigenen Herrschsucht nicht gefährlich sei, soll es dieser Eitelfritz von Zollern gewesen sein, der nicht nur den Fürsprecher für den Grafen Rudolf von Habsburg machte, sondern der auch, als die gewünschte Wahl vollbracht war, die erste Kunde des neuen Glücks zu dem Habsburger brachte. Aus Dankbarkeit habe darauf der Kaiser Rudolf diesem Hohenzollern das Burggrafenthum Nürnberg ertheilt, der dadurch und also durch habsburgische Gnade der Gründer der fränkischen Hohenzollernlinie geworden sei.

Des Habsburgers Botenlohn für den Kaisergruß des Hohenzollern hat aber so reiche Zinsen getragen und die klugen Rechner hielten so trefflich damit Haus, daß schon 142 Jahre später ein Nachkomme jenes Eitelfritz von einem Nachkommen Kaiser Rudolfs um die Kleinigkeit von 400,000 Goldgülden die Mark Brandenburg sammt der Kurwürde an sich kaufen konnte. (Wie viel würde man in Wien heutzutage darum geben, wenn dieser Handel rückgängig zu machen wäre!) – Damals betrug der fränkischen Hohenzollern gesammtes Gebiet in Brandenburg und Franken nicht viel über den zehnten Theil der jetzigen preußischen Monarchie, nämlich ungefähr 540 Geviertmeilen. Nicht weniger klug wußte diese Dynastie die Macht geistigen Fortschritts zu würdigen und für sich auszubeuten. Ein Hohenzollern war es, Albrecht von Brandenburg[205], welcher als Großmeister des deutschen Ordens zur Reformation übertrat und erblicher Herzog von Preußen wurde. Als seine Linie im Jahre 1618 ausstarb, vergrößerte die Erbschaft den hohenzollernschen Länderbesitz auf 1460 Ouadratmeilen, überbot also schon den jetzigen Umfang des Königreichs Bayern. Auf einen schwachen Fürsten in der schlimmsten Zeit, im dreißigjährigen Kriege, folgte wieder ein „Mehrer“ seines Reichs, der große Kurfürst[206], welcher seinem Nachfolger ein Land von 2031 Quadratmeilen hinterließ. Das bewog den nächsten Hohenzollern, sich die Königskrone aufzusetzen und sie, nach seinem außerdeutschen Besitzthume, von Preußen zu nennen. Diese und die volle Sparbüchse seines gestrengen Herrn Vaters benutzte „der alte Fritz“, um sein Gebiet von 2174 Ouadratmeilen mit 2,240,000 Einwohnern zu einem Staate von 3568 Quadratmeilen mit 6 Millionen Bewohnern zu erhöhen. Dabei war leider schon „unrecht Gut“ von dem zertrümmerten Reiche der Polen, das unter der ersten vollendeten „Mißregierung“ Preußens (unter Friedrich Wilhelm II.[207]) noch vermehrt wurde. Aber „unrecht Gut gedeiht nicht“: die Frucht des

[198] Im Zollern-Kontext der modernen Geschichtsforschung nicht bekannt.

[199] Hugo I. von Montfort († 1228), Graf von Bregenz und Montfort, als Hugo III. Pfalzgraf von Tübingen.

[200] Friedrich II. von Nürnberg bzw. Friedrich IV. von Zollern-Hohenzollern (ca. 1188–ca. 1255).

[201] Konrad I. von Nürnberg (ca. 1186–ca. 1260/1261).

[202] Konrad I. (s. o.) war mit Adelheid von Frontenhausen verheiratet.

[203] Diepold III. von Vohburg (1075–1146), Markgraf auf dem Nordgau und von Nabburg, Vohburg und Cham.

[204] Eitel Friedrich I. von Hohenzollern (ca. 1384–1439) war regierender Graf von Hohenzollern.

[205] Albrecht von Brandenburg-Ansbach (1490–1568), ab 1525 1. Herzog von Preußen.

[206] Friedrich Wilhelm von Brandenburg (siehe hierzu S. 14, Anm. 33).

[207] Friedrich Wilhelm II. (1744–1797), seit 1786 König von Preußen und Markgraf von Brandenburg und Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches.

Muckerthums, der Junkerblüthe und Polizeiwirthschaft war das Jahr 1806, das diesen Hohenzollern die Hälfte ihres Königreichs kostete, und es war durchaus nicht, die freie That eines großen Fürstenwillens, sondern der unermeßliche Opfermuth des Volks war es, des preußischen und des gesammten deutschen, der den Preußenthron der Hohenzollern wieder über einem Reiche von mehr als 5000 Quadratmeilen aufrichtete.

Wie zeigt uns nun die Geschichte das Verhältniß dieser Dynastie zu ihrem Volke, wie gestaltete sich in dieser Hinsicht ihre Politik? – Gleich des ersten Kurfürsten erste Sorge war, die Macht des Adels und die Macht des Bürgerthums einzeln zu brechen, den Boden der landständischen Verfassung zu untergraben und alle politische Macht für sich allein in Anspruch zu nehmen. Noch energischer geschah dies durch den großen Kurfürsten, um, nach dem Style seiner Zeit, „seine *Souveraineté* wie einen *rocher des bronce* zu stabiliren“. Dabei huldigten Beide religiöser und wissenschaftlicher Freiheit und pflegten, als gute Haushalter, Industrie, Ackerbau und Handel. Man begreift das Aufathmen der Geister in ganz Deutschland, als nach solchem Druck eines starren, autokratischen Vongottesgnadenthums vom Preußenthrone herab der Gedanke verkündet ward: „daß der Fürst nur der erste Diener des Staates, daß die Quelle der Regierungsgewalt im Volke selbst zu suchen sei“[208] –, und die Früchte der Regierung dieses einen Monarchen, der dem „Fortschritt“ bis zur Gewissensfreiheit huldigte, hätten auch für die Dynastie ein Fingerzeig sein können: „was ein König von Preußen wagen kann, wenn die öffentliche Meinung auf seiner Seite ist“.[209] – Leider hinterließ Friedrich der Große keinen Erben seines Geistes. Wie erschreckt von dem ungeheuren Aufschwung des Adlers, der zugleich zum Bilde des strebenden Volksgeistes ward, kamen die Epigonen mit Stricken und Ketten, um ihn schleunigst aus seiner Flughöhe niederzuziehen und innerhalb der Schranken seines Käfigs wieder fest zu binden. Da kauerte er bis zum Jahre 1812. – Das, ist die traurige Zeit des äußersten Adelshochmuths, der schwerfälligen Staatsmaschine und der Armeefuchtel, welchen gegenüber das Volk in gleicher Reihenfolge als „Plebs“, als „die Unterthanen“ und als „das Civil“ erscheint. Das Staatsleben zeigte damals in Deutschland nirgends viel Erhebendes, nur stand das Volk in Preußen einer großen Vergangenheit näher und fühlte bitterer die allgemeine Erniedrigung; in ihm lebte noch der ehrenwerthe Preußenstolz, während er höher hinauf im Standeshochmuth verkommen war. Das wußten die Männer, welche 1812 des Königs[210] Führer wurden. Nicht „an meinen Adel“ oder „an mein Heer“ erging der Ruf in der tiefsten Noth, sondern **„an mein Volk“**[211] –, und das Volk stand auf und rettete den halbversunkenen Thron. – Das Königthum war jedoch nur während des Kampfes Hand in Hand mit dem preußischen Volke und der deutschen Nation gegangen. Es hatte sogar eine Verfassung verheißen. Nach dem Kriege zog man die Hand zurück, reichte sie den großmächtigen Nachbarn, mit den absoluten Kaiserkronen, trennte sich immer mehr von Allem, was „Volk“ hieß und „an mein Volk“ erinnerte, ja, ließ sich durch die Teufeleien der Diplomatie dieses Volk im gehässigsten Bilde vormalen, – als eine unheimliche, unzufriedene, ganz von „Demagogie“ durchgohrene Masse, – und behandelte es auch demgemäß, wie Kongresse und Verbote aktenmäßig darthun. Dieses Verhältniß zwischen Dynastie und Volk zog sich, bald stärker, bald schwächer hervortretend, durch zwei Regierungen, führte die Stürme von 1830 und 1848 herbei und riß den Staat noch einmal in eine „Mißregierung“, die im polizeilichen, junkerlichen und frömmeligen Demoralisiren und Korrumpiren die Leistungen der Jahre 1786–1806 nahezu erreicht hatte. Da ward, abermals durch äußere Gefahr, die Dynastie an ihren Standpunkt in Europa gemahnt, und Jedermann lebte des Glaubens, daß sie mit dem offenen Blick eines „ehrlichen Mannes“ um sich blicke; Jedermann suchte sich zu überreden, daß die Politik des preußischen Königthums sich von allen

---

[208] Politisch tendenziös abgewandeltes Zitat aus Friedrichs II. (siehe hierzu S. 14, Anm. 36) „Politischem Testament“, das er 1752 für seinen Nachfolger verfaßt hatte: „Der Herrscher ist der erste Diener des Staates. Er wird gut besoldet, damit er die Würde seiner Stellung aufrechterhalte. Man fordert aber von ihm, daß er werktätig für das Wohl des Staates arbeite […].“ (zitiert nach: Oppeln-Bronikowiski, Friedrich von und Gustav B. Volz [Hrsgg.]: Friedrich der Große – Die politischen Testamente […]. Berlin: R. Hobbing 1922, S. 42).

[209] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[210] Friedrich Wilhelm III. (siehe hierzu S. 20, Anm. 50).

[211] Mit dem Aufruf „An Mein Volk“ hatte sich Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. (siehe hierzu S. 20, Anm. 50) am 17. März 1813 in Breslau an sein Volk gewandt, um Unterstützung für den Kampf gegen Kaiser Napoléon I. zu gewinnen; am selben Tag war auch die Kriegserklärung Preußens an Frankreich erfolgt.

fremden Fesseln frei gemacht und dem eigenen Volke fest und treu zugewandt habe. Der König, so sagte man sich, geht innerhalb Preußens mit dem Volke, mit seinem Volke; nur außerhalb der Grenzen seines Staats geht er mit den Fürsten, deren Rechte achtend und unbekümmert um die laut und offen verkündeten Sympathien der übrigen deutschen Völker. So zeigte sich die hohenzollernsche Politik dieser Zeit bis zum 11. März 1862[212].

Zu derselben Zeit war in Deutschland eine Politik der Nation im Entstehen – und sie bot nicht nur, sie bietet noch immer der Welt eine Erscheinung, wie sie ohne Gleichen in der Geschichte ist: eine Nation von 40 Millionen und 30 Regierungen befreundet sich mehr und mehr mit einer Politik, die sich keiner dieser 30 Regierungen unbedingt anschließt und gegen keine einzige eine feindliche Stellung einnimmt. Die politische Bewegung dieser Nation ist in keinen Vergleich zu bringen mit denen anderer Nationen, am wenigsten mit der der Italiener, Ungarn, Polen. Es gilt nicht, fremde Tyrannen zu vertreiben; man hat dergleichen überhaupt nicht. Die deutsche Bewegung entsprang durchaus nicht aus der Unzufriedenheit mit den eigenen Regierungen, viele der Völker und Fürsten leben sogar in bestem Einverständniß mit einander: sie entsprang einzig aus dem Kraftgefühl der Nation, die sich der Stellung schämt, welche ihre oberste Spitze ihr selbst und der Welt gegenüber einnimmt; sie verlangt „nichts, als eine starke oberste Gewalt in Allem, was einer Nation nach außen Macht, Würde und Sicherheit verleiht". – In späteren Jahrhunderten wird man schwer begreifen, wie ein Ziel, dessen Erreichung die erste Pflicht jeder Regierung ist, den Deutschen so fern sein konnte, daß eine besondere Politik der Nation erst darauf hin arbeiten mußte. Man wird dies erst begreifen, wenn man durch genaue Geschichtsstudien erforscht hat, in welchem Grade von Selbstüberschätzung die deutschen Dynastien in der Mitte des 19. Jahrhunderts noch befangen gewesen sind. Denn daß keine Dynastie so viel werth ist, daß ihretwegen eine Nation zu Grunde gehe, das wird erst eine Wahrheit der Zukunft sein. – Die Politik dieser Nation verlangt aber nichts weniger, als ein Zugrundegehen der Dynastien, nur so viel deutsche Vaterlandsliebe muthet sie ihnen zu, der Macht, Ehre und Sicherheit der Nation gegen außen diejenigen ihrer Souveränetätsrechte zum Opfer zu bringen, die sie ohnedies entweder gar nicht, oder nicht mit dem Nachdruck einer Macht, ausüben können.

So standen in Deutschland die Politik der Hohenzollern und die Politik der Nation neben einander, diese zu jener hin liebäugelnd, jene an dieser fürstlich vornehm vorüberschreitend; nur zur Entgegennahme ihrer Liebesgaben für „eine deutsche Flotte unter preußischer Führung" hatte sie sich endlich herabgelassen, aber ohne ihr selbst den Dank zu gönnen; sie dankte nur dem Boten. – Es war kein erquickliches Bild, das diese rivalisirenden Bestrebungen der Welt boten, und man hatte bereits keinen besseren Trost, als daß es so bleiben werde, bis das Wunder geschehe, daß in Deutschland auch in der nationalen Politik alle Fürsten und Völker einen Weg gingen und dadurch Preußen einen schweren Entschluß ersparten, – oder bis ein Donnerwort von außen zum Entschluß zwinge. –

Da zerstieben endlich die Wolken der Ungewißheit vor dem ersten entschiedenen Schritt der „neuen Aera"[213], der nicht etwa gegen die „kleine, aber mächtige Partei" gerichtet ist, welcher Preußen die Schmach von Olmütz und Bronzell verdankt, auch nicht gegen den Verfassungsbruch in Kurhes-

[212] Während des preuß. Verfassungskonflikts stand König Wilhelm I. (siehe hierzu S. 63, Anm. 232) dem von Liberalen dominierten Abgeordnetenhaus gegenüber, das ihm unter anderem die zur Reorganisation der preußischen Armee und der Landwehr notwendigen Mittel verweigerte. Auf dem Höhepunkt des Konflikts löste der König am 11. März 1862 das erst im Januar gewählte Parlament auf, nachdem dieses den Beschluß gefaßt hatte, die provisorische Finanzierung der Militärreformen zu beenden.

[213] „Neue Ära" war die Bezeichnung für die Regierungspolitik im Königreich Preußen zwischen Herbst 1858 und Frühjahr 1862. Sie folgte auf die Reaktionsära unter Friedrich Wilhelm IV. (siehe hierzu S. 20, Anm. 51).

sen[214], oder gegen die unerhörten dänischen Niederträchtigkeiten in Schleswig-Holstein[215] – die zwei noch immer rauchenden Opferstätten preußischer Ehre, – nein, er ist es gegen das eigene Volk, in der Mehrheit seiner gesetzlichen Vertreter. Die neue Aera hat sich und des Preußenvolks Schicksal in die Arme ihrer ärgsten Feinde geworfen.

Dieser Schritt würde jeden preußischen und jeden deutschen Vaterlandsfreund bis in's Mark erschüttern, er würde nicht nur das preußische Volk allem öffentlichen und geheimen Jammer einer neuen „Mißregierung" Preis geben, sondern der preußischen Königskrone selbst mit allen Gefahren von 1806 drohen, wenn diese Krone nicht abermals an dem treuen Volk und dieses Volk an sich selbst, an seiner eigenen politischen Tüchtigkeit den besten, aber auch einzigen Schutz hätte.

So wenig der Bannstrahl des Papstes die gekrönten Häupter der Gegenwart, so wenig wirft das Stirnrunzeln der Majestät die Männer des Volks in den Staub, die am festen Stabe von Gesetz und Recht den Weg der Pflicht gehen. Das Volk wird wieder wählen mit demselben Recht, mit demselben Gewissen, mit derselben Bürgertreue, und die Männer seines Vertrauens werden wiederkommen mit derselben Würde, – und an der Majestät des Volks wird die Krone die Stütze wiederfinden, die sie zwar weggeworfen, doch nicht verloren hat. Daß sie, diese schicksalschwere und zukunftreiche Krone, diese mit so hohen Pflichten verherrlichte Dynastie, ihre wahre Stütze endlich selbst erkenne, das ist der innigste Wunsch jedes wahrhaft deutschen Mannes.

Mit diesem Wunsche scheiden wir auch von der Wohnung, die sich und ihrer Krone zu Ehren die Könige Preußens so herrlich gebaut haben. Möge das Schicksal so walten, daß kein Preuße, kein Deutscher zu ihr anders als mit Stolz und Freude hinaufschaue!*)[216] H.[217]

---

[214] Das Treffen bei Bronnzell (der älteste und südlichste Stadtteil Fuldas) am 8. November 1850, bei dem lediglich der legendäre Stiefel des bayerischen Gefreiten Benedikt Mutzel und ein preußischer Schimmel als Opfer zu beklagen waren. Besagtes Gefecht war jedoch nur der skurrile militärische Höhepunkt eines bereits im Mai 1849 von Preußen in Angriff genommenen Unionsprojekts, das eine kleindeutsche Lösung unter der Führung Preußens und Ausschluß Österreichs vorsah, was sich natürlich sofort zu einem Konflikt mit diesem auswuchs. In diesem Zusammenhang marschierten Österreich und Bayern aus strategischen Gründen im Namen des Deutschen Bundes in Kurhessen ein, wobei es zu dem obengenannten Treffen mit Preußen kam. Der Konflikt fand ein vorläufiges Ende in der Preußen demütigenden „Olmützer Punktation" vom 29. November 1850, mit der es von Österreich zum Verzicht auf die bisher betriebene Unionspolitik gezwungen wurde.

[215] Am 8. Juli 1846 hatte König Christian VIII. von Dänemark (dän. Christian 8.; 1786–1848) die gemäß der „Lex Regia" nur in seinem Land bestehende Gültigkeit der weiblichen Thronfolge in einem „Offenen Brief" auf die seinem Schutz unterstellten Elbherzogtümer ausgedehnt, in denen das salische Recht galt. Damit drohte die Gefahr, daß Schleswig mit Holstein bei einem entsprechenden Thronwechsel in den dänischen Gesamtstaat eingegliedert wurde. Dagegen protestierte der deutschsprachige Bevölkerungsteil, der daraufhin die Deutsche Bundesversammlung in Frankfurt a. Main um Unterstützung anrief und im Herbst 1846 um formelle Aufnahme in den Deutschen Bund bat. Der Konflikt eskalierte in der Folge mit der Annexion der Elbherzogtümer am 28. Januar1848 durch Friedrich VII. (dän. Frederik 7.; 1808–1863) zum deutsch-dänischen Krieg 1848/49, der mit dem Frieden von Berlin am 2. Juli 1850 endete, womit Preußen auf Druck Englands und Rußlands Schleswig-Holstein an Dänemark preisgegeben hatte. Ab dem 13. Juli ging dann die schleswig-holsteinische Armee in die Offensive, indem sie begann, die Herzogtümer militärisch zu besetzen, während die preußischen und schwedischen Truppen das Feld räumten. Am 24./25. Juli kam es zwischen der schleswig-holsteinischen und der dänischen Armee zur Schlacht bei Idstedt, die mit dem Zusammenbruch der schleswig-holsteinischen Kontingente endete. die endgültige Lösung des Konflikts brachte erst die kriegerisch erzwungene Eingliederung in den Deutschen Bund 1864.Lord Henry John Temple 3rd Viscount of Palmerston (1784–1865) bemerkte 1864 zum Schleswig-Holstein-Konflikt folgendes: „Only three people have ever really understood the Schleswig-Holstein business – the Prince Consort, who is dead – a German professor, who has gone mad – and I, who have forgotten all about it / Nur drei Menschen haben die schleswig-holsteinische Angelegenheit jemals wirklich verstanden – der Prinzgemahl [Albert von Sachsen-Coburg und Gotha (1819–1861)], der tot ist – ein deutscher Professor, der verrückt geworden ist – und ich, der alles vergessen hat".

[216] *) Eine ausführliche Schilderung des Innern dieses königlichen Prachtbaues haben wir Bd. VII, S. 13 ff., gegeben.

[217] Das „H." steht hier wohl für den Coburger Redakteur und Schriftsteller Friedrich Hofmann (1813–1888), der vor allem für die „Gartenlaube" schrieb; er zählte auch zum engeren Bekanntenkreis von Friedrich Rückert (1788–1866). Als Chefredakteur der „Gartenlaube", gehörte er gemeinsam mit seinem Verleger Ernst Keil (1816–1878) dem demokratisch-fortschrittlich gesinnten „Verbrechertisch" in Leipzig an, der sich dem politischen Erbe des in Wien hingerichteten Robert Blum (siehe hierzu S. 303, Anm. 993) verpflichtet fühlte.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [30]-34, 87f. u. [116].

Das neue Museum in Berlin.

Die Kunst ist eine Tochter des Himmels. – Was dem Menschen vom Himmel kommt, sollte auch ein Gemeingut Aller sein. – Die schönsten Eindrücke und Erhebungen, deren die Menschenseele fähig ist – wenigstens diese sollten nicht abhängig gemacht werden vom todten Besitz, dem Gelde, dem Kapital. –

Weder im klassischen Alterthum, noch im Mittelalter war die Kunst nur für eine kleine, privilegirte Klasse da; sie durchdrang das ganze Leben und gehörte darum Allen an. Im Alterthum war der Kultus der Kunst zugleich ein Gesetz des Staates wie der Religion, im Mittelalter vereinigten sich alle Künste in der Kirche zur Verherrlichung des christlichen Gottesdienstes. Als die Reformation gegen diese Kirche und ihre äußerlichen, auf die Sinne wirkenden Hülfsmittel ankämpfte, da zerfiel auch die christliche Kunst: wie einst das Christenthum die antike Weltanschauung überwunden und in den allgemeinen Zersetzungsprozeß auch die Elemente der antiken Kunst mit hineingerissen hatte, so versuchte die Reformation inmitten des Christenthums dasselbe gegen das Kirchenthum, und die christlich germanische Kunst, aus ihm vertrieben, existirte nur noch in einzelnen Richtungen fort, ohne gemeinsames Band. Die Zeit ward arm an monumentalen Werken jeder Art, die Fürsten schmückten nur noch ihre Schlösser mit allerlei Schnörkeln und Künsteleien, die man für Kunst ausgab, und wenn sie wirkliche Kunstschätze in Gallerien und Kunstsammlungen vereinigten, so war es nur ein Luxus der Großen, an dem das Volk keinen Theil hatte.

Jetzt aber fordern wir mit Bewußtsein, -was früher in unklarer Schwärmerei schon verlangt und erreicht ward: daß die Kunst da sei für alles Volk und zu ihm hinaus gehöre in's öffentliche Leben. Der Wahlspruch der Reformatoren: „Der Kelch für Alle!" er ist auch der Wahlspruch der neuen Zeit im Tempel der Kunst.

Das Mittelalter hatte sein „arbeite und bete!" dem Menschen lange genug auferlegt. Das Echo der Gegenwart ruft „arbeite und hungere!" – wenigstens wird oft genug diesem Motto gemäß gehandelt – wir aber proklamiren als Bestimmung des Menschengeschlechtes „arbeite und genieße!" – Was wir aber Genuß nennen, das ist nicht Entfesselung sinnlicher Begierden, das gilt nicht dem Thier im Menschen, es gilt dem Gott in ihm – es gilt dem ganzen Menschen. Es ist die Religion – und zwar die wahrhaft christliche – die Religion der Liebe und Freiheit, die wir predigen. Die Liebe theilt aber Alles mit Allen – auch den Genuß der Kunst.

Die Millionen, welche nie ihre Segnungen empfunden, denen man alle Mittel zur geistigen Bildung versagte, hat man zu stumpfen Maschinen gemacht, hat sie der höheren Menschenwürde entkleidet, daß sie kaum andere Bedürfnisse mehr kennen als die grobsinnlichen des Thieres – und jene Wenigen, welche auf hoher Stufe der Intelligenz stehen, auf deren Bildung die Kunst aber von keinem Einfluß war, sind geistig kalt und schroff geworden, weil sie nicht die Macht erkennen, die Geistiges und Leibliches zu Einem macht – welches die Kunst ist.

Es sollte darum als eine Pflicht des Staates gelten, seine Angehörigen zum Kunstgenuß zu berufen, sie durch Erziehung zu demselben zu befähigen.

Das neue MUSEUM

IN BERLIN.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Daß durch ein allgemeineres Eingehen auf die Kunst und ihre Interessen ein Volk von Dilettanten gebildet werde, das wieder nach der andern Seite hin den Ernst des Lebens und Strebens aus den Augen verlöre, ist darum noch nicht zu fürchten; daß aber von wahrer Kunstblüthe einer Zeit oder bei einem Volke nur dann die Rede sein kann, wenn sich dieselbe nicht allein in einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten, nicht allein in der Errichtung monumentaler Werke offenbart, sondern wenn die Gesetze der Schönheit die herrschenden sind, nicht blos in den großen Werken der Kunst, sondern in allen Erzeugnissen der Industrie, in allen Geräthen des Hauses und Handwerks, in der ganzen Umgebung des täglichen Lebens – das ist nicht zu bestreitende Wahrheit.

Ohne das allgemeine Bedürfniß nach einer künstlerischen Gestaltung des Lebens ist eine vollendete Blüthe der Kunst nicht denkbar. Erst da, wo das Auge auch in den Dingen des täglichen Verkehrs und Bedürfnisses eine schöne Form, einen lebendigen Organismus der Gestalt zu sehen verlangt und zu sehen bekommt, können wir von Kunstblüthe sprechen.

Wer für die monumentalen Werke der Kunst, mögen es antike Tempel, gothische Dome oder moderne Museen und Theater sein, das rechte Verständniß findet, um ihre Großartigkeit auf sich wirken zu lassen, aber in den eignen vier Pfählen seiner Wohnung nach keiner Schönheitslinie fragt – wer von den Harmonieen der Tonkunst wie in einen seligen Rausch sich wiegen läßt, in seiner häuslichen Einrichtung aber keine Harmonie verlangt – wer mit sachverständigem Blick große Gemälde betrachtet und als entzückter Kunstkenner vor ihnen steht, daheim aber an der Wand, auf der sein Auge täglich ruht, die in Form und Farbe geschmackloseste Schablone erträgt, – der mag immer den Enthusiasten oder gar den Mäcen spielen für die Künste, – wir müssen zweifeln an seinem natürlichen künstlerischen Gefühl, wir können seine Kunstkennerschaft nur als etwas Angelerntes, seine Kunstliebe nur als ein Fremdartiges betrachten, das im besten Falle mühsam erworben ward, nicht aber übergegangen ist in Fleisch und Blut.

Wahre Kunstblüthe herrschte z. B. am Ausgang des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts in Nürnberg. Als im Mittelalter neben der kirchlichen Kunst, die zunächst von den Mönchen und den noch immer ihren mönchischen Ursprung festhaltenden Baubrüderschaften etc. gefördert wurde, eine Profankunst sich zu entwickeln begann, da entkeimte sie nicht eigentlich dem eigensten Leben des Volkes, sie ging aus diesem selbst hervor: die Kunst war im Mittelalter und seinem Ausgange eine Blüthe des Handwerks. Der Weg in die Kunst führte nur durch das Handwerk. Sie erwuchs zum kräftigen, blüthen- und früchtereichen Baume mitten im freien Garten, nicht als ein in engem Raum, in Scherben und unter Glas gehütetes Pflänzchen. Es gab keine Kunstschulen, keine Akademieen. Wer Liebe zur Kunst in sich fühlte, wagte nicht, wie jetzt, daraus ohne Weiteres einen Beruf zu machen; er ging zu einem „Meister“ in die Lehre und hier das Handwerksmäßige erlernend und übend, fand es sich, ob aus dem Handwerker auch ein Künstler zu werden vermochte. So finden wir in Nürnberg zu der erwähnten Zeit beide in einer Person vereinigt. So kennen wir Peter Vischer[218] als den berühmten Meister, der ein herrliches Kunstwerk wie das Sebaldsgrab in der dortigen Sebaldskirche schuf und neben ihm noch den bronzenen Leuchter und die eiserne Lampe fertigte zum Hausgebrauch der Bürger. Nur zierliche und von künstlerischen Händen gearbeitete Geräthe forderte der Kunstsinn der nürnberger Patricier und fand sie auch vor bei allen ehrsamen Meistern der verschiedenen gerade in Blüthe stehenden Handwerke. Man begnügte sich nicht damit, Kirchen, Kapellen, Rathhaus und alle öffentlichen Gebäude im edelsten Styl von Meisterhänden erbauen und durch die Werke aller Künste schmücken zu lassen, man machte auch aus den Brunnen Kunstwerke und im Aufbau der Wohnhäuser wetteiferten die Erbauer an Kunstsinn mit einander. Noch mehr aber in ihrer innern Ausschmückung und in Allein, was man darin bedurfte: Möbel, Gefäße, Tafeln, wie Küchengeschirr, Alles mußte nicht allein seinem Zweck, sondern auch dem Styl des Ganzen und den Gesetzen der Schönheit entsprechen.

Alles das ging verloren, als spätere Zeiten die Trennung der Kunst von dem Handwerke hervorriefen. Dieselbe schreibt sich aus der eklektischen Periode des überhaupt trostlosen 17. Jahrhunderts her, welches den Grundsatz aufstellte, daß man ein Genie nach Schulregeln bilden könne und eben so seine Werke. Ein eigentliches Kunstwerk kam dabei nicht zum Vorschein, es entstanden nur die künstlichen Werke des Zopfes – der Renaissancestyl kam zur Herrschaft. Kunst und Leben geriethen mit

[218] Der Bildhauer Peter Vischer d. Ä. (ca. 1455–1529).

einander in Zwiespalt, dann sogar in Feindschaft. Die Kunst riß sich los von dem Boden, der ihr früher einen sichern Anhalt gewährte, in einer gesonderten Region verschmähte sie das Handwerk, welches sie sonst hob und belebte und von dem sie selbst gestützt und getragen ward. Die Kunst verachtete den Staub des irdischen Daseins und meinte sich über das reale Leben erheben oder vielmehr ihm entschweben zu können. Dafür rächte sich andrerseits das reale Leben mit seinen Bürgern, verachtete die Künstler und leider auch die Kunst. Die Genies kamen in Mißkredit. Der Weg, der durch das Handwerk in die Kunst führte, war abgeschnitten, dem Künstler ging der Boden unter den Füßen weg und er verlor dabei noch oft sich selbst in der losgerissenen Existenz. Das Handwerk aber, dem die Kunst sich entzog, ward ohne sie zum nüchternen Bodensatz materieller Zweckmäßigkeit; Schmuck und Zierrath wurden zum leeren Spiel der Mode. Der Kunstsinn des Volkes sank. Niemand gewann bei einem solchen Zustand und Alle verloren.

Von da an war die Kunst nicht mehr da für das Volk, sondern nur für die Großen und Bevorzugten und für die Künstler selbst; nicht mehr da für das öffentliche Leben, sondern nur noch, wie schon gesagt, als ein Luxusartikel für die Fürsten und Vornehmen. Die Künstler aber kannten kein größeres Glück, als Hofmaler, Hofmusikus, Hofarchitekt u. s. w. zu werden, und sie sind in der That nicht verantwortlich zu machen für ein solches Streben, denn es fiel mit dem Streben um eine Existenz überhaupt zusammen – das Volk selbst nahm keine Notiz von ihnen, konnte keine nehmen, denn es sah nichts von ihren Leistungen, hörte höchstens nur von den Summen, welche die Fürsten für ihre Kunstliebhabereien vergeudeten, statt sie im Interesse des Volkes zu verwenden, dem sie doch abgepreßt wurden, oder von dem oft anstößigen Leben, welches die Künstler führten, die nur darauf angewiesen waren, die Diener fürstlicher Launen und Begierden zu sein. So losgerissen von allen Beziehungen zum Volke, zum Vaterland, zu irgend einer Allgemeinheit, einem großen Ganzen, gleichsam nur der Spielball eigensinniger Einfälle der Souveräne und ohne die Möglichkeit, sich anders geltend zu machen als im Dienst gekrönter Häupter und Gönner, mußte der Künstler zu einem einseitigen, halb dünkelhaften, halb kriechenden Subjekt verkümmern, das auch kein Objekt mehr schaffen konnte. Diese Subjekte, wo sie sich unterordneten dem Zwang der Schule oder dem Geschmack ihrer Gebieter, wurden Schmeichler und Heuchler, unfähig zu irgend einer genialen That, oder wo sie sich, übermüthig gemacht durch die empfangene Gunst, zum Selbstherrschen erheben wollten, wurden sie die Beute einer maßlosen Eitelkeit, in der sie sich selbst als überirdische Wesen erschienen, die nichts gemein haben wollten mit andern Menschen überhaupt, am wenigsten aber mit dem Volke selbst, mit seinen Anschauungen, seiner Moral u. s. w. Ueber dies Alles fühlten sie sich erhaben. So entstanden eben jene „Genies“, die diesen Namen selbst so in Verruf brachten, daß noch das jetzige Geschlecht darunter zu leiden und gegen unselige Vorurtheile zu kämpfen hat. –

Wenn wir auch bei einem aufmerksamen Blick auf die Kunstzustände der Gegenwart und auf das, was von den einzelnen Künsten in neuester Zeit geleistet und erstrebt worden ist, noch manche Abwege bemerken und die eigentliche Mission der Kunst: das ganze Leben des Volkes zu durchdringen und zu verklären, noch nirgends vollständig erfüllt gewahren, so gelangen wir doch zu dem erfreulichen Resultate, daß wir selbst da, wo das von uns gestellte Verlangen weder den Künstlern, noch den Staatslenkern zum vollständigen Bewußtsein gekommen ist, dennoch die Kunst der Gegenwart auf dem Wege erblicken, der endlich zu dem uns vorschwebenden Ziele führen muß.

Ueberall bemerken wir ein rüstiges Vorwärtsstreben, aus den Banden veralteter Traditionen heraus durch neue Anschauungen zu neuen Formen zu kommen, den Kreis der Darstellung zu erweitern, das Dargestellte zu durchdringen mit der Weihe des Gedankens, der im modernen Bewußtsein wurzelt, so wie es gleichzeitig zu kleiden in das Gewand der Zeit, in der es erscheint. Ueberall bemerken wir auch Annäherungen des Handwerkes und der Industrie an die Kunst zu gemeinschaftlichem Wirken, überall auch von Seiten des Staates hierauf bezügliche Unterstützungen, wobei auch die schon erwähnte Errichtung von Museen und deren unentgeltliche Oeffnung für das Publikum ein sehr wesentliches Moment ist. Aber weiter dürfen unsere Hoffnungen und Ansprüche noch nicht gehen, wir dürfen noch nicht verlangen, daß jede Kunst als ein Kleinod für das Volk vom Staate gepflegt und dem Volke zugebracht werde.

Allerdings würde man in einer Zeit, wo so manche Staaten schon ihre Steuerkraft überspannen und nur noch vermittelst Anlehen ihre Budgets befriedigen, eine solche Zumuthung an die Staatskassen

nur lächerlich finden. Wenn aber eine Zeit kommen wird, wo freie Völker friedlich neben einander wohnen, wo die stehenden Heere und die hohen Civillisten[219] und Apanagen[220] zu einem Märchen vergangener Tage geworden, wo es also möglich wird, daß an die Stelle des Nimmersatten Militärbudgets ein Kunstbudget tritt, dann wird es auch zu erreichen sein, daß ein glücklicheres Geschlecht das graue Alterthum nicht mehr um ein Leben der Schönheit und Erhebung zu beneiden braucht, das es sich selbst nicht nur zurück erobert, sondern auch würdiger und aus edlerer Basis gestaltet hat. –

Müssen wir deshalb in der Erbauung von Museen für unsere vaterländischen Kunstschätze, für historische Erinnerungen und die Resultate des Gewerbfleißes und der Wissenschaft eine edle Aufgabe der Gegenwart erkennen, so wenden wir uns um so lieber zu der Betrachtung eines monumentalen Werkes der Neuzeit, das durch die Bereitwilligkeit, mit der es Allen und Jedem seine Hallen öffnet, unsere Beachtung vorzugsweise verdient.

Das neue Museum Berlins ist eines der schönsten Gebäude Berlins. Der Bau, antiken Styls, nach einem Plan Stülers[221], ward 1843 begonnen. Seine Länge beträgt 337 Fuß, seine Höhe 75 Fuß, die Tiefe 728 Fuß. Ueber dem an der vorderen Façade der ganzen Länge nach von Säulen getragenen Gebäude erhebt sich ein Mittelbau, der das Treppenhaus enthält und als 25 Fuß hoher Aufsatz, das Ganze überragend, demselben einen theilweise modernen Charakter gibt. Im Innern tragen Säulen, theils aus Marmor, theils aus Gußeisen, die gewölbten Decken der Säle.

Im ersten Geschoß befindet sich das Museum nordischer Alterthümer und das ägyptische Museum (der Gräbersaal mit den Mumien und der mythologische Saal). Im oberen Stock sind die dem königlichen Schloß entnommenen ethnographischen Sammlungen, die Kunstkammer und die Sammlung vaterländischer Alterthümer, außerdem noch das Kupferstichkabinet.

Wilhelm von Kaulbach
(siehe hierzu S. 58, Anm. 222).

Welch hohen Werth auch alle diese Sammlungen besitzen und welches Interesse sie für den Freund der Alterthümer, der Kulturgeschichte u. s. w. wie für den flüchtigen Beschauer bieten: der Freund der modernen Kunst wendet sich am liebsten und längsten dem neuen Kunstwerk zu, das Wilhelm von Kaulbach[222] in den Fresken des Treppenhauses geschaffen und das auch für den Freund der Geschichte wie der Philosophie kein geringeres Interesse bietet. Denn in großen Scenen, wie: die Zerstörung Jerusalems, Homer[223] und die Griechen, die Hunnenschlacht, die Kreuzzüge, das Reformationszeitalter, und in Einzelgestalten großer Männer und allegorischer Figuren, wie in einer humoristischen Trias ist die ganze moderne Weltanschauung der Menschheitsentwickelung zur fesselndsten Darstellung gebracht.

So sehen wir hier in diesen Freskogemälden Kaulbachs, aus einer bewußten Vereinigung des Idealismus mit dem Realismus, Kunstwerke hervorgegangen, die geboren sind aus der geistigen Entwickelung unserer Zeit, Kunstwerke, wie sie in einer früheren Zeit zu schaffen gar nicht möglich gewesen wäre und die, frisch aus der Gegenwart erblüht, weit in die Zukunft hineinragen, und, wenn jetzt

---

[219] Der für den Monarchen im Staatshaushalt ausgewiesene Betrag.

[220] Zuwendung in Form von Geld oder Grundbesitz an nicht regierende Mitglieder eines Fürstenhauses zur Sicherung des standesgemäßen Unterhalts (von mittellat. appanare, mit Brot versorgen).

[221] Friedrich August Stüler (1800–1865).

[222] Wilhelm von Kaulbach (1805–1874). Der nach einer Vorlage von Louis Asher (1804–1878) von Carl Arnold Gonzenbach (1806–1885) gefertigte Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1848 – Herausgegeben von C. Dräxler-Manfred. – […].“ (Frankfurt a. Main. J. D. Sauerländer [1847]).

[223] Homer (griech. Ὅμηρος, Hómēros; etwa in der 2. Hälfte des 8. Jhds. o. in der 1. Hälfte des 7. Jhds. v. Chr.).

noch nicht von der Gesammtheit des Volkes verstanden, doch gewiß einst die Mission erfüllen werden, es wie durch eine hohe Offenbarung über sich selbst aufzuklären und mit zum Kunstgenuß zu berufen.

L. O.[224]

[224] Louise Otto-Peters (1819–1895), eine sozialkritische Schriftstellerin und eine der Mitbegründerinnen der bürgerlichen deutschen Frauenbewegung.

Das VICTORIA-THEATER in BERLIN

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Das Victoria-Theater in Berlin.

Die preußische Hauptstadt hatte bis zum 4. August 1824, an welchem Tage das königsstädtische Theater eingeweiht wurde, von einigen Liebhabertheatern und dem halb berüchtigten vorstädtischen Theater des „Papa", später der „Mama" Gräbert[225] abgesehen, nur zwei Schauspielhäuser, das königliche Opernhaus und das königliche Schauspielhaus und nur eine Schauspielergesellschaft, die königliche. Seitdem ist das königsstädtische Theater zwar eingegangen; dafür sind aber sechs oder sieben neue entstanden: das mit dem Parktheater verbundene Friedrich-Wilhelmstädtische-Theater, das Wallnertheater, Krolls Theater (im Kroll'schen Etablissement), das callenbach'sche Vaudeville-Theater[226], das vorstädtische Theater auf dem wollank'schen Weinberge[227], und das jüngste von allen, das Victoria-Theater in der Münzstraße. Diese Vermehrung der Theater entspringt nicht nur aus der erstaunlichen Vermehrung der Bevölkerung, sondern es wirkten dazu auch Faktoren mit, die mit den politischen und socialen Entwickelungen der Zeit selbst im Zusammenhang stehen. Noch unter Friedrich Wilhelm III.[228] war der bureaukratische Geist in Preußen alleinherrschend; die Regierung sah mit Neid und ängstlicher Besorgniß auf Alles, was sich ohne ihr Zuthun unmittelbar aus dem Volte zu entwickeln und sich ihrer Kontrole zu entziehen drohte; unter dem Vorwande, daß alle Kunstpflege ausschließlich vom Staate ausgehen müsse, suchte sie, zum Theil wohl aus finanziellen Gründen, namentlich auch das Theaterwesen in Berlin zu monopolisiren, alle Vortheile der in Berlin herrschenden Theaterlust ausschließlich dem königlichen Schauspiel zuzuwenden und jeder Konkurrenz den Weg zu verlegen. So kostete es auch die ungeheuersten Anstrengungen und Machinationen[229], die Koncession zur Errichtung des königsstädtischen Theaters bei der Regierung auszuwirken, dem man dann aber die Existenz durch allerlei Erschwerungen, Beschränkungen und Gegenbestrebungen sauer genug machte, obschon Friedrich Wilhelm III. selbst dem Cerf'schen[230] Unternehmen wohl geneigt war und in bedenklichen Krisen demselben mit Geldzuschüssen zu Hülfe kam. Es war sogar im Werke, dieses Theater zum Hoftheater zu erklären und die Verwaltung desselben mit der der beiden Hoftheater zu vereinigen.

Die jetzt so zahlreichen Volkstheater Berlins dagegen hängen nicht von fürstlichen Launen und Regierungscapricen ab; sie sind aus der mehr demokratischen Richtung unserer Zeit hervorgegangen; sie leben von Volksmitteln und machen, so weit sie ein wirkliches Lokalbedürfniß befriedigen, meist auch gute Geschäfte. Die gesteigerte Genußsucht, die, wie es scheint, stets zunehmende Abneigung gegen die stilleren Genüsse am häuslichen Herde und die hieraus sich herschreibende Sucht, nach außen und im Strome der Welt zu leben, das alles kommt diesen Theatern zu Hilfe. Ein eigentliches Kunstbedürfniß ist es begreiflicherweise nicht, welches diese Theater füllt.

Das jüngste, aber auch das prächtigste unter diesen Theatern ist das Victoriatheater, welches durch Tietz in sehr großartigem Style erbaut und im December 1859 eröffnet wurde. Das in der Mitte eines mächtigen Grundstücks gelegene Theater bedeckt 34,000 Quadratfuß. Zwischen demselben und der Straßenfronte liegt ein Gebäude, in dessen mittlerem Theile sich der Concertsaal befindet; den beiden Seiten desselben schließen sich zwei Seitenflügel an, die in der Fronte durch eine Pergola verbunden sind. Das Sommertheater enthält zwei Logenreihen und vorn einen prächtigen Raum zu Parquetplätzen. Kurz, die äußere Erscheinung des Gebäudes und die inneren Einrichtungen sind so, daß sie einem königlichen Theater Ehre machen würden.

---

[225] Julie Gräbert geb. Pickenbach, genannt Mutter Gräbert (1803–1870); sie hatte 1855 die Leitung des von ihrem Gatten Louis († 1855) gegründeten Vorstädtischen Theaters am Weinbergsweg in Berlin übernommen, das wegen seiner urwüchsigen Inszenierungen sehr populär war.

[226] 1848 vom Schauspieler Carli Callenbach (1809–1874) als „Carli Callenbachs Sommertheater" gegründet; das Etablissement war im Gartenlokal der Gebrüder Hennig in der Chausseestraße 26 untergebracht.

[227] Das Areal zwischen Brunnen- und Bergstraße, das auch den Weinbergsweg umfaßte, hatte Gottlieb Friedrich Wollank (1771–1851) 1801 erworben.

[228] Siehe hierzu S. 20, Anm. 50.

[229] Veraltet für verborgene, unlautere Handlungen, um Vorteile zu erringen.

[230] Der aus Untereisenheim stammende Berliner Theaterleiter Karl Friedrich Cerf (eigentl. Friedrich Hirsch; 1771–1845).

Aber gerade dieses vor allen übrigen nicht königlichen Bühnen Berlins durch Großartigkeit und Pracht sich auszeichnende Theater scheint dasjenige zu sein, dessen Existenz am precärsten, dessen Zukunft am wenigsten zu berechnen ist. Cerf der Jüngere[231], der dazu die Concession besitzt, beabsichtigte, wie man sagte, mit diesem Unternehmen eine Fortsetzung des ehemaligen Königsstädtischen Theaters. Aber das ist ein sehr unbestimmtes Programm. Auch ist das Victoriatheater nach ganz andern Dimensionen angelegt. Kurz, es wurzelt nicht wie die übrigen Bühnen auf einem wirklichen Bedürfniß; es verfügt über kein scharf ausgeprägtes Repertoire; es steht mit all seiner Pracht ein wenig in der Luft. Mit seinen weiten Dimensionen und großartigen scenischen Mitteln würde es sich noch am besten für das Spektakel- und sogenannte Ausstattungsstück eignen. Man hat auch vorgeschlagen, das Victoriatheater zu dem eigentlich kosmopolitischen Theater der Hauptstadt zu machen, so daß alles aus der Fremde Kommende, was sich in Berlin hören und sehen lassen will, auf dem Victoriatheater sich zu präsentiren haben würde. Ob aber solche mehr dem Zufall anheimgegebene Elemente einer berliner Bühne eine dauerhafte Existenz zu sichern im Stande sind, scheint doch fraglich zu sein.

[231] Der Theaterunternehmer Rudolf Cerf (1812–1873).

Schloß Babelsberg.

In der Nähe von Potsdam, am linken Ufer der Havel, auf dem Babels- oder Babertsberg prangt das neue preußische Königsschloß, ein von den Spuren der Stadt entlegener und, wie unser Bild ahnen läßt, von Waldesdunkel umschatteter und melancholischer Romantik umdufteter Fürstensitz.

Im Jahre 1826 gab der damalige Prinz von Preußen[232] dem verstorbenen Schinkel den Auftrag zum Entwurf einer „kleinen Sommerresidenz“ bei Potsdam. Schinkel führte den Befehl aus, doch war aus dem kleinen Sommersitz unter seinen Händen ein stattliches Schloß entstanden. Als ein großer Theil davon bereits ausgeführt war, starb Schinkel und die Vollendung wurde dem Hofbaurath Persius[233] übertragen, mit der Bestimmung, den ursprünglichen Plan noch zu erweitern. Der vollendete Theil der ursprünglichen Anlage wurde bereits mehrere Jahre bewohnt, als (1844) der Erweiterungsbau unter Persius’ Leitung begonnen wurde. Aber auch diesem war es nicht vergönnt, die Vollendung seines Werkes zu erleben: er starb, als es erst zur Hälfte gethan war. Nun wurde Professor Strack[234] mit einer Revision und vollständigen Umarbeitung des ganzen Bauentwurfs beauftragt, um die dreifach verschiedene Anlage des Schlosses – denn man hatte abermals eine Erweiterung beschlossen – in einen harmonischen Zusammenhang zu bringen. Außer diesem hatte Strack auch die Dekoration der innern Räume und die ganze wohnliche Einrichtung zu bestimmen, mit deren Ausführung der Hofbaumeister Gottgetreu[235] betraut wurde. Beide entledigten sich ihrer Aufgabe mit großem Geschick. Nachdem der achteckige Thurm, das Verbindungsglied des älteren Baues mit dem neueren, vollendet war, schritt das Schloß seiner Vollendung rasch entgegen. An jenen achteckigen Thurm, dem architektonischen Mittelpunkt des Ganzen, lehnt sich der prachtvolle Saalbau an, welcher an Kunstwerken reich ist. Die Wandtäfelung ist mit herrlichen Schnitzwerken geziert, der mächtige Marmorkamin, mit den 12 Kurfürsten-Statuen aus dem Haus Hohenzollern, gilt als ein Meisterwerk Dankbergs[236], von origineller Komposition ist die Gallerie, welche um das obere Stockwerk herumläuft und von seltenem Werth sind die Möbel, welche diesen Saal zieren. Im Allgemeinen gewährt die im reinsten Styl der englischen Schlösser des 16. Jahrhunderts, im sogenannten normannischen Tudorstyl, durchgeführte architektonische Ornamentik des Innern ein Bild der vollendetsten Harmonie und in der Lösung dieser Aufgabe, die Bedürfnisse des modernen Geschmacks mit der Reinheit der gothischen Form zu versöhnen, haben die Erbauer eine hohe Meisterschaft bekundet.

Die Geschichte dieses Fürstenschlosses ist demnach nur noch eine Geschichte seines Baues. Die Geschichte seiner Schicksale deckt noch der Schleier der Zukunft; aber voll Hoffnung richtet ein großes der Freiheit würdiges Volk seinen Blick auf diese Mauern, voll Hoffnung, daß ihre Bewohner der finstere Geist fliehen möge, welchem diese mittelalterlichen Zinnen ihre Form entlehnt haben. Die Hoffnung ist zum Vertrauen geworden, seit mit Englands Königstochter[237] eine Anwartschaft auf erleuchtete Regierungsgrundsätze, wie sie die erste Nation der Erde beherrscht, in Babelsberg eingezogen ist und sich Preußens Thron zugesellt hat.

[232] Wilhelm Friedrich Ludwig von Preußen (1797–1888), als Wilhelm I. seit 1861 König von Preußen, ab 1867 Präsident des Norddeutschen Bundes und ab 1871 Deutscher Kaiser.

[233] Ludwig Persius (1803–1845).

[234] Johann Heinrich Strack (1805–1880).

[235] Moritz Wilhelm Gottgetreu (1813–1885).

[236] Der Bildhauer und Stukkateur Friedrich Wilhelm Dankberg (1819–1866).

[237] Die als liberal geltende brit. Prinzessin Victoria Adelaide Mary Louisa (1840–1901), Tochter der engl. Königin Victoria (1819–1901), war am 25. Januar 1858 dem damaligen Kronprinzen und späteren Kaiser Friedrich III. (1831–1888) angetraut worden.

BABELSBERG

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

DAS KÖNIGLICHE SCHAUSPIELHAUS IN BERLIN

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [231]-234 u. 267-270.

Das Berliner Schauspielhaus.

Eine der herrlichsten Schöpfungen der neueren Baukunst ist das von dem genialen Schinkel[238] im Jahre 1819 ausgeführte Schauspielhaus auf dem Gensdarmenmarkte in Berlin, ein würdiger Tempel der dramatischen Kunst, Größe und Anmuth in sich vereinend und an die besten Muster hellenischer Architektur unwillkürlich, trotz seiner Eigenthümlichkeit, erinnernd. Ein ideeller Hauch umschwebt den hohen Bau und verkündigt schon von Außen seine Bestimmung, dem Kultus des Genius zu dienen und seine schönsten Blüthen in sich aufzunehmen. In seinen harmonischen Verhältnissen, seinen edlen, reinen Linien, seiner vollendeten Schönheit und schwungvollen Hoheit gleicht es selbst einem verkörperten Gedicht, einem zu Stein gewordenen Hymnus an die Kunst aus dem Zeitalter der Blüthe Griechenlands. So entspricht die durchgeistigte Form dem ideellen Inhalt, die äußere Gestalt dem inneren Leben und der hier sich auftauenden Gedankenwelt. – Eine 52 Fuß hervortretende, 85 Fuß breite und 27 Fuß hohe steinerne Treppe führt zu dem Peristyl von mächtigen jonischen Säulen. Sie tragen das Frontispiz, welches den Tod der Niobe[239] und ihrer Kinder von dem Bildhauer Tiek[240] in erhabener Arbeit zeigt. Auf der Spitze und zu beiden Seiten des Frontispizes stehen die himmlischen Musen: Polyhymnia, die ernste Melpomene und die heitere Thalia, von dem Bildhauer Rathgeber[241] aus Gotha nach den Modellen Tieks gearbeitet. Auf dem Fries erblickt man die Inschrift: *Fridericus III. Guilielmus Theatrum et Odeum incendio comsumta majore cultu restituit MDCCCXXI* (Friedrich Wilhelm III.[242] baute das Theater und die Tonhalle, nachdem sie vom Feuer verzehrt, mit größerer Pracht wieder auf im Jahre 1821). Die Inschrift ist von dem bekannten Alterthumsforscher Hirt und deutet auf das durch eine Feuersbrunst zerstörte alte Schauspielhaus, welches von Langhans[243] 1801 erbaut worden war. – Ueber diesem Frontispiz der Hauptfaçade erhebt sich ein zweiter Aufbau, in dessen Felde Eros mit dem Bogen als Weltbesieger steht; ihm zur Rechten kniet eine Psyche vor einer komischen, zur Linken eine Psyche vor der tragischen Maske. Die Spitze dieses zweiten Frontispizes krönt der Dichtergott Apollo in einem Wagen, gezogen von geflügelten Greifen, 18 Fuß hoch, nach Tiek's Modell von Werner und Neffer[244] in Kupfer getrieben. Die Hauptfront des Gebäudes ist 245 Fuß lang und die Höhe bis zur Spitze des Apollo beträgt 120 Fuß. In dem südlichen Frontispiz ist der Zug des Bacchus und der Ariadne in einem

---

[238] Siehe hierzu S. 46, Anm. 182.

[239] Griech. Νιόβη, Nióbē; ihre sieben Kinder wurden von Apollo (griech. Ἀπόλλων, Apóllōn) und Artemis (griech. Ἄρτεμις, Ártemis) aus Rache dafür umgebracht, daß Niobe deren Mutter Leto (griech. Λητώ, Lētṓ) dadurch gekränkt hatte, daß sie sich dieser gegenüber ihrer vielen Kinder brüstete.

[240] Christian Friedrich Tieck (1776–1851).

[241] Johann Balthasar Jacob Rathgeber (1770–1845).

[242] Siehe hierzu S. 20, Anm. 50.

[243] Siehe hierzu S. 24, Anm. 69.

[244] Beide nicht zu ermitteln.

von Centauren gezogenen Triumphwagen dargestellt, auf der Nordseite dagegen erblickt man Pluto und Proserpina als Beherrscher der Unterwelt, vor ihnen Orpheus und Helios, der eben dem Meere entsteigt, hinter diesen Hermes, Sisyphus, Irina und die Parzen, während auf der Westseite ein geflügelter Pegasus emporsteigt, mit seinem Hufe die Quelle der Poesie aus dem Felsen schlagend. Die Ecken der Frontispize nehmen die Statuen der übrigen Musen ein.

Dem schönen Aeußeren entspricht die zweckmäßige innere Einrichtung des Gebäudes. Das untere Stockwerk besteht aus großen gewölbten Magazinen zur Aufbewahrung der Dekorationen und Versatzstücke. Man kann sich kaum einen Begriff von dem aufgehäuften Reichthum machen; hier befinden sich ganze Städte, eine Reihe der herrlichsten Paläste, griechische, römische, egyptische und indische Tempel, die bescheidene Hütte und der fürstliche Salon, der finstere Kerker des armen Gretchens und die Zaubergärten der Armide[245], reizende Thäler und erhabene Gletscher, oft mit bewunderungswürdiger Kunst von den Meisterhänden eines Gropius gemalt. Außerdem liegt noch in diesem Theil die Wohnung des Kastellans, die Theater-Hauptkasse und das Billetverkaufs-Bureau. Das mittlere Quergebäude wird von der eigentlichen Bühne und dem Zuschauerraum eingenommen und bildet das eigentliche Theater. Dasselbe hat vier über einander liegende Logen und Balkons vor den Logen des ersten und zweiten Ranges. In der Mitte befindet sich die große königliche Loge, welche jedoch nur selten benutzt wird, da der Hof gewöhnlich in der linken Prosceniums-Loge zu verweilen pflegt. Den Plafond zieren die neun Musen von Wach[246], während Schadow[247] über dem Proscenium den Zug des Bacchus und der Ariadne in einer Reihe von reizend anmuthigen Gruppen dargestellt hat. Die übrigen Verzierungen sind einfach, die Vergoldung geschmackvoll und nirgends überladen, so daß das Auge des Zuschauers nicht zerstreut und von der Bühne abgezogen wird. Das ganze Haus faßt gegen 1500 Menschen; die Rohrsitze sind bequem, der ganze Eindruck würdevoll, wenn auch minder prächtig wie der des Opernhauses. Die Bühne ist geräumig und mit vor trefflichen Maschinerien versehen; in der Nähe derselben befinden sich die nöthigen Garderobezimmer und ein größeres Konversationszimmer, mit den Bildern ausgezeichneter dramatischer Künstler geschmückt, wo sich die Schauspieler während der Vorstellung aufzuhalten pflegen. – Steigt man zu dem im Gebäude befindlichen Konzertsaal empor, der auf der Südseite liegt, so erblickt man beim Aufgange in dem Vestibule die Büste Schinkels, des genialen Baumeisters, in einer Nische. In dem Vorsaale sind die Büsten berühmter Theaterdichter, in einem zweiten die Statue Ifflands und die Büsten ausgezeichneter Schauspieler aufgestellt. An den Wänden sind Scenen aus den Tragödien des Aeschylus[248], Sophokles[249], Euripides[250], Shakespeare[251], Calderon[252], Goethe[253] und Schiller von Hensel[254] gemalt. Von hier führen drei Eingänge in den eigentlichen Konzertsaal, der 76 Fuß lang, 44 Fuß breit und 43 Fuß hoch ist. Rings herum läuft die Gallerie, an welche sich zwei Tribünen schließen, jede mit sechs jonischen Säulen geziert. In den unteren Nischen grüßen uns die Kolossalbüsten älterer und neuerer Komponisten, während zwei Oelgemälde die Gewalt der neuen und der alten Musik darstellen. Der Saal mit den Gallerien faßt gegen 1200 Zuhörer und zeichnet sich durch seine treffliche Akustik aus. Gewöhnlich wird er nur zu Konzerten benutzt, nur ausnahmsweise finden daselbst auch kleinere thealralische Vorstellungen statt.

---

[245] Siehe hierzu S. 39, Anm. 156.

[246] Karl Wilhelm Wach (1787–1845).

[247] Johann Gottfried Schadow (1764–1850).

[248] Der griech. Dichter Aischylos (griech. Αἰσχύλος, Aischýlos; 525–456 v. Chr.).

[249] Der griech. Tragödiendichter Sophokles (griech. Σοφοκλῆς, Sophoklēs; 497/496–406/405 v. Chr.).

[250] Der griech. Dramatiker Euripides (griech. Εὐριπίδης, Eúripídēs; 480 o. 485/84–406 v. Chr.).

[251] William Shakespeare (1564-1616).

[252] Der span. Dichter Pedro Calderón de la Barca y Barreda González de Henao Ruiz de Blasco y Riaño (1600–1681).

[253] Johann Wolfgang von Goethe (siehe hierzu S. 85, Anm. 340).

[254] Wilhelm Hensel (1794–1861).

Ist auch die Blüthezeit des Berliner Schauspiels längst geschwunden, wo der unsterbliche Fleck[255], der geniale Devrient[256], die unvergeßliche Bethmann[257], die liebenswürdige Wolf[258], der als Schauspieler und dramatische Schriftsteller gleich bedeutende Iffland[259], Rebenstein[260], Lemm[261], Beschert[262], Seydelmann[263] u. s. w. an demselben wirkten, so besitzt noch immer das königliche Theater hervorragende Künstler ersten Ranges, vor Allen eine Crelinger[264], die würdigste Repräsentantin des klassischen Drama's, den hochbegabten Döring[265], den gediegenen Dessoir[266], den trefflichen Hendrichs[267] und den liebenswürdigen Liedtke[268], so wie eine Anzahl jüngerer Talente von unbestrittener Begabung. Das Repertoir trägt vorzugsweise dem klassischen Geschmack Rechnung, obgleich sich nicht leugnen läßt, daß die Kräfte der Bühne nicht immer und nicht in jeder Beziehung für die hohen Tragödien Shakespeare's, Goethe's und Schiller's ausreichen. Weit abgerundeter sind daher die Darstellungen von Schauspielen und bürgerlichen Trauerspielen, die größtentheils in musterhafter Weise vorgeführt werden. Auch das Lustspiel ist meist trefflich vertreten, wenn sich auch hier der Mangel an frischen kölnischen Talenten geltend macht und der Nestor des Berliner Lustspiels, der bereits mehr als siebzigjährige Gern[269] noch immer keinen würdigen Nachfolger gefunden hat. – Die oberste Leitung führt der Generalintendant von Hülsen[270] mit anerkennungswerthem Streben, das Gute zu fördern; ihm zur Seite steht der technische Direktor Düringer[271] und die beiden Regisseure Kaiser[272] und von Lavallade[273]. Ein literarischer Beirath hat über die Annahme oder Zurückweisung der eingereichten dramatischen Arbeiten zu entscheiden. Die Zahl der zu prüfenden Manuskripte beläuft sich Jahr aus Jahr ein auf mehr als dreihundert Tragödien, Schau- und Lustspiele, von denen kaum zwei Prozent zur Aufführung gelangen. Das sogenannte Lese-Comité wird natürlich von den zurückgesetzten Dichtern bald mit Recht, bald mit Unrecht angegriffen. Irrthümer und Menschlichkeiten kommen auch hier vor und manches abgewiesene Drama verdient ein besseres Geschick, während oft mittelmäßige und unbedeutende Arbeiten aus verschiedenen Gründen und Rücksichten vorgezogen werden.

Das Berliner Theaterpublikum ist wegen seiner kritischen Schärfe bekannt; es übt auch in der That eine meist zersetzende Kritik aus und besitzt einen besonders stark ausgebildeten Sinn für das Lächerliche. Anderer Seits fehlt es ihm auch nicht an einer gewissen Sentimentalität, welche mit Glück von einzelnen Schriftstellern, besonders von der bühnenkundigen Frau Birch-Pfeiffer[274] benutzt wird, und ihr eben so große Erfolge als Tantiemen sichert. In letzter Zeit hat das recitirende Schauspiel viel von seinem Reize für die Bevölkerung eingebüßt, so daß die Theilnahme dafür mehr oder minder zu

---

[255] Ferdinand Fleck (1757–1801).

[256] Eduard Devrient (1801–1877).

[257] Heinrich Eduard Bethmann (1774–1857).

[258] Pius Alexander Wolff (1782–1828).

[259] August Wilhelm Iffland (1759–1814).

[260] Leberecht Rebenstein (1788–1832).

[261] Friedrich Wilhelm Lemm (1782–1837).

[262] Jonas Friedrich Beschert (1767–1846).

[263] Carl Seydelmann (1793–1843).

[264] Auguste Crelinger (1795–1865).

[265] Theodor Döring (eigentl. Johann Friedrich Wilhelm Theodor Hering; 1803–1878).

[266] Ludwig Dessoir (eigentl. Leopold Dessauer; 1810–1874).

[267] Hermann Hendrichs (1809–1871).

[268] Theodor Liedtke (1828–1902).

[269] Albert Gern (1789–1869).

[270] Botho von Hülsen (1815–1886), seit Mai 1851 Generalintendant der Kgl. Schauspiele zu Berlin.

[271] Philipp Jacob Düringer (1809–1870), 1853 bis 1870 Direktor am Kgl. Schauspielhaus Berlin.

[272] Nicht ermittelt.

[273] Wilhelm Gentil von Lavallade (1812–1883).

[274] Die damals äußerst erfolgreiche Bühnenautorin Charlotte Karoline Birch-Pfeiffer (1800–1868).

schwinden scheint. Der Grund dafür liegt größtentheils in der Politik, welche fast ausschließlich die Gemüther beschäftigt und für sich in Anspruch nimmt. Die ganze materielle Richtung der Gegenwart ist überhaupt der ideellen Kunst nicht besonders günstig; die Bühne hat daher ihre hohe Bedeutung theilweise verloren, und das Theater ist zu einer bloßen Unterhaltung herabgesunken, um die müssige Zeit zwischen der Börse und dem Souper auszufüllen. Regere Theilnahme für dasselbe findet sich nur noch bei den empfänglicheren Frauen und der leichter zu begeisternden Jugend. Dennoch hat der Besuch eher zu- als abgenommen, da die Zahl der Fremden in Berlin fortwährend im Steigen begriffen ist, und diese selten die Gelegenheit versäumen, das königliche Schauspielhaus zu besuchen. Durch diesen Umstand erhält das Theaterpublikum eine stets wechselnde, unbestimmte Physiognomie; es fehlt ihm jener alte, gediegene Kern gebildeter Theaterfreunde, welche Berlin früher besaß, darunter Männer von hoher Bildung, wie einst der berühmte Hegel[275], der geistreiche Gans[276], die sich lebhaft für das Drama interessirten und es nicht verschmähten, von Zeit zu Zeit für dasselbe zu schreiben, und die Leistungen der Dichter und Schauspieler öffentlich zu besprechen.

Nur bei den ersten Vorstellungen neuer Dramen erblickt man noch einen Abglanz der früheren Zeit und eine lebendige Wechselwirkung zwischen dem Publikum und der Bühne. Das Haus ist dann gewöhnlich bis auf den letzten Platz gefüllt; die Zuschauer bestehen aus der Elite der gebildeten Gesellschaft, unter ihnen bemerkt man die bekannten Kritiker, den würdigen Gubitz[277], den Nestor der Berliner Kritik, den bekannten Dramaturgen Rötscher[278], den geistreich witzigen und deshalb gefürchteten Kossak[279]. Die Freunde und auch die Feinde des Dichters haben sich zahlreich eingefunden und verfolgen mit Spannung und großer Theilnahme den Verlauf des Stückes. In den Zwischenakten versammeln sich die Stimmführer auf dem Korridor und besprechen das neue Werk; hier bilden sich Parteien dafür und dagegen, ein witziges Wort, ein vernichtendes Urtheil verbreitet sich mit Blitzesschnelligkeit und entscheidet oft den Erfolg des Abends. Wenn der Autor in Berlin anwesend ist, so verweilt er mit Herzklopfen gewöhnlich hinter den Coulissen auf der Bühne. Auch die Schauspieler befinden sich bei einer ersten Aufführung in einer gewissen Unruhe und selbst die große Crelinger versichert, daß sie nie eine neue Rolle spielt, ohne am ganzen Körper zu zittern. Das Alles verleiht einer solchen Vorstellung einen eigenthümlichen Reiz, ein dramatisches Leben. Mit jedem Akte steigt die Theilnahme oder sinkt das Interesse, bis endlich der Vorhang fällt und der glückliche Dichter laut gerufen wird und im schwarzen Leibrock erscheint, um dem Publikum eine linkische Verbeugung zu machen. Im entgegengesetzten Falle belehrt ihn das Schweigen oder das noch schlimmere Zischen und Pfeifen des Publikums, daß sein Werk durchgefallen.

Bei solchen Gelegenheiten kann man auch die Erfahrung machen, daß das Berliner Theater eben so gut wie Paris seine Claque besitzt, wenn auch dieselbe sich noch nicht einer gleich vollendeten Ausbildung und Organisation zu erfreuen hat. Sie tritt noch mit einer gewissen Schüchternheit auf und befindet sich, so zu sagen, noch im ersten Stadium ihrer Entwickelung, doch läßt sich nicht leugnen, daß sie in der letzten Zeit erhebliche Fortschritte gemacht hat und bereits zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. – Ein anderer Uebelstand ist die Landplage der sogenannten Billetverkäufer. Dieselben bilden eine völlige, wenn auch nicht legalisirte Korporation zur Brandschatzung des Publikums. Bei jeder ersten Vorstellung, bei bedeutenden Gastspielen und vorzugsweise beliebten Aufführungen belagern sie schon am frühen Morgen die Theaterkasse und kaufen so viel Billete als möglich auf, um sie am Abend gegen einen oft sehr bedeutenden Nutzen an die Theaterliebhaber wieder zu verkaufen. Bei einigermaßen besuchten Stücken muß das Publikum ihnen in die Hände fallen und oft doppelte, selbst dreifache Preise diesen Spekulanten zahlen. Zuweilen aber mißglücken ihre Operationen und sie erleiden nicht unerhebliche Verluste, obgleich ihr Geschäft im Ganzen sehr einträglich sein soll. Alle Bemühungen der Intendanz und der Polizei, welche mit großer Strenge den unerlaubten Billethandel bestraft, um den

[275] Der Philosoph Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831).

[276] Der Jurist und Historiker Eduard Gans (1797–1839).

[277] Friedrich Wilhelm Gubitz (1786–1870).

[278] Heinrich Theodor Rötscher (1803–1871).

[279] Ernst Ludwig Kossak (1814–1880).

Mißbrauch zu beseitigen, sind bis jetzt an der Zähigkeit und List der bezeichneten Korporation gescheitert.

Max Ring[280].

[280] Siehe hierzu S. 44, Anm. 178.

SCHLOSS TEGEL

Schloß Tegel[281].

Bekanntlich ist Berlin und seine Umgegend nicht so verschwenderisch von der Natur bedacht wie Neapel, Rom, Florenz oder Konstantinopel, dagegen sieht es auch lange nicht so traurig aus, wie sich mancher gute Süddeutsche denkt, der sich eine trostlose Sandwüste vorstellt, ohne Baum und Strauch, mit Staubwolken bedeckt und vielleicht gar von zahmen Beduinen bewohnt. Mancher ehrliche Schwabe oder Bayer schlägt daher verwundert die Hände über dem Kopfe zusammen, wenn er sich vom Gegentheil überzeugt und zum erstenmale den Thiergarten oder den Friedrichshain im grünen Frühlingsschmuck erblickt. Das nahe gelegene Stralau und Treptow bieten durch ihre herrlichen Wasserpartieen eine Fülle reizender Landschaftsbilder; auch den verwöhnteren Geschmack wird Potsdam und Sanssouci durch seine Lage an den malerischen Ufern der Havel und noch mehr durch seine wahrhaft fürstlichen Anlagen befriedigen. Einen eben so freundlichen, wenn auch weit bescheidenerern Anblick gewährt das nur zwei Stunden von Berlin entfernte Tegel, abgesehen davon, daß der Name Humboldt diese liebliche Oase mit einer leuchtenden Glorie umschwebt. Der Weg dahin führt durch die oranienburger Vorstadt, wo wir im Vorübergehen einen Blick auf die riesigen Maschinenbauanstalten von Borsig[282] und Egels[283] werfen, welche ein glänzendes Zeugniß für den mächtigen Aufschwung der berliner Industrie ablegen. In ihrer Nähe befinden sich mehrere große Kirchhöfe, wo Hegel, Fichte, Gans und noch viele andere große Männer unter grünem Rasen schlummern. Wir können uns unmöglich aufhalten, so verlockend auch ein solcher Besuch der berliner Kirchhöfe zu einer andern Zeit sein dürfte, und eilen auf der allerdings staubigen Chaussee weiter, an dem sogenannten Wedding mit seinen bescheidenen Häusern, seinen Sandhügeln und Windmühlen vorüber. Bald nimmt uns ein duftender Fichtenwald in seinen Schatten auf, wir ruhen einige Minuten auf der Bank vor der klappernden Mühle aus und horchen auf das Rauschen des kleinen Baches, der anmuthig sich zwischen buntgeblümten Wiesen windet. Zwischen den grünen Bäumen winkt uns das Schloß oder vielmehr das Schlößchen Tegel mit seinem rothen Dach und seinen Thürmchen wie ein liebliches Kind aus dem Gebüsch hervorlauschend. Eine Allee von Linden und Ahorn führt uns zu dem Hause, das der Genius durch sein Verweilen für immer geweiht und geheiligt hat. Hier lebte der berühmte Staatsmann Wilhelm von Humboldt seit dem Jahre 1820, wo er seinen Abschied als Minister nahm, in ländlicher Zurückgezogenheit, mit Abfassung seiner unsterblichen Werke beschäftigt. Hierher kehrte der noch berühmtere Bruder Alexander von Humboldt[284] immer wieder von seinen großen

Alexander von Humboldt
(siehe hierzu S. 15, Anm. 43).

---

[281] Das heutige Schloß Tegel war in den Jahren 1820 bis 1824 errichtet worden; Bauherr war Wilhelm von Humboldt (siehe hierzu S. 35, Anm. 131), sein Architekt Karl Friedrich Schinkel (siehe hierzu S. 46, Anm. 182). Es befindet sich heute im Besitz der Familie von Heinz, direkten Nachkommen Wilhelm von Humboldts, die das Schloß auch bewohnt.

[282] Die am 22. Juli 1837 von August Borsig (1804–1854) gegründete Maschinenbau-Fabrik, die in den ersten Jahren vor allem Lokomotiven produziert.

[283] Die 1821 von Franz Anton Egells (1788–1854) gegründete Eisengießerei, die 1823 an das Oranienburger Tor umgezogen war.

[284] Siehe hierzu S. 15, Anm. 43.

Reisen in das Innere von Asien und Amerika zurück, um unter dem Dache der väterlichen Penaten auszuruhen; in diesen Räumen sammelten sich um den geistreichen und liebenswürdigen Wirth die bedeutendsten Männer des Jahrhunderts, Künstler und Gelehrte von europäischem Ruf wie Rauch, Fichte, Schleiermacher u. s. w.

Das Schloß Tegel war früher ein Jagdschloß des großen Kurfürsten und kam erst nach dem hubertsburger Frieden[285] in den Besitz der Familie Humboldt. Seine jetzige Gestalt hat es dem berühmten Architekten Schinkel[286] zu verdanken, der es mit vier Thürmchen versah und ihm dadurch ein stattliches Ansehen verlieh. Schon der Hausflur verkündigt den Geist und klassischen Geschmack des früheren Besitzers, indem man ein römisches Atrium zu betreten glaubt. Ungefähr in der Mitte desselben erhebt sich eine antike Brunnenmündung mit Bacchanten im Relief. Nach der Sage soll der heilige Calixtus darin ertränkt worden sein. Zu beiden Seiten des Hausflurs befinden sich verschiedene Wohnzimmer, unter denen die Studirstube Wilhelm von Humboldts unsere besondere Beachtung verdient. In der Nähe des Fensters steht der massive Schreibtisch, woran der große Denker oft spät um Mitternacht noch saß. Hier schrieb er seine unsterblichen Werke „Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java“ und „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachenbaus“; hier dichtete er seine trefflichen Sonette, die er vor aller Welt bescheiden verbarg, rührende Selbstbekenntnisse eines hohen Geistes, eines fein fühlenden Herzens, das unter einer scheinbar kalten Hülle warm für alles Große und Edle schlug; hier tröstete er in seinen Briefen an eine Freundin die arme, unglückliche Charlotte Diede[287], die er als Jüngling kennen gelernt und als Greis noch nicht vergessen hatte. Von den Wänden grüßen uns in dieser Werkstätte des Genius griechische Götterbilder, eine Parze von dem genialen Carstens[288], die Konstantinsschlacht nach Raphael und eine Zeichnung von Thorwaldsens[289] Meisterhand: „Bacchus, wie er dem Amor zu trinken gibt“. – Wir werfen noch im Vorübergehen einen Blick auf die Bibliothek, worin wir die Schriften Voltaire’s und Rousseau’s[290], Goethe’s Werke, Schleiermachers Predigten und die bedeutendsten Erscheinungen der neueren Literatur finden. Dicht an dieses Arbeitszimmer stößt die bescheidene Schlafstube, worin jetzt zwei weibliche Torsen von parischem Marmor stehen, nach dem einstimmigen Urtheil der Sachkenner die schönsten Reliquien griechischer Kunst. – Die oberen Räume des Schlosses bestehen aus einem Empfangszimmer, einem Salon und einem Thurmgemach mit der reizenden Aussicht auf den benachbarten Park und den blauen See, welcher dem Landschaftsbilde einen eigenen romantischen Reiz verleiht. Hier befindet sich ein vollständiges, zwar nur kleines, aber ausgewähltes Museum herrlicher Kunstwerke des Alterthums und der neueren Zeit, zum Theil Geschenke des Papstes an Wilhelm von Humboldt, als derselbe noch Gesandter in Rom war, für wichtige, von ihm geleistete Dienste. Besonders interessant sind die zahlreichen Familienporträts, ein Bild Alexanders von Humboldt in lebensgroßer Figur, im Hintergrund der von ihm bestiegene Chimborasso, gemalt von dem berühmten Steuben in Paris, ferner das Porträt der Frau von Humboldt, geborenen von Dacheröden[291], das die geistreichen Züge der interessanten Frau charakteristisch wiedergibt, und die Marmorbüste Wilhelm von Humboldts von Thorwaldsen, ein Meisterwerk in Auffassung und Ausführung. – Der Anblick dieser Räume mit ihren Kunstschätzen weckt von Neuem die Erinnerung an den großen Besitzer, der selbst ein Staatsmann und Philosoph im antiken Sinne und Geiste war. Auch an die ersten Genien des deutschen Volkes werden wir hier unwillkürlich gemahnt, da Goethe, vor Allen Schiller eng befreundet mit Wilhelm von Humboldt waren. –

Mit Gefühlen der Bewunderung verlassen wir das geweihte Haus und treten in den stillen, grünen Park, der uns in seine Schatten gastfrei aufnimmt. Um die alten Bäume schwebt der Geist einer schönen, glorreichen Vergangenheit; unter ihnen wandelten einst die beiden unsterblichen Brüder Alexander und

[285] Der Hubertusburger Friedensschluß vom 15. Februar 1763 zwischen Preußen, Österreich und Sachsen, der den Siebenjährigen Krieg (siehe hierzu S. 28, Anm. 79) beendete.

[286] Siehe hierzu S. 46, Anm. 182.

[287] Charlotte Diede geb. Hildebrand (1769–1846).

[288] Asmus Jacob Carstens (1754–1798).

[289] Der dän. Bildhauer Bertel Thorvaldsen (1770–1844).

[290] Der Genfer Schriftsteller, Philosoph, Pädagoge und Naturforscher Jean-Jacques Rousseau (1712–1778).

[291] Caroline von Humboldt geb. von Dacheröden (1766–1829).

Wilhelm von Humboldt, umgeben von den bedeutendsten Männern und Frauen ihrer Zeit. Welche Gespräche wurden hier geführt, welche Gedanken hier gedacht! Auf dieser Bank erzählte Alexander von seinen Reisen, von den Urwäldern Amerika's und den Riesenbergen der neuen Welt mit hinreißendem Redefluß, entwickelte der nicht minder begabte Wilhelm seine erhabenen Ideen, seine Anschauungen über den Staat, die Entwickelung der Menschheit und über Poesie und Kunst. Ihre Worte sind verstummt, aber im Rauschen des Parks glaubt man noch immer ihre Stimmen zu vernehmen und ihre Schatten zwischen den hohen Bäumen zu sehen. – Von ihnen unsichtbar begleitet, lenken wir unsere Schritte zu der berühmten Begräbnisstätte der Familie Humboldt. Eine duftende Allee von blühenden Linden und breitblätterigen Ahornbäumen führt uns von dem Schlosse zu dem höher gelegenen Tannenwäldchen, das eine grüne Berglehne zum Schutze gegen die rauhen Winterstürme bildet und wie eine Mauer den kleinen Friedhof abschließt. Ein großer, frischer Rasenplatz, mit Blumen und Sträuchern bepflanzt, umgibt den heiligen Gottesgarten, der nur durch ein eisernes Gitter von dem gewöhnlichen Garten abgegrenzt wird. In der Mitte erhebt sich statt des Kreuzes eine schlanke Granitsäule, von welcher die Statue der Hoffnung nach Thorwaldsen auf die stillen Gräber niederblickt. Zunächst der Säule schlummern Wilhelm von Humboldt und die ihm ebenbürtige Gattin, rings um Beide die übrigen Glieder der Familie, darunter Alexander von Humboldt, dessen Ruhm die weite Welt erfüllt, der Aristoteles[292] des neunzehnten Jahrhunderts. Keine prunkende Inschrift, kein stolzes Denkmal bezeichnet die Stätte, wo ein solcher Genius ruht, sein einfacher Name, der Tag seiner Geburt und seines Todes genügen dem Wanderer, der ehrfurchtsvoll den bescheidenen Stein betrachtet, unter dem der große Naturforscher im Schooße der Natur von seinen rastlosen Arbeiten ausruht. Ein unaussprechlicher Frieden ist über diese Stelle ausgegossen, die der Geist griechischer Heiterkeit und philsophischer Ruhe zu umschweben scheint. Wenn die untergehende Sonne mit ihren letzten Strahlen die Gipfel der grünen Tannen streift, daß sie wie helle Kerzen aufleuchten, wenn die weiße Marmorstatue der Hoffnung im Abendrot!) erglüht und der nahe See den rosigen Himmel wiederspiegelt, dann ergreift uns an dieser Stelle ein eigenthümlich heiliger Schauer, wir fühlen die Nähe himmlischer Geister, wir glauben an Unsterblichkeit.

Max Ring[293].

[292] Der griech Gelehrte und Philosoph Aristoteles (griech. Ἀριστοτέλης, Aristotélēs; 384–322 v. Chr.).

[293] Siehe hierzu S. 44, Anm. 178.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 17-27.

CCLXXXVII. Canton[294] in China.

In jenes Reich mit dem Riesenkörper und der Zwergseele im Winkel der Erde, in das mit Gebirgen, Wüsten und einem fast buchtlosen Meere fest verschanzte China, zu dem Volke, bei welchem Cultur und Sitte, Wissenschaft und Kunst, Ideen und Vorstellungen seit Jahrtausenden im Kreislaufe unverändert sich bewegen, führe ich heute zum ersten Male meinen Leser.

China ist eine Welt für sich; aber eine Welt ohne Einfluß auf die übrige, und am Körper der Menschheit wie ein erstarrtes Glied. Herder[295] hat das chinesische Reich mit einer eingesargten Mumie verglichen, bemalt mit Hieroglyphen und eingewickelt in glänzende Seide. Ich möchte es mit seinen 400 Millionen Einw. lieber als einen Reservefond der Menschheit betrachten, als ein todtes Kapital, das die Allmacht für unsere jugendliche Civilisation zum Brautschatz zurücklegte, damit diese es einst fruchtbringend nutze. Schon schlagen die Wogen der europäischen Kultur gar mächtig in das Eismeer der chinesischen hinüber; zerstörend wühlt die Brandung am geborstenen Gestade und ihr warmer Odem fährt weit hin über die starre Fläche. Todt wird das Kapital nicht mehr lange bleiben, wenn die Zeichen nicht täuschen.

Regelmäßigkeit und eine genau vorausbestimmte Ordnung, die alle, auch die kleinsten Lebensäußerungen und Tätigkeiten der Menschen beachtet und bevormundet, und der nichts entgeht, ist die Seele des chinesischen Staats. Das ganze Gebäude desselben ruht auf dem, durch alle Verhältnisse und durch alle Stände consequent durchgeführten, patriarchalischen Begriff von der Pflicht des Gehorsams, welchen das Kind seinem Vater, und jeder Unterthan dem Kaiser als Vater des Landes schuldig ist, welcher letztere wiederum dem unabänderlichen Gesetze des Reichs nach Brauch, Wort und Geist unverbrüchlichen Gehorsam zollt. Aus diesem schönen Grundbegriff leitet es sich von selbst ab, daß China außerhalb der kaiserlichen Familie von keinem Geburtsrang, von keiner erblichen Würde, von keinem Adel etwas weiß, und es, dem Prinzipe nach, nur anerkennt den Adel des Talents, des Wissens und des Könnens, und jedem Stande die Laufbahn im Staatsdienste und zur Erlangung der höchsten Ehrenstellen öffnet. Die Reichsverfassung gewährt volle Gewissensfreiheit. Zu keiner Religion ist der Bewohner China's von Staatswegen gezwungen; keine begünstigt die Regierung vorzugsweise; die Bekenner der Lehren des Confuzius[296], des Fo[297], des Brahmah[298]; die Verehrer des Dalai-Lama[299]; Juden, Türken[300], Christen sogar, genießen die nämliche Duldung. Wenn letztere zuweilen harte Verfolgung zu ertragen hatten, so geschah es nicht um ihrer Religionsgrundsätze willen, sondern weil man ihnen, sey es mit Recht, oder verleumderisch, staatsgefährliche Bestrebungen unterlegte. Die Verfolgung hörte immer auf, sobald man sich von dem Ungegründeten einer solchen Beschuldigung überzeugt, oder die vermeintlichen Rädelsführer ergriffen und entfernt hatte. Die ganze Gesetzgebung China's hat, ihrer

---

[294] Heute Guangzhou (chin. 廣州市, Guǎngzhōu Shì).

[295] Der Aufklärer Johann Gottfried von Herder (1744–1803) im „Dritten Theil" seiner „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit […]" (Riga u. Leipzig: J. F. Hartknoch 1787), S. 17: „Das Reich ist eine balsamirte Mumie, mit Hieroglyphen bemahlt und mit Seide umwunden; ihr innerer Kreislauf ist wie das Leben der schlafenden Winterthiere".

[296] Anhänger des Konfuzius (chin. 孔夫子, Kǒng Fūzǐ; vermutl. 551–479 v. Chr.), eines chin. Philosophen zur Zeit der Östlichen Zhou-Dynastie.

[297] Die chin. Bezeichnung für Buddha, also Buddhisten.

[298] Hindus.

[299] Buddhisten der tibet. Ausprägung.

[300] Moslems.

Theorie nach, in der That nur die allgemein gültigen Gesetze der Moral zur Basis und sie würde, in lebendiger und unverfälschter Anwendung ihrer Prinzipien, die vollendetsten Muster zur Völkerbeglükkung aufstellen. Aber in ihrer bisherigen Praxis ist sie gerade das Gegentheil von Dem, was sie seyn sollte; – sie ist eine Maschine, die Civilisation zum Stillstehen zu zwingen, die Völker zu Rotten von Heuchlern und Sklaven zu machen, oder sie zu schlafenden Winterthieren zu entwürdigen.

Die äußere Gliederung des chinesischen Reichs ist folgende. Das eigentliche China, d. i. das Central-Reich, theilt sich in 18 Gouvernements, deren jedes durchschnittlich eine Größe und Bevölkerung hat, die jene des preußischen Staats weit übersteigt. Jedes Gouvernement zerfällt in mehre Provinzen, diese in Commissariate, diese in Kreise, diese in Districte. Verwaltung und Justiz sind in den nämlichen Beamten vereinigt. Getrennt aber ist das Kriegswesen, und in dieser Beziehung ist das Reich, wie Frankreich in Militärdivisionen, in Militärgouvernements getheilt, deren Chefs unmittelbar vom kaiserlichen Hofe Befehle empfangen. Das Gemeindeleben ist streng geordnet und dient im eigentlichen Sinne der Staatsverwaltung zur Grundlage. Je zehn Häuser bilden einen Zehnten (Pschai[301]) mit einem Vorsteher[302] oder Friedensrichter. Zehn Zehnten (oder hundert Häuser) constituiren eine Gemeinde, mit einem Zja-tschan[303], oder Schulzen. Wiederum zehn Gemeinden oder 1000 Häuser machen ein Amt, mit einem Amtmann (Bao-tschan[304]) an der Spitze. Alle diese Stellen werden durch die freie, mehrstimmige Wahl der sämmtlichen Gemeindeglieder besetzt und die Majorität hat das Recht, die Gewählten von Jahr zu Jahr zu removiren[305]. Jeder Familienvater, der lesen und schreiben kann, unbescholten ist und seine Steuern pünktlich entrichtet, ist wählbar. Die Funktionen der Gemeindebeamten begreifen die Ausübung der niedern Polizei, die Verwaltung des Gemeindevermögens und das Ausstellen der Jahrtabellen über die Bevölkerung, deren Besteuerung, und den sittlichen und gewerblichen Zustand ihres Districts. Diese Einrichtung ist im ganzen chinesischen Reiche, in Städten, Flecken und Dörfern, dieselbe; die Zehntner berichten an die Hundertmänner, diese an die Amtsvorsteher, diese an die kaiserlichen Districtsbeamten und so fort, und auf solche Weise gelangen die Central-Uebersichten endlich an das Ministerium in Peking und an den Kaiser, dem die Resultate alljährlich, auf gelber Seide geschrieben, feierlich überreicht werden. Große, mit unnachsichtlicher Strenge gehandhabte Pünktlichkeit und Ordnung in diesem Dienstzweige macht, daß der Zweck vollkommner, als in irgend einem europäischen Staate erreicht wird. Die Besteuerung selbst ist in China sehr gering; 400 Millionen Einwohner zahlen nicht ganz 600 Millionen Gulden[306]. Frankreichs 40 Mill. zahlen mehr. – Die Resultate der Reichsverwaltung werden alljährlich in Peking durch den Druck veröffentlicht.

Die nicht zum eigentlichen China (dem Centralreiche) gehörigen Länder (Thibet[307], Turkestan, die Mandschurei etc.) werden auf andere, wenig bekannte Weise verwaltet. In allen Städten derselben stehen zahlreiche chinesische Garnisonen. Man betrachtet sie gewissermassen als Außenposten des Reichs, als Militärgrenzen.

Die letzten Eroberer des Landes (welche aber an der uralten Reichsverfassung nichts änderten und zu ändern brauchten, weil kein vollkommneres Staatssystem zur leichtern Beherrschung von vielen hundert Millionen Menschen zu erfinden war), die Mandschuren und Mongolen und andere Stämme, welche sich bei jener Einfall in's Reich zu ihnen schlugen, bilden den Kriegerstand, zu dem alle erwachsene, dienstfähige Männer dieser Volksparzellen von 25–60 Jahren gehören. Sie machen gegenwärtig etwa 300,000 Mann aus, von welchen fortwährend 120 bis 150,000 in und bei Peking cantoniren, und so für die executive Gewalt ein ausreichendes imposantes Heer zur Verfügung lassen. Die andere Hälfte ist als Garnisonen in den größern Städten des Reichs vertheilt. Außer diesen Truppen (den

[301] Die nachgenannten Verwaltungseinheiten finden sich durchgängig lediglich in der zeitgenössischen europ. Reiseliteratur in dieser oder ähnlicher Schreibweise wieder und werden dort ebenso wie oben erläutert.

[302] Chin. 村長, cūn zhǎng, „der Dorfvorsteher".

[303] Chin. 市長, shì zhǎng, „der Bürgermeister".

[304] Chin. 霸長, bà zhǎng, „der Oberherr".

[305] Veraltet für entfernen, absetzen.

[306] Siehe hierzu S. 9, Anm. 19.

[307] Tibet (tib. བོད, Bod).

Fahnentruppen im besondern Sinne), welche den Kern des chinesischen Heeres bilden und etwa 250 Regimenter, jedes von 3 Bataillonen zu 3 Compagnien von 150 Mann, ausmachen, besteht ein Schützencorps von 90 Compagnien, welches die Dechuren[308], Solonen[309] und Tungusen[310] stellen müssen und das eigentliche chinesische oder Nationalheer, (die Truppen der grünen Fahnen), welches die 1600 Meilen[311] lange Grenze nach Indien und Rußland hin bewacht und Thibet, Turkestan etc. besetzt hält. Mit den 800,000 Milizen steigt die gesammte chinesische Heeresmacht auf 1 ½ Millionen Streiter an, von denen fast ⅖ aus Cavallerie besteht; der Zahl nach eine furchtbare Macht, aber der europäischen Disciplin und Taktik gegenüber nichts weniger als zu fürchten.

Die Bewaffnung der Truppen ist schlecht; die Infanterie hat nur zum kleinern Theile Luntenflinten von elender Beschaffenheit, der größte Theil nichts weiter, als Pike und Seitengewehr. Die Reiterei ist mit Helm und Küraß, Lanze und Säbel und Luntencarabiner schwerfällig gerüstet. In offner Feldschlacht gegen ein britisches oder russisches Heer würden 50,000 Chinesen gegen 10,000 Europäer nicht einmal eine Chance des Erfolgs haben. Wie so viele Erfindungen lange zuvor, ehe sie in Europa gemacht wurden, in China Anwendung fanden, so ist auch der dortige Gebrauch des Pulvers im 8. Jahrhundert schon gewiß. Unter der Dynastie Tang[312] (die 907 endigte) gaben Kanonen in Schlachten den Ausschlag.

In einem Staate, wo man alle Tätigkeiten seiner Insassen mit solcher Genauigkeit regelt, bevormundet und überwacht, wie in China, wird man begreiflicher Weise dem Schul- und Erziehungswesen die größte Aufmerksamkeit widmen, und sorgfältig bedacht seyn, Alles daraus zu entfernen, was vom Zweck chinesischer Volksbildung, den Menschen zum willenlosen Theil in der Staatsmaschine zu machen, ablenken könnte. Der öffentliche Unterrichtskreis ist daher in China auf sehr enge, genau abgesteckte Grenzen beschränkt. Er umfaßt vier Arten von Unterrichtsanstalten, die unsere Volksschulen, Gymnasien, Seminarien und Universitäten vertreten. Jedes schulfähige Kind, dessen Aeltern nicht den Privatunterricht nach einem ebenfalls genau vorgeschriebenen Lehrplan vorziehen, ist zum Besuche der Volksschule gemüßigt, welche sich in jeder Gemeinde befindet. Der Unterricht in derselben beschränkt sich auf Lesen und Schreiben, chinesische Grammatik, Landesgeschichte, Religion und die staatliche Einrichtung des Vaterlandes. Die Unterweisung in der Musik, in den mathematischen Disciplinen und den Künsten ist frei gegeben. Der Stand der Wissenschaften ist der nämliche, wie er vor tausend Jahren war; ihre Fortschritte in der übrigen Welt sind für China so gut wie gar nicht vorhanden. Auch die Lehrbücher sind noch so, wie sie vor uralter Zeit waren, und sie werden mit Holzplatten (Stereotypen) stets unverändert abgedruckt. Man betrachtet sie für so unantastbar, als wir die Bibel. Alles Lernen besteht bis zum 13. Jahre in Auswendiglernen; erst dann gibt man Definitionen und weckt das Nachdenken. Ländereien bilden den Fond der öffentlichen Schulen durch’s ganze Reich.

Die Kinder, welche sich den Gewerben widmen, verlassen die Schule gewöhnlich mit dem 13ten Jahre; jene aber für den Staatsdienst bestimmten unterwerfen sich im Centralort der Provinz einer Prüfung, nach derem [sic!] Bestehen sie in den Districtsschulen (Gymnasien) Aufnahme finden. Als Kronzöglinge verlieren sie von diesem Augenblicke an das Recht, sich einen Stand zu wählen; sie gehören dem Staate, der sie später in seinem Dienste, nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten, verwendet. In Seminarien und Universitäten vollenden sie ihre Bildung. China zählt im Ganzen etwa 1500 höhere, von der Krone fundirte Unterrichtsanstalten, darunter 180, welche, als letzte Lehrstation für den Staatsdienst, unsere Universitäten einigermaßen vertreten können. Die Gesammtzahl der Studenten ist ungefähr 40,000. Das kaiserliche Pädagogium in Peking ist die Pflanzschule für die Professoren und hat 160 Zöglinge. Dieß Institut besitzt die schätzbarste Sammlung der chinesischen Literatur; auch seit acht Jahrhunderten eine eigene Buchdruckerei.

---

[308] Veraltet für die mongol. sprechenden Daur.

[309] Veraltet für die Ewenken (s. u.)

[310] Heute Ewenken.

[311] Es ist nicht ersichtlich, ob hier die preuß. Meile zu 7,5325 km, die geogr. zu 7,4204 km, die österr. Postmeile zu 7,5859 km oder gar die engl. zu 1,6093 km gemeint ist.

[312] Die Tang-Dynastie (chin. 唐朝, Tángcháo) herrschte von 617/18 bis 907 als Kaiser über China.

Die Reisen der Europäer nach China beschränken sich fast immer auf Macao[313] und Canton, da bei der eifersüchtigen Abgeschlossenheit der Chinesen es äußerst schwer hält und immer mit Gefahr verknüpft ist, in das Innere des Landes zu dringen. Bei Macao, dem Inselhafen an der Südküste China's, wo man eine portugiesische Niederlassung duldet, gehen die aus Europa kommenden Fahrzeuge gewöhnlich vor Anker (auf der Rhede Wampoa[314]), und die Reisenden machen die Fahrt hinauf nach Canton in einer leichten Yacht bei günstigem Wetter in 30 Stunden. Der Anblick des Landes ist entzückend. Die ganze Bay und der breite, einem wogenden See gleichende Strom, sind rundum von malerischen Höhen bekränzt, die sich in blauer Ferne zu Gebirgen erheben. Ueberall, wohin der Blick schweifen mag, zeigen sich an den Abhängen der Berge, in fruchtbaren Thälern. oder vom Ufer freundlich auf die Wogen herunterblickend, reinliche chinesische Dörfer, während über dem Wasserspiegel hunderte von Booten mit ihren fächerartigen Segeln leicht dahingleiten. Dazwischen fahren die Mandarinenschiffe ernst und schwerfällig hin und her, emsig und eifrig auf alles Acht habend, was in dem ihrer Aufsicht anvertrauten Bezirk irgend vorgeht.

Je näher Canton, je dichter wird das Gewühl und Gedränge auf dem sich verengenden Strome und man landet am prachtvollen Quai der europäischen Faktoreien zu seiner nicht geringen Verwunderung, ohne von der eigentlichen Stadt im günstigsten Falle mehr gesehen zu haben, als die über einer Dunstwolke ragende Spitze einer Pagode. Mit dem ersten Tritte, den der Fremdling auf chinesischem Boden thut, sieht er sich sogleich von einer Menge Chinesen umringt, welche sich beeilen ihm ihre Dienste anzubieten: er steht in der Mitte eines Schwarms von Schneidern, Schustern. Aufwärtern, Krämern und Fabrikanten, die, wie in Europa, ihm mit höflicher Gebärde eine schön gestochene kleine Karte in die Hand drücken, auf welcher in englischer Sprache Name, Wohnung und Geschäft des Selbstempfohlenen verzeichnet steht. Mancher setzt wohl auch eine Einladung zu einem Souper hinzu mit dem Ausdruck theilnehmender Herzlichkeit, als gälte es dem Wiedersehen eines alten Freundes. Der Neuankömmling thut wohl, sich mit keinem dieser Leute einzulassen, sondern sich geradezu an den Comprador[315] (Mayor-Domo) der Faktorei seiner Nation zu wenden, der ihn mit einem zuverlässigen ***homme d'affaires***[316] versorgt, einem Chinesen, welcher geläufig englisch spricht, über Alles Auskunft geben kann, Allee schnell und pünktlich besorgt, der, fährt man aus, oder stattet man Besuche ab, als Livreebedienter folgt und Einem in Allem, bei der Toilette wie bei Tafel, mit der Gewandtheit des expertesten europäischen Kammerdieners bedient. Diese „Unentbehrlichen" werden zwar sehr theuer bezahlt; sie sind aber zuverlässig und der Mayor-Domo bürgt für ihre Treue, spricht dagegen bei der Abreise des Fremden das übliche Trinkgeld von 100 Piastern[317] an, eine freilich starke Summe, von der ihm jedoch nur der kleinste Theil bleibt, da er an verschiedene chinesische Beamte drei Viertheile davon abzugeben genöthigt ist. Selbst der arme Packträger, der des Fremden Koffer vom Boden der Schaluppe nach der Faktorei trägt, muß von seinem geringen Lohn die größere Hälfte an habsüchtige Mandarine[318] opfern, und aus Furcht, die Erlaubniß zu verlieren, thut er es willig. Nirgends in der Welt stellt Beamtenhabsucht so frech und schamlos ihre Netze aus, als in China.

Canton – chinesisch Quang-tschou-fu – am nördlichen Ende eines weiten Meerbusens am schiffbaren Tigris gelegen, ist der einzige dem europäischen Handel geöffnete Hafen des chinesischen Festlandes und daher für den Weltverkehr, so schwer auch die Fesseln sind, in der er sich hier bewegen muß, von der höchsten Wichtigkeit. Der Umfang der Stadt beträgt etwa 7 Stunden, die Einwohnerzahl nach der letzten Zählung 630,000. Von europäischen Städten würden nur Paris und London Canton an Größe übertreffen. – Wie alle Hauptorte China's, ist auch Canton in mehre Quartiere getheilt, welche mit ho-

---

[313] Macau (chin. 澳門, Àomén).

[314] Huangpu (chin. 黃埔區, Huángpǔ Qū).

[315] Portug., der Käufer; früher Bezeichnung für den einheimischen Chef des chin. Personals eines europ. Unternehmens in China und Südostasien.

[316] Frz., Geschäftsmann.

[317] Hiermit könnte die veraltete frz. Bezeichnung „Piastre" für den US-Dollar gemeint sein.

[318] Zivilbeamte der chin. Staatsverwaltung (wohl abgeleitet von Sanskr. मन्त्रिन्, mantri, „der Berater"; chin. 官, guān, „der Offizier, Beamte").

hen, kastellähnlichen, sehr dicken Mauern umgeben sind, deren Seitenwände aus blauen Backsteinen bestehen, während Kieselgerölle und Kalk die Ausfüllung machen. Die neue, die Tartarenstadt, liegt am Flußufer; hinter derselben streckt sich, landeinwärts, die sogenannte alte Stadt aus, mit einer Menge öffentlicher Gebäude, dem Sitz von Behörden und Staatsanstalten, auch mit dem weitläufigen Pallaste des Vicekönigs; die dritte, die Kaufmannsstadt, westlich von der vorigen ist mehr als Vorstadt zu betrachten, da nur jene beiden mit Mauern umgeben sind. Letztere sind 25 Fuß hoch und mit Schießscharten versehen. Ein hoher und tiefer Wall umschließt beide erstgenannte Stadttheile und die Zugänge bilden 16 Thore, über welche Thürme ragen, die beständig mit Militair besetzt sind. Ein Besuch der Stadt innerhalb des Walls ist für den Europäer immer ein mißliches und gewagtes Unternehmen; denn gesetzlich ist es ihm nicht erlaubt, sich aus dem Bezirk der europäischen Faktoreien zu entfernen. Wagt er es dennoch, die innere Stadt zu betreten, so wird er sich nicht nur den Beleidigungen der Chinesen aussetzen, die bei seinem Anblick zusammenlaufen und ihn mit Spott- und Schimpfreden begleiten; er läuft auch Gefahr, von lauernden Polizeioffizianten gepackt und vor einen Mandarin geführt zu werden, aus dessen habsüchtigen Klauen er sich nur durch schweres Lösegeld wieder befreien kann. Nur in der nicht umwallten sogenannten Kaufmannsstadt darf er unbelästigt umherwandeln, und wenn er diese gesehen hat, kann er sich auch jene vorstellen, da in ihrer Bauart sie sich von letzterer nicht unterscheiden.

Die Kaufmannsstadt macht etwa den dritten Theil von Canton aus und ist so groß als Hamburg und Altona zusammengenommen. Ihr zunächst stehen auf einer durch den Fluß gebildeten Landzunge die schönen und weitläufigen Gebäude des „Cantons der Fremdlinge,“ d. h. der europäischen Faktoreien, wo die Kaufleute der verschiedenen zum Handel mit China zugelassenen europäischen Nationen die ihnen von der Regierung angewiesenen, und genau abgegrenzten Wohnungen haben, hinter welchen die unermeßlichen Waarenspeicher der Hongkaufleute[319] sich ausdehnen. Letztere sind auch Eigenthümer der in halb chinesischem, halb europäischem Geschmack schön und bequem eingerichteten und kostbar meublirten Wohnungen, für welche sie aus der Faktoreikasse jeder Nation einen mäßigen Miethzins beziehen. Die große brittische Faktorei, bei weitem die angesehenste, ist besonders kostbar ausdekorirt und der englische Handelsmann speist hier, wie ein Fürst, auf massivem Silber. Prächtige Kaien laufen an der Fronte sämmtlicher Faktoreien hin und die Verandas, mit Blumen besetzt, bringen Schatten, Kühlung und Wohlgeruch in die Zimmer, ohne die köstliche Aussicht auf den lebendigen, schiffewimmelnden Strom und die amphitheatralisch sich erhebende Gegend zu versperren. Unser Bild ist eine sehr treue Darstellung der heitern Ansicht dieses Theils von Canton. Der Faktoreien sind 12: die portugiesische oder Dammfaktorei, die holländische, die große englische, die persische, die kleine oder alte brittische, die schwedische, die österreichische, die glückliche oder die amerikanische, die spanische, die französische, die kleinste von Allen, und die dänische. Letztere heißt auch bei den Chinesen „der Wirwarr“, da sie der gewöhnliche Sammelplatz von Fremden allerlei Zungen ist. Unmittelbar daran stoßen einige enge chinesische Gassen, fast ganz von Speisewirthen, Höckern, Trödlern und Curiositäten-Krämern bewohnt, – der Tummelplatz des europäischen Seevolks. In der Fronte jeder Faktorei ist eine Flaggenstange aufgerichtet, von welcher an Festtagen die Nationalfarben wehen. Auch ist in der englischen Faktorei jeden Sonntag protestantischer Gottesdienst, wozu ein eigener Geistlicher angestellt ist, – gegenwärtig der gelehrte Morrison[320], dem die Wissenschaft für die Kenntniß der chinesischen Literatur und Sprache schon so Vieles verdankt. Hinter und zur Seite der Faktoreien dehnt sich die vorgenannte Kaufmannsstadt selbst aus, ein Durcheinander von engen, krummen und winklichen Gassen und schmalen, sich in allen Richtungen durchkreuzenden Stegen, in welchen Läden an Läden sich reihen und am hellen Tage die bunten Lampen glitzern, während die obern Stockwerke durch Dachfenster ihr Licht erhalten. Doch sind alle Gassen reinlich geplattet und neben den Häuserreihen mit schmalen, erhöheten Trottoirs versehen. – Unbeschreiblich ist das Leben in diesem Labyrinthe. Vom Morgen bis zum späten Abend ist es vollgepfropft von durcheinanderschreien den emsigen Chinesen, von Last-

---

[319] Chin. 行, háng, eine Kantoner „Kaufmannsgilde“, die von der chin. Regierung mit der korrekten Abwicklung der Im- und Exportgeschäfte beauftragt war, an der also kein Europäer vorbeikam.

[320] Der presbyt. Geistliche Robert Morrison (1782–1834); er war bereits sechs Jahre vor Erscheinen des vorliegenden Bandes verstorben.

trägern, Wasserträgern und Handelsleuten, die ihre Waaren in Körben, welche an beiden Enden einer auf der Schulter getragenen Stange hängen, schreiend und singend ausbieten. Wo irgend ein geräumiges Plätzchen ist, da liegen auf Tischen und in kleinen Buden Waaren aus, oder es gibt ein chinesischer Policinello[321] seine Schwänke einem gaffenden Auditorium zum Besten, oder es sind Heuschrecken-kämpfe zu schauen, die den Chinesen eben so sehr, als den Britten seine Hahnenkämpfe, ergötzen, und wie bei diesen, Wetten veranlassen. Die Heuschreckenmännchen werden dazu sorgfältig abgerichtet und in hübschgeformten Papierhäuschen häufig zum Verkauf umhergetragen. Das beschwerlichste in diesem dichten Menschengewühls ist das öftere Begegnen von Palankins[322] chinesischer Damen, deren Miniaturfüße das Gehen auf der Straße unmöglich machen, und die daher bei jeder Entfernung vom Hause sich des Palankins bedienen müssen. Unerbittlich schreiten die handfesten Träger mit ihrer schönen Last voran, und wehe Dem, der sich nicht zeitig vor den scharfen und vorstehenden Ecken ihrer bunten Käfige und vor ihren knochigten Händen flüchtet. Am schlimmsten ist man daran, wenn man in der Mitte einer langen Gasse mit einem Zuge zusammentrifft, der daher kommt, eine Braut zu freien. Der Preis, für welchen die Braut gekauft ist, wird in lackirten oder vergoldeten Körben und Wannen auf Tragbahren ausgelegt, und hinter und vor denselben zieht, die ganze Breite der Gasse einnehmend, die Verwandt- und Freundschaft des Bräutigams, mit eigens dazu miethbaren, schön aufgeputzten Laternenträgern, Dienern und Musikanten, die einen Lärm machen, daß einem Hören und Sehen vergeht, und durch den der Erfahrene schon von Weitem gewarnt wird, straks umzukehren und einen andern Weg einzuschlagen.

In der Kaufmannsstadt hat jedes von den Chinesen getriebene Handwerk seinen ihm angewiesenen besondern Wohnort. Die Theehändler und Seidenweber occupiren ein ganzes Quartier. Dicht an den Faktoreien ist das der Zimmerleute, nahe dabei das der Schreiner, dann folgen die Lakirer, nach diesen die Maler. Silber- und Goldschmiede, Elfenbeinschnitzer, Porzellainarbeiter bewohnen schöne Straßen. Nirgends in der Welt sieht man solche Massen der kostbarsten Porzellaingefäße und Elfenbeinschnitzereien zusammen, wie hier. In den Straßen der Schneider und Schuhmacher findet man, dem Geschmack aller Nationen sich anschmiegend, alles schon fertig, und der gemeine Laskare[323], oder holländische Matrose kann sich hier eben so vollständig im Augenblick equipiren, als der britische Gentleman. Die Preise sind nicht theurer, als sie an großen europäischen Plätzen auch zu seyn pflegen. Alle Maler halten offene Buden; wer sich portraitiren lassen will, geht hinein, in 2 Minuten ist die Skizze fertig, und den nächsten Tag holt man das fertige Bild ab. Ein Portrait mittlerer Größe auf Seide in Deckfarben kostet nur 5 Piaster. Die Ähnlichkeit ist immer sprechend; obschon stets etwas chinesisch. Haben die Maler nichts auf Bestellung zu thun, so fertigen sie Bilder zur Wandverzierung auf den Kauf, und so fügt es sich wohl, daß man Copieen seines eigenen Portraits in Gemäldebuden ausgestellt findet, mit dem wunderlichen Titel eines Moguls oder Kaisers des Abendlandes ausstaffirt.

Die chinesischen Handelsleute sind das Muster von Geduld und Höflichkeit. Mit dem freundlichsten Gesicht holen sie alles her und lassen stundenlang besehen und beschauen, und mit unveränderter Freundlichkeit begleitet er zur Thüre auch Den, der nichts kaufte und ihm alle Mühe vergeblich gemacht hat. Als Mittel für Europäer und Chinesen sich verständlich zu machen dient das Englische, das jeder chinesische Bewohner der Kaufmannsstadt mehr oder weniger geläufig radebrecht.

Vor jedem Laden hängt eine Tafel mit dem Namen seines Besitzers und öfters ein Motto, irgend einen Geschäftsgrundsatz proklamirend; z. B.: „Nichts auf Borg!“ „Aechte Waare, feste Preise!“ „Langes Schwatzen trägt nichts ein!“ etc. etc. In den bessern Straßen sind diese Aushängeschilde prächtig bemalt, reich vergoldet und eine wirkliche Zierde.

Man hört selten von einem Diebstahl, obschon die reichsten Läden gar keinen besondern Schutz haben und der Beraubung, der immer gedrängten Menschenmassen wegen, leicht ausgesetzt sind. Die Polizei ist vortrefflich und übt, im gewöhnlichen Rock, ohne Abzeichen, an allen Ecken und Enden Vigilanz[324]. Während der Nacht wird jede Straße an beiden Enden durch hölzerne Thore gesperrt und

[321] Siehe hierzu S. 112, Anm. 440.

[322] Hindi पालकी, pālakī; indischer Tragsessel, Sänfte.

[323] Siehe hierzu S. 10, Anm. 20.

[324] Lat., Wachsamkeit, Fürsorge.

durch Polizeisoldaten bewacht. Die größte Gefahr in Canton ist das Feuer, welches häufig ausbricht, oft ganze Straßen verzehrt, und fast nie ohne Verlust von Menschenleben abgeht. Der Fatalismus, der unter den Chinesen herrscht, macht, daß sie mit dem Feuer sehr unvorsichtig umgehen und daß, wenn Unglücksfälle für sie daraus entstehen, solche keinen Eindruck auf sie machen. Jährlich, zur heißen Jahreszeit, proklamirt der Vicekönig eine scharfe Mahnung an die Einwohnerschaft, sie zur Vorsicht zu bewegen; dennoch hört man gerade dann am häufigsten von Brandstiftungen, bei denen der diebische Pöbel seine Rechnung findet.

An Landstreichern, Bettlern und gefährlichen Industrierittern ist in Canton eben so wenig Mangel, als in Berlin, Paris und London. Vereine zur Verhütung von Verbrechen und Milderung des öffentlichen Elends sind hier mehre; – Canton, und so jede andere größere Stadt China's hat ein Findelhaus und eine Versorgungsanstalt für solche alte, kranke und blinde Leute, denen sich Niemand annehmen mag; auch ein Hospital für Aussätzige, deren Loos in China erbärmlich ist, da sie beim ersten Erscheinen der Krankheit von ihren Familien verstoßen werden mit Verleugnung der heiligsten Gefühle. Uebrigens haben nur die wenigsten Armen öffentliche Unterstützung anzusprechen, da, nach dem löblichen Begriffe der Chinesen, der reichere Anverwandte für die ärmeren zu sorgen hat, und es der Familienstolz schon nicht gestattet, sie andere Unterstützungen suchen zu lassen.

Außer den erwähnten Stadttheilen auf der Terra Firma[325] ist ein keineswegs unbedeutender Theil Canton's beweglich und auf dem unsichersten aller Elemente zu suchen. Wohl an 30,000 Menschen haben nämlich ihre Wohnungen in Junken[326], Barken und große Boote gebaut, letztere ihrer Form wegen Eierhäuser genannt. Sie machen einen sonderbaren Anblick. Zu beiden Seiten des Flusses an einander gereiht beherbergen sie meistens Schiffer, Bootknechte und solche Arbeiter, die sich mit dem Aus- und Einladen der Schiffe, dem Wasserbau etc. etc. beschäftigen. Diese elenden Wohnplätze sind 10–15 Fuß lang, 6–10 Fuß breit und so niedrig, daß ein Mann kaum aufrecht stehen kann. Ihre Bedachung ist von Bambus oder von alten Matten, die als Segel ausgedient haben. In einer solchen Hütte ist eine oft zahlreiche Familie eng zusammengedrängt. Die „Wasserbevölkerung" hat eigene Gebräuche und Gesetze, und lebt unter dem Drucke öffentlicher Verachtung. Ein Mädchen aus der Stadt würde sich geschändet glauben, wenn sie auf's Wasser heurathen sollte. Dennoch herrscht unter dieser armen Volksmasse Ordnung und Zucht.

Eines der häufigsten Verbrechen in Canton und in China überhaupt ist der Diebstahl, der Verkauf und der Mord der Kinder, durch zwei große Uebel der chinesischen Gesellschaft, das Conkubinat und die Sclaverei, befördert. Ein drittes und vielleicht das größte von Allem ist der Gebrauch des Opiums. Er hat mit dem Anfang dieses Jahrhunderts in einem Entsetzen erregenden Grade zugenommen, und dehnt sich jetzt über alle Stände aus. Seit 40 Jahren hat sich die Einfuhr von Opium in China verdreißigfacht. Vergeblich erschöpfte sich die Gesetzgebung, um dem zerstörenden Genusse dieses Giftes Einhalt zu thun; vergebens hat sie gewarnt und die Opiumesser mit allen Martern gezüchtigt, ja mit dem Tode bestraft; unaufhaltsam hat das Uebel um sich gefressen und die ganze Gesellschaft verpestet. – Der letzte bekannte Versuch des Gouvernements, es bei der Wurzel anzufassen, droht mit welthistorischen Folgen, wenn nicht andere Gründe, als die zweideutige Moral der Handelspolitik, England veranlassen, das „himmlische Reich," dessen ganze Marine nicht 5 britischen Fregatten widerstehen kann, noch eine Zeitlang ruhig fortvegetiren zu lassen[327].

Canton hat für die chinesische Regierung, abgesehen von seiner Wichtigkeit als alleiniger Markt für europ. Importen und den Export der Landes-Erzeugnisse, noch ein Interesse eigenthümlicher Art, als Heerd jener unheimlichen Verbindung, welche von hier aus ihre Wurzeln tief in das Innere des Reichs geschlagen hat, und deren gemeinsamer letzter Zweck die Vertreibung der Mandschu-Dynastie zu seyn scheint. Ihrer Constitution nach hat diese Gesellschaft mit der europäischen Freimaurerei viel Aehnliches. Wie diese ist sie eine Verbrüderung von Interessen Einzelner, die, wie sich von selbst ver-

---

[325] Lat., Festland.

[326] Dschunken, ein mehrmastiger Segelschiffstyp chines. Bauart.

[327] Anspielung auf Englands unglückselige Rolle im chinesischen Opiumhandel, der gezielt dazu genutzt wurde, die Chinesen vom Rauschgift abhängig zu machen, um so besser die chines. Wirtschaft dominieren zu können, was die beiden „Opiumkriege" von 1839-1842 und von 1856-1860 zur Folge hatte.

steht, immer und überall nur auf Kosten der Gesammtheit der Staatsinsassen sich geltend machen kann, und

„Das Gute wechselseitig theilen,
Das Böse gegenseitig tragen“[328]

dient zum Aushängeschild und Wahlspruch. Die „Gesellschaft der Dreivereinigt“[329] hat ihre Erkennungszeichen, ihre Symbole, ihre Grade, ihre Siegel, ihre Logen, ihre geheimen Zusammenkünfte; sie macht ihren Wohlthätigkeitssinn schaubar und leitet ihren Ursprung vom frühesten Alterthum ab. Verschiedene kaiserliche Edikte zeigen, daß die Regierung die Schädlichkeit dieser geheimen Verbindungen einsieht; aber sie beweisen zugleich ihre Ohnmacht, sie zu unterdrücken. Die Zahl der Mitglieder der Dreieinigkeitsgesellschaft schätzte man schon im Jahre 1837 auf 270,000.

Nächst Calkutta[330] ist Canton der erste Handelsplatz in Asien und für die Größe seines Verkehrs geben nur Märkte wie London, Liverpool und Marseille einen würdigen Maaßstab. Ja, wäre der Handel dort frei, oder nur in weniger enge Fesseln geschlagen, so müßte Canton alle andern Städte der Erde an Handelswichtigkeit übertreffen. Canton’s Verkehr theilt sich in den innern und den äußern. Jener verzweigt sich durch alle Theile des unermeßlichen Reichs und selbst in den entferntesten Provinzen, in den Städten von Turkestan, von Tibet, in Kiachta[331], haben hiesige Kaufleute stehende Agenturen. Die äußern Zeichen dieses Handels geben freilich nur einen allgemeinen Begriff von seiner außerordentlichen Größe. Genaues hierüber ist nie bekannt geworden, und eben sowenig läßt sich das Capital bemessen, das er beschäftigt. Die Großhändler Cantons gelten durch ganz China als Krösusse, und der Luxus dieser Leute ist sprüchwörtlich im Reiche. – Der äußere, oder der Seehandel, theilt sich in den asiatischen und europäischen. Jener begreift den Küstenverkehr mit andern Häfen China’s; mit Ostindien und seinem Archipel. Er ist besonders mit Calcutta, Sincapore[332], Batavia[333], mit den Häfen Tonkin’s[334], Siam’s[335] und Cochinchina’s[336] sehr bedeutend. Fast durchgängig wird er mit chinesischen Fahrzeugen (Junken) von uralter, schwerfälliger, gebrechlicher Bauart geführt, die aber große Waarenlasten, bis zu 1200 Tonnen, zu schleppen im Stande sind. Die Zahl der jährlich ankommenden und absegelnden Junken übersteigt öfter 4000. Zum europ. Handel hingegen wird kein Fahrzeug mit chin. Flagge zugelassen; ihre Bauart macht auch die Junken zu langen Seereisen unbrauchbar. Er wird mit den Schiffen der europäischen Handelsvölker und der Amerikaner geführt, bezieht sich hauptsächlich auf die chines. Exporten, und diese werden zu drei Fünftel mit klingender Münze (Piastern), der Rest aber mit britischen Manufacten, mit Gewürzen, Pelzwerk, indischen Schwalbennestern und, schmuggelweise, mit Opium bezahlt. Vier Fünftel des Exports macht ein einziger Artikel aus, – der Thee; Europa braucht jährlich 50–55 Millionen Pfund, England allein 30 Millionen. Die übrigen Hauptgegenstände der chinesischen Ausfuhr sind Nankins[337], Droguen[338], seidene Stoffe und die Shawls von Cachemire. Der sonst so sehr blühende und bedeutende Handel mit Porzellain ist, seit dem Entstehen

[328] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[329] Eine Triade (chin. 三合會, Sānhéhuì, „Gesellschaft der Triaden, Gesellschaft der Drei Harmonien“), so nach ihrem Symbol, dem Dreieck für „Himmel, Erde und Menschheit“, benannt; eine Vereinigung im Bereich der organisierten Kriminalität in China.

[330] Heute Kolkota (bengal. কলকাতা, Kalkātā).

[331] Kjachta (russ. Кяхта; burjat. Хяагта, Chjagta), eine russ. Stadt unmittelbar an der mongol. Grenze.

[332] Singapur (der Name „Singapur“ entstammt dem Sanskrit und setzt sich zusammen aus सिंह, siṃha, „der Löwe“ und पुर, pura, „die Stadt“, bedeutet also „Löwenstadt“.

[333] Heute Jakarta; eigentl. der lat. Name für die Niederlande; hier ist jedoch die gleichnamige Stadt im Norden Javas gemeint, die von 1619 bis 1945 eine wichtige niederl. Handelsniederlassung war.

[334] Tonkin (vietnam. Bắc Kỳ), die nördlichste, an China angrenzende Provinz Vietnams.

[335] Das heutige Thailand (thail. ประเทศไทย, bprà-tâyt tai).

[336] Cochinchina (vietnam. Nam Kỳ), veraltete Bezeichnung für den Süden Vietnams.

[337] Zumeist gelbliche, farbechte Baumwolltextilien.

[338] Veraltet für Arzneipflanzen.

gleichartiger Fabriken in Europa, gesunken und von secondairer Wichtigkeit. Man schätzt den jährlichen Gesammtexport in europäischen und amerikanischen Fahrzeugen auf 120 bis 180 Millionen Gulden.

Für dieses ungeheure Geschäft (eine kleine Fraktion desselben ausgenommen) ist eine Gesellschaft von chinesischen Großhändlern privilegirt, die sogenannten Hongkaufleute, welche ***in Solidum***[339], der Regierung für die volle Entrichtung der gesetzlichen schweren Abgaben auf die Ein- und Ausfuhr verhaftet sind. In den letztern Jahren ist jedoch, nach Kundwerdung der unglaublichen Mißbräuche, welche aus diesem Monopol sich entwickelt hatten, das Hongsystem einigermaßen umgestaltet worden und mit Lizenz der Hofgesellschaft nehmen gegenwärtig eine große Menge anderer chinesischer Handelshäuser am direkten Verkehr mit den europäischen Kaufleuten Theil. Außer diesem gesetzlichen Verkehr wird noch, zum Theil mit Vorwissen der jeder Bestechung zugänglichen chinesischen Behörden, ein unermeßlicher Schmuggelhandel getrieben, mittelst welchen ein Theil der klingenden Münze wieder nach Europa zurückkehrt. Ohne diesen Umstand würde China längst das gesammte Metallgeld der übrigen Welt verschlungen haben.

[339] Lat., in Gesamtheit.

CANTON IN CHINA

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 30.

CCLXXXIX. Göthe's[340] Gartenhaus in Weimar.

Im Herzen von Thüringen, in einem vom Ilmflusse durchschlängelten angenehmen Thale, liegt Weimar, dessen Aeußeres, das hübsche Fürstenschloß mit seiner Umgebung ausgenommen, keine Ansprüche hat, den Touristen zu fesseln; denn seine Bauart ist gar gewöhnlich, der Ort ist gar still und er hat jene nicht sehr behagliche Physiognomie von kleinen Residenzen, deren Bestehen auf nichts ruht, als auf Hof, Höflingen und Beamten. Aber nicht fern liegt eine Zeit, wo das an sich so unbedeutende Weimar die verehrungs- und liebenswürdigsten Geister unseres Volks in sich vereinigte und wie einst der Griechen Athen zur Göttergestalt sich erhob; personificirend gleichsam die deutsche Dichtkunst in ihrer vollkommenen Schönheit, in ihrer höchsten Würde. Herder[341], Wieland[342], Schiller[343] und Göthe lebten und starben in Weimar.

Carl August[344] war's, der sie dort um sich versammelt hatte. An seinem Hofe fanden sie eine gastfreie Welt und ihr niedrig scheinender Stand erhöhte sie um so mehr an seiner Seite. Der deutsche Held lauschte ihren Gesängen und der Fürst huldigte den Dichtern, weil er fühlte, daß ohne diese sein Daseyn im Strome der Geschichte vergehen möchte, wie ein Hauch im Sturme. Mäcen[345] gleich machte er seinen eignen Namen unsterblich, indem er ihn unvergänglichen angeknüpft hat.

Johann Wolfgang von Goethe
(siehe hierzu S. 85, Anm. 340).

Nach den Gräbern der Dichter, und nach Göthe's Haus am Frauenplatz, auch nach dem Schiller's auf der Esplanade, pilgert jeder Besucher Weimars. Im Göthe'schen Wohnhause erfreuen ihn eine Menge Reliquien seines gefeierten Besitzers und dessen vielfältige Sammlungen; denn Göthe's Alles umfassendem Geiste blieb kein Wissen und keine Kunst fremd. Das Interessanteste aber des Göthe'schen Heiligthums ist die einfache, bescheidene Villa im Ilmthale: Göthe's Gartenhäuschen, wo der Dichter in heimlicher Zurückgezogenheit, nur den Musen und den allervertrautesten Geistern zugänglich, den größten Theil des Sommers zubrachte und wo die herrlichsten seiner unsterblichen Werke entstanden.

---

340 Recte: CCXXXX. Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832). Der nach einer Vorlage von Josef Karl Stieler (1781–1858) von Carl Barth (1787–1853) geschaffene Stich wurde folgendem Werk entnommen: „[Deutscher] Musenalmanach für das Jahr 1830 – Herausgegeben von Amadeus Wendt" (Leipzig: Weidmannische Buchhandlung G. Reimer [1829]).

341 Der Aufklärer Johann Gottfried von Herder (1744–1803).

342 Der Dichter und Schriftsteller Christoph Martin Wieland (1733–1813).

343 Friedrich von Schiller (1759–1805).

344 Carl August (1757–1828), seit 1758 Herzog und ab 1815 Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach, der Förderer Goethes.

345 Gaius Cilnius Maecenas (ca. 70–8 v. Chr.).

CCXC

GÖTHE'S GARTENHAUS

in Weimar

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1852. 226 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 173-182.

DCCIII. Weimar.

Vor dem geistigen Auge ruht Weimars Größe in der Vergangenheit; dem leiblichen aber erscheint das heutige Weimar schöner als jenes, in dem die großen Menschen lebten und strebten. Die Fackeln sind ausgegangen; aber die Summe des Lichts, – brennen auch meist nur Pfennigkerzen – ist doch sehr groß, und es ist thöricht, zu sagen, daß der Ruf weimarischer Intelligenz an altbackenen Brodrinden nage. Man vergißt, daß Göthe, Schiller, Herder und Wieland, die Großschatzmeister der Kultur und Humanität, die Schätze nicht verschlossen gehalten haben, sondern sie verausgabten, und was einst bei Wenigen aufgehäuft lag, seitdem Vielen zu Theil geworden ist. Weimar hat sich in geistiger Beziehung seit seiner großen Zeit keineswegs zu seinem Nachtheil geändert. Die Stadt ist nicht nur wohlhabender, das Leben in derselben ist auch im Allgemeinen gebildeter, sittlilicher [sic!], genußreicher geworden.

Daß Weimars äußere Verhältnisse, mit denen in seiner großen Vergangenheit verglichen, in der Gegenwart gewonnen haben, darüber herrscht nur eine Stimme. Das in Schillers Tagen noch so unbedeutende Städtchen von 5000 Einwohnern, das einem großen Dorfe ähnlicher sah, als der Residenz eines angesehenen deutschen Fürsten, ist zu einer anmuthigen Mittelstadt von 12,000 Einwohnern herangewachsen, und die sich beständig erhebenden neuen Wohngebäude und Anlagen beweisen, daß das Gedeihen des Orts noch im Zunehmen ist. Die Eisenstraße hat Weimar mit der Welt verbunden[346], manche früher unbekannte Quelle des Wohlstandes aufgethan, ältere erweitert oder reichlicher fließen gemacht, und auch dem geistigen Leben und Verkehr führt sie täglich frische Kräfte und Anregungen zu. Daß demungeachtet in Weimar Klagen gehört werden über Verlorenes und Mangelhaftes, darf das Urtheil nicht beirren. Nicht leicht ist der Mensch mit dem ihm in der Gegenwart beschiedenen Loose zufrieden. Wenn aber in Weimar die Unzufriedenheit gesprächig ist auch jetzt noch, so ist dies kein übles Zeichen. Wären laute Klagen immer ein Beweis von öffentlichem Unglück, dann müßten die unglücklichsten Menschen in England, die glücklichsten in Rußland oder Kurhessen wohnen. Man dürfte in Britannien, wo man die Minister zuweilen *in effigie*[347] an den Laternenpfählen hängen sieht, nur einige Male jene Operation wirklich an den Personen der räsonnirenden Bürger vornehmen, um jede Aeußerung von Unzufriedenheit verstummen zu machen. – Weimar hat übrigens nicht nöthig zu klagen über das verlorne Paradies und das Verschwinden seines goldnen Zeitalters. Es darf sich auch nicht beschweren, daß ihm von der Last der allgemeinen und begründeten Unbehaglichkeit, welche die Zustände in Deutschland so Vielen verleiden, ein größerer Antheil geworden ist, als anderwärts. In Weimar ist's noch immer, selbst für den Mann, welcher die Freiheit liebt und dem die Verknechtung und die aus derselben hervorgehende Verderbniß des Volks an der Seele nagt, erträglich nach Zeit und Umständen. Die weimarische Regierung hat seit zwei Generationen im liberalen Geiste das Land verwaltet, sie war der Freiheit und den angeborenen Menschenrechten nicht feindlich. Dies gereicht ihr zum Ruhm. Aber noch höher ist's ihr anzurechnen, daß sie in dieser Zeit sich nie durch Beispiel und Zusprache auf die entgegengesetzte Bahn hinreißen ließ, daß sie keinen übermüthigen oder harten Gebrauch machte von dem Rechte des Stärkern und die Rolle des Despoten spielte. – In Weimar rathen noch gegenwärtig Männer als Minister dem Fürsten, welche durch das Volksvertrauen in den 48er Märztagen emporgehoben wurden, und das standhafte Fernbleiben der Regierung von der Doktrin, welche durch Treubruch und Meineid der Fürsten, durch Entsittlichung und Entmannung der Völker, durch das Herabwürdigen der Menge mittelst Gewalt,

---

[346] Der erste Streckenabschnitt von Halle a. d. S. nach Weißenfels war von der Thüringischen Eisenbahn-Gesellschaft am 20. Juni 1846 eröffnet worden. Ein halbes Jahr später, am 19. Dezember, war Weimar erreicht und am 1. April 1847 die Strecke bis Erfurt in Betrieb. Der Abschnitt Erfurt–Eisenach wurde schließlich am 24. Juni 1847 in Betrieb genommen.

[347] Lat., „als Bild"; es gab sowohl symbolische Hinrichtungen als auch Beisetzungen.

Betrug und Dressur zum Stande unvernünftiger Wesen das Recht der legitimen Herrschaft zu befestigen trachtet, und aus ihrem eigenen Werke, der Volksdemoralisation, die Folgerung zieht, die Masse sey ein Thier, zum Dienste des Herrn geboren, – das gereicht ihr um so mehr zur Ehre, da Weimar ein gar kleiner Staat ist, und es ihm, bei seiner Schwäche, folglich um so schwerer werden muß, den Kräften zu widerstehen, welche beständig zur entgegengesetzten Bahn hindrängen. Auch der neue Fürst[348], – es steht zu hoffen wird an der Ueberzeugung seines Vaters halten, daß ein Verhältniß, welches die Berechtigung des Fürsten zum Despoten voraussetzt, das Volk hingegen zur Knechtschaft verpflichtet, – ein Verhältniß, das nur Räuber und Beraubte, Quäler und Gequälte, Starke und Schwache, Genießende und Darbende, willkürlich Befehlende und willenlos Gehorchende kennt, – nicht fähig sei, ein Staatswesen des Rechts und der Moral, des guten Glaubens und des gegenseitigen Vertrauens zu begründen, oder zu gewährleisten. Möge von der Schlechtigkeit und Niedertracht der Schleppträger der Tyrannei jene diabolische Doktrin als ewige Weisheit gepriesen werden, – sie kehrt die Ordnung der Natur doch nicht um, und wenn ihr Tag vergangen ist, wird sie an ihrer eignen Narrheit zu Schanden. –

„Weimar ist eigentlich ein Park, in welchem eine Stadt liegt“[349]. – Wirklich ist die Naturumgebung, die Landschaft, bei ihrer Größe, Mannichfaltigkeit und Schönheit das Vorherrschende im Bilde Weimars und selbst bis in die Mitte der Stadt säuseln und rauschen noch die Baumwipfel, spielen die Blätter und Blüthen am Ufer des Flüßchens und klettert rankendes Gesträuch an den Schleichen[350] und Radstuben der Mühlen hinan. Der großherzogliche Park, Göthe’s und Karl Augusts Schöpfung, beginnt an der Südseite des Schlosses und dehnt sich in weitem Bogen um die Hälfte der Stadt. Keine Mauer umschließt, kein Gitter umhegt die herrliche Anlage und läßt eine Scheidewand zwischen dem fürstlichen Besitzer und dem Volke, zwischen Park und Stadt erkennen. Feld und Wald, öffentliche Spaziergänge und Privatgärten, Straßen, Alleen, freie Plätze und Wiesengründe fließen überall in einander und das Gefühl unbegrenzter Freiheit wird durch keine Schranke beeinträchtigt. Dies eben macht die Umgebung Weimars so genußreich.

Von dem Parksaum führt eine mit Bäumen bepflanzte Kunststraße eine Landhöhe hinan nach Belvedere, dem schönen Sommeraufenthalte der fürstlichen Familie. Großartige Anlagen gruppiren sich um das Schloß und in reizvoller Abwechselung öffnen sich von den verschiedensten Punkten, über das Laubgewölbe hochstämmiger Buchen und Ulmen weg, nach jeder Seite Fernsichten in die Gefilde und Wälder Thüringens. Durch das Thal der Ilm und die blumenreichen Wiesen von Oberweimar knüpft sich der Park von Belvedere an die nähere Umgebung der Stadt, wo vielfach geschlungene Pfade zwischen Gärten und Baumpflanzungen zu mancherlei Ruhepunkten, einer schmucklosen Bank von Holz oder Stein, oder zu einer murmelnden Quelle, oder in eine Felsgrotte, oder zu einem Denksteine führen, geziert mit dem Bilde eines großen Mannes, oder zu einer Tafel, die an eine wichtige Begebenheit erinnert. An jeder Bank, an jedem Pfad und Steg haftet die Weihe von großen und edlen Menschen, welche einst auf ihnen ruhten oder wandelten, das Andenken an die Heroen und Propheten des Menschenthums, an jene Geisteskönige, welche ein kluger und genialer Fürst, der auch für seinen eigenen Ruhm bedacht war, in Weimar versammelt hatte. Viele Oertlichkeiten führen ihre Namen, und manche, z. B. das Borkenhäuschen am Ilmufer, rufen die Tage lebhaft in’s Gedächtniß, wo Göthe, Schiller, Herder und Wieland genußreiche Stunden im Kreist ihres fürstlichen Freundes verlebten. Schade, daß die Pietät, die für ihre Erhaltung sorgt, doch nicht immer zart genug fühlt, um sie auch vor einer unangemessenen Bestimmung zu schützen. Jene Hütte von Baumrinde, deren enger Raum dem Großherzoge Karl August[351] Jahre lang zur Sommerszeit als Wohn- und Arbeitszimmer, Schlafgemach, Empfang- und Speisesaal genügte, und wo er im Kreist seiner Auserwählten so oft noch um Mitternacht durch Sang und Becherklang das Weimarische Spießbürgerthum entsetzte, das an der Gesellschaft des Fürsten mit den „Poeten“ beständig ein Aergerniß nahm, wird jetzt zur Aufbewahrung von Gartengeräthe benutzt, und wo die

---

[348] Wohl Carl Alexander (1818–1901), seit 1853 Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach.

[349] Zitat aus Adolf Stahrs (1805-1876) Werk „Weimar und Jena – Ein Tagebuch“ (Oldenburg: Schulze 1852), S. 13. Inhaltlich richtet sich Joseph Meyers Artikel über Weimar stark an genanntem Werk aus, übernimmt sogar manche Passagen, wie z. B. über Schillers Wohnhaus oder die Fürstengruft nahezu wörtlich.

[350] Eigentl. eine veraltete Bezeichnung für Spindeln (vgl. DWG, Bd. 15, Sp. 561).

[351] Siehe hierzu S. 85, Anm. 344.

Geistesfunken blitzten, welche eine Welt erhellten, stehen Karren, Spaten und Schaufeln umher. Manche Aussicht, die zu einem unsterblichen Gedicht anregte, ist verwachsen, manche Lieblingsbank Schillers und Göthe's ist durch die überwuchernde Vegetation feucht, unheimlich und ungenießbar geworden. Wie tief jene großen Menschen für die Reize der Natureinsamkeit empfanden, sagen sie an tausend Stellen ihrer Werke und Briefe. So schrieb Göthe: (an Knebel[352] 1780) „Es hat Neun geschlagen, – ich sitze, das Licht im Fenster, in meinem „„Kloster““ und schreibe Dir. Ich schlich den Abend um die Eingänge der kalten Küche (so nennt das Volk die kühle Parkgegend am Borkenhäuschen) und ich war so ganz in der Schöpfung und so weit von dem Erdentreiben. Der Mensch ist wahrhaftig nicht zur elenden Philisterei des Geschäftslebens bestimmt! Ist's Einem ja doch nicht größer zu Muthe, als wenn man so die Sonne untergehen, die Sterne aufgehen, es kühl werden sieht und fühlt, – und das Alles für sich, so wenig der Menschen halber; und doch genießen sie's so oft mit dem Glauben, es sey nur für sie. – Ich will mich baden mit dem Abendstern und neu Leben schöpfen. Leb' wohl so lange. – – Ich komme daher. Das Wasser war kalt; denn Nacht lag schon in seinem Schooße. Es war als tauchte ich in die kühle Nacht. Als ich den ersten Schritt hinein that, da war's dunkel. Dann kam der volle rothe Mond über Oberweimar herauf. Es war so stille. Wedels[353] Waldhörner tönten von Weitem und die Ferne machte mich reinere Töne hören – –".[354]

Carl Ludwig von Knebel
(siehe hierzu S. 89, Anm. 352).

Vom Borkenhäuschen führen gewundene, bald auf-, bald absteigende Pfade der Ilm entlang, zu einer Felsentreppe, und diese zu einem freien Rasenplatz, auf dem Karl August in spätern Jahren sich ein bequemeres Tuskulum[355] erbaute. Er nannte es das Römische Haus. Es ist ein tempelartiger Bau, dessen von Säulen getragenes Hauptportal sich dem Belvedere zuwendet, während seine östliche Fronte mit einem von braunrothen dorischen Säulen getragenen Portiko auf der Kante einer hohen Felswand steht, an deren Fuß die Ilm rauscht. Zwischen den Säulen ist ein großes steinernes Becken, aus dem einst ein Springbrunnen emporstieg; jetzt füllen es Erde und Blumen. Ein Vorgemach, mit einer Schale von Rosso Antico[356] und einigen Statuen geschmückt, ein größerer Speisesaal, ein Arbeitszimmer und ein Schlafgemach, – das ist der Inhalt des Römischen Hauses, wo der Fürst bis zu seinem Tode mit den Besten und Größten des Volks die schönsten Tage der schönen Jahreszeit genoß. Noch ist die ganze Einrichtung im Innern so, wie er sie verlassen hat. Im Saale hängen einige Familienbilder neben seinem eigenen; im Arbeitszimmer steht ein schlichter Holztisch mit ganz gewöhnlichem Schreibgeräthe; darauf liegt eine Papierscheere, eine Loupe, eine Brille, ein aufgeschlagenes Buch; im offenen Schlafgemach neben an ist das Mobiliar auch nicht splendider, als in einem ordentlichen Bürgerhause; einige

---

[352] Der Lyriker und Übersetzer Carl Ludwig von Knebel (1744–1834), Johann Wolfgang von Goethes (siehe hierzu S. 85, Anm. 340) „Urfreund". Die von Gustav Schlick (1804–1869) geschaffene Lithographie wurde dem folgenden Werk entnommen: nach „K. L. von Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel. – Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt. – Erster Band. […]" (Leipzig: Gebr. Reichenbach 1835).

[353] Otto Joachim Moritz von Wedel (1752–1794), Kammerherr und später Oberforstmeister.

[354] Ziemlich frei zitiert nach „K. L. von Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel. – Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt. – Erster Band. Mit Knebel's Bildniß." (Leipzig: Gebr. Reichenbach 1835), S. 118f.

[355] Tusculum, eine Stadt in Latium, südöstl. von Rom in den Albaner Bergen, in der Nähe des heutigen Frascati, in deren Umgebung in der Antike reiche Römer ihren Sommersitz hatten. Der Name besagter Stadt wurde 19. Jhd. eine beliebte Bezeichnung für Villen, behagliche Wohnsitze oder Lieblingsaufenthalte.

[356] Rötliche Marmorart vom Peleponnes.

Sepia- und Aquarellzeichnungen, italienische Veduten[357] darstellend, zieren unter Rahmen und Glas die Wände. Von Komfort und Pracht nach modernem Begriff ist keine Spur; schön aber sind die Ausblicke in's Freie und sie lassen das Weimarische Land mit seinen Fruchtfeldern und Wiesengründen, Obsthainen und Wäldern, Kirchthürmen und Schlössern, Dörfern und Weilern, Bergen und Höhen wie einen Park erscheinen.

Wir verlassen Weimars Umgebung zu einem Gange in die Stadt. –

Siehst Du das kleine Eckhaus dort, an der Esplanade, mit der Steinplatte über der Pforte, auf welcher mit schwarzer Farbe Schriftzüge gemalt sind? Tritt näher und lies:

„Hier wohnte Schiller".

Bescheiden möchte sich das Haus unter den weit größeren und stattlicheren Nebengebäuden verbergen mit seinem kaum zimmergroßen Gärtchen; an jenen größeren aber weilt kein Blick, während an diesem kleinen kein gebildeter Mensch, ohne tiefe Erregung und ohne Ehrfurcht und Dankbarkeit zu empfinden, vorübergeht. Wie wenige Menschen haben, wie Schiller, so segensreich auf ihre Zeit und ihr Volk gewirkt! – Schiller kaufte das Haus um „den sehr theuern Preis von 2400 Thlr.", wie er seufzend seinem Freunde Körner[358] schrieb. An demselben Tage starb seine Mutter; an demselben Tage, drei Jahre später, reichte er Göthen zum letzten Male die Hand. Es war am 29. April 1805 und am 12. Mai früh vor Tagesgrauen trugen sie ihn hinaus im „Dreithaler-Sarge!" Kein feierlicher Zug geleitete zum Friedhofe. Der Himmel war bewölkt, die Luft unfreundlich, die Nacht dunkel, die Straßen still und menschenleer. Zwei Groschenfackeln spendeten flackernd ihr spärlich Licht. An der Gruft harrten zwei Menschen – der Todtengräber und sein Gehülfe, mit ihren Stricken, um, ohne Sang und Klang, bei dem trüben Scheine einer zerbrochenen Laterne den Sarg in das feuchte, alte „Cassengewölbe" zu vielen andern hinabzulassen, in denen die Gebeine vergessener, unbedeutender Menschen moderten. Am nächsten Sonnabend aber verkündigte das Weimarische Wochenblatt der Einwohnerschaft in einer schwarzgerandeten Anzeige: der sachsen-meiningensche Hoftath Friedrich v. Schiller sey gestorben und „standesgemäß" begraben worden! –

Schillers Haus ist jetzt Eigenthum der Stadt. Sie kaufte es und sucht es zu erhalten. Es ist ein wohnliches, einfaches Bürgerhaus von zwei Etagen mit einem Erker, hinlänglich groß für eine Familie. Unten, zur Rechten des Eingangs, wohnt der Kustode; die Stube links hat derselbe zu einem Laden hergerichtet und mit allerhand Schillerangedenken: Statuetten, Büsten von Zink, Gyps und Terracotta, mit Portraits und Ansichten von Schillers Haus und Garten, mit Facsimile's von Schillerschen Handschriften, mit Schilleralbums u. s. w. zum Verkauf versehen. Das mittlere Stock, wo Schillers Familie wohnte, hat der wohllöbliche Magistrat – vermiethet; nur der Erker, den Schiller selbst inne hatte, ist den Fremden geöffnet. Er enthält drei kleine Zimmer nach der Straße zu. Auch von diesen ist das eine profanen Zwecken hingegeben: in demselben verwahrt nämlich der Kastellan verschiedene Waarenvorräthe, Gyps, Gypsfiguren und allerhand Geräthe und Gerümpel. Das Mittelzimmer ist, leider!, auch nicht mehr in dem ursprünglichen Zustande. – In der gutgemeinten Absicht, ihm ein „würdigeres" Ansehen zu geben, ließ es der Magistrat von Künstlerhand mit Bildern ausmalen, deren Motive aus Schillers Gedichten genommen sind. Ein gestickter Fußteppich bedeckt den Boden; gestickte Sessel, von Weimars Frauen verehrt, reihen sich an den Wänden umher, ein Paar Gypsabgüsse von Antiken stehen in den Ecken; das Ganze ist nett aufgeputzt, ruft aber doch das Bedauern jedes sinnigen Besuchers hervor,

---

[357] Eine naturgetreue Darstellung einer Landschaft, einer Stadt, eines Platzes o. Ä. in Malerei und Grafik (von ital. veduta, die Ansicht, Aussicht).

[358] Hier stimmt weder das Zitat mit der Kaufsumme noch der Empfänger Christian Gottfried Körner (1756–1831). Bereits in Adolf Stahrs „Weimar und Jena" (siehe S. 88, Anm. 349, S. 61) findet sich ein nachweislich falsch angesetzter Kaufpreis von „4200 Gulden". Beim Brief dürfte es sich hingegen um den vom 10. April 1802 an seine Schwester Luise Dorothea Katharina Frankh geb. Schiller (1766–1836) handeln, in dem er über den Hauskauf Folgendes berichtet: „Dieses Frühjahr beziehen wir ein neues und ein eigenes Haus, das ich mir hier gekauft habe, es ist gar nicht größer als wir gerade brauchen, und doch kostet es 7200 Gulden [≈ 4200 Taler], so hoch sind hier die Häuser im Preiß, und nach diesem Preiße regulieren sich verhältnißmäßig alle andern Lebensbedürfnisse." (http://www.friedrich-schiller-archiv.de/briefe-schillers/andere-briefe/schiller-an-luise-frankh-10-april-1802/).

der keinen dekorirten Salon, wie es überall welche gibt, sondern die Wohnung Schillers zu sehen herkommt. Aus diesem zweiten Zimmer, das jetzt gleichsam die Stelle des Vorhofs zum Allerheiligsten vertritt, führt der Kustode in's eigentliche Arbeitsstübchen Schillers. Es hat zwei Fenster nach der Straße zu; ein drittes geht in das Seitengäßchen. Vor diesem letztern steht der Schreibtisch Schillers; – derselbe, von dem er seinem Körner schrieb: „er hat mich freilich zwei Karolin[359] gekostet!" Niemand wird dieses Prachtstück des Schillerschen Mobiliars, auf dem die vollendetsten Werke des Dichters entstanden sind, ohne Pietät und zugleich ohne Mitleid betrachten, denn das Pult ist so niedrig, daß Schiller nur weit übergebogen und halb liegend an demselben schreiben konnte, – eine Gewohnheit, welche die verderblichsten Folgen auf seine Gesundheit äußerte und seinen Tod beschleunigte. Auf dem Schreibtisch liegen einige Schriftstücke von Schillers Hand, Fragmente seiner Werke und Briefe – eingerahmt und unter Glas, eine Lage Papier und ein Paar Federn. 6 ordinäre Stühle von braungebeiztem Buchenholz mit rohem Kalbleder überzogen, ein kleiner schlechter Tisch, ein Spinett, über welchem eine Guitarre an der Wand hängt, ein Paar geringe colorirte Kupferstiche, sicilianische Ansichten darstellend, in braunen und schwarzen Rähmchen, eine hellgrüne Papiertapete mit dunkelgrünen Sternchen: – das ist die Ausstattung des Gemachs, zu der man noch das Bett gefügt hat, in dem Schiller starb, das kleine schwarze Nachttischchen mit der unscheinbaren Mundtasse, aus der er den letzten Trank schlürfte, und die Tabaksdose, die er beständig bei sich trug. Ueber dem Bette hängt Schillers Portrait nach Dannekers[360] Büste und ein zweites, das Jagemann nach der Leiche zeichnete. Dieses letztere ist von mächtiger, ergreifender Wirkung. Selbst von der entseelten Stirn, von den geschlossenen Augenlidern, leuchtet noch die ganze Hoheit dieses göttlichen Geistes. Ein kostbar gebundenes Schilleralbum bewahrt in einer, dem Deckel eingefügten, Glaskapsel eine seidenweiche, blonde Locke von Schillers Haupt – eine Reliquie, aufrichtiger verehrt und der Verehrung werther, als die mancher Heiligen! – –

„Licht, Liebe, Leben!" – so lautet die Inschrift auf dem bescheidenen Stein in der Stadtkirche, unter dem Herders Asche ruht. Vor der Kirche steht sein Standbild, das einzige Weimars, der Stadt, welche das deutsche Volk einst noch mit Denkmälern schmücken wird, wie die Griechen ihr Athen. Die Statue ist von Schaller[361] in München eben so vortrefflich gedacht als ausgeführt. So mag sie ausgesehen haben, die edle, ehrwürdige Gestalt des großen Herder, der für sein Volk, für die Menschheit, für die Humanität beständig gestrebt hat. Ein noch schöneres und dauernderes Denkmal aber hat ihm Göthe aufgerichtet in jenen ewigen Strophen:

„Ein edler Mann, begierig zu ergründen
Wie überall des Menschen Sinn ersprießt,
Horcht in die Welt, so Ton und Wort zu finden,
Der tausendquellig durch die Länder fließt.
Die ältesten, die neusten Regionen
Durchwandelt er und lauscht in allen Zonen!
– –
Wo sich's versteckte, wüßt' Er's aufzufinden,
Ernsthaft verhüllt, verkleidet leicht als Spiel;
Im höchsten Sinn die Zukunft zu begründen:
Humanität sey unser ewig Ziel!"[362]

[359] Dt. Goldmünze im Wert von 3 Gold- bzw. 10-11 Silbergulden.

[360] Johann Heinrich von Dannecker (1758–1841).

[361] Der Bildhauer Ludwig Schaller (1804–1865).

[362] Das Herder (siehe hierzu S. 85, Anm. 341) gewidmete Gedicht „Die Ilme" in „Goethe's Werke. – Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Vierter Band. […]." (Stuttgart und Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1828), S. 38f.

Inmitten des ältesten Stadttheils liegt die Jakobskirche, von einem viereckigen Platz umgeben, dem ältesten Friedhofe der Stadt. Da schlummern die Generationen von neun Jahrhunderten, und in jede Handvoll Erde ist der Staub unbekannter und berühmter Menschen gemengt. – Da siehst Du in Stein gehauen an der Kirchenmauer, sein Käppchen in der Hand, den alten ehrenfesten Meister Lukas Kranach[363] „den Ersten", wie ihn die Inschrift nennt, zum Unterschied von seinem des Malens gleichfalls kundigen Sohne. Er war Luthers[364] Freund und treuer Mitstreiter im Kampfe für christliche Wahrheit. Sein Schwert war nicht das Wort; seine Waffen waren Griffel, Pinsel und Schneidemesserchen; Kranach war der Maler und Holzschneider der Reformation. – Nicht weit von ihm steht der Denkstein des allbekannten und allverehrten Musäus[365]. Wer hätte seine deutschen Volksmährchen nicht gelesen und wiedergelesen und wem hätten sie nicht die jugendliche Seele erfreut und erfrischt? Nicht weit von Musäus schläft Herders geistreiche Gattin[366], und viele Namen auf anderen Grabsteinen, z. B. Kraus[367], Bode[368], Gore[369] und Mounier[370] erinnern an Persönlichkeiten aus Weimars glänzendster Zeit. Aber was ist der Ruhm aller dieser Todten zusammen gegen den Einen – was will das Interesse für alle diese Grüfte heißen bei dem Anblick jenes von rankenden, schlingenden Kräutern überwucherten verfallenen Grabgewölbes, das der Name „Schiller" geheiligt hat. Es ist das „Cassengewölbe", dasselbe, in welches man in jener düstern Mainacht Schillers Sarg senkte. Jetzt[371] haben seine Gebeine in der „Fürstengruft" eine Stätte gefunden, an der Seite Göthe's, des Ebenbürtigen und in der Nähe Karl August's. Die Versetzung war eine schwere Aufgabe; denn als man die Gruft öffnete, fand man Schillers Sarg mit dreizehn andern zusammengebrochen, und die Gebeine Aller lagen durcheinander, ein wüstes, grauses Chaos. Sie wurden korbweise in die Anatomie getragen, um sie unters dem Beistand eines von Jena berufenen berühmten Anatomen zu sondern. – Schillers Schädel, dessen herrlicher Bau schon im Leben so bewundert worden, war leicht zu erkennen, und als dennoch der Zweifel die Möglichkeit einer Verwechselung geltend zu machen suchte, wurde der alte Diener Schillers[372] von Jena herübergeholt, um wegen besonderer Merkmale Auskunft zugeben:– „Schillers Schädel", sagte er, „muß noch alle Zähne haben, bis auf den einen Backenzahn, den er sich ausziehen ließ" und es traf zu. Es wurde dann Knochen an Knochen gepaßt, bis nach unendlicher Mühe das ganze Gerippe zusammengefügt war. Ein einziger Armknochen fehlte. Dieser, nirgends aufzufinden, war wahrscheinlich bei dem Hertragen so vieler Gebeine unterwegs verloren worden. In einen neuen Sarg verschlossen, wurde das Gerippe sodann „standesgemäß" – die Gebeine eines Fürsten der Geister in ein fürstlich Begräbniß – beigesetzt.

Göthe hat die ganze Schmerzensempfindung über das Unwürdige in Schillers Geschick in die mahnenden Worte gefaßt:

„Drum feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben".[373]

---

[363] Lucas Cranach d. Ä. (1472–1553).

[364] Der dt. Reformator Martin Luther (1483–1546).

[365] Der dt. Philologe, Schriftsteller und Literaturkritiker Johann Karl August Musäus (1735–1787).

[366] Johann Gottfried von Herder (siehe hierzu S. 85, Anm. 341) war seit 2. Mai 1773 mit Maria Caroline Flachsland (1750–1809) verheiratet.

[367] Der Maler Georg Melchior Kraus (1737–1806).

[368] Der Hamburger Verleger Johann Joachim Christoph Bode (1731–1793).

[369] Der Künstler Charles Gore (1729–1807).

[370] Der frz. Politiker Jean-Joseph Mounier (1758–1806). Er hielt sich von 1797 bis 1801 in Weimar auf, wo er im Auftrag Carl Augusts (1757–1828) eine Beamtenschule gründete; verstorben ist er allerdings in Paris.

[371] Am 16. Dezember 1827 waren die vermeintlichen Gebeine von Friedrich Schiller in die 1824 weitgehend fertiggestellte Fürstengruft überführt worden.

[372] Georg Gottfried Rudolph (1778–1840).

[373] Aus dem „Epilog zu Schiller's Glocke. Wiederholt und erneut bei der Vorstellung am 10ten May 1815" in „Goethe's Werke. – Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Dreyzehnter Band. […]." (Stuttgart und Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1828), S. 173.

Mit dem Besuche des geweihten Orts, welcher die Sarkophage der beiden Dioskuren[374], Schiller und Göthe, gegenwärtig umschließt, wollen wir unsere heutige Pilgerfahrt beendigen.

Die Fürstengruft befindet sich auf dem neuen Friedhofe, der einem wohlerhaltenen Garten gleicht, wo die liebende Sorgfalt ihre Todten unter Grün und Blumen bettet. Den schönen Namen „Gottesgarten" verdient er mit Recht. Da ist kein Grabhügel vernachlässigt oder verwildert, fast alle prangen im reichsten Blumen- schmuck, und wohlgehaltener Baumwuchs und blühende, duftende Gesträuche fassen die breiten Wandelgänge ein, welche ihn in allen Richtungen durchschneiden. Die Erbbegräbnisse der Reichen und Vornehmen sind nicht durch Mauern eingeschlossene, bedeckte, moderhauchende Gebäude; es sind offne, leicht oder gar nicht eingefriedigte Plätzchen und jedes stellt sich als ein Blumengärtchen dar, das die Hand der Angehörigen gepflanzt und gepflegt hat. Alles ist bescheiden und einfach. Prachtgräber des Stolzes und der Hoffart sind hier nicht zu finden. So sollte es überall seyn; denn der Tod macht ja Alle frei und – gleich.

Am höchsten Punkte des Friedhofs, in seiner Mitte, erhebt sich auf einem mit Stufen umgebenen Sockel ein kleiner offener Tempel, dessen vorspringendes Dach auf Säulen ruht. Der Raum ist ohne allen Schmuck, frei von Farbe und Ornamenten, „als sollten Auge und Sinn der Eintretenden durch Nichts abgezogen werden von Dem, um dessen willen sie gekommen"[375]. Eine umgitterte runde Oeffnung in der Mitte reicht in die Tiefe. Für den Besucher führt eine steinerne Wendeltreppe durch eine seitwärts angebrachte und verschließbare Pforte hinunter. Ein Küster ist der Pfortenhüter und gibt uns das Geleit. Mit der letzten Stufe stehen wir vor zwei Sarkophagen Sie sind einander gleich; die Form ist antik, der Stoff Eichenholz; sonst Alles schlicht und schmucklos. Auf den Deckeln sind Metallplatten eingelassen, und aus frischen Lorbeerkränzen, die immer erneuert werden, sprechen goldne Lettern die Namen aus: „Schiller" – „Göthe". Der Küster vertheilt bereitwillig die Blätter der Kränze an Alle, welche nach Reliquien verlangen.

Etwas tiefer im Gewölbe steht der Sarkophag ihres fürstlichen Freundes, Karl August's. Dieser ist von Erz, reich verziert; den regierenden Herrn verkündigend. Gewinde von Eichen und Lorbeer, Schwert und Wage, schmücken in kunstreicher, getriebener Arbeit den Sarg des Mannes, dessen Andenken so lange dauern wird, als die Namen Derer genannt werden, die ihm zur Seite ruhen.

Schillers Aufnahme in die Fürstengruft geschah am 9. November 1827[376]. Fünf Jahre später folgte Göthe's sterbliche Hülle dem großen Freunde unter feierlichem Geleite nach.

„Und als der Chor noch fortklang, stieg der Sarg
Mit sammt dem Boden, der ihn trug, allmählig
Versinkend in die Unterwelt hinab;
Das Grabtuch aber überschleierte
Weit ausgebreitet die verborgne Mündung,
Und auf der Erde blieb der ird'sche Schmuck
Zurück, dem Niederfahrenden nicht folgend".*)[377]

---

[374] Die Dioskuren (griech. Διόσκουροι, Dióskouroi, „Söhne des Zeus"), die Halb- und Zwillingsbrüder Kastor und Polydeukes (griech. Κάστωρ, Kástōr und Πολυδεύκης, Polydeúkēs; lat. Castor und Pollux), ein zum Symbol der Unzertrennlichkeit gewordenes Brüderpaar der griech. Mythologie.

[375] Stahr, Weimar und Jena (siehe S. 88, Anm. 349), S. 510.

[376] Siehe hierzu S. 92, Anm. 371.

[377] *) Schillers, „Braut von Messina [oder die feindlichen Brüder ein Trauerspiel mit Chören" (Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1803), S. 81 (2. Akt, 5. Auftr.)].

Wir sagen Weimar Lebewohl, um später wieder zu kommen und Göthe's Haus[378] und noch andere Orte großer Erinnerungen zu betrachten. Aus der Pforte des Gottesgartens werfen wir noch einen Blick auf das kleine Säulenhaus zurück und rufen ihm zu:

„Bist du auch klein, o Grab, den Mausoleen verglichen,
Welche der Könige Prunk aufbaut von Marmor und Erz,
Bist du doch herrlicher uns, denn was sie des Herrlichen schufen,
Heiliger bist du uns auch als der Heiligen Grab?
Denn es umfängt dein umhüllender Schooß die Erhabenen, Schiller und Göthe,
Ihres Volks und Geschlechts Ehren und Bildner zugleich."[379]

[378] Dieses Vorhaben wurde leider nie ausgeführt.

[379] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

DCLXXIX

WEIMAR

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 31-36.

CCLXXXXI u. CCLXXXXII. Kiew[380] und seine heiligen Stätten.

Was für Griechenland Athen und seine Akropolis gewesen, was für das römische Weltreich die alte Roma war und das Capitol, und war für die abendländische Christenheit das neue Rom ist, das sind für Rußlands Reich und Kirche Moskau und Kiew. Hier wie dort schlugen die zwei Hauptgewalten des staatlichen Lebens ihren Sitz auf: die politische und die geistliche. Was die Kaiser und Auguren in der alten, die Päbste in der neuen Roma, Könige und Volk in Athen bauten und formten, errichteten und bildeten die Großfürsten, Czaare und Patriarchen im Kreml und auf den Höhen von Kiew. Beide Städte bewahren die heiligsten und theuersten Besitzthümer des russischen Volks, die ehrwürdigsten Symbole seiner Nationalität, die belehrendsten Denkmäler seiner Geschichte: vorzugsweise Moskau für die spätern Zeiträume, Kiew für die frühern und ältesten.

Beneidenswerth ist Kiew's Lage im Herzen des eigentlichen Rußlands, in der Mitte der fruchtbarsten und gesegnetsten Provinzen eines jetzt unermeßlichen Reichs. Seine Mauern umspült der schiffbare Dniepr[381]; grasreiche Thalgründe, fette Fluren umfassen es, köstliche Rebengelände decken anmuthig die Höhen; in weiterer Entfernung aber umgibt es ein breiter Waldgürtel, aus dem Hauptquellen des Erwerbs fließen.

„Beim Austritt aus dem Dunkel des Gehölzes," so beschreibt ein Reisender, „entdeckten wir über einer grauen Nebelschicht Kiew. Die heilige Stadt stand wie in der Luft, oder am Himmel, und die Strahlen der aufgehenden Sonne, die auf den goldbedeckten Spitzen seiner Tempel flammten, boten ein prachtvolles und seltenes Schauspiel dar! Der Weg führt durch den Wald in tiefem Sande; zur Seite wanderten lange Züge von Pilgern und Pilgerinnen, in Andacht versunken. Gläubige Frömmigkeit und Gottesfurcht sind noch mächtig unter den russischen Völkern. Ein Jahrtausend ist verflossen, seit das Licht der Offenbarung sich von Kiew aus über Rußland verbreitete und trotz der babylonischen Gefangenschaft unter Batu Chan[382] und der Verwüstungen und langen Herrschaft der Polen[383] hat das Volk sein Jerusalem doch nicht vergessen. Besonders ist die Verehrung Kiew's unter dem weiblichen Theil der Bevölkerung groß, und viele tausend russische Frauen thun das Gelübde, jährlich einmal die heiligen Gebeine in Kiew zu besuchen und erfüllen es, – freilich oft mit Aufopferung auch heiliger Pflichten als Mutter und Hausfrauen, – pünktlich bis zum Ende ihres Lebens. Solche Pilgerfahrten dauern, wenn sie, was häufig der Fall ist, aus den entferntern Provinzen geschehen, wohl einige Monate. Dreist aber unternehmen sie die Gläubigen ohne einen Kopeken in der Tasche, denn überall, wo sie im Namen des Herrn eintreten unter ein ländliches, russisches Dach, finden sie offenen Tisch und bereite Aufnahme. Der gastfreie Bauer verlangt dafür nichts, als ein Gebet vor den Gebeinen der Heiligen."[384]

„Noch einmal verschwand Kiew hinter eine Anhöhe, und erst vom Gipfel derselben zeigte es sich wieder. Unvergeßlicher, entzückender Anblick! Gerade vor uns, auf den Bergen am Dniepr-Ufer, erheben sich aus Hainen und Wäldchen die schlanken Glockentürme und schimmernden Dome der heiligen

---

[380] Ukrain. Київ, Kyjiw; russ. Киев, Kijew.

[381] Der Dnepr (weißruss. Дняпро, Dnjapro; ukrain. Дніпро, Dnipro; russ. Днепр, Dnepr).

[382] Batu Khan, genannt der Prächtige (mongol. Bat chaan; tatar. Бату хан, Batu xan; 1205–1255), Gründer und seit 1237 Khan der „Goldenen Horde"; er hatte 1240 Kiew (siehe hierzu S. 96, Anm. 380) erobert.

[383] Von 1320 bis 1654 gehörte Kiew (siehe hierzu S. 96, Anm. 380) – wenn auch oftmals lediglich nominell – zum lit.-poln. Herrschaftsbereich.

[384] Dieses und die nachfolgenden Zitate stammen reichlich frei zitiert aus dem namentlich nicht gezeichneten Artikel „Reiseskizzen aus Rußland und Polen. Kiew" in „Das Ausland. Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker" (München: J. G. Cotta 1839), Nr. 45. 14 Februar 1839, S. [177]-179; Nr. 46. 14 Februar 1839, S. 182f.

Klöster, und am äußersten Ende der Vista Kiew selbst, dessen unteren Theil (Podol[385]) wir eines Blicks überschauen konnten*)[386]. Der breite Dniepr wälzte, vom Nordwinde gereizt, zornig seine ungestümen Wellen an den Felsen hin, und lange, schmale, schwerbeladene Fahrzeuge kämpften in der Mitte des Stroms mit dem furchtbaren Elemente. Dem Klosterberge[387] gegenüber liegt eine Fähre zum Ueberschiffen der Reisenden und Pilger. Als wir vom Ufer abstießen, bekreuzigten sich die Weiber und murmelten stille Gebete zu ihren Heiligen; ein durch die Jahre gebeugter Greis faltete aber feierlich die Hände und sprach, das erlöschende Auge voller Inbrunst nach dem nahen Ziele seiner weiten Wallfahrt richtend, die Worte des heil. Damascenus[388] mit feierlicher Stimme: „„Siehe, das irdische Meer erhebt sich und droht mich im Sturme zu verderben; führe mich, ich flehe, in deinen sichern Hafen und errette mich, o Gott!““

„Nach glücklicher Ueberfahrt schickten wir uns an, den auf allen Punkten mit starken, von Peter dem Großen[389] angelegten Festungswerken umgebenen Klosterberg auf dem gewöhnlichen Wallfahrtswege zu besteigen, der zwischen vorspringenden Felswänden und von den Batterien der Bastionen beherrscht, ziemlich steil hinangeht. Wir gelangten zur Mauer des Katakomben- oder Höhlenklosters, das auf dem vom Dniepr scharf abgeschnittenen Felsen prangt. Die weite Mauerpforte, die ein alter Laienbruder hütet, ist mit Heiligenbildern bemalt, und innerhalb sahen wir zwischen Blumen- und Gemüßbeeten in einer weitläufigen Gartenanlage mehre Reihen kleiner Zellen. Die eigentlichen Klostergebäude bilden 4 abgesonderte Gruppen und jede hat ihren besondern Namen: Das Laurakloster[390] (die höchstgelegene Gruppe), das Krankenkloster[391], das Kloster der nahen Höhlen[392] und – das entlegenste aller – das Kloster der fernen Höhlen[393]. Das Laurakloster ist die älteste christliche Stiftung in ganz Rußland. Gründer war ein Mönch vom Berge Athos, der heilige Anton[394], Zeitgenosse Wladimir's des Heiligen[395], der in einer Höhle des Berges sich im Jahre 1017 als Einsiedler einrichtete. Der Ruf seiner Kasteiungen und seines frommen Wandels verbreitete sich zugleich mit dem Christenthume im russischen Lande, und durch die vielen frommen Gaben sah sich der Klausner im Stande, seine kleine Einsiedelei in ein Kloster zu verwandeln. Anfänglich bestand die Brüderschaft aus nur 4 Personen, dann sammelten sich 12 Brüder, und mit ihnen und tausenden von freiwilligen Händen grub Anton die große Hohle zur Kirche und andere zu Zellen, Vorrathskammern und Wohnungen aus. 56 Jahre lang kam Anton nicht an das Tageslicht und eben so treu hielten die übrigen Brüder ihr Gelübde, in den Höhlen zu leben und zu sterben. Als endlich die unterirdischen Räume die immer häufiger herzuströmenden Pilger nicht länger mehr fassen konnten, bauten die Mönche, mit Unterstützung der Gläubigen und des

---

[385] Podil (ukrain. Поділ; russ. Подол, Podol), eines der ältesten Kiewer Stadtviertel.

[386] *) Diese Beschreibung verbildlicht genau unser vortrefflicher Stahlstich, nach einer Zeichnung an Ort und Stelle gemacht.

[387] Das Kiewer Höhlenkloster (ukrain. Києво-Печерська лавра, Kyjevo-Pečers′ka lavra, „Kiewer Höhlenkloster“; russ. Киево-Печерская лавра, Kievo-Pečerskaja lavra) liegt am hügelig aufragenden Westufer des Dnepr (siehe hierzu S. 96, Anm. 381) südl. des heutigen Stadtzentrums von Kiew (siehe hierzu S. 96, Anm. 380).

[388] Der Theologe und Kirchenvater Johannes von Damaskus (griech. Ἰωάννης ὁ Δαμασκηνός, Iōánnis ho Damaskēnós; lat. Ioannes Damascenus; arab. يوحنا الدمشقي, Yūḥannā ad-Dimašqī; ca. 650–754).

[389] Siehe hierzu S. 22, Anm. 63.

[390] Griech. λαύρα, laúra, „Gasse, Straße, Flur“; ukrain./russ. лавра, lavra; frühchristl. Bezeichnung für eine Einsiedlerkolonie; der Klosteranlage 1688 als Ehrentitel verliehen.

[391] Die vorliegende Aufteilung kommt lediglich hier und in zeitgenössischen Schilderungen vor; das Höhlenklostersystem wird traditionell in zwei Bereiche unterteilt: in die nahen (ukrain. Ближні печери, Blyžni pečery; russ. Ближние пещеры, Bližnie peščery) und die fernen Höhlen (urkain. Далекі печери, Daleki pečery; russ. Далекие пещеры, Dalekie peščery).

[392] Siehe oben.

[393] Siehe hierzu S. 97, Anm. 391.

[394] Antonius von Kiew (ukrain. Антоній Печерський, Antonij Pečerskij, russisch Антоний Печерский Antonij Pečerskij, „Antonius von den Höhlen“; 983–1073).

[395] Wladimir I. Swjatoslawitsch, genannt Wladimir der Große (altnord. Valdamarr Sveinaldsson; ukrain. Володимир Святославич, Volodymyr Svjatoslavyč; russ. Владимир Святославич, Vladimir Svjatoslavič; ca. 960–1015), seit 978/980 Großfürst von Kiew.

Großfürsten Jsgaslaw[396], der ihnen den ganzen Berg bis an die Stadtmauer schenkte, eine Kirche auf der Höhe und Zellen für 100 Brüder. Baumeister dazu wurden aus Constantinopel[397] gerufen und die Kirche zu Mariä- Himmelfahrt[398] genannt. Der griechische Patriarch[399] schickte die Gebeine von sieben Heiligen; und in das Fundament der Kirche setzte man sie ein in silbernen Särgen. Andere Reliquien und ein wunderthätiges Marienbild wurden in der Kirche selbst aufgestellt. Der Ruf dieser Heiligthümer verbreitete sich bald über die ganze Christenheit; sogar von Constantinopel und Cairo[400] kamen Pilgerschaaren. Die Zahl der Mönche stieg auf 200, und der Klosterschatz auf viele Millionen. Die fortwachsende Vermehrung der Brüder gab zum Bau noch anderer Klöster Anlaß, und am Ende des 11. Jahrh. waren ihrer 12 mit 750 Mönchen vorhanden. Aber 1096 fielen die damals noch heidnischen Polen in's Reich, plünderten Kiew, zerstörten die Klöster, vertrieben die Mönche und raubten die nur theilweise geretteten Schätze. Kaum wieder aufgebaut erlitten sie 1169 neue Verheerung, und i. J. 1240 stürmten die Mongolen herein, legten alle Städte und Dörfer des Landes in Asche, und die in dem Höhlenkloster Schutz suchenden Einwohner Kiews wurden an den Altären niedergehauen. Der Chan der Mongolen, Batu, ließ, nach dem er geraubt hatte, was er finden konnte, die Gebäude in Brand stecken und führte die übrige Bevölkerung gefangen mit sich fort. 200 Jahre lang blieb hierauf die heilige Stätte verödet. Erst i. J. 1470 stellte ein litthauischer Herzog[401] die unterirdischen Verehrungsplätze wieder her; später erhoben sich auch die Kirchen und Gebäude aus dem Schutte, bis in einer stürmischen Nacht, vom 21–22. August 1718, eine Feuersbrunst alle Gebäude des Bergs, damit auch die Marienkirche, sammt Archiven, Bibliotheken etc. etc. verheerte. Ihr letzter Wiederhersteller war Peter der Große.

Die neue Maria-Himmelfahrtskirche ist eines der schönsten kirchlichen Gebäude Rußlands und ihr prächtiger Glockenthurm[402], 340 Fuß hoch, ein Meisterstück der Architektur. In seinem Aeußern gleicht jener Tempel der Kathedrale des Kreml; er ist, wie diese, mit sieben kugelförmigen goldenen Kuppeln, wie mit einem Kranze geziert, eine Bauart, die weder byzantinisch, noch weniger gothisch ist und den eigentlichen russischen Kirchenstyl ausmacht.

Merkwürdig ist, daß die vielen Reliquien dieser Kirche durch alle Wandlung der Zeit, der Raubsucht und Zerstörung sich unversehrt erhalten haben, und das gläubige Volk setzt in die Wahrheit der Legenden und Geschichten von ihrer mirakelvollen Rettung aus Feuers- und Feindesgewalt eben so wenig Zweifel, als in ihre Wunderthätigkeit selbst. Die Hauptreliquien ruhen im „Allerheiligsten", vom übrigen Tempelraume durch ein Thor von massivem Silber geschieden. In einem mit Silberblech überzogenen Schreine von Cypressenholz liegt der Zeigefinger des heil. Stephan und der Kopf des heil. Wlademir; ein silberner Sarg umschließt die Ueberreste des heil. Michaels[403], ersten Metropoliten

---

[396] Isjaslaw I. Jaroslawitsch (ukrain. Ізяслав І Ярославич, Izjaslav I Jaroslavyč; russ. Изяслав I Яросла́вич, Izjasláv Jaroslávič; 1024–1078), von 1054 bis 1073 und von 1077 bis 1078 Großfürst von Kiew.

[397] Siehe hierzu S. 15, Anm. 37.

[398] Ukrain. Собор Успіння Пресвятої Богородиці, Sobor Uspinnja Presvjatoï Bohorodyci; russ. Собор Успения Пресвятой Богородицы, Sobor Uspenija Presvjatoj Bogorodicy, „Mariä-Himmelfahrts-Kathedrale"; 1073 erbaut, war sie nach dem Brand von 1718 im Jahre 1729 im Barockstil vergrößert wieder aufgebaut worden. Am 3. November 1941 wurde sie nach der Plünderung von den deutschen Besatzern gesprengt und erst in den Jahren 1998 bis 2000 wieder errichtet.

[399] Johannes VIII. Xiphilinos (griech. Ἰωάννης Η′ Ξιφιλῖνος, Ioánnis VIII. Xiphilinos; ca. 1010–1075), seit 1064 Patriarch von Konstantinopel.

[400] Kairo (kopt. ⲕⲁϣⲣⲱⲙⲓ, Kashromi; arab. القاهرة, al-Qāhira, „die Starke" bzw. „die Eroberin"; osman. قاهره, Ḳāhıre bzw. مصر, Mıṣır, „Ägypten").

[401] Wohl Kasimir IV. Andreas, der Jagiellone (poln. Kazimierz IV Andrzej Jagiellończyk; lit. Kazimieras I Andrius Jogailaitis; 1427–1492), seit 1440 Großfürst von Litauen und ab 1447 König von Polen.

[402] Der in den Jahren von 1731 bis 1745 errichtete „Große Glockenturm" (ukrain. Велика Лаврська дзвіниця, Velyka Lavrs′ka dzvinycja; russ. Большая Лаврская колокольня, Bol′šaja Lavrskaja kolokol′nja, „Großer Lavra-Glockenturm").

[403] Michael I. (ukrain. Митрополит Михаїл Київський, Mytropolyt Mychaïl Kyïvs′kyj; russ. Митрополит Михаил Киевский, Mitropolit Michail Kievskij; † 992), seit 988 Metropolit von Kiew.

Kiew's; das Grabmal des heil. Theodosius[404], mit gleichfalls silbernem Sarkophage, ist in der Vorkirche auf der rechten Seite. Unzählige andere Reliquien: Finger, Nägel, Späne vom heil. Kreuze, Marterinstrumente etc. etc., zum Theil in den kostbarsten Hüllen mit Gold und mit Edelsteinen besetzt, sammt den äußerst reichen Gefäßen, Kirchengeräthen, Heiligengewändern u. s. w. machen einen Schatz von vielen Millionen an Werth, welcher in einem besondern Gebäude aufbewahrt wird. In diesem befindet sich auch die Druckerei für die Kirchenbücher.

So groß auch die Verehrung der oben beschriebenen Reliquien ist, so sind sie doch nicht das Endziel der wallfahrenden Menge. Dies ist nicht über der Erde; es ist in den Katakomben, Kapellen und Kirchen im Innern des Berges.

Eine bedeckte, fast 600 Fuß lange und in eine Felsenschlucht gebaute Gallerie, führt aus der Maria-Himmelfahrtskirche zu dem Eingang der heiligen Grüfte. Aehnlich den bekannten Höhlen der ältern Kalk- und Gypsformation bestehen sie ans einer Menge größerer, als Kapellen und Kirchen hergerichteter Räume, die durch labyrinthische, bald schmale, bald enge Gänge mit einander verbunden sind. Pfeiler und Gewölbe von solidem Mauerwerk stützen in den größern Höhlen die Decken.

In diesen Höhlen sind die Leiber von mehr als hundert Heiligen aufbewahrt, welche nicht verwest, sondern ausgetrocknet sind. Sie liegen, zum Theil in kostbar geschmückten Särgen, in Grabnischen, und einige sind in halb oder ganz geöffneten Sarkophagen, bewacht von Mönchen, der Verehrung ausgestellt. Ein Paar der Heiligen, angethan im Mönchsgewand, stehen sogar hinter Altären aufrecht, und die schweigenden, hohläugigen Gestalten recken pergamentartige Hände den Gläubigen zum Kusse hin. In diesen Labyrinthen des Todes rastet nimmer das Leben der Andacht. Tag und Nacht ziehen die Pilger in langen Schaaren aus und ein, und die feierlichen Umgänge mit Gesang und Fackelschein nehmen kein Ende. Bei jedem Altare brennen Kerzen auf silbernen Leuchtern, stehen hohe, ernste Gestalten, Gnade spendende und Opfer empfangende Priester, liegen Gläubige in demuthvollem Gebet um Vergebung ihrer Sünden oder Erlösung von Uebeln. Selig preist sich der gemeine Russe sein Lebenlang, der Andacht gehalten hat in den heiligen Grüften. –

Unfern der eben beschriebenen Klöster und zum Theil noch innerhalb des Festungsrayons, breitet sich Neu-Kiew aus, der schönste Theil der Stadt, mit seinem Kaiserpalast[405] und einem geschmackvoll angelegten Park. Dieser Stadttheil wird durch eine tiefe Schlucht von Alt-Kiew und dem tiefer liegenden Podol geschieden. Jenes liegt auf einer Höhe, die sich von der Schlucht nordwärts hinzieht. Hier ist jede Stelle classischer Boden und von kirchlicher oder historischer Wichtigkeit. Die Kathedrale[406] der heil. Sophia ist die älteste in ganz Rußland und hat einen Schatz, den man auf mehr als 20 Millionen Rubel würdigt. Sie steht auf derselben Stelle, wo Jaroslaw[407] das Heer der Petscharegen[408] 1036 in zweitägigem Kampfe aufs Haupt schlug. Jener Fürst ließ die Kirche nach dem Modell der heiligen Sophia[409] in Constantinopel durch griechische Architekten bauen und er verwendete große Schätze, die Beute vieler Siege, zu ihrer Ausschmückung. Ihr Hauptthor war von purem Golde. Spuren ursprünglicher Pracht bezeugen noch die Mauern des Altars, die mit einer Mosaik aus Gold und kostbaren Steinen

---

[404] Theodosius von Kiew (ukrain. Феодосій Печерський, Feodosij Petčerskyj; russ. Феодосий Печерский, Feodosij Pečerskij, „Theodosius von den Höhlen“; ca. 1036–1074).

[405] Der von 1744 bis 1752 nach Plänen von Iwan Fjodorowitsch Mitschurin (russ. Иван Фёдорович Мичурин, Ivan Fëdorovič Mičurin; 1700–1763) Marienpalast (ukrain. Маріїнський палац, Mariïns′kyj palac; russ. Мариинский дворец, Mariinskij dvorec).

[406] Die im 11. Jhd. begonnene und oftmals zerstörte Sophienkathedrale (ukrain. Софійський собор, Sophijs′kyj sobor; russ. Софийский собор, Sophijskij sobor).

[407] Jaroslaw I. der Weise (altnord. Jarizleifr Valdamarsson; ukrain. Ярослав Мудрий, Jaroslav Mudryj; russ. Ярослав Мудрый, Jaroslav Mudryj; ca. 978–1054), seit 1019 Großfürst von Kiew.

[408] Petschenegen (griechisch Πετσενέγοι, Petsenégoi; lat. Pacinacae bzw. Bisseni; osman. بجناك, Beçenek; ukrain. Печеніги, Pečenihy, russ. Печенеги, Pečenegi; ungar. Besenyő), ein Turkmenenstamm.

[409] Griech. Ἁγία Σοφία, Hagia Sophía, „Heilige Weisheit“; osman. آيا صوفيه, Āyā Ṣofya; türk. Ayasofya; die sog. Sophienkirche war unter Kaiser Justinian I. (siehe hierzu S. 344, Anm. 1174) von 532 bis 537 errichtet worden. Das kultur- und architekturgeschichtl. höchst bedeutsame Bauwerk wurde nach Plänen von Anthemios von Tralleis (griech. Ἀνϑέμιος ὁ Τραλλιανός; ca. 474-ca. 533) und Isidor von Milet (griech. Ἰσίδωρος ὁ Μιλήσιος; 442–537) errichtet.

bedeckt sind, dem ältesten Denkmal russischer Kunst. Das Innere des Tempels ist ein Labyrinth aus Gallerien, Scheidemauern, Säulen und Gewölben. In den Zwischenräumen sind die Gräber und Denkmäler der Großfürsten angebracht und 20 Altäre. Der Kirchenschatz liegt in einem feuerfesten Gewölbe. Er hat auch als Kunstsammlung historischen Werth; denn von Jaroslaw bis auf Nicolaus I.[410] mehrten ihn alle Herrscher Rußlands durch Geschenke. Man zeigt Mitren aus Goldblech geschmiedet und mit Edelsteinen, Rubinen, Smaragden und Diamanten besetzt; Bilder des Heilandes und der heil. Jungfrau, ganz aus Diamanten zusammengefügt; Heiligen- Gewänder und priesterliche Kleidungen, die von Perlen und Edelgestein starren; goldene Kandelaber und goldene Kelche mit Diamanten, bei denen man nicht weiß, ob man mehr die Kostbarkeit des Stoffs oder die Kunst daran bewundern soll. Eine Bibliothek, die sich bei der Sophienkirche befindet, enthält viele wichtige aus Constantinopel hergebrachte, griechische Manuscripte des 11. und 12. Jahrhunderts und die ältesten Quellen der Geschichte der slavischen Völkerfamilie. Andere berühmte Kirchen Kiews sind die zu den drei Bischöfen[411], die Zehntenkirche[412], die des heil. Andreas[413] und viele andere.

Podol, der niedrigste Theil von Kiew, im Thale des Dniepr, ist der jetzt größte und bevölkertste. In demselben ist der Sitz der Gewerbe, einer Tuchfabrik, vieler Ledermanufakturen, Lichter- und Seifenfabriken etc.; dort wohnen auch die Bankiers und reichen Kaufleute, welche mittelst der Kontraktgeschäfte mit den großen Güterbesitzern der Ukraine und Podoliens[414] (wozu eigene Messen eingerichtet sind), in russischen Landesprodukten jährlich zum Belaufe von 15 bis 20 Millionen Rubel verkehren. Die höhern Unterrichtsanstalten, die Akademie, hauptsächlich für die Bildung griechischer Priester (mit 15 Professoren und 1500–1800 Studenten), Gymnasium, Seminar, Distrikts- und Gewerbschule, sind ebenfalls in Podol.

Fast in allen Theilen Kiew’s, im neuen, im alten und in Podol, und auf den benachbarten Feldern, Bergen und Höhen, 3–4 Stunden in der Runde, sieht man Spuren alter Wohnungen, Kirchen und Gottesäcker. Müssen uns auch die Nachrichten mancher Geschichtschreiber von Kiew’s ehemaligem Glanze und seiner Größe übertrieben und fabelhaft scheinen, so ist doch, Angesichts dieser Ueberreste, das Zeugniß des deutschen Chronisten Dittmar[415], eines Zeitgenossen Wlademir’s, kaum verwerflich, nach welchem sich damals 400 Kirchen in Kiew befanden und 7000 Mönche in 76 Klöstern wohnten. Adam von Bremen[416] nannte Kiew gleichfalls die Hauptzierde Rußlands „ein zweites Konstantinopel.“[“]

---

[410] Nikolaus I. (russ. Николай I Павлович, Nikolaj I Pavlovič; 1796–1855), seit 1825 Kaiser von Rußland und von 1825 und 1830 letzter gekrönter König von Polen.

[411] Nicht ermittelt.

[412] Ukrain. Десятинна Церква, Desjatynna Cerkva; russ. Десятинная Церковь, Desjatinnaja Cerkov'; die zwischen 989 und 996 erbaute Kirche war bereits 1240 von den Mongolen zerstört worden; im 19. Jhd. wiedererrichtet, wurde sie 1928 von den Sowjets zerstört.

[413] Die in den Jahren 1744 bis 1767 nach Plänen von nach Plänen von Francesco Bartolomeo Rastrelli (russ. Франческо Бартоломео Растрелли, Frančésko Bartoloméo Rastrelli; 1700–1771) erbaute St.-Andreas-Kirche (ukrain. Андріївська церква, Andriïvs′ka cerkva; russ. Андреевская церковь, Andreevskaja cerkov′).

[414] Podolien (ukrain. Поділля, Podillja; poln. Podole; russ. Подолье, Podol′e; rumän. Podolia), ein hist. Gebiet in der südwestl. Ukraine und im nordöstl. Teil der Republik Moldau.

[415] Thietmar von Merseburg (975–1018).

[416] Adam von Bremen (lat. Adamus Bremensis; vor 1050–ca. 1081/85).

CCLXXXXI

KIEW

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CCLXXXXII

DIE HEILIGEN = GRUFT

in Kiew

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 37f.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 47f.

CCLXXXXIV. Bad Brückenau.

In einem langen, freundlichen Thale, dessen Bergwände mit stattlichem Buchen- und Eichenwald bedeckt sind, und durch welches der helle Sinnfluß rauscht, liegt Bad Brückenau, eine kleine halbe Stunde vom Städtchen gleichen Namens.

Der Badeort ist eine Einrichtung neuerer Zeit und größtentheils eine Schöpfung König Ludwig's von Bayern[417], der ihn jeden Sommer auf mehre Wochen besucht. Indeß mag die Heilkraft der Quellen, obschon vor nicht langer Zeit erst wieder erkannt, schon vor vielen Jahrhunderten benutzt worden seyn. Beim Bauen hat man häufig alte Grundmauern und in der Nähe der Quellen selbst die Ueberbleibsel von Wasserleitungen gefunden.

Der Brückenauer Gesundbrunnen gehört zu den eisenreichen, alkalisch-salinischen Säuerlingen, ist wohlschmeckend und hält sich ohne merkliche Veränderung in gutverschlossenen Krügen 8–10 Jahre lang. Bei allen Krankheiten, die Schwäche der Verdauungsorgane und des Nervensystems zum Grunde haben, wirkt er mit oft sehr aus gezeichneter Heilkraft. Leberkranke und Lungensüchtige gebrauchen ihn zu großer Erleichterung. Er wirkt als Bad und als Trank. Einmal war eine Zeit, wo er als Schönheitsmittel bei der Damenwelt in großen Ehren stand. Freilich konnte er manche unbescheidenen Erwartungen nicht befriedigen, und sein Ruf ging wieder verloren.

Seitdem das nahe, schwesterliche Kissingen sich rasch zur Frequenz eines Kurorts vom ersten Range erhoben hat, ist Brückenau, wenn auch nicht weniger besucht als sonst, doch weniger besprochen, als früher. Den Namen eines großen Bades hat es niemals erlangen können; es gehörte stets jener Classe von Kurorten an, wo man gewiß ist, Gäste zu treffen, denen es um den ernsten Zweck zu thun ist; nicht blos um Vergnügen und Genuß. Darum ist auch das Leben der hiesigen Kurgäste durch die äußern ostensibeln Zeichen des Haschens nach Vergnügen wenig gestört, und selbst die Anwesenheit des Königs, der die alterthümliche Liebhaberei für leeren Pomp und Prunk des Königthums in Brückenau niemals zur Schau trägt, gibt selten Anlaß zu Festen, wo die Freude lärmt und mit Livreenschimmer das Auge blendet. Kur und hergebrachte Lebensweise schicken die Gäste am frühen Morgen zu den Brunnen und auf die Spazierwege. In den spätern Stunden des Vormittags versammelt der Pavillon oder der Saal des großen Kurhauses die geselligern Gäste, und der grüne Tisch hält die Spiellustigen gefesselt. Nachmittags, wenn die Witterung freundlich ist, macht man Parthieen in's Freie, oder – je nach Neigung und Wahl – einsame Wanderungen durch die schattigen Gänge der Buchenwaldung an den Bergwänden hin, oder ergeht sich im Thale, begleitet von der spiegelhellen Sinn, die fröhlich dahin rauscht. Ueberall sind Ruheplätzchen: Steinsitze in Felsennischen, unter blühenden Hecken Rasenbänke, Sessel von Flechtwerk am Wege und runde Tafeln und Bänke umschließen prächtige Eichen und Buchen, die Riesen der Waldung. Die Abendstunden füllen Conzerte aus, im Saale oder im Freien; hier oft bei brillanter Beleuchtung. Bälle und Maskeraden gehören zu den seltnern Vergnügungen.

[417] Ludwig I. (1786–1868), vom 13. Oktober 1825 bis 20. März 1848 König von Bayern; zwischen 1818 und 1862 weilte er insgesamt 26-mal in Bad Brückenau zur Kur.

Der Quellen sind drei; die Brückenauer, die Sinnberger und die Werznaer[418]. In ihrer Zusammensetzung unterscheiden sie sich zwar; doch nicht bedeutend. Alle springen in geringer Entfernung von einander unter eleganten, tempelförmigen Brunnenhäusern, die mit Rasenplätzen, duftenden Blumenbeeten, Spaziergängen, schattigen Bosketts und Ruhebänken umgeben sind. Die Gebäulichkeiten des Kurorts sind in großem Style und meistens in den letzten 20 Jahren durch die Munifizenz[419] des regierenden Königs neu aufgeführt worden; bei welchem Anlaß man für die wohnliche Bequemlichkeit der Kurgäste auf die liberalste Weise sorgte. Das große Kurhaus, das rothe Haus und andere, Privatunternehmern gehörige Häuser enthalten zusammen über 600 Gastzimmer. Jenes, das große Kurhaus[420], auf unserm Stahlstich abgebildet, gewährt mit seinem Balkon, und der schönen Veranda an seiner 240 Fuß langen Fronte hin einen herrlichen Anblick, und das Innere ist mit Pracht und Geschmack dekorirt. Es enthält einen großen Saal, eine Kapelle für katholischen Gottesdienst, und außer den Gesellschaftszimmern über 200 Wohnungen für Kurgäste.

Brückenau liegt am westlichen Fuße der Rhön, 6 Stunden von Fulda, 20 von Würzburg, 25 von Frankfurt, und gut chaussirte Wege setzen es mit allen Hauptstraßen in Verbindung.

[418] Recte: Wernarzer.

[419] Veraltet für Freigebigkeit.

[420] Es war im Auftrag von König Ludwig I. (siehe hierzu S. 103, Anm. 417) in den Jahren 1827 bis 1833 nach Plänen von Johann Gottfried Guttensohn (1792–1851) errichtet worden.

BAD BRÜCKENAU

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 39-42.

CCLXXXXV. Das Grab des Heiligen Bonifazius[421] im Dom zu Fulda.

„Dort werde ich liegen," spricht der Sinnliche; „und wo ist dann dieses Lebens Stärke? Mein Grab wird bald zum grünen Rasen geworden seyn, und auch diesen letzten, kleinen Ruheplatz werde ich nicht einmal behalten. Andere werden ihn einnehmen, herauswerfen wird man meine Gebeine, die Luft wird sie bleichen und Kinder spielen mit den Knochen dieser starken Arme."[422] – Du kleiner Mensch! hat die Wissenschaft dir nicht längst gelehrt und nachgewiesen, daß kein Atom untergehen kann in der Schöpfung und verschwinden in das furchtbare Nichts? Und bist du denn nicht besser als Steine, Bäume und Thiere, du lebendige Seele? Thor, du! Bist überzeugt von der Unzerstörbarkeit des kleinsten Atoms, und bezweifelst deine eigene Unsterblichkeit!

Es gibt zweierlei Fortdauer nach dem Tode, sagt irgendwo Jean Paul[423]: die eine ist unser unentäußerliches Erbtheil; die andere macht sich jeder selbst.

Wohlan, Zweifler! Wenn das Zerstieben deines kleinen geliebten Körpers dir trostlose Vernichtung ist, so gebrauche die dir vom Schöpfer verliehenen Kräfte der Seele und ringe nach der Unsterblichkeit des Wirkens. Glaube nicht, das könne allenfalls nur Der, welcher das ist, was man einen großen Mann zu nennen pflegt. Ein jeder Mensch, seine Verhältnisse, seine bürgerliche Stellung seyen, welche sie wollen, kann in der sittlichen Welt sich einen Wirkungskreis schaffen, von welchem aus er fortleben mag weit über sein irdisches Daseyn hinaus. Wird auch die Welle, die von der Thätigkeit seines Ichs ausgebt, schwächer und unmerklicher, je weiter sie sich in den Ocean der Zeit entfernt: wer kann sagen, wo ihre Schwingungen gänzlich endigen? Wer die Grenze bemessen, wo eine böse oder gute Handlung aufhört zu wirken? Wer sagen, in welchem hundertsten oder tausendsten Geschlechte die während eines ganzen Erdenlebens ausgestreute Saat des Guten oder des Bösen aufhören werde, Früchte zu tragen und sich fortzupflanzen? Wo aber keine Grenze in der Zeit ist, da ist Ewigkeit. Siehe, so kannst du dir eine Unsterblichkeit selbst machen; ja, du mußt dir sie machen ungewollt, wenn du auch noch so närrisch und noch so beharrlich dein großes Erbe verleugnest.

Betrachte diesen Dom. Er wölbt sich als Mausoleum über dem Sarg eines frommen Mannes. Der ward vor eilfhundert Jahren begraben und ist längst verwest; doch ist er lebendig, gegenwärtig, wirksam unter seinen Brüdern, als rollte noch das warme Blut in seinen Adern, welche Staub sind. Sein Mund ist längst geschlossen; und doch hören wir ihn das Evangelium verkündigen so laut und so wirksam, als er es den heidnischen Thüringern und Katten und Franken und Friesen verkündigte. Vergangen ist das irdische Organ seiner Stimme; doch tönt sie zehntausendfach in vielen Zungen und unter hundert Völkern. Die irdische Lebensfackel ist erloschen; aber an der ewigen Leuchte seines Wirkens erwärmen sich fort und fort Tausende von Herzen zur muthigen Nachfolge in seinem Berufe, und in seinem Beispiele findet jegliche Begeisterung für die Verbreitung des Evangeliums und christlicher Art und Tugend eine nie versiegende Quelle und unerschöpfliche Nahrung. Wer kann sagen, Bonifazius lebe nicht mehr? Wer sagen, in dem und dem Jahrhundert höre sein Fortleben auf? Wer kann ihm überhaupt eine zeitliche Grenze stecken? Eben so gut könnte man dem Leben der Menschheit selbst das Ende verkündigen.

---

[421] Des Missionars Bonifatius (eigentl. Wynfreth; ca. 673–754 o. 755).

[422] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[423] Jean Paul (eigentl. Johann Paul Friedrich Richter; 1763–1825).

Winfried Bonifazius, Sohn eines Bauers, wurde um das Jahr 680 in England geboren. Im Kloster zu Exeter erzogen, erhielt er im 30. Jahre die Weihe des Priesters. Den größten Theil Europas bewohnten damals heidnische Völker. Thatkräftig blühete das Christenthum aber in England. Dort trat ein Kreis begeisterter Männer zusammen, auszuziehen nach dem Beispiele der Apostel und unter die in der Finsterniß des Götzenglaubens versunkenen Völker das reine Licht des Evangeliums zu tragen. Nach Holland gingen Swidbert[424], nach Schweden Siegfried[425], in Süddeutschland waren früher schon Kilian[426] in Franken, Emeran[427] in Bayern, Gallus[428] in Schwaben wirksam. Nach Norddeutschland zog Bonifazius. Er begann sein Apostelamt 717 bei den wilden Friesen; mußte aber nach unsäglichen Gefahren unverrichteter Sache im nachfolgenden Jahre nach England zurück. Dort machten ihn die Brüder seines Klosters zu ihrem Abte. Aber weder die amtliche Würde, noch die Erinnerung an die erlebten Gefahren konnten des Bonifazius frühern Vorsatz erschüttern. Er erlernte die Idiome der deutschen Volksstämme, zog von allen Seiten Erkundigungen über ihre Sitten, Lebens- und Vorstellungsweisen ein, und als er sich zu seinem Vorhaben in Allem vorbereitet fühlte, legte er die Abtswürde nieder, ergriff den Pilgerstab und wanderte nach Rom, sich den päpstlichen Segen zu seinem Apostelberufe zu holen. Gregor II.[429] ertheilte ihm förmlich Vollmacht, das Evangelium allen Völkern Germaniens zu verkündigen. Hierauf zog Bonifazius durch Tyrol und Franken unter das Volk der Thüringer, und mitten in ihren finstern Waldgründen, unweit Gotha, bei Altenberge, pflanzte er, 719, das Zeichen Christi auf. Unter den furchtbarsten Gefahren und Verfolgungen der heidnischen Priester erwarb sich die Wahrheit seiner Rede und der Mann, der sie verkündete, Freunde, und ehe 3 Jahre vergingen, stand das siegende Kreuz auf den Zinnen aller Berge, und Kapellen und Kirchen erhoben sich, wo man in heiligen Hainen den ungestalteten Götzen blutige Opfer gebracht hatte. Wieder ging Bonifaz nach Rom, Rechenschaft abzulegen von den Erfolgen seiner Apostelwirksamkeit, und der Papst erhob ihn zum Bischof. Nach seiner Rückkehr vollendete er im Hessenlande das Bekehrungsmerk und dehnte es bis tief in Westphalen aus; überall stiegen die Götzen von den Bergen nieder, und an ihrer Stelle christliche Kapellen und Klöster empor. Zur Förderung des Bekehrungswerkes berief Bonifazius Mönche und Lehrer aus England; der Papst überschickte 722 ihm das Pallium als Erzbischof, ernannte ihn zum Primas von ganz Deutschland und gab ihm Vollmacht, überall, wo er es zweckmäßig glaube, Bisthümer einzurichten und Bischöfe einzusetzen. Bonifazius gründete hierauf 4 Bisthümer: für Thüringen Erfurt; für Hessen und Westphalen Barnburg (Paderborn); für Franken Würzburg; für die Pfalz Eichstädt. Nach Carl Martell's[430] Tode weihte er Pipin[431] zum König der Franken, und der Pabst[432] rief ihn auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz. Aber sein liebster Aufenthalt blieb immer Fulda, wo er die so berühmt gewordene, nachmals gefürstete Abtei da gründete, wo er die erste christliche Kirche im Kattenlande gebaut hatte. Nach der Weise der Apostel Jesu machte Bonifazius jährlich große Rundreisen, um sich selbst vom Zustande jeder Diözese zu überzeugen, die Geistlichen in Provinzialsynoden zu versammeln, mit ihnen Rath zu pflegen und sie für die rechte Ausübung ihres Berufs zu begeistern. Achtmal vereinigte er die gesammte höhere Geistlichkeit Deutschlands in feierlicher Kirchenversammlung. Schon stand Bonifazius im Spätabend des Lebens; die Jahre hatten seine Locken gebleicht; die goldene Ernte seiner Lebensaussaat sah er prangen von einem Ende Deutschlands zum andern; er war sehr glücklich; – nur Eins bekümmerte ihn, immer wiesen die wilden Friesen das Evangelium zurück und beharrten in der Verehrung ihrer Götzen. Vergeblich hatte er zu verschiedenen Malen ihnen Lehrer zugesendet; keiner kehrte wieder. Da schien es dem edeln Greise, als wäre sein Werk nicht ganz vollbracht, und entschlos-

[424] Der angelsächs. Missionar Suitbert (ca. 637–713), Gründer und erster Abt des Klosters Kaiserswerth.

[425] Der engl. Missionar Siegfried († ca. 1067).

[426] Der iro-schottische Missionsbischof Kilian (viell. ca. 640–ca. 689; ermordet).

[427] Der Wandermönch und spätere Bischof Emmeram († ca. 652).

[428] Der Missionar Gallus (ca. 550–640).

[429] Gregor II. († 731), seit 715 Papst.

[430] Der fränkische Hausmeier Karl Martell (ca. 690–741).

[431] Der karolingische Hausmeier Pippin d. J. (714–768), seit 751 König der Franken.

[432] Gregor III. († 741), seit 18. März 731 Papst.

sen tauschte er, nachdem er Verweser seines Amtes eingesetzt, den Erzbischofsstab mit dem Wanderstab und pilgerte nach Friesland, Christus dort selbst zu verkündigen. Schon hatte seine unbezwingliche Beredtsamkeit viele Tausende bekehrt. Von Ort zu Ort verpflanzte er das Kreuz; bald sah er sich dem Ziele seines Strebens nahe, als er das seiner irdischen Wanderung erreichte. Bei Dockum, unweit Leuwarden, wurde (755) Bonifazius von einem Haufen heidnischer Friesen überfallen und sammt allen seinen Begleitern erschlagen.

Aber kaum ward die That ruchbar, so strömten die bekehrten Friesen herbei, bemächtigten sich der Leiche und führten sie feierlich nach Utrecht. Hier wurde sie eingesargt, und Priester trugen von da die irdische Hülle des großen Apostels von Station zu Station bis nach Fulda, wo man sie in der Stiftskirche, im Grabgewölbe (der Krypta), beisetzte. Bonifazius hatte dasselbe sich selbst zur Ruhestatte erbaut und oft geäußert, sterbe er wo anders, möchte er doch hier begraben seyn. Noch heute ruht seine Asche da, heilig geachtet und unangetastet von den Stürmen 11 langer Jahrhunderte.

Die Fuldaer Stiftskirche, welche Bonifazius baute, und an der die Krypta das letzte Ueberbleibsel ist, brannte 927 aus, wurde dann bei weitem herrlicher und größer wieder aufgebaut und 980 als Dom geweiht. 1393 legte auch diesen eine Brunst in Asche. Im fünfzehnten Jahrhunderte im schönsten gothischen Styl wieder hergestellt, traf ihn, wie so manchen andern Prachtbau der Vorzeit, zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts das Schicksal, den damaligen Fürstbischöfen so geschmackswidrig vorzukommen, daß er eingelegt wurde bis auf die heilige Krypta. Auf seinem Fundamente und aus den Materialien des alten erhob sich der neue Dom[433]. Es ist eines der schönsten Bauwerke aus jener verdorbenen Zeit[434], wo der italienische Styl mit seiner Affengrazie und seinem Schnörkelreichthum der Baukunst allein Muster geben durfte. Dieser Dom, aus Werkstücken in einem lateinischen Kreuze erbaut, mißt 300 Fuß Länge, und die beiden Hauptthürme haben eine Höhe von 229 Fuß. Sein Inneres, obschon mit Pilastern und Ornamenten überladen, imponirt durch Größe, und man bewundert in demselben die vortreffliche Vertheilung des Lichts.

[433] In den Jahren 1704 bis 1712 von Johann Dientzenhofer (1663–1726) als dreischiffige Basilika errichtet und am 15. August 1712 auf das Patrozinium Christus Salvator geweiht.

[434] Des Barocks, der vom prot. Deutschland als undeutsch zutiefst verachtet wurde.

CCLXXXIV

FULDA: DER DOM

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 42-48.

CCLXXXXVI. Palermo[435].

Für den Mann, welchen höhere Interessen, als die des blos materiellen Wohlseyns begeistern, und der das Glück der Völker und Staaten nicht nach ihrer Wohlbeleibtheit mißt; für den Freund des Vaterlandes auch, der an gerechten Erwartungen die Wirklichkeit als Maßstab anlegt, ist die Zeit nicht so heiter, daß er in das Hosiannah einstimmen müsse, welches von so mancher Seite her sich fort und fort hören läßt. Alles Staunens über die Wunder und Herrlichkeiten der Gegenwart zum Trotz, sieht er sie doch schwer erkrankt. Die Ausartung der Sitten, ausgegangen von oben, hat die Gesellschaft durchdrungen bis zu den allertiefsten Schichten, und Immoralität, in trüber Mischung mit roher Selbstsucht und verbrecherischem Leichtsinn, bring die furchtbare Masse nachgerade in eine faule Gährung. Wenn man Recepte verschreibt, ist Krankseyn kein Geheimniß; zu keiner frühern Zeit waren aber die Aerzte so geschäftig als jetzt. –

Inmitten dieser düstern Zustände erhebt die Industrie in blendendem Glanze ihr Haupt. Wie ein Cherub schreitet sie einher, und vor ihrem flammenden Schwerdte neigt der alte ehrwürdige Bau der bürgerlichen Gewerbe sich in den Staub. Krachend stürzt er ein, und wehe den Handwerkern, die sich nicht zeitig flüchten und einziehen in die neuen Palläste, welche Wissenschaft, mit Geldkraft im Bunde, zu ihrer Aufnahme freigebig gebaut haben. Ansprüche auf Unabhängigkeit kann der Handwerker, der Groß-Industrie gegenüber, freilich nicht geltend machen und der früher selbstständige Gewerbsmann sinkt zum Miethmann, zum Proletair herab. Aber die Umwandlung ist nicht mehr zu vermeiden und geht rasch vor sich. Bald wird es nur noch reiche Gewerbherren und arme Arbeiter geben, und der freie Handwerkerstand hört auf.

In enger Wechselwirkung mit diesen Verhältnissen steht die wunderbare Vermehrung der Communikationsmittel. Bisher hat die Sucht nach Vergnügen und Genuß in den höhern Classen der Gesellschaft am meisten Rechnung dabei gefunden, obschon es gewiß ist, daß mit der Zeit auch den unteren Classen die Vortheile zu gut kommen werden, welche jetzt den höhern vorzugsweise werden. Wo vor 20 Jahren Einer reiste, reisen jetzt Fünf, und in 20 Jahren werden so viel Hundert reisen. Bei dieser friedlichen Völkerwanderung müssen nothwendig jene Länder am meisten gewinnen, welchen der Schöpfer am freigebigsten die Reize verlieh, nach deren Genuß der Mensch am allermeisten verlangt: ein mildes Klima und eine schöne Natur.

Auch Sicilien nimmt reichlich Theil an der allgemeinen Aerndte. Seitdem Dampfbootrouten die Hauptstadt der Insel mit Neapel, Malta, Marseille, Livorno und Civita-Vecchia verbinden, werden mit jedem Jahre die Schaaren größer, welche Sicilien zum Ziele ihrer Forschungs- oder Vergnügungsreisen erkiesen. Man berechnet, daß sich binnen einem Lustrum[436] die Zahl der Reisenden dorthin verdoppelte. Kein Wunder! Denn was die Natur Reizendes und Großes auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum der weiten Erde zusammen drängen konnte, hat sie in Sicilien versammelt, und was geschichtliche Erinnerungen vermögen, ein Land interessant und ehrwürdig zu machen, findet sich hier in reicher Fülle. Die großen Denkmäler von kaum noch dem Namen nach bekannten Nationen, die Riesenwerke alter Baukunst, welche wir nur bewundern, nicht nachbilden können, und die uns noch in ihren Trümmern mit heiligem Schauer durchbeben, wetteifern hier mit den seltsam geformten, kühn den Wolken anstrebenden Gebirgen und zeigen sich noch nach 3000jährigen Zeitstürmen als des Landes herrlichsten Schmuck. In keinem andern Theile der Erde findet der Alterthumsforscher reichere Ausbeute, und das

---

[435] Phöniz. 𐤑𐤉𐤑, Ziz, „die Blume“; griech. Πάνορμος, Pán[h]ormos, „Ganzhafen, Großer Hafen“; lat. Panormus, arab. بلرم, Balarm; sizil. Paliemmu.

[436] Lat., Zeitraum von fünf Jahren.

CCLXXXXVI

PALERMO

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildburgh.

Eigenthum der Verleger

hochgepriesene Rom selbst darf seine Denkmäler denen Siciliens an Größe und erhabener Schönheit nicht vergleichen. Rom's Monumente gehören blos einer Zeit an, der kurzen Epoche seiner Cäsaren. Alles andere deckt die Nacht. In Sicilien hingegen umfassen nur allein die Monumente des griechischen Alterthums ein ganzes Jahrtausend, und den Bildungsgang der edelsten Kunst kann der Kenner Schritt für Schritt verfolgen. An die griechischen Denkmäler reihen sich die Monumente, welche die herrschende Siebenhügelstadt der Welt hinterlassen, und von diesen ausgehend kann der Forscher die ganze Stufenleiter des Kunstverfalls späterer Zeiten hinabsteigen, wo sich griechische, ägyptische, arabische Style bastartartig [sic!] zusammengatten, bis endlich germanischer Sinn unter Normannen und Barbarossa[437] die Architektur zur herrlichen Selbstständigkeit von neuem erhob. Von dieser Epoche folgt er ihr leicht durch eine abermalige lange Periode des Verfalls bis zur Gegenwart. – Aber nicht blos für den Kunstforscher, auch für Diejenigen, welche die mildern Himmelsstriche aufsuchen, um eine schwankende Gesundheit zu befestigen, ist Sicilien, wo Luft, Vegetation, der südliche Ton der Landschaft und der heitere Himmel gleich entzücken, ein gefeierter Name. Könnten unsere invaliden Touristen nur bequem durch dieses Paradies fahren, so würden sie dahin wallfahrten, wie nach Florenz, Rom und Neapel.

Der Mangel an Heerstraßen in Sicilien ist sehr lästig; hat aber auch seine eigenthümlichen Reize. Da sich zu jenem, in natürlicher Folgerung, der Mangel von Gasthöfen gesellt, die man im Innern des Landes kaum dem Namen nach kennt, so fällt es der Gastfreundschaft zu, für Ersatz zu sorgen. Es gibt kein Land in der Welt, wo der gebildete Reisende zuvorkommendere und herzlichere Aufnahme findet, als in Sicilien. Er bedarf nur einer Introduction bei einem angesehenen Hause, um gewiß zu seyn, daß es ihm nicht an Empfehlungen für seine ganze Tour gebrechen werde, die ihm überall die Vorrechte und Annehmlichkeiten sichern, welche man dem Fremden nirgend so bereitwillig und mannichfaltig einräumt. Dabei findet sich in den höhern Klassen, weit allgemeiner als im übrigen Italien, ächte und zumal gelehrte Bildung, im Gegensatze zu Neapel, wo die vornehmeren Stände hinter einem geschmeidigen, äußerlich feinen Wesen, dem Würde und Charakter abgeht, häufig Unwissenheit und Rohheit verbergen. –

Palermo ist die Hauptstadt und zugleich das Herz Siciliens, in welchem die großen Pulsadern seines Lebens schlagen. Die Stadt liegt an der Nordwestküste der Insel, an einem kleinen Meerbusen, und wird durch 2 Forts gegen die Seeseite gut vertheidigt. Die Zahl der Einwohner, die in den glänzendsten Zeiten 300,000 überstieg, ist unter 150,000 gesunken; die Cholera raffte vor 4 Jahren allein 30,000 hinweg[438]. Palermo ist prächtig gebaut und reizend seine Ansicht vom Meere aus, wie sie der Stahlstich uns zeigt; doch viel herrlicher noch ist der Fernblick auf Stadt und Meer von den benachbarten Höhen herab. Aus der Bay betrachtet, verlieren sich die Thürme auf der Folie der Berge, welche die Stadt umschließen. Hafen und Vorstadt erscheinen fast klein, und am erstem vermißt man das lebendige Gewühl des Neapolitaner Molo[439], das Gequäcke der Policinells[440], die einförmige Stimme der Vorleser des Tasso[441], das Ausrufen der Früchteverkäufer, deren überreiche Vorräthe das lüsterne Auge ergötzen, und an den Marinaris (dem Schiffsvolk) die malerische rothe Kappe, welche in ganz Sicilien durch die nüchterne weiße Zipfelmütze verdrängt worden ist. Die platten Dächer haben auch aufgehört, und die häßlichen Hohlziegel des nördlichen Italiens sind ein eben so unerwarteter, als unangenehmer Anblick. Die ersten Straßen, welche man, vom Hafen aus, durchwandert, sind auch enge, winklich, finster; genug, der erste Eindruck ist kein günstiger. Aber ehe die Täuschung sich dem Begriffe vertraut machen kann, betritt man die Hauptstraßen der Stadt, schreitet man über den herrlichen Corso und die Strade Marque-

[437] Friedrich I., genannt Barbarossa (ca. 1122–1190), von 1147 bis 1152 als Friedrich III. Herzog von Schwaben, seit 1152 römisch-deutscher König und seit 1155 Kaiser des römisch-deutschen Reiches.

[438] Nachdem 1835 vor allem das ital. Festland von einer verheerenden Cholera-Epidemie betroffen gewesen war, suchte die Seuche im Jahre 1837 Palermo heim.

[439] Die berühmte „Molo Angioino" (Anjou'sche Mole) im Hafen von Neapel.

[440] Der Pulcinella, einer Figur der neapolitanischen „commedia del arte".

[441] Auf der „Molo Angioino" (siehe hierzu S. 112, Anm. 439) waren damals Vorleser üblich, die dort täglich aus Werken von Ludovico Ariosto (1474–1533), Torquato Tasso (1544–1595) und anderen ital. Schriftsteller öffentlich deklamierten.

da, und sie verschwindet. Genannte Stadttheile und die Piazza Villena sind fast ganz aus Pallästen gebildet, deren grandioses Ensemble reichlich ersetzt, was sie bei der Musterung im Einzelnen verlieren; denn die meisten dieser Prunkgebäude tragen das Gepräge der letztern Jahrhunderte zur Schau, Ungeschmack und Geistlosigkeit, die sich hinter einem Schwulst gedankenlosen Zierraths verbirgt. Wunderlich geschnörkelte und gebogene Eisenbalkone hängen vor jedem Fenster und werden von in plumpen Gestalten ausgemeißelten Consolen getragen; widerwärtige Karyatiden[442], gewundene Säulen und ähnliche Auswüchse des Zopfstyls[443] verunzieren die meisten Façaden; das Ganze imponirt aber doch durch seine gewaltige Masse, und man erkennt Palermo, durch sein äußeres Erscheinen, sogleich als den Sitz einer reichen und mächtigen Aristokratie und als die einstige Residenz der Beherrscher des Landes, von den Byzantinern und Sarazenen[444] an, bis auf die Normannenfürsten, die spanischen Statthalter und die Vicekönige Neapels. Königsstandbilder reihen sich längs der Marina und thronen auf einzelnen Plätzen; Fontainen sprudeln an den Straßenecken und Marmortafeln verkündigen die Namen ihrer Stifter: aber die Inschriften sind schwülstig, die Formen verzerrt, die Ornamente bei aller Ueppigkeit ohne Humor. Palermo hat auf die Ehre, der Sitz des schlechten Kunstgeschmacks zu seyn, vollen Anspruch.

Unter der Herrschaft des Letztern hat auch das Große und Schöne aus früheren Jahrhunderten gelitten und die herrlichsten Werke der maurischen und gothischen Architektur sind von ihm vielfach angetastet worden. Die Kirche des Johannes in der Wüste z. B. hat von ihrer frühern Moscheenpracht blos die Kuppeln gerettet, der normännische Dom sogar ist durch plumpen Zierrath ganz verunstaltet. Nur die Kapelle Palatina von unvergleichlicher Schönheit entging den barbarischen Verbesserungen des 17. und 18. Jahrhunderts.

Aus dem Vorhergesagten läßt sich ahnen, daß Palermo an eigentlichen Kunstwerken nicht reich seyn könne. Es hat zwar ein Nationalmuseum; aber die Sammlungen sind weder zahlreich, noch kostbar. Das Beste, was die Ausgrabungen in Selinunt[445] etc. liefern, kommt nie hierher, sondern wandert nach Neapel, oder in die Palläste der Britten, deren Agenten jeden bedeutenden Fund sogleich aufspüren. Aus dem Mittelalter sind die Porphyrgrabmäler der Hohenstaufen im Dom noch die bedeutendsten; aber, so berühmt sie auch sind, so ist doch ihr historisches Interesse größer, als ihr Kunstwerth. Im königlichen Schlosse[446] machen die gefeierten antiken Bronze-Widder im Krönungssaale das einzige sehenswerthe Sculpturwerk aus. Reicher ist Palermo an Malereien, obschon bei weitem das Beste des hier Gewesenen von den fremden Herren, den Spaniern zumal, längst entführt worden ist. Die Hauptkirchen enthalten viele Bilder aus der Zeit Raphaels und die Hauptwerke von Vinzenze Romano[447], Aromolo[448] und Monrealese[449]; auch ist im Oratorio del Rosario ein berühmtes Bild von Vandyk[450]. In den Pallästen ist keine Ausbeute. Sie sind mit den Fratzen des 17. und 18. Jahrhunderts behangen, vor welchen die nobeln Erzeugnisse der alten Kunst verschwanden.

Die Umgebungen Palermo's tragen den Zauber sicilianischer Landschaften an sich. Nirgends sind die Formen der Terrainverschiedenheiten launiger, mannichfaltiger. Große Strecken, welche mit Oelbäumen bepflanzt sind, andere, welche die Aloe als Zaun umspannt, Gärten, in denen die indianische

---

[442] Siehe hierzu S. 31, Anm. 113.

[443] Abwertende Bezeichnung für den im prot. Deutschland als undeutsch zutiefst verachteten Barock.

[444] Der Begriff Sarazenen (von lat. sar[r]acenus; wahrscheinl. über die arab. Bezeichnung شرقيون, šarqīyūn, „Menschen des Ostens" für die semitischen Bewohner Nordwest-Arabiens, von arab. شرقي, šarqī, „östlich") bezeichnete ursprüngl. einen im Nordwesten der arab. Halbinsel siedelnden Volksstamm. Mit der islamischen Expansion wurde der Begriff in lat. Quellen und im christl. Europa zur Sammelbezeichnung für die islamisierten Völker verwendet, die ab etwa 700 n. Chr. in den Mittelmeerraum eindrangen.

[445] Griech. Σελινοῦς, Selinous; lat. Selinuntum, ital. Selinunte, eine archäologische Fundstätte in der süditalienischen Provinz Trapani auf Sizilien.

[446] Der Palazzo dei Normanni stammt aus dem 12. Jhd. und wurde von den Vizekönigen Siziliens ab dem 16. Jhd. aus- und umgebaut.

[447] Vincenzo degli Azani da Pavia, genannt „il Romano" († 1557).

[448] Nicht ermittelt.

[449] Pietro Novelli, genannt „il Monrealese" (1603–1647).

[450] Anthonis van Dyck (fläm. Antoon van Dyck; 1599–1641).

Feige[451] theils beetweise gezogen wird, theils in üppiger Freiheit durcheinander wuchert, traurige Zypressen, welche die Todtenäcker und einsamen Kapellen umgeben, kühne, von Normannen und Mauren gespannte Brücken über die reißenden Bergwasser und Schluchten, ferne Ruinen, Klöster und Burgen auf den Höhen, lachende Villen mit traubenschweren Veranden, einsame Vignen[452], von Bergströmen zerrissene Schluchten, deren Wände die reichste Vegetation verschwenderisch bekleidet, fesseln den Blick bei jedem Schritt.

Unter den Sehenswürdigkeiten in der reizenden Umgegend nehmen die maurischen Schlösser Euba und Zissa, der Monte Pellegrini und die Villen der sicilianischen Großen um Bagaria die ersten Stellen ein. Jene beiden Denkmäler arabischer Herrschaft sind vollkommen erhalten und Zissa wird noch jetzt bewohnt. Es ist die Residenz des Fürsten Sciarra[453]. Von diesem Schlosse, welches seiner Zaubergärten und der Pracht seiner Ausschmückung halber schon von den arabischen Schriftstellern gepriesen wurde, führt ein unterirdischer Gang nach der Stadt. Die Aussicht von der mit Zinnen gekrönten Terrasse ist unsäglich schön. Das große Palermo, umgeben von einem Gürtel von Orangengärten, über denen sich schlanke Palmen schaukeln, das Meer, die dunkelnden Berge mit ihren Spitzen und Zacken, rückwärts eine tiefe Schlucht, in welcher Dörfer und Weingärten und Klöster aus dem grünen Laubgewebe hervorlauschen, die Stadt Monreale mit ihren Kirchen, – alles rundet sich zu einem der herrlichsten Panoramen Siciliens.

Den Wallfahrtsberg (Monte Pellegrini) mit dem berühmten Grabe und Kloster der heil. Rosalie kennen wohl die meisten meiner Leser aus Göthe's plastischer Beschreibung[454], und aus eben diesem Grunde kann ich mir auch die der prächtigen Schlösser um Ongaria, unter welchen jenes des Prinzen Pallagonia[455] bei den Palermitanern als höchste irdische Herrlichkeit gilt, dem aber in Wahrheit nur die Palme des Ungeschmacks gebührt, erlassen. Sühne für diese vom Aberwitz und Reichthum gegen Schönheit und Vernunft begangenen architektonischen Frevel gibt das Kloster Monreale. In dreifacher Windung zieht die Straße hinan, eingefaßt von Caktus und der Aloe, die ihr königliches Blüthenhaupt emporstreckt. Die Klosterkirche ist nicht blos die schönste in ganz Sicilien, sondern in ihrer Art einzig in ganz Italien. Selbst die Marcuskirche Venedigs erreicht sie an Reichthum kaum und wird von ihr an edler Einfachheit und Reinheit des Styls weit übertroffen. Beim Eintritt in das Heiligthum blendet Goldgluth das Auge, und Minuten vergehen, ehe es fähig wird, vom wunderbaren Ganzen das Einzelne zu sondern und zu betrachten. Das Hauptschiff ruht auf antiken Säulen von größter Schönheit; alle Decken sind mit Roth, Gold und Blau, über welche sich lichtweiße Ornamente arabeskenartig hinziehen, aufgemalt. Goldblech bedeckt die Querbalken und faßt jedes Gesimse und jede Leiste ein. Die Seitenwände des Hauptschiffs sind mit der prachtvollsten Goldmosaik belegt, Scenen aus dem alten Testamente darstellend; Bilder aus dem neuen Testamente, ebenfalls in Goldmosaik, füllen die Altäre, die Chöre, die Seitenschiffe aus. Die Zeichnung an diesen Malereien ist vortrefflich. Alle Zwischenräume sind mit köstlichem Jaspis und Marmor ausgetäfelt; musivische[456] Arbeit ziert Pfeiler und Bischofssitz im Chor; der Fußboden ist Mosaik aus Porphyr. Selbst der Kreuzgang des Klosters war ursprünglich mit Bildern auf Goldgrund geziert; aber unter den räuberischen Händen der Zeit und der Menschen sind diese verschwunden.

Im Charakter der Palermitaner tritt der Typus des sicilianischen scharf ausgeprägt auf, und die lange Gegenwart der fremden Herrschaft hat hierin nichts geändert. Des Neapolitaners affenartiger Beweglichkeit und seiner gutmütigen, für allen Scherz empfänglichen Laune, stellt sich das düstere, fast feierliche Wesen des Palermitaners schroff entgegen. Die Gesichtsbildung schon unterscheidet beide

---

[451] Die Opuntie (Opuntia).

[452] Frz., Weinberge, Weingärten.

[453] Francesco Paolo Notarbartolo, Principe di Sciara e di Castelreale, Marchese di San Giovanni la Mendola (1806–1887).

[454] Johann Wolfgang von Goethes Bericht über seinen Aufenthalt in Palermo vom 2. bis 18. April 1787 in dessen „Italiänischer Reise" in „Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Acht und zwanzigster Band" (Stuttgart und Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1829), S. 89-151.

[455] Francesco Ferdinando II. Gravina e Bonanni, Principe di Palagonia (1677–1736).

[456] Mit Steinen oder Glasstücken eingelegt, Mosaiken.

Raçen höchst auffallend und macht die Verschiedenheit ihres Charakters kenntlich. Die Palermitanische Physiognomie hat etwas Edeles, Stolzes; in ihrem dunkeln, beweglichen Auge lodert unheimliche Gluth; es ist ein Vulkan, der des Ausbruchs harrt. – Der Neapolitaner macht den Magen zu seinem Abgott; der Sicilianer dagegen ist nüchtern. Beide streben nach Erwerb ohne Arbeit; aber während der Neapolitaner auf die gemeinste Art bettelt, betrügt, oder stiehlt, – läßt sich der Sicilianer höchstens zum Raube herab. Nur in Einem sind Beide gleich: im Eifer für vernunftlosen Bilderdienst. Der Palermitaner ist so abergläubisch und so fanatisch eingenommen für seine Glaubensvorurtheile, als es der Neapolitaner nur immer seyn kann. Bei allen Angelegenheiten des Lebens verlangt er. daß der Himmel intervenire; bei jedem Geschäfte sucht er die Heiligen in sein Interesse zu ziehen. Der Einfluß der Geistlichkeit ist daher unbeschränkt, und ihr oft zügelloses Leben, obschon die Geschichten darüber von Munde zu Munde laufen, vermag nicht, ihre Macht zu schmälern. Nirgends finden sich so viele Klöster in und um eine Stadt zusammengehäuft als in Palermo, und der Boden des Landes weit umher ist zur größern Hälfte kirchliches Eigenthum. Notorisch stehen die meisten Klöster durch unterirdische Gänge mit einander in verborgener Verbindung, und, wie die Sage geht, zu sehr weltlichen Zwecken. – Reinlichkeit ist in Palermo nicht zu Hause; so wenig als in Neapel. Dort, wie hier, beleidigen das Auge des an Ordnung und Sauberkeit gewöhnten Nordländers die Zeichen der Unsauberkeit in jeglicher Wohnung, und selbst die Palläste der Großen lassen schneidende Contraste von Pracht und Schmutz bemerken. Die Sucht, mit einem zahlreichen Schwarm von Faullenzern [sic!] in betreßtem Rocke zu glänzen, macht sich in den Antichambren[457] widerlich breit. Daneben aber ist große Negligence augenfällig, und in den prächtigen Sälen, ja sogar auf den Balkonen der Palläste, sieht man wohl auf queerüber gezogenen Leinen die Leibwäsche der Eccellenza trocknen. Artigkeit und seltene Zuvorkommenheit gegen Fremde sind indessen unter den vornehmen Classen allgemein, und der Forestiero[458] findet am Palermitaner, hätten beide auch nur leichte Bekanntschaft an einem öffentlichen Orte mit einander geknüpft, den gefälligen Cicerone zu allen Merkwürdigkeiten in und außerhalb der Stadt. Ein eigenthümlicher Zug des Palermitaners ist's, den Fremden ohne Umstände zum Vertrauten zu machen, zumal zum Mitwissenden seiner Unzufriedenheit mit den bestehenden politischen Verhältnissen, die des Palermitaners Seele ausfüllt; denn sein Stolz auf sicilianische Nationalität fühlt sich durch hundert Dinge verletzt, und der Groll gegen die neapolitanische Herrschaft ist ohne Maaß und Ziel. Beide Völker überhäufen sich bei jedem Anlaß mit Schmähungen, und das sicilianische, als der untoleranteste Theil, ist jederzeit der Gelegenheit gewärtig, das Joch abzuschütteln, mit welchem sich zu befreunden es niemals lernen wird.

Bei alle dem ist das Leben des Volks in Palermo voller Genuß; und fröhlich und sorglos schwingt es sich durch die ihm beschiedene Spanne Zeit. An heitern Abenden hört man überall Musik, auf dem Corso und den Piazza's fliegen Leuchtkugeln, prasseln Raketen, Gesang und Guitarre tönen und schwirren an allen Fenstern bis tief hinein in die Nacht. Wer Herr seiner Zeit ist und zu den Glücklichen gehört, die frei ihren Aufenthalt wählen können, der säume nicht, ein Jahr auch in Palermo zu weilen, und wenn er zu leben weiß, wird er es gewiß zu den genußreichern seines Daseyns zählen.

---

[457] Frz., Vor- bzw. Empfangszimmer.

[458] Ital., der Fremde.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 48.

CCLXXXXVII. Die Ruine von Heckersdorf[459] an der Donau.

Das Stromthal der bayerischen Donau hat, in einer Länge von 35 Meilen[460], von Ulm bis Passau, eine reichere Mannichfaltigkeit der Szenerieen, als jede andere Parthie des größten der europäischen Flüsse. Bald windet sich dieser durch reichbevölkerte Landschaften mit zahlreichen Städten; bald durch üppige Gründe und anmuthige Gauen voller Flecken und Dörfer; bald wälzt er seine gewaltigen Fluthen durch weite Ebenen hin, oder durch düstere Wälder; bald schleicht er langsam durch die meilenlangen öden Moose (Moore), auf denen der Mensch kaum die ersten Culturversuche begonnen hat; bald rauscht er ernst durch steile Gehänge bewaldeter Bergketten, oder durch das Halbdunkel tiefer Schluchten. Wo irgend am Ufer ein Fels sein Haupt emporreckt, blickt graues verfallenes Gemäuer herab, und an jeder Stelle des Stroms, wo derselbe sich in scharfem Winkel krümmt und dadurch ein Vorgebirge bildet, steht eine verfallene Raubveste, deren man vor des Habsburger's[461] Zeit an der bayerischen Donau allein über 20 gezählt hat. An jeder solchen Zollstätte wurden Schiffer und Kaufherr gebrandschatzt nach dem Tarif, welchen die Laune, Willkühr und Habsucht der ritterlichen Zollherren diktirte. Trachtete man aber sich durch bewaffnetes Geleit zu schirmen, so mußte der Schutz oft theurer bezahlt werden, als der Raub. – Unser vortrefflicher Stahlstich zeigt ein solches Zollhaus auf der Zinne eines schroff aus dem Strombette aufgeschossenen Felsens, und es ist eine der imposantesten Ruinen, welche die malerischen Ufer der obern Donau schmücken.

---

[459] Heute Hofkirchen mit der Burgruine Hilgartsberg.

[460] Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

[461] Rudolf I. (1218–1291), als Rudolf IV. ab etwa 1240 Graf von Habsburg und von 1273 bis 1291 der erste römisch-deutsche König aus dem Geschlecht der Habsburger.

CCXCVIII

SCHLOSS HECKERSDORF AN DER DONAU
(Bayern)

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildburgh.

Eigenthum der Verleger

CCCLXII

RUINE HILDGARDSBERG
im Bayern

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Achter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1841. 134 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 99.

CCCLXII. Die Burg Hildgardsberg in Bayern.

Drei Meilen[462] oberhalb Passau, wo die Castra Quintana[463] der Römer gestanden, deren Mauerwerk noch an vielen Stellen unter Gestrüpp und Gesträuch aus dem Boden ragt, aus welchem Egge und Pflugschaar Münzen, Scherben, Inschriften häufig ans Tageslicht bringen, wendet die Donau aus dem bayerischen Flachlande ihren Lauf nach Südost und strömt mit breitem Spiegel zwischen Hügeln hin, die am Fuße mit üppigen Feldern und Obsthainen prangen und auf ihren Scheiteln Holzung tragen. Allmählich steigen diese Hügel zu zwei Ketten von Bergen empor, zwischen denen sich überall reiche, reizende Landschaftgemälde zeigen. Am Eingang in dieses, den schönsten zu vergleichende, Stromthal, stand vor Alters eine Burg, stattlich und gefürchtet. Hildgardsberg war der Horst eines Raubrittergeschlechts, welches, so weit sein langer Arm reichte, ungescheut stahl und drückte und drangsalte, wo was zu stehlen und zu erpressen war. Opfer ohne Zahl verdarben in seinen schauerlichen Verließen; Unglück und Qual und Jammer häuften sich da, in den Prunkgemächern darüber aber Schätze und Reichthum. Zwei volle Jahrhunderte lang trieben die adeligen Herren ihr angestammtes Handwerk, bis 1356 Albrecht der Zweite[464], Rudolf von Habsburg's[465] würdiger Enkel, die Zinnen des Raubnests brach und die Insassen erschlug. Seitdem schmückt's als Ruine die friedlichen Ufer.

---

[462] Siehe hierzu S. 116, Anm. 460.

[463] Das Römerkastell bei Künzing.

[464] Albrecht II. (1397–1439), ab 1404 als Albrecht V. Herzog von Österreich und ab 1438 römisch-deutscher König sowie König von Ungarn, Kroatien und Böhmen.

[465] Siehe hierzu S. 116, Anm. 461.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 49-52.

CCLXXXXVIII. Hofwyl[466] bei Bern.

„Dieß ist Einer von Uns; dieß ist ein Fremder!" So sprechen
Niedere Seelen. Die Welt ist nur ein einziges Haus.
Wer die Sache des Menschengeschlechts als Seine betrachtet,
Nimmt an der Götter Geschäft, nimmt am Verhängnisse Theil.[467]

Die dünne Rinde der Gluthkugel, die wir Erde nennen, ist göttlich angehaucht, und auf ihr wimmelt ein Leben, Atom vom großen Leben des Universums. Aber auch in der Seele jedes einzelnen großen*)[468] Menschen ist Gott lebendig, und ein Weltbildungsstreben trachtet unablässig nach Entwickelung. Weise Ordnung! Ohne die großen Gluthseelen, an welchen sich die kleinen erwärmen können, würden diese gar erstarren; das Menschenmeer wäre ein Eismeer, die Sonne der Zeit beschiene es umsonst. –

Hofwyl! Auch dich hat ein Mensch aufgerichtet, welcher hoch auf den Bergen steht; Einer, der die Gewitter des Lebens nur um, nie über sich hat. Reines Herzens hat er die Saat dort ausgeworfen, welche seine Seele als die beste erkannte; Wunder der Arbeit hat er gethan, um sein Feld zu roden, und über der Arbeit wenig Dank geärndtet; jedoch herrlich steht die Flur. Der schlimmsten Vergangenheit ist er los, und manche Blüthe hat ihn hoch erfreut. – Ich beneide Fellenberg[469].

Hofwyl's Bildungsanstalten sind nicht mit gewöhnlichen Instituten, die im Privatinteresse und für bloße Privaterziehung errichtet werden, zu verwechseln. Vom Anbeginn an gab ihnen ihr Begründer die Bestimmung, den öffentlichen Interessen des Staats und der Menschheit zu dienen, und selbst die zahlreichen Gegner seiner Bestrebungen haben Hofwyl's große Bedeutung für die Civilisation nicht zu leugnen gewagt. Mächtig ist der Strom geworden, der aus der lautersten Quelle fließt; denn er ist aus der einen Idee entsprungen, daß dem allgemeinen Culturverderben unserer Zeit nur auf dem Wege einer alle Stände des Volks mit gleicher Sorgfalt berücksichtigenden, verbesserten Erziehung mit Erfolg entgegenzuwirken sey. Fellenberg's eigenthümliche, sehr bewegte Verhältnisse begünstigten bei ihm die vielseitigste Beschauung des Lebens, und schon im frühen Mannesalter hatte sich ihm die Ueberzeugung aufgedrungen, daß die Fundamente des häuslichen und bürgerlichen Lebens, Sittlichkeit und Religiösität, an den beiden Enden der civilisirten Menschheit – der niedern Classe und der vornehmen – zerstört seyen, und die durch die Entsittlichung hauptsächlich beförderte Verarmung von unten herauf die Gesellschaft mit den größten Gefahren bedrohe. Die vollkommen-klare Einsicht in den Thatbestand und die Ursachen jenes Verderbens, verbunden mit dem auf wahrer Religiösität begründeten unerschütterlichen Glauben, daß Gott die Menschheit mit den nöthigen Anlagen und Kräften ausgerüstet habe, um, in ächter Cultur, ihre Bestimmung, die eingepflanzten Triebe nach Glückseligkeit, Vervollkommnung und Sittlichkeit in harmonischer Unterordnung (unter jeglichem Standesverhältniß)

---

466 Hofwil.

467 Johann Gottfried von Herders (siehe hierzu S. 85, Anm. 341) Distichen „Die Sache des Menschengeschlechts": „Dies ist Einer von Uns; dies ist ein Fremder!" So sprechen \ niedere Seelen. Die Welt ist nur ein Einiges Haus. \ Wer die Sache des Menschengeschlechts als Seine betrachtet, \ Nimmt an der Götter Geschäft, nimmt am Verhängnisse Theil", veröffentlicht in „Zerstreute Blätter […]. – Vierte Sammlung" (Gotha: C. W. Ettinger 1792), S. 326.

468 *) Ich verstehe darunter nur solche, welche reinen Herzens für der Menschheit höchste Interessen aufopfernd wirken; Pythagoras z. B., Lykurg, Luther, Washington, Kosziusko. – Der Größte wurde gekreuzigt.

469 Der Schweizer Pädagoge und Agronom Philipp Emanuel von Fellenberg (1771–1844).

befriedigen zu können, wofern nur das intellektuelle, moralisch-religiöse und industrielle Leben aller Volksclassen durch tüchtige Erziehung zur gehörigen Entwicklung gebracht würde, waren Fellenberg's Ausgangspunkte. Dabei gab er, ganz abweichend von Rousseau's, Fichte's[470] und anderer Ideologen Ansichten über Erziehung, dem sogenannten Positiven im Staat und Kirche Würdigung, und indem er sein System den einmal bestehenden, oder gegebenen Verhältnissen anpaßte, wurde er der Schöpfer der neuern praktischen „Staatspädagogik" und führte aus, was die größten Menschen des elastischen Alterthums (Pythagoras[471], Lykurg[472], Platon[473] etc.) mit mehr oder minder großem Erfolge zu ihrer Zeit versucht hatten.

Die wichtigste und werthvollste Eigenthümlichkeit der Hofwyler Bildungsanstalten ist unbezweifelt die, daß in ihnen die physische und ökonomische Basis des Volks- und Staatslebens mit den höchsten Interessen der Humanität in gleiche Linie gebracht ist; denn wie sittlicher und ökonomischer Verfall bei Individuen und Völkern immer Hand in Hand gehen, so sollen auch die Gegensätze vereinigt dem Ziele zuschreiten. Welche Bedeutung der rechtliche Erwerb und die Arbeit für die höheren Interessen des Menschenlebens wirklich habe, ist in den Hofwyler Anstalten auf die überzeugendste und klarste Weise zur Darstellung gebracht. Wer Hofwyl besucht, wird unwillkührlich von Verwunderung ergriffen bei dem Anblicke dieser zahlreichen, auf einer weiten Aera zerstreuten, großartigen Anstalten: alle das Werk eines einzigen Privatmannes und die Frucht 30jähriger Ausdauer in der Verfolgung einer Idee für Menschenwohl. – „Heiterkeit, Ordnung, Eintracht und Thätigkeit walten überall; der Geist des Gründers schwebt gleichsam über alle Theile seiner Schöpfung und durchdringt jedes derselben angehörige Individuum. Ein großer Gedanke durchläuft das labyrinthische Ganze als sichtbarer Faden; ein Gedanke, hervorgegangen aus der tiefsten Betrachtung über die Zustände der gesitteten Völker. Unwillkührlich drängt sich jedem Besucher Hofwyl's die Ueberzeugung auf, daß er hier den großartigsten Versuch für eine gründliche Reform der europäischen Gesellschaft vor sich sehe, anbahnend die sittliche Regeneration der gesammten Menschheit."[474]

Fellenberg's Anstalt umfaßt gegenwärtig folgende, zwar getrennte, aber mit einander in steter Wechselwirkung stehende Institute. Erstens: die Erziehungsanstalt für die Söhne der höhern Stände[475]. Der Zweck, der in derselben Verfolgt wird, ist: durch die naturgemäßeste, vielseitigste und höchstmöglichste Ausbildung den begünstigten Ständen, deren bisherige Erziehung darauf hinwies, Macht und Reichthum zur Unterdrückung der niedern Volksklassen zu mißbrauchen, wieder zum Wirken für's Wohlergehen der menschlichen Gesellschaft zu verhelfen, im wohlverstandenen Interesse ihres eigenen Glücks. Auf Gefühl und Charakterbildung wird in der Fellenbergischen Anstalt mächtig gewirkt, und alles strebt dahin, die jungen Leute mit ächter Begeisterung für ihren hohen Beruf, wie mit Lust und Liebe für Arbeit und thätiges Leben zu erfüllen und sie bis zur Epoche der Erstarkung ihres Willens aus einer Umgebung fern zu halten, deren Versuchungen siegreich Widerstand zu leisten die vornehme Jugend so selten vermag. Mit besonderer Sorgfalt wird bei den Eleven darauf hingearbeitet, sie frühzeitig an einen großartigen Ueberblick der mannichfachen Beziehungen des Lebens zu gewöhnen und das Gemüth zu einer lebendigen Theilnahme an dem Loose ihrer unbegünstigten Mitmenschen anzuregen. Eine große Reihe jetzt lebender, wackerer, zum Theil hochgestellter Männer, sowohl in der Schweiz, als in Deutschland, Frankreich etc., deren Leben sich durch gemeinnützige Bestrebungen auszeichnet, hat bei Fellenberg seine Erziehung genossen und gibt Zeugniß von ihm. – Ein zweites Institut ist die landwirthschaftliche Anstalt[476]. Sie hat sich Weltruf erworben; die meisten europäischen Fürsten haben sie selbst besucht und fast alle Regierungen Lehrer hingesendet, sich mit dem Systeme bekannt zu machen, um nachher ähnliche Anstalten in ihren Staaten einzurichten. In eine Detail-

---

[470] Siehe hierzu S. 33, Anm. 121.

[471] Pythagoras von Samos (griech. Πυθαγόρας ὁ Σάμιος, Pythagóras ho Sámios; ca. 570–ca- 510 v. Chr.).

[472] Lykurgos (griech. Λυκοῦργος, Lykourgos), ein Athener Politiker der 1. Hälfte des 6. Jhd.s v. Chr).

[473] Platon (griech. Πλάτων, Plátōn; 428/427–348/347 v. Chr.).

[474] Lediglich sinngemäß übernommene Passage aus dem „Staats-Lexikon", wie S. 123, Anm. 482, S. 68.

[475] 1808 gegründet.

[476] 1807 gegründet.

beschreibung dieser vielverzweigten und großartigen Anstalt einzugehen wäre hier am unrechten Orte. Es genüge die Andeutung, daß Fellenberg durch seine vielfältigen und lehrreichen Versuche und bessere Methoden für die Entwässerung und Bodenverbesserung der Felder, die Entsumpfung und Bewässerung der Wiesen, die Düngerproduktion, die Einführung der Vierfelderwirthschaft mit doppelten Ernten und durch eine unzählige Menge von Erfindungen neuer, so wie der Verbesserung alter landwirthschaftlicher Geräthe und Maschinen, kurz durch das Beispiel eines in jeder Beziehung rationellen Betriebs des Landbaus um Europa große, nie hoch genug zu schätzende Verdienste sich erwarb. Was seine Verbesserungen leisten können, stellt sich im Gute Hofwyl glänzend heraus. Fellenberg brachte den Ertrag des letztern binnen 20 Jahren auf das Dreifache. Eine eigene Zeitschrift (die Hofwyler landwirthschaftlichen Blätter) verbreitet Fellenbergs Ideen und Erfahrungen auch im weitern Kreise. – An diese Anstalt knüpft sich zunächst die Wehrlischule[477], ein ökonomisches Institut für die ärmsten, niedrigsten, verwahrlosesten und verlassensten Menschen. Fellenberg ging dabei von dem Grundsatze aus, daß keinem Menschen anders als durch sich selbst zuverlässig zu helfen sey, so wie von der ebenfalls ganz begründeten Voraussetzung, daß auch im geldarmsten Menschen ein hinlängliches eigenes Produktionsvermögen sich findet, um seine Lage zu verbessern, wofern nur der Geist des aus dauernden Fleißes, der Sparsamkeit und der Ordnung in ihm gehörig entwickelt und dabei für wirksam-religiöse Erhebung, als Grundlage aller Sittlichkeit, gesorgt wird.

Bei dieser Anstalt denke man nicht an eine gewöhnliche Arbeitsschule, wo die Kinder der Armuth mit Spinnen, Stricken, Sticken, Klöppeln, Federschleißen[478] u. s. w. in dumpfigen Stuben eingepfropft, kümmerlichen Taglohn verdienen, um das Leben zu fristen, dafür aber mit lebenslänglicher körperlicher Verkuppelung und geistiger Verdummung büßen müssen. Der Grundsatz, daß sich die Anstalt durch die Arbeit ihrer Insassen erhalte und ihre Kosten selbst decke, wird allerdings streng durchgeführt; aber dabei wird für die geistige und sittliche Ausbildung der Zöglinge gewissenhafte Sorge getragen, und auf solche ein großer Theil der Zeit verwendet. Unter diesem Haufen junger Leute, aus der Hefe der Gesellschaft stammend, wird man nie einen Fluch noch Schwur hören; kein Spotten, kein Schmähen, kein Drohen, kein ungezogenes, kein überhartes Wort hat hier statt. Geräuschlos greifen die Menschen zum verschiedenartigsten Wirken in einander. Wehrli[479], ein Freund Fellenbergs, leitet diese Anstalt seit länger als zwanzig Jahren.

Nachdem Fellenberg auf erwähnte Weise für Erziehung beider Extreme der Gesellschaft gesorgt hatte, stiftete er 1830 sein sogenanntes Realinstitut für den Mittel- oder Bürgerstand, für die Gewerbe. Auch in dieser Anstalt sind Unterricht und Erziehung, Lehre und Leben so gestellt, daß sie sich gegenseitig auf das innigste durchdringen und ergänzen. Jene ächte Industriebildung, deren Bedürfniß man überall so sehr fühlt, wird hier Vollkommen errungen. Viele Realschulen des Auslandes holten bei Fellenberg Ideen, Lehrer und Muster. – Zwölf Jahre lang bestand auch eine Mädchenerziehungsanstalt in Hofwyl, zur Bildung von Hausfrauen für die mittlern und untern Stände. Späterhin fand es Fellenberg jedoch zweckmäßiger, an die Stelle eines eigenen Instituts den Unterricht in den Ortschaften selbst treten zu lassen. – Von gesegnetem Einfluß ist ein sechstes Institut Fellenberg's, – das der Normalkourse für Landschullehrer. Mit beispielloser Hingebung und Uneigennützigkeit widmet sich der edle Mann der Aufgabe, die Schullehrer der benachbarten Cantone jährlich 2 Monate lang nicht blos in der bessern Erziehungsmethode zu unterrichten, sondern sie während dieser Zeit auch in seinem Hause gastfrei zu unterhalten.

Fassen wir die Resultate der Fellenbergischen Schöpfungen zusammen, erwägen wir, welche Opfer denselben gebracht worden sind*)[480], so müssen wir uns in Verehrung vor dem Manne beugen, der alles das als einfacher Privatmann, blos auf die Reinheit und Kraft seines Willens gestützt, vermocht

---

[477] 1804 gegründet.

[478] Aus Federn Daunen gewinnen, also nur die feinsten Teile der Federn abreißen und sammeln.

[479] Der Schweizer Pädagoge Johann Jacob Wehrli (1790–1855).

[480] *) Fellenberg verwendete sein ½ Million Franken betragendes großes Vermögen ausschließlich auf die Ausführung seiner philanthropischen Zwecke. Er hat überdies Verfügungen getroffen, daß seine gesammten Anstalten und ihre Fonds als Geschenk an den Staat übergehen, dem er dagegen die Verpflichtung auflegt, sie in seinem Geiste fortzuführen.

hat. In Hofwyl ist der Menschheit gezeigt, was geschehen kann und geschehen müsse, um dem einreißenden Civilisationsverderben einen haltbaren Damm entgegenzusetzen. Was dort praktisch ausgeführt worden ist, schlägt die Furcht Derer nieder, welche an einem Heilmittel gegen das sittliche Erkranken der Zeit verzweifeln, und es richtet den Muth des Menschenfreundes auf. Fellenbergs Ideen verlangen keinen künstlich bereiteten Boden. Sie sind überall ausführbar, wo sie hin verpflanzt werden, und, allgemein in's Leben geführt, würde sie wahr machen, was Welker[481] in Bezug auf sie sagt: „Es werde dem Geiste Grund gegeben auf der Erde und er bestimmt die Ordnung einer Welt."[482]

[481] Der liberale Staatsrechtler Karl Theodor Welcker (1790–1869).

[482] So der Philosoph und Staatswissenschaftler Karl Hermann Scheidler (1795–1866) in seinem Beitrag „Hofwyl" im „Staats-Lexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von Carl von Rotteck und Carl Welcker. – Achter Band" (Altona: J. F. Hammerich 1839), S. 61-85; hier bes. S. 85. Dieser Artikel diente sicherlich als Vorlage für Joseph Meyers Einlassungen.

CCLXXXVIII

HOFWYL

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildburghausen.

Eigenthum der Verleger

Der BUNDESPALAST in BERN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis[483] qu.-8°. S. [3]-8.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. [3]-8.

Der neue Bundespalast in Bern.

„Das Haus der Freiheit hat uns Gott gegründet!"[484]
Schiller.

Das Universum war von jeher mehr als ein Bilderbuch. Seine Bilder waren umrahmt von Betrachtungen, in welchen sich der Geist unserer Zeit spiegelte und die in der Brust seiner Leser einen lauten Wiederhall fanden. Der Schreiber des Buchs scheute sich nicht, die Rolle des trockenen gewissenhaften Cicerone mit der des Predigers zu vertauschen, der so unerschrocken wie unberufen seinen Eindrücken und Eingebungen, die er von dem einen oder andern Bild empfing, die Freiheit der Aeußerung gestattete und dessen Beredsamkeit dennoch es gelang, auch Diejenigen zu fesseln, welchen nur die Schaulust sein Buch in die Hände gegeben hatte. Hat sein Nachfolger auch nur bescheidenen Gebrauch von diesem ererbten Gewohnheitsrecht gemacht, auf dasselbe verzichten will er nicht, am wenigsten, wenn er beim Antritt eines neuen Jahrgangs auf die 20 geschlossenen Bände seines Buchs zurückblickt und auf das sonnig schimmernde Bild vor sich, welches das erste Blatt dieses Bandes schmückt.

Es umfassen jene 20 Jahrgänge eine Zeit gewaltigen Gestaltungsdrangs nach Formen, die der bildende Menschengeist noch nicht gefunden hat, eines Kampfes um Ziele, die noch nicht zum vollen Bewußtsein der Kämpfer gereift sind, einer geistigen und sittlichen Gährung, deren trüber Gischt wie vom jungen Most noch auf der Oberfläche treibt und den prüfenden Kennerzungen noch keinen Wohlgeschmack verrathen will. Die dreißiger Jahre, in denen der Bilderkrämer des Universums seine Wanderung antrat, fanden die zersetzenden Elemente, welche die französische Revolution in die deutsche Ideenwelt geworfen hatte, schon am Boden unserer Zustände gewaltige Verheerungen anrichtend. Der Feudalstaat lag in den letzten Zügen; von der gelösten Zunge fluthete die Verkündigung der Wahrheit und drang zu Ohren und Herzen ein; das Schwert, welches Deutschland von der Fremdherrschaft befreit hatte, ruhte in der Scheide, aber Männer standen auf und zerschlugen mit der Schärfe des Gedankens das morsche Zopfthum, welches an die Stelle der französischen Eroberer zurück gekehrt war. Vorwärts, dem dämmernden Lichte der Freiheit zu! rief's in den Reihen der Einen, Halt! gebot's in den Reihen der Andern, die sehnsüchtig rückwärts schauten nach dem entfliehenden dunklen Schatten der Wiege ihrer Macht und ihres Daseins. Da trat die Lüge dazwischen mit der Larve des Friedens, der Gerechtigkeit und der Menschenliebe und schuf den deutschen Konstitutionalismus, das Asyl, in dem die Einen wie die Andern Zuflucht suchen und zur Versöhnung sich die Hände reichen sollten. Koncessionen den Einen, Vorrechte den Andern, das sollte in vorgeschriebener Mischung der heilsame Trank sein, von dem beiden aus offenen Wunden blutenden Gegnern: dem verletzten historischen Rechte und der beleidigten, zum Selbstbewußtsein gelangten Menschenwürde, Heilung verheißen ward. Die 20 Jahrgänge des Universums bezeichnen ungefähr die Lebensdauer dieser Lüge und haben es bereits selbst erlebt, daß ihr nachgerade die mächtigere Wahrheit die Larve vom Angesicht riß. Der Antagonismus ist geblieben, die Wunden bluten heftiger als je, die Waffen kreuzen sich wieder in heißer Kampfbegier – das

[483] Nach S. 8.

[484] Zitat aus Friedrich von Schillers Drama „Wilhelm Tell […]" (Tübingen: J. G. Cotta 1804), S. 30.

Experiment des deutschen Schein-Konstitutionalismus ist mißlungen. Ist's nicht so? Oder war die Erschütterung des Jahres 48 etwas Anderes, als eine Explosion in der Retorte des faulen Konstitutionalismus, und sind, so sorgfältig der lecke Apparat auch wieder geflickt wurde, seitdem die feindlichen Elemente, welche er gefesselt hält, der gehofften Verbindung näher gerückt? Hat sich irgend etwas einer Lösung Aehnliches geklärt in den Fragen der Zeit oder brausen nicht vielmehr ihre Atome noch mit ungeschwächter Leidenschaft gegen und durcheinander? Auf keiner Seite fehlt die Erkenntniß, daß es so sei, daher einerseits die Gewaltthaten, Umstürze, Oktroyirungen, Staatsstreiche und sonstigen Regierungsmittel, um das unbequeme Instrument entweder ganz bei Seite zu werfen oder ungefährlich zu machen, oder wenigstens bequemer zu handhaben; andrerseits die ohnmächtige Auflehnung, Klage um das Verlorne, Geringschätzung, Gleichgültigkeit gegen das Verstümmelte. Und die faule Frucht des mißlungenen, weil mißleiteten Experiments? Vollständige Depravation[485] des deutschen Volksgewissens nach innen, Feigheit und stumpfsinnige Resignation nach außen, Ehrgeiz im Servilismus oder blöder Verzicht auf alles staatliche Selbstbewußsein. Wie wär's sonst denkbar, daß in einer Zeit, wie der unserigen, auf der Schwelle welterschütternder Ereignisse, in Mitten drohender Gefahren für nationale Selbstständigkeit, Nichts als banales Maulheldenthum das Feld behauptet, Nichts als Zänkereien zwischen Süd und Nord die Luft erfüllen, Jeder nur feige für sich und das Seinige zittert, das Ach und Weh des bedrängten, mißhandelten Bruders Nichts als Mitleid erntet, die Faust sich höchstens in der Tasche ballt und es in Deutschland schon aussieht, wie nach einer verlorenen Schlacht? Aber wer kann es bessern, fragen wir? Die Monarchie? die Demokratie? Keine ohne die andere. Kann aber die eine mit der andern sein, können Beide unter einem Dache wohnen, kann es in Deutschland wirklich einen Konstitutionalismus geben, unter dem des Volkes Glück gedeihe? Es kann, wenn Monarchie und Demokratie davon abstehen, einen Vernichtungskampf gegen einander zu führen, der nur mit dem Untergang des Volks enden, es nur dem Raub eines Dritten preisgeben muß; es kann, wenn in der Monarchie die Ehre, in der Demokratie die Tugend an das Steuer ihrer Triebe treten, wenn die Erkenntniß die Berechtigung der Einen wie der Andern zugesteht, wenn die Gerechtigkeitsliebe verhütet, daß die Eine wieder nehme, was sie gegeben, die Andere mißbrauche, was sie erworben hat, wenn die Weisheit die Rechte der Einen wie der Andern gleichmäßig beschränkt, ihre Macht gleichmäßig vertheilt, – dann wird die Bahn offen für den Prinzipienkampf, nicht mehr wird die Wucht der Gewalt auf der Ohnmacht lasten, nicht mehr des Erlegenen Zähneknirschen den Uebermuth des Siegers herausfordern; dann wird der Kampfplatz der Gedanken frei, dann erproben die Ideen den Muth!

Und damit es solches vollbringe, so baue auch unser Volk seinem Parlamente ein Dach, so groß, so hoch, so fest und so wohl geschützt, wie das an den Ufern der Aar.

Berns neuer Bundespalast[486] ist ein einfacher, aber desto soliderer, nicht weitläufiger, aber desto zweckmäßigerer Bau von Stein, in einer der schönsten Lagen der Stadt und der Schweiz überhaupt, und wurde erst im vorigen Jahr von den gesetzgebenden Versammlungen und obersten Behörden der Konföderation bezogen. Die Geschichte, die seine Mauern gesehen haben, ist also eine noch zu junge, um Erwähnung zu verdienen; die Geschichte aber, der er seine Entstehung verdankt, ist die Geschichte der Schweiz; so klein auch ihr Schauplatz, so groß ihre Bedeutung für Europa; mehr noch, sie ist eines der wichtigsten und lehrreichsten Stücke aus dem Kultur- und staatlichen Leben der Menschheit.

Nichts ist von der Natur mit schärferen Zügen vorgezeichnet, als die Bestimmung der Menschheit, und doch ist keine Schrift weniger verstanden, gegen keine mehr gesündigt worden. Die Zeit, in welcher der Geist des Menschen zur Erkenntniß der Natur gelangte, war eine so späte, daß er Jahrtausende lang die Regeln seines Lebens nicht da zu suchen gelernt hatte, wo sie ihm täglich entgegentraten, sondern aus unnahbaren Fernen herbeizuholen sich bemühte, die sich seiner Anschauung und Prüfung entzogen. So entstanden die der Natur entfremdeten Gesetze, durch welche die Menschheit in die Nacht der Blindheit des Glaubens und Gehorchens eingeschlossen wurde, und es sollte unermeßliche Summen Unglücks

[485] Lat., Verschlechterung, Entartung.

[486] Das Bundeshaus (frz. Palais fédéral, ital. Palazzo federale, rätorom. Chasa federala); der älteste Teil, auf den vorliegender Artikel eingeht, war in den Jahren von 1852 bis 1857 nach Plänen Jakob Friedrich Studer (1817–1879) erbaut worden.

und Ströme Blutes kosten, ehe die künstliche Wand durchbrochen und dem Lichte des Himmels die Bahn geöffnet werden konnte.

Der an sich so einfache Gang der Natur mußte auf dem dornenvollen Umweg der Geschichte vollbracht werden; die bittersten Erfahrungen allein waren im Stande, die Blicke der Forscher in die Nähe, auf die eigene Flur, in die Straßen und Gassen, in die Häuser und in die Herzen des Volks zu lenken, um da den ewigen Zusammenhang zu ergründen, in welchen alles Geschaffene durch unwandelbare Gesetze vom Anbeginn gebracht ist; Jahrhunderte sollten vergehen, ehe erkannt wurde, daß nur aus dem Zerreißen dieser Gesetzesbande die Quelle alles Unglücks der Staaten und Familien entsprang.

Und auch die Geschichte war eine langsame Lehrerin mit verfälschten oder unverstandenen Büchern. Ihre Lehren glichen den Blumen, die auch Gift enthalten, und es gehörte der feine Sinn der Biene dazu, um aus ihnen den erquickenden Honig zu sondern. Sie lehrte in Beispielen, die sich in den Dienst jedes Zweckes fügten, bis es nach unsäglichen Mühen gelungen war, aus ihnen die Grundwahrheiten emporzuheben, auf welchen glückliche Völker die Baue der Freiheit errichten konnten.

Das schärfste Gift aus jenen Blumen zog die Herrschsucht und bereitete daraus das wirksamste Mittel ihrer Macht: sie erfand den Krieg und mit ihm die Feindschaft der Nationen. Diese Feindschaft galt fortan als ein unumstößliches Naturgesetz. Vergeblich rangen erleuchtete Geister nach der Herrschaft besserer Einsicht; vergeblich zeigten sie auf die Natur hin, wie selbst bei Thiergeschlechtern die angeborene Feindschaft durch Erziehung zu mildern und zu überwinden sei; vergeblich wiesen sie nach, wie es nur der Ausbildung der edlen Gaben des Menschen bedürfe, um die bestialische Lust am Rohen, am Morden und Zerstören zu ersticken; vergeblich stellten sie das erhabenste Bild der Einigkeit im Streben nach dem wahren Glück der Menschheit dar; vergeblich zeigten sie, wie der Stern der Wahrheit und Freiheit allen Nationen in demselben Lichte glänze; vergeblich riefen sie endlich die Religion um Hülfe in ihrem hoffnungslosen Kampfe an: die Herrschsucht ward auch des Glaubens Herr und verwandelte ihn in die gefährlichste und häßlichste aller Waffen und Ketten der Knechtschaft. Wer schreibt das Buch der wahren Märtyrer? Stellt nur ihre Denksäulen auf an den Pfaden durch die Länder, und die Gegenwart wird schaudern über den entsetzlichen Reichthum!

Die Feindschaft der Nationen wird bestehen, so lange es Tyrannen auf Erden gibt. Und Tyrannen werden bestehen, so lange jene Blindheit in den Massen erhalten wird, die ihnen das Gängelband zum Bedürfniß macht.

Die Einigkeit der Nationen wird nur möglich durch Bildung und Freiheit, deren Mutter die Wahrheit ist. Nur wo die Wahrheit unverhüllt und ungefesselt einhergehen darf, da führt sie ihre Kinder in das Leben ein, und die Feindschaft der Nationen wird verschwinden überall, wo nicht die Hand falscher Priester religiösen Haß in den Mantel der Nationalität hüllt.

Die Geschichte solcher Siege der Bildung würde ein herrliches, aber ein sehr kleines Büchlein füllen. Sie hätte die höchsten gleichzeitigen Blüthen einzelner Völker zu sammeln. Wir wollen uns begnügen, mit unserm Bilde in der Hand wenigstens auf ein Fleckchen Erde hinzuweisen, auf welchem vor unsern Augen der Beweis geliefert ist, daß Nationen, die, Dank der gekrönten Gewalt, die feindseligsten in Europas Mitte gewesen sind und ihr Blut in unzähligen Schlachten vergossen haben, unter dem Hute der Freiheit einträchtig neben und mit einander leben können:

„Als Demuth weint’ und Hochmuth lacht’,
Da ward der Schweizer-Bund gemacht“ –[487]

und dieser ist es, dessen wunderbaren Aufbau und große Bestimmung gerade in unseren Tagen jeder Freund des Lichts so werth halten muß.

[487] Dieser Ausspruch findet sich bereits in Johann Ludwig Gottfrieds (1584–1633) „Historische Chronica, oder Beschreibung der Fürnemsten Geschichten, so sich der Anfang der Welt, biß auff das Jahr Christi 1619 zugetragen […]“ (Frankfurt a. M.: W. Hoffmann 1657), S. 610.

Ein braver Mann[488], dem einst das Schreiben untersagt war, weil er für das Volk schrieb, erzählt in seiner „Geschichte für alle Völker“: „In dem Mittelpunkt der hohen Alpen, wo die Grenzmarken der Germanischen und Gallischen Länder gegen Italien sind, wo die Quellen der mächtigsten Flüsse Europa’s springen und in unzugänglichen Felsenthälern grüne Triften mit Todesgefilden zusammenstoßen: da erwählte sich die vor den Gewaltigen des Erdtheils flüchtende Freiheit eine verborgene Zufluchtsstätte. Der wichtigste Punkt von Europa, die unbezwingliche Naturfeste, von welcher aus, wenn ein Herrscher Italiens, Deutschlands oder Frankreichs sie als eigen besessen hätte, leicht alle Völker umher wären erschreckt und gefesselt worden, die Kernmasse des Alpengebirgs sollte frei, selbstständig und die schirmende Scheidungslinie sein zwischen den Hauptnationen und großen Mächten der Erde.“[489]

In diesen wenigen Worten ist die hohe Weltbedeutung des freien Schweizerbundes ausgesprochen. Denn eine Weltbedeutung hat die Schweizer-Eidgenossenschaft in zweierlei Hinsicht: erstens wegen ihrer centralen Lage zwischen und ihrer Zusammensetzung aus jenen drei Nationen, von denen jede in der Weltgeschichte einzelne Blätter voll eines Glanzes besitzt, der über die Erde strahlte. Italiens Kunst und Papstthum, Deutschlands Kaisermacht und Wissenschaft, Frankreichs Tapferkeit und Geschmacksgewalt übten einst oder üben noch ihre Herrschaft über alle Völker europäischer Kultur aus; denn jede der drei Nationen stand schon einmal in der Blüthenpracht ihres eigenen Wesens. Betrachten wir, zweitens, ihre innere Entwickelung, das im schweren Kampf der Vergangenheit für die Gegenwart Errungene und das staatliche Bild dieser Gegenwart im freien Alpenlande, so tröstet uns für unser und vieler anderer Nationen Mißgeschick der Gedanke, daß die Geschichte Lehrvölker aufgestellt hat, von deren Beispiele die anderen lernen sollen. Solche Lehrvölker der Geschichte sind die alten Griechen und die Schweizer: sie gingen den Weg zur Freiheit für alle Völker voran, die ihnen zu folgen den Geist und den Muth haben, und darum öffneten sie in der That der Freiheit eine Gasse![490]

Diese hohe Bestimmung der Schweiz ist allerdings von dem Schweizervolke selbst am spätesten erkannt worden. Auch dort ging das in seiner Einfachheit erst so großartige freie Volksleben unter den gebrochenen Herrenschlössern in eine Verkünstelung kleinlicher Herrenschaft über, oder es wucherte vielmehr das alte Unkraut der aristokratischen und reichsfreien Vielherrschaft unter dem deutschen Kaiserthume in der Mißgestalt republikanischer Oligarchie in jedem der kleinen Staaten und Gemeinden des Bundes empor. Seiner Abhängigkeit vom deutschen Reiche, der Lehensverfassung und dem Faustrechte hatte nämlich die Schweiz jene „bunte Zerstückelung in vielgestaltige geistliche und weltliche Herrschaften, Stadtgemeinden, mittelbare und unmittelbare Hoheitsbezirke“[491] dergl. zu verdanken, ferner jene mannichfaltige Mischung von Reichs- und Provinzverhältnissen, nach Gebieten, Rechten, Ansprüchen und Freiheiten der Gemeinden, Familien, Landschaften, Aebte, Bischöfe und königlichen Statthalter, durch welche Helvetien[492] vielgetheilter und vielherrischer, als jedes andere Reichsland, geworden war. Mitten in diesem Durcheinander von Herrschaften vermochten sich aber gerade die reichsfreien Städte, Flecken und Dörfer am sichersten, wenn auch unter unaufhörlichen Kämpfen, zu entwikkeln, um endlich kampfgestärkt den Feuern zu folgen, welche die Waldstädte Schwyz, Uri und Unterwalden, als die rechte Zeit gekommen war, der Freiheit auf ihren Bergen leuchten ließen.

Ueber ein halbes Jahrtausend ist seitdem verflossen, aus allen Stürmen des Erdtheils hat die Schweiz ihre Unabhängigkeit gerettet, aber des Volkes innere Freiheit lag mehr als einmal tiefer, als in allen Nachbarländern, darnieder.

---

[488] Der liberale Staatswissenschaftler und Herausgeber zahlreicher lexikalischer Werke Karl Wenzeslaus Rodeckher von Rotteck (1775–1840).

[489] Zitat aus Karl von Rottecks (s. o.) „Allgemeine Weltgeschichte für alle Stände, von den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1831, […] Zweiter Band.“ (Stuttgart: C. Hoffmann 1832), S. 506.

[490] Anspielung auf den dem Schweizer Freiheitskämpfer Arnold von Winkelried (angebl. † 1386) zugeschriebenen Ausspruch: „Ich will der Freiheit eine Gasse machen!“; er soll mit diesen Worten auf den Lippen am 9. Juli 1386 in der Schlacht bei Sempach gefallen sein.

[491] Rotteck, Allgemeine Weltgeschichte, wie S. 129, Anm. 489, S. 507f.

[492] Veraltet für die Schweiz.

Der Verfall des freien Volkslebens in der Schweiz ging mit dem Schicksale des Staatslebens in ihren großen Nachbarländern Hand in Hand, weil die kleinen Tyrannen der Kantone nur in den großen jenseits der Schweizergrenze ihre Stützen fanden. Die vorherrschenden nachbarlichen Geschenke waren: aus Italien das Pfaffenthum, aus Deutschland das Judenthum und aus Frankreich Beides oder die Revolutionen. Diese fremden Einflüsse fraßen am gierigsten an den Wurzeln des verhaßten Freiheitsbaums, und sie waren es auch, welche den Parteikämpfen in der Schweiz ihre ätzende Schärfe und Bitterkeit verliehen. Es rief hier wirklich nur gar zu oft der Verrath fremde Hülfe an, um der rücksichtslosesten Selbstsucht den Sieg über Volksrechte und Nationalehre zu sichern. Und um so schwerer war der Kampf, je weniger diese beiden Güter bei den Nachbarn galten. Die Schweiz konnte nicht allein frei sein zwischen unfreien Staaten; aber das Streben der Nachbarn nach Freiheit genügte schon, um die Schweiz in der That frei zu machen. Erst nachdem die fremden Stützen der kleinen Gewalthaber gebrochen waren, ward die Gasse wieder frei. Und so liegt die Schweiz jetzt vor uns als ein beneidenswerthes Stückchen Erde, wo der wahre Mann seinen Hut allezeit auf dem Kopfe tragen kann, während wir ringsumher Geßlers Hut noch auf hundert Stangen aufgesteckt[493] und von Tausenden barhaupt verehrt sehen.

Darum können wir das Bild vor uns nur mit inniger Theilnahme betrachten, wir können nur wünschen, daß die Männer, welche in diesem Palaste über des Schweizervolkes Gesetze wachen, immerdar mit dem Glück scharfer Augen und fester Herzen gesegnet seien, daß jeder Blick aus den Fenstern dieser Volksburg sie mahne an die Größe ihrer Pflicht für Gegenwart und Zukunft, eingedenk des Wortes unseres Rotteck[494]: „Die Schweizer Freiheit ist weder streng eigenes Besitzthum der Eidgenossenschaft, noch die Wirkung eines persönlichen Verdienstes, sondern sie ist mehr: sie ist ein Geschenk der Natur, eine Wohlthat des Schicksals und ein gemein-europäisches Gut.“[495]

---

[493] Siehe hierzu Schiller, Wilhelm Tell, wie S. 126, Anm. 484, S. 31f. u. ö.

[494] Siehe hierzu S. 129, Anm. 488.

[495] Rotteck, Allgemeine Weltgeschichte, wie S. 129, Anm. 489, S. 507.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 53-57.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Dreizehnter Band. Dritte Folge, dritter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 143 S. 8°. S. 97-101.

CCLXXXXIX. Der heilige Kreuzberg in der Rhön.

Die Ursachen, welche das verwirrende Chaos der Erdrinde gestaltet haben, blieben zu allen Zeiten des Erdalters die nämlichen. Vulkane und Erdbeben waren und sind noch gegenwärtig die Hauptmittel, deren sich unser feuerflüssiger Planet bedient, seine verschlackte Kruste, seine Continente und Meere zu verändern. Es laufen in verschiedenen Richtungen vulkanische Linien über die Erdkugel hin, welche beständig Ausbrüchen und Erschütterungen ausgesetzt find. So läuft die Linie der Anden durch die neue Welt ihrer ganzen Erstreckung nach von Süd nach Nord, vom Feuerland bis zu den Aleuten, ja sie läßt sich aus ihren Wirkungen selbst unter dem Ocean hin bis zu ihrem Anschließungspunkte an jene Reihe vulkanischer Heerde verfolgen, welche von Kamtschatka nach Japan, den Philippinen, Molukken bis in die südlichsten Glieder der asiatischen Inselkette sich ausdehnt. Der stille Ocean ist demnach von einem Gürtel thätiger Vulkane umgeben, während sich aus den, vom Senkblei unergründlichen Tiefen jenes Meeres zahlreiche Coralleninseln erheben, die meistens durch ihre Kegelform darauf hindeuten, daß sie einen alten Krater bergen. Eine zweite, uns nähere Vulkanen-Zone geht von Ost nach West, und ihre Schreckensherrschaft erstreckt sich von den blühenden Thälern Persiens, über Kleinasiens und Griechenlands herrliche Gefilde hin durch die alten Sitze der europäischen Kultur bis zu dem Atlantischen Meere. Zwei sich einander durchschneidende Linien lassen sich um die Erde ziehen, welche den heftigsten Stößen ausgesetzt ist. Zu beiden Seiten derselben strahlen die Bebungen aus, anfangs mit zerstörender Macht begabt, bis sie in schwachen Oscillationen endigen, die unfähig sind, die Bodengestaltung zu verändern. Solche Schwingungen erstrecken sich oft mehre hundert Meilen weit; sie pflanzen sich in der Erdkruste fort, wie der Schall in der Luft.

Nur wenn der Riß so tief ist, daß er von der Kruste der Erde bis zur feuerflüssigen Masse derselben niederreicht, können sich Laven entleeren. An den Schichten dieser Laven mißt der Geologe, wie der Botaniker aus den Wachsringen des Stamms das Alter des Baums berechnet, das Alter der jüngsten Erdrinde. Ungeheuer weit liegt deren Geburtstag für den gewöhnlichen Begriff des Menschen zurück. 3000 Fuß über der Basis des Aetna, zwischen Schichten von Lava und Bimsteinen, findet man Muschelbänke, welche über 200 Arten von Fischen und Schaalthieren enthielten, die denjenigen, welche noch jetzt im Mittelmeere leben, völlig gleich sind. Diese Thiere gehören also der letzten, der jetzigen Erdrinde an; augenscheinlich hob sie ein ungeheuerer Ausbruch aus dem Grunde des Meeres auf jene Höhe, und seitdem hat sie der Aetna mit seinen Lavaschichten allmählich 9000 Fuß hoch überdeckt. Da wir nun wissen, daß es neunzig Aetna-Ausbrüche durchschnittlich bedarf, um die Gesammtoberfläche jener ungeheuern (15 Meilen[496] im Umkreis messenden) Feueresse um einen Fuß zu erhöhen, neunzig Aetna-Ausbrüche aber einen Zeitraum von etwa 1000 Jahren einnehmen, so ist leicht zu berechnen, welche weit über alle Geschichte und Sage hinausreichende, in die Millionen Jahre gehende Zeit erforderlich war, um die Pyramide des Aetna zu ihrer jetzigen Höhe aufzuthürmen. Und doch gehört die Erdrinde, auf welcher die Lava sich allmählich zum Aetna erhob, in geologischer Hinsicht der Gegenwart an! – Erschrick' nicht, armer Sterblicher, der du deine Gegenwart mit einer solchen vergleichst, deine Spanne Zeit an solche Ewigkeiten missest. Auch diese Ewigkeiten sind nur Zeitspannen, denn

[496] Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

zum Alter der Erde selbst verhalten sich die Alter ihrer Krustverwandlungen wie Eintagsfliegenleben zu Jahrtausenden. Noch mehr. Die Astronomie thut dar, daß unser Planet selbst nur ein Punkt ist in der Unendlichkeit des Raums; werden nun die Milliarden Jahre, die es zu den Formwandlungen der Erde, von ihrer Kindheit als Nebelfleck an bis zu ihrer Jugend als inkrustirte Feuerkugel, bedurft hat, mehr seyn, als ein Punkt in der Unendlichkeit der Zeit? – –

Wie die lebenden Vulkane einen Altersmesser für die neueste Erdrinde abgeben, so sind auch die erloschenen, den frühern Formationen angehörigen Erdschlöte geeignet, die Geschichte unsers Planeten unserm forschenden Auge immer mehr zu erschließen. Sie, und die durch eine lange Reihe von Formationen stufenweise zu verfolgenden Ueberreste der organischen Schöpfung, von dem fossilen Elephanten der vorletzten Kruste an bis zum atomistischen Schaalthiere des Urkalks herab, sind die Urkunden, welche Zeugniß ablegen von den Zuständen unsers Planeten vor dem Auftreten des Menschen; sie schlagen das Buch der Erdgeschichte vor uns auf, und führen unabsehliche Reihen von Verwandlungen und von geschaffenen Wesen an uns vorüber, von denen wir außerdem weder wüßten, daß sie gelebt haben, noch daß sie untergegangen sind.

Während sich heut zu Tage auf unserm ältern europäischen Continente die sichtbare Thätigkeit des unterirdischen Centralfeuers auf verhältnißmäßig wenige und unbedeutende Heerde zusammengezogen hat, nahmen die Vulkane in frühern Epochen einen unendlich größern Raum unsers Welttheils ein. Die ihren dicht aneinander gestellten Essen entquollene Lava thürmte ganze Gebirge empor. In noch ältern Zeiten blies die Gewalt der feurigen Fluthen Strecken der Erdkruste, Ländergroß, hoch auf, sprengte dann der Blase Riesenleib, und aus den vielen Meilen langen Spalten quollen die Porphyr- und Granitlaven heraus, und thürmten sich, erkaltend, als jene Felsmauern gen Himmel, deren Trümmer die Hochgebirge der Erde bilden.

Unser Deutschland war ein Hauptschauplatz der vulkanischen Thätigkeit in jenen Epochen. Recht großartig ist die älteste entwickelt in den Alpen, in den Karpathen; die im Erzgebirge, Thüringerwald, Riesengebirge und im Harz, um deren Porphyr- und Granitzinnen sich die gehobenen und geborstenen ältern Flötzkrusten mantelförmig lagern, sind schon jüngerer Bildung; zunächst an unsere Epoche aber reicht die Entstehung jener merkwürdigen Zone von erloschenen Vulkanen, welche wir mit geringen Unterbrechungen von der Rhone und dem Rhein durch den Spessart, über die Rhön hin durch Hessen (Meißner), Westphalen bis zum Kraterkranze der Eifel verfolgen. Die Rhön ist in dieser Zone der Punkt, wo sich die vulkanische Thätigkeit am schaubarsten und kräftigsten entwickelt hat. Dieses ganze Gebirge, welches sich in einer Länge von 6–7 Meilen und einer Breite von 2–3 Stunden westlich von dem Thüringerwald und der Werra hinzieht, besteht aus einer dichten Reihe von Vulkanen, deren Krater zwar größtentheils eingestürzt, jedoch zum Theil auch (wie der Euben bei Gersfeld) noch mehr oder weniger kenntlich sind. Die Lava ist hier von den Vulkanen auf junge Flötzschichten (Keuper und Sandstein), 2 bis 3000 Fuß hoch aufgeschüttet worden; einzelne höhere Kegel stürzten durch Erdbeben ein, und ihre Trümmer füllten theils die Zwischenräume der Feuerberge aus, theils wurden sie durch Fluthen weggeführt, und ebneten die Thäler der nächsten Landschaft. Auf diese Weise erhielt das Gebirge der Rhön seine Gestalt. Von fern betrachtet ist's ein langer oder kahler Rücken, an dessem Saum sich hie und da eine Kuppe von abentheuerlicher Form und steilem Abfall er hebt. Jener Hauptrücken heißt die lange, oder auch (der Rauhheit des Klima's wegen) die rauhe Rhön. Merkwürdigerweise nehmen einen großen Theil des Plateaus 2 Moore ein (das rothe und schwarze Moor), deren schwankende Rasen- und Binsendecke unerschöpfliche Torflager verbirgt, Quellen des Reichthums und des Erwerbs für die Geschlechter einer noch holzärmern Zukunft. Im Hochsommer sind diese Moore ohne Gefahr zu betreten, und die umliegenden Ortschaften benutzen das Gras auf denselben gemeinschaftlich, bei dessen Einbringung, im August, sich die unwirthliche Höhe belebt; aber im Herbst und im Frühjahr sind die Moore so wässerich und deren Decke ist so weich, daß Menschen und Thiere, welche darauf gerathen, leicht versinken. Geschehene Bohrversuche machen das Daseyn eines unterirdischen Sees von beträchtlichem Umfang wahrscheinlich, der vielleicht den Krater eines ehemaligen Vulkans ausfüllt. – Jene Zeit der Heuernte ausgenommen herrscht Einsamkeit und Todtenstille auf der langen Rhön. Nur krummholziges Fichtengestrüpp umschließt die traurigen Sümpfe, und weit und breit um sie her ist keine menschliche Wohnung zu finden.

Die höchste Kuppe der Rhön ist der heilige Kreuzberg am südwestlichen Ende des Gebirgs, und Angesichts des Frankenlandes ragt er empor wie eine Pyramide, 3000 Fuß hoch. Buchenwaldung bedeckt den untern Berggürtel, weiter hinan wird die Vegetation ärmlich, und den Gipfel, fast kahl, umrankt blos niederes Gesträuch. Einzelne Bäume, die mit gebrochenen Aesten und Kronen umherstehen, zeugen von der Macht der hier selten rastenden Stürme.

Schon in vorchristlicher Zeit opferten die umwohnenden germanischen Stämme auf diesem Berge der Gottheit. Der heil. Kilian[497], der Frankenbekehrer, stürzte die heidnischen Altäre um und an ihrer Stelle richtete er drei steinerne Kreuze auf, des Evangeliums Siegeszeichen, sichtbar vielen umwohnenden Völkern. Später kam eine Kapelle dazu, zu welcher die Bekehrten wallfahrteten, wie sie früher zu ihren Götzen-Altären gethan hatten. Zeit und Sturm rissen allmählich das kleine Gotteshaus nieder; blos ein steinernes Kreuz blieb übrig auf der höchsten Kuppe, das Ziel der Pilger. Erst lange nachher ließ der fromme Bischof Julius in Würzburg[498] die Kapelle wieder aufbauen und traf die Einrichtung, daß jährlich an den herkömmlichen Wallfahrtstagen einige Franziskaner vom Kloster Dettelbach herauf kamen, dem Volke zu predigen.

Im dreißigjährigen Kriege, vor dessem Wuth in Deutschland kein Thal zu versteckt und kein Berg zu unwirthlich und steil war, wurde die Kapelle zerstört und das uralte Kreuz freventlich zerschlagen. Die Dörfer und Städte der Gegend waren gleichzeitig verheert worden, die Bevölkerung derselben meistens aufgerieben, und die Wallfahrt erlosch. Erst nach dem Frieden richtete sie sich wieder ein. Bischof Johann Philipp von Würzburg[499] erlaubte den Franziskanern, sich Zellen auf dem heiligen Berge zu errichten; der Klosterbau selbst endlich begann 1681. Bei dieser Gelegenheit fanden sich die Fragmente der drei steinernen Kreuze wieder und die Köpfe der Bildsäulen an denselben von Jesus und den 2 Schächern. Sie wurden außen an der Klosterkirche hinter dem Thor eingemauert; dort sieht man sie bis auf den heutigen Tag.

Das Kloster auf dem Kreuzberg ist den Hospizen auf den Schweizer Alpen ähnlich, ein einfaches, steinernes Gebäude, ohne Anspruch auf architektonische Schönheit. Es wird von einigen Franziskanern bewohnt. Mit Geduld und Beharrlichkeit haben die frommen Väter ein sonniges Plätzchen vor dem Kloster zu einem freundlichen Garten umgeschaffen, in welchem noch im Hochsommer die ganze Pracht der Frühlingsflora zu schauen ist. Hiazynthen und Tulpen blühen in dieser rauhen Höhe erst im Juli. Nicht minder überrascht die liebevolle Gastfreundschaft der frommen Väter, ihr wirthlicher Tisch und ihr vortreffliches selbstgebrautes Bier. Es ist das beste der ganzen Gegend. Der Gasthof vor dem Kloster gewährt kein anständiges Unterkommen, und jeder gebildete Fremde benutzt daher gern die bereitwillige Aufnahme im Kloster.

Zur schönen Jahreszeit ist der Kreuzberg das Ziel vieler Ausflüge aus dem Frankenlande, und von den nahen Kurorten Brückenau, Kissingen und Boklet[500] machen größere oder kleinere Gesellschaften häufig Parthien hinan. Gewöhnlich läßt man die Wagen am Fuße des Berges zurück und erklimmt die Höhe. Ermüdend ist immer die über eine Stunde dauernde Bergwanderung. – Die Wallfahrtszeit beginnt im August. Einige Tage vor Bartholomäi[501] strömen ungezählte Schaaren Wallender aus dem Fuldaischen, Würzburgischen, Bambergischen, ja selbst vom fernen Eichsfelde herbei. Diese nehmen Nachtherberge in den nächstgelegenen Ortschaften, und mit Tagesanbruch pilgern sie in feierlicher Prozession bergaufwärts. Am Kreuzwege einigen und ordnen sie sich, und unter Anführung eines Priesters geht der Zug von da weiter fort zur höchsten Spitze, wo er vor dem Bilde des Gekreuzigten niedersinkt in Gebet. Nach verrichteter Andacht hören die Pilger Messe und Predigt im Kloster, und nachdem sie von den Vätern mit Speis und Trank erquickt worden, ziehen sie heimwärts. Jeder Wallfahrer entrichtet ein kleines Geschenk an das Kloster, und auch der ärmste schließt sich nicht von der freiwilligen, ungeforderten Gabe aus. – Herrlich ist die Aussicht von der Stelle des hohen Kreuzes auf dem

---

[497] Siehe hierzu S. 107, Anm. 426.

[498] Julius Echter von Mespelbrunn (1545–1617), ab 1. Dezember 1573 Fürstbischof von Würzburg.

[499] Johann Philipp von Schönborn (1605–1673), vom 8. September 1642 bis 19. November 1647 Fürstbischof von Würzburg, danach Kurerzbischof von Mainz.

[500] Heute Bad Bocklet.

[501] 24. August.

Gipfel, und sie übertrifft selbst die berühmten Visten der höchsten Thüringer Kuppen, des Inselsbergs und des noch höhern Schneekopfs. Oestlich, über das wilde Chaos der Rhön hinaus, ruht das Auge auf der blauen Kette des Thüringerwaldes, der sich 20 Stunden lang in sanften Wellenlinien am Horizont hinschlängelt und dem bewaffneten Auge Dörfer und Flecken, Burgen und Schlösser in Menge erkennen läßt; weiter südlich breitet des Steigerwalds ernste, dunkele Masse sich aus; noch weiter im Süden und südwestwärts dämmern die Berge des Odenwaldes und die Bergstraße in 30stündiger Ferne; zu den Füßen des Schauenden aber lagern die Rebengelände des Mainthals, der ganze Garten des Würzburgischen Landes. Wer die entzückend schöne Aussicht recht genießen will, der nehme einen ganzen hellen Johannistag[502] dazu und genieße sie zweimal; einmal am frühen Morgen, den Aufgang der Sonne erwartend, und dann am tiefen Abend, wenn sie unter den Horizont hinabsteigt. Die Heiligkeit des Orts, die feierliche Stille, die ihn umringt, wird den Anblick mit erhabenen Gefühlen würzen und ihm Augenblicke bereiten, die zu den seligsten gehören, welche der Sterbliche sich schaffen kann; – die nie aus der Erinnerung weichen. Jeder Mensch sollte solche Momente im Leben wenigstens doch einmal genießen, und jeder Familienvater zumal, gleichviel, welches Glaubens, sollte zuweilen nach einem solchen Bergtempel der Natur wallfahrten gehen, nicht mit der schreienden und murmelnden pilgernden Dummheit; sondern im Kreise der Seinen, damit er ihnen zeige die Pracht der Erde und die Herrlichkeit der auf- und untergehenden Sonne, und er ihnen lehre, was es heiße: „Gott, der Weltenschöpfer, ist herrlich und allmächtig und gütig, und wir sind seine Kinder, und dürfen zu ihm beten.“

[502] 24. Juni, Joseph Meyer schlägt also einen Tag um die Sommersonnenwende vor.

CCXCIX

HEILIGER KREUTZBERG & KLOSTER
in der Rhön

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildburghausen

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 58-60 u. 88.

CCC. Der Kursaal[503] in Kissingen.

Sechs Meilen[504] von Würzburg, vom Bade Brückenau und von Schweinfurt drei, von Meiningen fünf Meilen entfernt, an der Nordgrenze Franken's, liegt Kissingen, gegenwärtig einer der berühmtesten Kurorte Deutschlands.

Freundlich ist Kissingens Umgebung und die ganze Gegend malerisch und fruchtbar, ohne gerade ausgezeichnet schön zu seyn. Ein fetter, blumiger Wiesengrund, von der fränkischen Saale durchschlängelt, fruchtbare Saatfelder, sanftansteigende Höhen, deren sonnige Gelände mit Weinreben bepflanzt sind, setzen eine recht hübsche Landschaft zusammen, welche nordwärts die blaue Kette der Rhön einrahmt.

Schon zur Römerzeit wurde, ist die Tradition wahr, die hiesige Salzquelle benutzt. Im 9. Jahrhundert tritt Kissingen als Städtchen auf, wohlhabend durch den Schatz, der ihm aus der Erde sprudelte. Es gehörte damals den weithin mächtigen Grafen von Henneberg.

Als Bad lernen wir den Ort in einer viel spätern Zeit kennen, und Ruf erhielt er in dieser Beziehung erst seit 20 Jahren. Wer Kissingen zu Anfang des Jahrhunderts besucht hat und es jetzt sieht, kennt es nicht mehr. Alles ist seitdem umgewandelt; die Stadt, die Promenaden, die ganze Gegend. Das äußere Gewand schon verkündigt einen Kurort vom ersten Range, dem jährlich 2000 bis 3000 Gäste[505] aus allen Theilen der Erde zuströmen. – Medizinisch benutzt und gefaßt sind drei Quellen: der Maximilians-[506], der Kur- oder Ragotzibrunnen[507] und der Badebrunnen oder Pandur[508]. Alle gehören zur Gattung der eisenhaltigen Kochsalzquellen. Reich an Kohlensäure, verbinden sie mit einem sehr beträchtlichen Gehalte an Alkali und Neutralsalzen eine ansehnliche Menge von kohlensaurem Eisen. Dieses macht des Wassers wirksamsten Bestandtheil aus.

Seiner Zusammensetzung gemäß hat das Kissinger Wasser eine kräftige, auflösende Wirkung. Es reizt und befördert mächtig die Absonderung auf dem Abdominalwege, ohne, selbst bei sehr lang fortgesetztem Gebrauche, Schwäche in den Gedärmen oder den übrigen Unterleibsorganen zu hinterlassen.

Der Maximilians- oder Sauerbrunnen liegt etwa 150 Schritte außerhalb der Stadt gegen Süden, dem Kurhause gegenüber. Er wirkt am gelindesten und ist in einer Reihe von Leiden da ein Heilmittel,

---

[503] Der Arkadenbau wurde in den Jahren 1834 bis 1838 an der Westseite des Kurgartens nach Plänen von Friedrich von Gärtner (1791–1847) errichtet.

[504] Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

[505] Das „Kissinger Adreß-Buch. – Zusammengestellt von J. B. Niedergesees […]" (Würzburg: C. A. Zürn 1838), S. 27 gibt hierzu folgende Auskunft: „Aus vorstehendem Verzeichniß geht hervor, daß Kissingen für Badegäste eine Anzahl von 1538 Zimmern und Stallungen zu 473 Pferden zu vermiethen hat." Wie weitverbreitet das Vermieten war, belegt vielleicht am besten die Tatsache, daß selbst der kath. Stadtpfarrer Georg Joseph Jüngling (Amtszeit von 1835 bis 1854) „6." Zimmer des Pfarrhauses zahlenden Kurgästen anbot (Kissinger Adreß-Buch, s. o., S. 25).

[506] Der 1520 erstmals erwähnte Brunnen trägt diesen Namen seit seiner Neufassung unter König Max I. Joseph von Bayern (1756–1825) im Jahre 1815.

[507] Der 1737 für Kurzwecke erschlossene Brunnen erhielt seinen Namen nach dem ungar. Fürsten Franz II. Rákóczi von Felsővadász (siehe hierzu S. 268, Anm. 883), dem damals wegen seiner Erhebung in den Jahren von 1703 bis 1711 gegen Habsburg wohl bekanntesten Fürsten Europas.

[508] Dieser seit 1616 bekannte Brunnen wurde nach dem berüchtigten Panduren-Korps benannt, das während des Österr. Erbfolgekriegs (von 1740 bis 1748) in Südungarn für Unruhe und dadurch unter den Kurgästen für Gesprächsstoff sorgte.

CCC

DER KURSAAL

in Kissingen

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Ungarn: 500 Forint, Budapest 2006, Franz II. Rákóczi
(siehe hierzu S. 136, Anm. 507).

wo der energische Ragotzi und der noch kräftigere Pandur nicht angewendet werden darf. Sein Geschmack ist angenehm und dem des Selterser Wassers ähnlich. Seine Heilkraft wird in den verschiedenen Krankheiten der Lunge und Respirationsorgane gerühmt, und selbst bei weit vorgeschrittenen Leiden, wo eigentliche Heilung nicht mehr erwartet werden kann, gewährt es in der Regel fühlbare Linderung und dient zur längern Lebensfristung. Bei Skrofeln[509] oder Krankheiten der Harnwerkzeuge leistet es ausgezeichnete Dienste.

Von viel durchgreifenderer Wirkung ist der Ragotzi oder Kurbrunnen, Kissingens Stolz und die Quelle seines Wohlstandes. Im Allgemeinen findet die Anwendung dieses berühmten Wassers immer nur bei chronischen Uebeln und Gebrechen statt, besonders bei denen der Unterleibsorgane mit ihren furchtbaren Verzweigungen, gegen welche es sich als eines der mächtigsten aller bekannten Heilmittel erweist. – Beide vorerwähnten Quellen werden als Trinkwasser benutzt, und der Ragotzi namentlich als solches durch die ganze Welt verfahren. Dagegen braucht man die dritte Quelle, den Pandur, fast nur als Bad. Er ist, wie der Ragotzi, schön gefaßt und mit steinernen Ballustraden umgeben, von welchen vier Treppen zu den Quellen hinableiten.

Die Krankheitsformen, in welchen sich der Pandur besonders heilsam zeigt, sind Gicht und eingewurzelte rheumatische Uebel. Man badet entweder im Kurhause, oder in den Privathäusern, die sämmtlich bequem dazu ein gerichtet sind. In’s Kurhaus fließt das Mineralwasser unmittelbar von der Quelle in verdeckten Röhren; in die Privatwohnungen wird es in Bütten oder Tonnen gefahren, oder getragen. Für Kranke, welchen das Bad aus reinem Pandur zu angreifend ist, kann es mit den gelinder wirkenden Brunnen versetzt werden. Man badet warm, gewöhnlich in den Frühstunden; das Trinken geschieht am sehr frühen Morgen, und schon um 4 Uhr sieht man Gäste an den Quellen. Für alle andern Gattungen von Bädern, als Douche- und Schwefeldampfbäder etc. etc., sind die nöthigen Einrichtungen vorhanden. Während des Trinkens und nach demselben sind Bewegungen im Freien sehr zuträglich. Von der Kur unzertrennlich ist eine passende Diät. Sehr fette, saure, reizende und blähende Speisen, z. B. Käse, fettes Backwerk, Hülsenfrüchte, fettes, geräuchertes Fleisch, Oel, saure Salate und frisches Obst dürfen nicht genossen werden. Am zuträglichsten sind gute, kräftige, aber magere Boullion-Suppen, die zärtern Gemüßsorten, magere Braten, Wildpret, Geflügel und Fische, mit Ausnahme der fettern Gattungen. Des Abends essen die Kurgäste wenig und nur leicht verdauliche Speisen. Das Badeleben in Kissingen, obschon es früher, bei geringerer Frequenz des Kurorts, billiger war, ist doch, im Vergleich gegen andere Heilquellen vom ersten Range, auch jetzt noch nicht theuer zu nennen. Mit den Mitteln zu Vergnügen und zur Unterhaltung, wie man sie in einem großen Bade erwartet, ist Kissingen hinlänglich ausgestattet und sie werden von Jahr zu Jahr vermehrt. Spaziergänger und Solche, die weitere Ausflüge

[509] Hauttuberkulose.

lieben, finden in den parkähnlich ausgelegten Waldgehägen und Thalgründen reichlichen Genuß. Lieblingspunkte sind: der Hirschheim'sche Garten[510], die Oelmühle[511] und das in einer Waldecke der östlichen Berge ganz versteckte Jägerhaus[512] bei Winkels. Manchmal vereinigt sich die ganze Kurgesellschaft zu einem Ausfluge nach diesem stillen, schattigen Plätzchen. Man lagert sich dort in kleineren oder größeren Kreisen unter den Bäumen und labt sich an dem, was die einfache Wirthschaft bietet: an einem Glase Wein oder Bier, an kühlender Milch, oder an einer Tasse Kaffee, den die Försterin vortrefflich bereitet. Auch die Revierförster-Wohnung Klaushof, eine Stunde nordwestlich von Kissingen, und Hausen, sind Lieblingsorte der Kissinger Badegäste. Nicht minder Euerdorf[,] Garitz und der Seehof und die Ruinen Bodenlauben und Trimberg nebst den schönen Anlagen des Altenbergs. Größere Ausflüge gehen nach den benachbarten Städten Neustadt, Münnerstadt, Hammelburg und Schweinfurt; dem prächtigen Schloß Werneck[513] mit seinem Garten; Bad Bocklet und zum Riesen der Rhön, dem heiligen Kreuzberg.

Der Stahlstich zeigt uns die schönste Parthie des berühmten Badeorts, das neue Kurhaus, mit seinem von breiten Wegen durchschnittenen und mit Blumen und exotischen Sträuchern bepflanzten Garten. Von zwei Seiten umgeben ihn Säulengänge, zum Schutz für die Lustwandelnden bei kalter und unfreundlicher Witterung. Dicht dabei sind die Quellen, und schon bei Sonnenaufgang strömt Alles, was die Kur gebraucht, dem Garten zu, wo eine vortrefflich besetzte Harmoniemusik jeden jungen Tag in ein Festgewand kleidet.

---

[510] Die „Gartenwirthschaft *Bel Vue*, Wein- Bier und Speisehaus“ von Franz Hirschheim an der „Euerdorfer Straße“, die zudem noch „Theaterlokal und Schießstätte“ war (siehe hierzu „Kissinger Adreß-Buch“, wie S. 136, Anm. 505, S. 12 u. 27).

[511] Die „Gartenwirthschaft Oehlmül Wein- Bier und Speisehaus“ von „Nikolaus Wirsching, Wittib“ an der „Euerdorfer Straße“ (siehe hierzu Kissinger Adreß-Buch, wie S. 136, Anm. 505, S. 12 u. 27), heute Rosenstraße 10.

[512] Vielleicht die Pension des Jägers Michael Reichert (siehe hierzu Kissinger Adreß-Buch, wie S. 136, Anm. 505, S. 12, 27 u. 34), heute Winkelser Straße 36.

[513] Nachdem im Jahre 1723 die Baulichkeiten aus dem frühen 17. Jhd. abgebrannt waren, wurde die Anlage ab 1724 lediglich notdürftig instandgesetzt. In den Jahren 1733 bis 1745 errichtete dann Balthasar Neumann (1687–1753) die heutige Schloßanlage im Auftrag von Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn (1674–1746) als Sommerresidenz.

CCCIX. Kissingen.

Die Beschreibung dieser schönen Ansicht des deutschen, vielbesuchten Kurorts wurde schon an früherer Stelle (Seite 58) in diesem Bande gegeben.

CCCLX

KISSINGEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CCCCLXXXVI

B. Metzeroth sc.

DER RAKOCZY-BRUNNEN UND DER ARKADEN-BAU IN KISSINGEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 55-57.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 79-81.

CCCCLXXXVI. Der Raggozzi-Brunnen in Kissingen.

Ich war schon einmal Ceremonienmeister bei der Präsentation dieses beglückten Kurorts*)[514]. Ein Lustrum[515] ist seitdem vergangen. Während dieser Zeit ist der Ruf seiner Heilquellen durch alle Welttheile gedrungen, und von den äußersten Marken der Erde kommen Leidende, sich zu schaaren an die Tausende, welche alljährlich nach den Kissinger Brunnen pilgern, gläubig und hoffend, wie zu gnadenspendenden Heiligen.

Kissingen ist nicht mehr ein Bad des zweiten oder dritten Rangs. Es ist in die vorderste Reihe eingetreten und in dem ihm zugelegten stolzen Titel „Weltbad" ist gewiß weniger Anmaßung, als rechtlicher Anspruch zu erkennen. Auch sein Aeußeres hat durch die Rangerhöhung außerordentlich gewonnen. Um den alten, in einem Viereck erbauten Stadtkern mit den kleinen, unansehnlichen Häusern, der noch vor 15 Jahren sich in gar nichts von einem gewöhnlichen fränkischen Landstädtchen unterschied, wachsen nach allen Seiten neue Straßen mit großartigen Gebäuden auf, und, aufgeputzt und dabei viel reinlicher als ehedem, macht das Innere des Orts selbst jetzt einen recht heitern Eindruck. In der Nähe des Kurgartens zumal sind, wie durch Zauberkraft, eine Menge Paläste entstanden, deren Dekoration und Ameublement die Bestimmung verrathen, fürstlichen Personen zum Aufenthalt zu dienen. In der Kurzeit scheint hier in der That ein Kongreß von Königen versammelt. Luxuriöse Equipagen mit Livreen in allen Farben drängen sich, und Rang und Reichthum wetteifern im Zurschaulegen von Pracht und Eleganz. Das Rendezvous der glänzenden Gesellschaft ist zunächst der Kurgarten, in welchem die drei berühmtesten Heilquellen, der Raggozzi, der Pandur und der Maxbrunnen unter geschmackvoll geformten Pavillons entspringen, und der große Gesellschaftssaal im Arkadenbau, dessen Façade der Stahlstich versinnlicht.

Die rechte Zeit, Kissingen zu besuchen, die Saison, beginnt jetzt etwas früher, als ehedem, schon im Mai. Ich würde den Juni wählen, wenn das Land umher einen Garten bildet, die Wiesengründe in vollem Blumenschmucke stehen, das dichte Laub des Waldes den Spaziergänger in seine Schatten einladet, die murmelnden Bäche Kühlung fächeln und die Wohlgerüche aus den Thälern und von der schon Alpenflora erzeugenden Rhön die Luft würzen und ihr begeistigende Kräfte verleihen. Auch wer sich an der Fröhlichkeit eines muntern, kräftigen Volks ergötzen mag, der komme zur Zeit der Heuerndte[516] her, welche in den Rhöngegenden mit Gesang, Tanz und Scherz begangen wird, wie in den Weinländern der Herbst.

Der größte Schatz Kissingens war von jeher der Raggozzibrunnen; aber wohl Niemand dachte vor einem Menschenalter daran, daß der Gebrauch desselben zu solcher Ausdehnung gelangen könnte. Als wäre er ein universelles Panaceum[517] gegen den die Gegenwart beherrschenden Krankheitsgenius, wird er in jährlich steigender Menge in alle Welttheile verfahren, und wie die Alten an einen Wunderborn der Verjüngung glaubten, so glaubt die heutige Welt durch ihn neues Leben und Erkräftigung zu

[514] *) Im VII. Bande Seite 85.

[515] Siehe hierzu S. 110, Anm. 436.

[516] Im Juli.

[517] Griech.-lat. für Allheilmittel, Wundermittel.

schlürfen. Ehe noch der Frühling den Bergen ihr weißes Kleid ausgezogen hat, zu Anfang März, beginnt die Füllung des Raggozzi an der Quelle und die Verladung erfolgt in ganzen Karavanen von Frachtwagen nach allen Richtungen. Täglich werden wohl an 10,000 Krüge und Flaschen gefüllt, und es gewährt einen eigenen Anblick, einige und 30 Personen fortwährend mit dieser Arbeit beschäftigt zu sehen. – Mittelst eines sinnreichen Apparats wird das Wasser für lange Seereisen zu besserer Haltbarkeit jetzt mit einer größeren Menge kohlensauren Gases imprägnirt und auch das Verkorken besorgt eine Maschine auf die vollkommenste Weise. Das Füllungsgeschäft und das Versenden des Wassers nehmen erst dann ab, wenn der Sommer naht und die Schaaren der Kurgäste aus allen Zonen und Völkern den Brunnen zu umwogen anfangen. Doch hört es nie ganz auf, und selbst bis tief in den Winter dauert die Verschickung fort, wobei es zuweilen wohl geschehen mag, daß ganze Ladungen mit gesprungenen Flaschen und gefroren den Ort ihrer Bestimmung erreichen.

Zu Ende des Juli ist das Leben der Badewelt gemeinlich am glänzendsten und vollsten. Man zählt dann oft an 2000 Gäste, und die Conversation an den Brunnen und in den Salons bewegt sich in allen Sprachen der civilisirten Erde. Ende August hat sich die vornehme Gesellschaft, welche der Saison Glanz gab, meist entfernt, und was im September noch an Kurgästen da ist, gleicht den zurückgebliebenen Schwalben nach dem Fortzug der übrigen. Jeder Tag macht die Verödung bemerklicher, bis der Spätherbst auch die letzten Gäste verscheucht hat. Dann schließen sich die Gasthöfe; selbst im Kurhause reduzirt sich die Schaar der flinken Kellner auf einen einzigen. Hat dann der Winter das Weltbad eingeschneit, so macht der scheue Hase im Kurgarten Promenade; menschenleer sind die neuen Straßen, menschenleer die neuen Paläste; ihre Eigenthümer leben in den kleinen Häusern des alten Kissingen und erst dann öffnen sie die Thüren und Fensterläden ihrer Hotels wieder, wenn die wärmere Sonne die Wiederkehr der goldgefiederten, fremden Zugvögel als nahe verkündigt.

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 60-65.

CCCI. Hamburg.

Luxus und Amerika haben das Wesen des Handels während 3 Jahrhunderten allmählich verwandelt. Amerika, indem es Vieles in Menge und wohlfeiler hervorbrachte, was früher Indien nur spärlich und theuer lieferte, machte die untern Klassen mit Genüssen vertraut, die ehemals nur die höchsten sich verschaffen konnten, und indem es seine Reichthümer an edlen Metallen über die alte Welt ausschüttete, brachte es zugleich Arbeit und Quellen zum Gewinn für die Bewohner derselben hervor: denn die neue Welt bedarf eine überaus große Menge von Gütern und zur Erzeugung viele Millionen Europäer. Mit der Civilisation geht die Vermehrung der Bedürfnisse Hand in Hand, und beide streben dem Unendlichen zu. Wie weit wir in dieser Beziehung uns von unsern Voreltern entfernt haben, können wir gar nicht mehr beurtheilen, weil wir uns die Lebensweise der letztern nicht recht gegenwärtig zu machen im Stande sind. Nur an einzelne Thatsachen können wir uns halten. So verordnete vor dreihundert Jahren Heinrich der Achte[518], der prachtliebende König Englands, der Oberhofmarschall solle auf die zinnernen Löffel wohl ein Auge haben, die bei der Tafel in Gebrauch wären; und den Offizianten[519] seines Marstalls schlug er die Bitte um etwas mehr Stroh zu ihrer Lagerstätte ab. Zu jener Zeit war im Hause des Londoner Bürgers ein Talglicht ein Zeichen von Luxus, und in vielen Wohnungen brannte man Keinspäne; ein Hemd war verschwenderischer Aufwand und nur der Vornehme trug es. Träten jene ehrenfesten Bürger heute in die Stube des Londoner Handwerkers, wie würden sie erstaunen über die prunkvolle Verzierung, über die Möbels von Mahagony und Ormolu[520], über die purpurnen Blumen in den schwellenden Fußteppichen, über die krystallenen Kronleuchter an der Decke und über die Menge des in Glasschränken aufgeschichteten Geräthes von Silber. Der Mann braucht 1000 Pfund Sterlinge für seinen Haushalt und er braucht sie nicht nur, er erwirbt sie auch, während sein Vorfahr mit 100 Thalern auslangte, um dieselbe Rangstufe in der Gesellschaft einzunehmen, die jener behauptet.

Aus dieser in’s Weite gehenden Steigerung der Bedürfnisse und des Verbrauchs ist für die Gesellschaft der Vortheil entstanden, daß die Güter der Erde sich, nach dem Maaße ihrer Erzeugung, gleichmäßig von Pol zu Pol vertheilen, und jeder Mensch Theil nimmt an dem, was ihr mütterlicher Schooß in allen Zonen ausgeschüttet hat. Der Handel aber, der dabei den Vermittler macht, der es über sich nimmt, jene gesteigerten Bedürfnisse zu befriedigen, ist seit dreihundert Jahren in gleichem Verhältniß gewachsen und hat sich, sowohl der Quantität als dem Umfange nach, vervielfacht. Ehemals war er Monopol weniger Völker, ja, weniger Städte; jetzt ist er ein allgemeines Gut geworden, an welchem alle civilisirten Nationen Theil haben. Statt daß ehemals eine verhältnißmäßig geringe Zahl von Individuen fürstliche Vermögen dabei erzielten, vertheilt sich jetzt sein Gewinn über so viel Tausende, und statt eines Venedigs hat die Erde jetzt hundert, welche bestehen und blühen, nicht unter dem Schild des Monopols, sondern durch Reibung ihrer Kräfte und durch rastlose Anstrengung.

Ein solches Venedig der Neuzeit ist die uralte, jugendlich blühende Hammonia[521]. Venedig, Genua, Antwerpen, Amsterdam, Lissabon, Cadix[522], Marseille, – alle, die vor ihr waren, hat sie nach

518 Heinrich VIII. Tudor (engl. Henry VIII; 1491–1547), seit 1509 König von England, seit 1509 Herr und ab 1541 König von Irland.

519 Veraltet für Unterbeamter, Bediensteter.

520 Engl., Vergoldung.

521 Mittellat. für Hamburg.

522 Cádiz.

CCCII

F HIRCHENHEIN sc:

HAMBURG

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger

einander, ohne Kampf und ohne Ostentation, übersprungen, und unbestritten behauptet Hamburg seit dem Pariser Frieden[523] unter den Märkten des alten Continents den ersten Platz.

Die örtliche Lage ist bei einer Handelsstadt immer von entscheidendem Einfluß und ohne eine günstige läßt sich ein dauerndes Gedeihen jener überhaupt nicht denken. Die Lage Hamburgs ist nicht allein vortheilhaft, sie ist auch schön. – Drei Flüsse: die aus dem Herzen von Deutschland kommende, hier eine Stunde breite Elbe, die Mutter des Reichthums, mit ihren reizenden Inseln; – die liebliche Alster, welche sich erst zwischen blumigen Ufern hinzieht und dann zu einem See (der Außenalster) ausbreitet, und einen zweiten, kleinern (die Binnenalster) mitten in der Stadt bildet; – und endlich die Bille, ein stilles Gewässer, das aus dem Sachsenwald kömmt und durch fette Wiesengründe sich schlängelt, – bespülen die Mauern Hamburgs, und indem sie einerseits seinen Handel fördern, geben sie der Gegend Reiz, und bieten dem Auge von jeder kleinen Anhöhe der weiten Ebene die heitersten, mannichfaltigsten und grandiosesten Ansichten dar. Das Land weit umher ist fruchtbar und unter der Pflege einer dichten, fleißigen, wohlhabenden Bevölkerung zur höchsten Cultur gediehen. Besonders ist die Marschseite ein Bild der üppigsten Vegetation und manche Flur ein ununterbrochener Garten. Von daher bezieht die Stadt die meisten ihrer Bedürfnisse an Früchten und frischen Gemüsen, während die fetten, weidenreichen Gegenden Holsteins und Mecklenburgs sie mit vortrefflichem Fleisch, Wildpret, Geflügel, Getreide, Butter, Milch, und die Elbe und das nahe Meer – die Nord- und Ostsee – sie mit köstlichen Fischen, Schaalthieren etc. versorgen. Seitdem die Dampfschifffahrt die Küsten der Normandie, von Flandern und Holland, und die Ufer der Ober-Elbe so zu sagen vor Hamburgs Thore gerückt hat, tragen jene Gegenden mit dazu bei, Hamburgs tägliche Bedürfnisse zu befriedigen.

Hamburg nimmt, obschon gegenwärtig von seinem Festungsgurt befreit, den für seine Volksmenge (140,000 Einw. in etwa 9000 Häusern) und seinen unermeßlichen Verkehr sehr kleinen Raum von einer Quadratstunde ein. Westwärts die Elbe hinab kann es sich nicht ausstrecken; denn dort stößt es auf dänisches Gebiet und auf Altona[524], die Schwesterstadt; landeinwärts aber baut sich wohl der Luxus an, nicht das Bedürfniß. Dieses behilft sich mit der Masse der Einwohner in seinen engen, oft unbequemen und ungesunden Wohnungen lieber, als daß es sich von der Quelle des Verdienstes weiter entfernte. – Aus dem Vorgesagten folgert von selbst, daß die innere Physiognomie der Stadt nicht durchgängig schön seyn kann. Das alte Hamburg, der Mittelpunkt des lebendigsten Handelsgewühls, trägt in seinen, den Überschwemmungen ausgesetzten, tief liegenden und schmutzigen Gassen mit den finstern, himmelhohen Häusern noch das Gepräge vergangener Jahrhunderte, und wenn auch hie und da neue Häuser an die Stelle der baufälligen im Geschmack der Gegenwart erstehen, so dienen diese doch weniger dazu, die Ansicht zu verschönern, als das Häßliche noch bemerklicher zu machen. Die Neustadt hingegen gehört unter die schönsten Städte der Erde. In ihren breiten regelmäßigen Straßen und Plätzen reihen sich die Palläste der reichen Kaufherren an einander, und der ehemalige Wall mit seinen Anlagen umwindet diesen Stadttheil gleich einem Kranz. Der alte und neue Jungfernsteig, welche das Bassin der Binnenalster umgeben, die Esplanade mit ihren Häusercolossen, in welchen überschwenglicher Reichthum, mit Pracht und Geschmack gepaart, wohnen, würden jeder Königsresidenz Ehre machen, und sie erregen um so eher die Bewunderung des Fremden, je weniger er in dem als schlecht gebaut verschrieenen Hamburg auf einen solchen Anblick vorbereitet war. Unter den öffentlichen Gebäuden sind dennoch wenige, welche Anspruch auf architektonische Schönheit haben. Als bemerkenswerth treten hervor: die Hauptkirche der Stadt, St. Michael[525], mit einem der höchsten Thürme (450 Fuß hoch), von dem man eine unermeßliche Aussicht über Holstein bis in's Meer, in's Lauenburgische, Hannover'sche und über die Wälder Mecklenburgs genießt; das Theater[526], eines der größten Europas; das uralte

[523] Hiermit dürfte der Zweite Pariser Frieden vom 20. November 1815 gemeint sein, der die Neuordnung Europas nach den Napoleonischen Kriegen bestätigte.

[524] Altona und Umland gehörten zwar bis 1806 zum Heiligen Römischen Reich deutscher Nation bzw. zum 1815 gegründeten Deutschen Bund, stand aber bis 1864 unter dänischer Verwaltung.

[525] Der zweite Bau nach einem Entwurf von Johann Leonhard Prey (1700–1757) und Ernst Georg Sonnin (1713–1794) konnte am 19. Oktober 1762 geweiht werden. Nach dem Brand vom 3. Juli 1906 wurde die Kirche in der alten äußeren Form wieder aufgebaut. Die Kriegsschäden wurden in den Jahren von 1947 bis 1952 beseitigt.

[526] Am 3. Mai 1827 hatte das „Stadt-Theater“ ein neues Domizil auf dem Gelände des ehemaligen Kalkhofs an der Dammtorstraße bezogen, das 2.500 Zuschauern Platz bot. Das Gebäude wurde in der Nacht vom 2. auf den 3.

Rathhaus[527]; das Waisenhaus[528] für die Erziehung von 600 Kindern, und das große Krankenhaus[529], für die Aufnahme von 5000 Kranken eingerichtet, eine der größten, am zweckmäßigsten und am reichsten fundirten derartigen Anstalten in der Welt. Die neue Börse[530] wird eine Zierde der Stadt werden, und die Börsenhalle[531], welche für Hamburg das ist, was London in Lloyd's Kaffeehaus besitzt, läßt kein Fremder unbesucht. Er findet daselbst alle, Handel und Schifffahrt angehenden, neuesten Nachrichten vereinigt, stets Geschäftsleute aus allen Völkern und Ländern und die wichtigsten Journale, die in irgend einer Sprache erscheinen. Sammlungen für Kunst und Literatur, von denen einige bedeutend sind, befinden sich in Privathänden; sind aber schwer zugänglich; das Röding'sche Museum[532] verdient den Namen kaum und andere öffentliche sind nicht vorhanden.

Das Leben in Hamburg ist genußreich und das der höhern Classen üppig. Daß die sinnliche Seite überwiege, wird wenigstens allgemein behauptet. In der Zeiteintheilung folgt der Hamburger der Gewohnheit der Britten, die den Geschäften am meisten zusagt. Er steht spät auf, genießt Mittag ein substantielles zweites Frühstück (gewöhnlich aus Wein, frischem Brode, kaltem Geflügel, Fischen etc. etc. bestehend) und dinirt um 4 Uhr Nachmittags mit vollem Genuß. Für viele Geschäftsleute ist dann das Tagewerk vorüber und die übrige Zeit gehört dem Vergnügen, welches, namentlich an der Hand der Jugend, oft im Gewande des Rohen und Gemeinen erscheint. Für die vielen Tausende von fremden jungen Leuten, welche die Contore bevölkern und oft bedeutende Einkünfte haben, sich aber außer den Arbeitsstunden selbst überlassen sind, ist Hamburg gemeiniglich ein Grab für Gesundheit und Sittlichkeit.

Der Menschenschlag ist, was den gebornen Hamburger anlangt, eben nicht schön. Die Gesichter sind breit, flach, mit dem Ausdruck der Gutmütigkeit; aber ohne jenen geistigen Reiz, der die Schönheit der Formen ersetzt. Selten trifft man hohe schlanke Gestalten; und findet man sie, so gehören sie Ausländern an. Sorge, Arbeit, Leidenschaften, – kurz, der Typus einer merkantilischen Bevölkerung, – ruht auch auf dieser. Der ernste Charakter der Hamburger ist ihm angemessen. Man genießt das Leben hier viel zu früh und viel zu unmäßig; Ueberdruß und die Sorge der Geschäfte theilen sich in das männliche Alter. Der Hamburger ist arbeitsam, brav von Gesinnung, häuslich; aber für die feineren Freuden des Lebens stirbt er bald ab und – rafft er sich auf zum Genuß, so sucht er häufig den groben der Sinne. Das ist die Folge der Verkümmerung der Jugend, welche hier, in den höhern Classen zumal, gar schnell verblüht. Selten sieht man unter den jungen Leuten ein frisches, volles, seelenheiteres Gesicht; desto häufiger aber runzlichte, welke, greisenhafte Gestalten mit dem Hohn und der Verzweiflung der Sünde im matten Blicke. In den niedrigern Ständen tritt die Jugend, ihrer äußern Erscheinung nach, weniger widerlich auf, obschon auch da grobe Genußsucht und Unsittlichkeit häufig verderblichen Einfluß üben. –

Hamburg ist der natürliche Hafen für das ganze Stromgebiet der Elbe und, vermöge Spree und Canäle, der obern Oder. Wenn man den Werth der ganzen jährlichen Ausfuhr Deutschlands auf hundert und fünfzig Millionen Thaler berechnet, so fällt reichlich ein Drittel davon Hamburg zu. Noch größern Antheil hat der Platz am deutschen Import seewärts. Von dessem Gesammtwerth (180 Mill. Thlr.) kommen 70 Millionen aus Hamburg allein. Sein Seehandel beschäftigt 2400 Fahrzeuge von durchschnittlich

August 1943 fast völlig zerstört und durch einen Neubau nach Plänen von Gerhard Weber (1909–1986) ersetzt, der am 15. Oktober 1955 eingeweiht wurde.

[527] Damals das Rathaus an der Trostbrücke aus dem Jahre 1290; es wurde beim großen Brand vom 5. bis 8. Mai 1842 völlig zerstört.

[528] Es wurde 1604 gegründet, 1943 zerstört und nach dem 2. Weltkrieg nicht wieder aufgebaut (siehe hierzu auch S. 172f.).

[529] Das in den Jahren 1821 bis 1823 nach Plänen von Carl Ludwig Wimmel (1786–1845) errichtete Allgemeine Krankenhaus St. Georg (heute: Asklepios Klinik St. Georg).

[530] Das Gebäude am Adolphsplatz war erst am 2. Dezember 1841 bezogen worden.

[531] In den Jahren 1802 bis 1804 nach Plänen von Joseph Jacques Ramée (1764–1842) errichtet; das Gebäude fiel ebenfalls dem großen Brand vom 5. bis 8. Mai 1842 zum Opfer.

[532] Das Museum für Gegenstände der Natur und Kunst, das von Peter Friedrich Röding (1767–1846) aufgebaut und von 1804 bis 1846 in Hamburg unterhalten wurde.

180 Lasten[533] Trächtigkeit, und das in ihm, so wie in seinen Nebenzweigen und den von ihnen abhängigen Gewerben angelegte Capital ist auf wenigstens 250 Millionen Thaler zu veranschlagen. Der Seehandel Bremen's, Triest's und Stettin's zusammengenommen wiegt den von Hamburg noch nicht auf. Dieser unermeßliche Verkehr schließt keinen Artikel deutscher Ausfuhr und Einfuhr aus, und er wird durch die directe Verbindung des Platzes mit allen Theilen der Erde unterhalten. Am lebhaftesten ist die Verbindung mit England; 1000 Schiffe bedarf dieser Verkehr allein. Gegen Wolle, Getreide, Sämereien, Lumpen, Zink, Schmalte[534] etc. etc. sendet Großbritannien Manufakturwaaren, Eisen, Steinkohlen und seinen Ueberschuß an Colonialerzeugnissen. Der Handel mit Brasilien und Cuba beschäftigt 200 Schiffe, der mit den Vereinigten Staaten 50, mit Frankreich 150, mit den Ostseeländern 200, mit Holland, Bremen und der Oldenburgischen Küste 600, mit Portugal 50, eben so viel der mit Spanien, und jener mit dem Mittelmeere 50 Fahrzeuge. Zum Wallfischfang rüstet Hamburg jährlich 4 bis 5 Schiffe aus, und 10 bis 12 nach Ostindien und der Südsee. Für die meisten Colonialprodukte ist Hamburg ein Markt vom ersten Range; für Zucker, Kaffee der größte auf dem ganzen Continente. Der jährliche Import von ersterem Artikel ist 120 Millionen Pfund; der von Kaffee 50 bis 60 Millionen. Nächst ihnen folgen Indigo[535] (10,000 Kisten), Rindshäute (120,000 Stück). Reis (10 Millionen Pfund), Pfeffer (2 Mill. Pfund). Rum (7000 Stück), Baumwolle (40,000 Ballen), Tabak (6000 Faß). Die Verarbeitung des Rohzuckers setzt 50 bis 60 Raffinerien in Thätigkeit. Außer den deutschen Ausfuhrprodukten haben auch die meisten Exporte der Ostsee hier Markt (Getreide, Hanf, Flachs. Eisen, Kupfer, Pech, Theer, Asche, Leinsaat), und das deutsche Binnenland bezieht sie in der Regel von hier so billig und mit größerer Bequemlichkeit, als direkt.

Mit allen Anstalten, welche geeignet sind, einen unermeßlichen Verkehr zu fördern und zu unterstützen, ist Hamburg reichlich versehen. Seine Bank ist nicht blos eine der ältesten, sondern auch die solideste der Welt und die einzige, welche die ursprüngliche Natur des Instituts (für den Handelsstand ein gemeinschaftlicher Bewahrungsort seines Geldes zu seyn und zur Erleichterung und Abkürzung der Cassengeschäfte zu dienen) nicht verfälscht hat. – Die Schiffrhederei beschäftigt 6 bis 8 Millionen Mark[536] Capital; gegen See- und Feuergefahr versichern eine Menge Gesellschaften und einzelne Assecuradeurs[537], deren Capital mindestens 20 Millionen Mark beträgt. Für die Offenhaltung und Rektifikation[538] des Fahrwassers der Elbe (deren Mündung durch zahllose Sandbänke der Schifffahrt gefährlich wird und Fahrzeuge, welche mehr als 14 Fuß tief gehen, nöthigt, einen Theil ihrer Ladung in Cuxhafen zu löschen) verwendet die Stadt bedeutende Summen; sie unterhält auf Neuwerk zwei Leuchtthürme und außerdem Lootsengallionen auf mehren Stationen der Strommündung. Kayen und Docks besitzt Hamburg auffallender Weise nicht; auch entbehrt der Platz eine gemeinschaftliche Waarenniederlage, zu welcher, da die Zölle kaum fühlbar sind, auch keine direkte Veranlassung da ist. Die meisten Kauflente haben Contor und Speicher unter einem Dache. –

Man hat die Frage wegen Beitritt Hamburgs und der freien Schwesterstädte Lübeck und Bremen zum deutschen Zollverein[539] öfters zur Diskussion gebracht, und besonders ist man preußischer Seits

---

[533] 1 Last = 4000 Pfund = 2000 Kilogramm = 2 Tonnen.

[534] Eine kobaltblaue Schmelzmasse für Glasglasuren.

[535] Tiefblauer Farbstoff.

[536] Die auf Silber basierende Rechenwährung der 1619 gegründeten Hamburger Bank wurde als „Mark Banco" bezeichnet.

[537] Ein Versicherungsagent, der schwerpunktmäßig in der Transportversicherung tätig war und dort spezialisierte Risiken zeichnete.

[538] Hier im Sinne von Regulierung verwendet.

[539] Der preuß. dominierte „Deutsche Zollverein" war ein Zusammenschluß von Staaten des 1815 gegründeten Deutschen Bundes für den Bereich der Zoll- und Handelspolitik. Er trat durch den am 22. März 1833 unterzeichneten Zollvereinigungsvertrag am 1. Januar 1834 in Kraft. Neben Preußen umfaßte der Deutsche Zollverein zu Beginn das Großherzogtum Hessen, Kurhessen, die Königreiche Bayern, Württemberg, Sachsen sowie die thüringischen Einzelstaaten. Bis 1836 traten noch Baden, Nassau und die Freie Stadt Frankfurt bei. 1842 erweiterte sich das Zollgebiet zusätzlich um Luxemburg, Braunschweig und Lippe, 1854 folgten als Letzte noch das Königreich Hannover sowie das Großherzogtum Oldenburg. Damit umfaßte der Zollverein vor der Konstituierung des Norddeutschen Bundes im Jahre 1867 circa 425.000 km².

bemüht gewesen, die Nothwendigkeit eines solchen Beitritts im Interesse Aller zu begründen und nachzuweisen. Hamburg hat keine Chance, etwas dabei zu gewinnen, aber sicher müßte es am meisten dabei verlieren, und darum wird es sich wohl hüten, seine beneidenswerthe Stellung zu verlassen, oder freiwillig aufzugeben. Der deutsche Zollverein kann Hamburgs Seehandel keinen Schutz bieten; er hat keine Marine; aber er verfolgt eine Politik, welche die Interessen Hamburgs bei möglichen Conjunkturen aufs Aeußerste gefährden könnte. Hamburgs Seehandel muß sich immer nur auf Neutralität und auf seine friedlichen Etablissements und Commanditen an allen Seeplätzen der Welt stützen; und keine andere Basis kann diese, die einzig sichere, ersetzen. Deutschland erntet überdieß aus der freien und unabhängigen Stellung seiner 3 Hansestädte so große Vortheile, daß es auch um so weniger Ursache hat, jene zu beneiden. Möge nur das Binnenland nicht versäumen, sich zeitig durch Eisenbahnen und bessere Wasserstraßen mit jenen Seeplätzen in innigere Verbindung zu bringen und dadurch, durch Verminderung der Transportkosten, den unermeßlichen Reichthum seiner Produkte mehr als bisher für den Export geeigneter machen, und es wird die Ausfuhr bald sich verdoppeln, die Vortheile vervielfachen sehen, welche ihm das welthandelnde Hamburg gewährt. Die Blüthe Hamburgs und seiner Schwesterstädte ist gleich bedeutend mit der Blüthe des deutschen Seehandels, denn jene sind dessen wahre Repräsentanten; unseres Seehandels Vergrößerung aber ist für die fernere Entwicklung der landwirtschaftlichen und gewerblichen Industrie Deutschlands die unerläßliche Vorbedingung, und nur indem die deutschen Regierungen alles unterstützen und fördern, was den Verkehr zwischen Häfen und Binnenland begünstigt, können wir die Pläne der Nachbarn, Deutschlands Industrie und Handel zu beeinträchtigen, furchtlos betrachten.

Die ELBE unterhalb HAMBURG

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Dreizehnter Band. Dritte Folge, dritter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 143 S. 8°. S. [3]-5.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [1]f.

Die Elbe[540].

Gern führen wir mit dem Bild, welches das erste Blatt dieses Buches schmückt, durch des Vaterlandes offenes weites Wasserthor den Leser in den neuen Band unseres Universums ein, denn keines Stromes Wogen durchfluthen so mächtig Deutschlands Herz, keiner geleitet uns zu solchen Höhen deutscher Berge, zu solchem Glanze deutschen Ruhmes, zu solchen Fernen deutscher Vorzeit, und wie kein anderer ist er ein deutscher Strom, – nicht, wie Rhein oder Donau, ist er von fremden Bergen geboren, von fremden Brüsten genährt, buhlt er an fremden Ufern, ergießt sich in fremde Meere, nicht modert der Nachweis seiner deutschen Herkunft in den Archiven der Gelehrten, während die Karte sie Lügen straft, nein, ganz deutsch ist der Strom, an dem wir stehen, und von jeher deutsch geblieben, deutsch, von der Wiege bis zum Grab.

Denn der Elbe Wiege ruht auf den gewaltigen Granitblöcken des Riesengebirgs[541], auf dem bleichen Scheitel der Schneekoppe[542], wo ein feuchtes Moos, das den Thau des Himmels aufsaugt, die Elbwiese[543], dem Säugling die erste Muttermilch reicht. Die grauen Häupter der Bergriesen, seine einzigen Taufzeugen, umstehen die Geburtsstätte des jungen Stromes; der Himmel deckt ihn mit dem zarten Flaum seiner Wolken und fast das ganze Jahr hindurch ist er gebettet auf weißem Schnee. Mit einem kühnen, bang anzuschauenden Sturz aus seiner Wiege, von der Höhe der Elbwiese herab, beginnt der Neugeborene seinen Lauf und braust in beständigen Fällen durch den wilden Elbegrund, in dem seine ebenbürtigen Alters- und Landesgenossen, die Aupe[544] und Iser[545], sich ihm vereinen.

Es zeigt sich fortan in ihm, wie in seinen Verbündeten, eine Jugendlust und Frische, eine Kraftfülle und Tollkühnheit, um welche sie die andern deutschen Gebirgen entspringenden Flüsse beneiden; aber auch nur das Riesengebirge hat so gewaltige Granitblöcke übereinander gelagert, welche das Riesenkind ohne Gnade zu den waghalsigsten Sprüngen hinreißen. Unterhalb treten Wände von Gneis an seine Ufer, welche der muthigen Tochter des Gebirgs den Weg nach der böhmischen Ebene wiesen, wo sie, dem kaiserlichen Doppeladler unterthan gemacht, bereits Gehorsam üben, Mühlen treiben und Steuern zahlen lernt, obwohl ihre Schultern noch zu schwach sind, befrachtete Nachen zu tragen. Erst von Melnik[546] an, ihrem Vereinigungspunkt mit der Moldau, wird ihr die Ehre und die Kraft der Schiffbarkeit. Wenige Meilen weiter abwärts, bei Lowositz[547], wirft ihr Vulkan einen Damm malerisch gereihter Basalt- und Trachyt-Palissaden entgegen, doch die Tochter Neptuns nimmt muthig den Kampf mit Plu-

540 Lat. Albis; tschech. Labe; poln. Łaba.

541 Tschech. Krkonoše; poln. Karkonosze.

542 Tschech. Sněžka; poln. Śnieżka.

543 Tschech. Labská louka; poln. Łabska Łąka, im Gebiet des Falkensteins (tschech./poln. Sokolník).

544 Tschech. Upa, poln. Upava.

545 Tschech. Jizera; poln. Izera.

546 Tschech. Mělník.

547 Lobositz (tschech. Lovosice).

to’s Sohn auf und mit Hülfe der herbeieilenden Eger durchbricht sie den aufgethürmten Wall und schleudert die gewaltigen Werkstücke weithin über ihr Bett, grollend und schäumend weiter ziehend, bis zu der geschlossenen Felsenburg, welche das Erz- und das Lausitzer-Gebirge ihrem Weg entgegenstellen, angethan mit einem Panzer von Granit um eine unbezwingbar scheinende Brustwehr von Glimmerschiefer. Doch unaufhaltsam donnert die Belagerin gegen die Verschanzung, verrätherisches Gestein öffnet ihr die Thore und mit lautem Hurrah durchbricht die Siegerin die geschlossene Phalanx[548] der wehrlosen Feinde. Das ist die sächsische Schweiz mit den malerischen Gestalten der starren senkrechten Felsen, mit der lieblichsten Romantik auf deutscher Erde, in der mannichfaltigsten Draperie, mit den lebensvollen Bildern blühender, dichtbesiedelter Ufer, bunter Staffage, und geschäftiger, überall sicht- und hörbarer Industrie-Thätigkeit.

Mit dem Durchbruch des böhmischen Beckens begrüßt die Elbe die norddeutsche Ebene. Nur unterhalb Dresden versuchen die Porphyr-Erhebungen, welche den dresdener Kessel bilden, ihr einigen, jedoch ohnmächtigen Widerstand zu leisten, von da an werden die Ufer niedrig und niedriger und weichen auf der rechten Seite ganz zurück. Es beginnt der Unterlauf der Elbe, der ihr Angesicht färbt, das reine Wasser des Felsenbettes wird trübe. Gleichzeitig fängt für sie, die ihre Jugendkraft nur im Zerstören und Hinwegräumen von Hindernissen übte, die Arbeit des Segens, des positiven Schaffens an. Mit Leichtigkeit gräbt sie ihr Bett in das Diluvium[549] und ihre überfluthenden Wogen verbreiten die den Thon und Mergelschichten ihres Bettes entrissenen fruchtbringenden Schätze über die horizontale Thalsole. Bei Wittenberge lenken die vom rechten Ufer heranziehenden Höhen den Lauf der Elbe dem Harz zu, dessen Vorhöhen sie recognoscirend passirt, und von da an treibt sie mit dem altmärkischen Sand ein einförmiges Spiel. Unterhalb Hamburg, von Neumühlen, dem Aussichtspunkt unseres Bildes, bis Blankenese, erheben sich die Ufer noch einmal zu bescheidener Höhe über ihrem Spiegel und schmükken die Greisin – zu ihrem letzten Gang. Der Kampf der Stromnymphe mit dem Berggeist ist zu Ende: letzterer versinkt in die Dünen der Küste, und, an ihnen vorüber, schleicht jene altersschwach und müde ihrem Grab, dem deutschen Meere, zu.

Mit diesem Blick auf seine äußere Gestalt verlassen wir heute den deutschen Strom, an dessen Ufer uns die Lieblichkeit der ihn umgebenden Bilder, die Größe, Schönheit und der Reichthum der ihm angebauten Städte, die Besonderheit seiner Anwohner, noch oft zurückführen werden – mag dann unsere Betrachtung auch den Segeln der kühnen Sachsen folgen, welche einst auf diesen feuchten Bahnen auszogen zu ihren Eroberungszügen übers Meer, oder uns nach den Spuren der gewaltigen Hansa suchen lassen, deren schützende Flagge einst stromauf und stromab wehte und den Atomen der sich in’s Meer ergießenden Stromesfluthen folgend, nach allen Richtungen der Windrose deutsche Macht und deutsche Ehre trug – vielleicht werden wir ihrer zu gedenken haben zu einer Zeit, wo kein einziger deutscher Wimpel sich mehr in seinem Spiegel beschaut, wo Sabbathstille in den deutschen Häfen herrschen wird, und sich kein Heringsboot mehr in die offene See getraut; dann schauen wir von der Höhe von Neumühlen, anstatt auf die kommenden und gehenden Segel, in die Geschützluken eines Dänenkutters, dem es ungestraft belieben darf, das Küstenthor zu den deutschen Landen zu verschließen und wie ein Wege lagerer nach allem deutschen Gut und Blut zu greifen, was auf Deutschlands Wasserstraße dahin zieht.

Wer wagt zu leugnen, daß das schon oft so Dagewesene in gleicher Weise wiederkehren könne?

---

[548] Als Phalanx (griech. φάλαγξ, phálanx für „Baumstamm“, „Walze“, „Rolle“ oder „Schlachtreihe“) wird eine dichtgeschlossene, lineare Kampfformation schwerbewaffneter Infanterie mit mehreren Gliedern bezeichnet. Der Begriff bezieht sich vor allem auf die im antiken Griechenland übliche Schlachtformation, in der die Hopliten (griech. ὁπλίτης. hoplítēs von ὅπλον, hóplon, „Kriegsgerät, schwere Waffen, schwere Rüstung, Schwerbewaffnete“) eine Wand aus Schilden bildeten, wobei die rechte Seite jedes Schwerbewaffneten durch den Schild des Nachbarn gedeckt wurde. Hier einfach im Sinne von geschlossener Formation verwendet.

[549] Veraltet für den erdgeschichtlichen Abschnitt des Pleistozän.

HAFEN von HAMBURG

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

HAMBURG

VOM ST. GEORGS-THURM AUS GESEHEN.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 159 S. 8°. S. 119-131.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. 157-166.[550]

Hamburg.

Unser Bild führt uns zu dem bedeutendsten Handelsplatz des europäischen Festlands und zu derjenigen Stadt der alten Hansa, in welcher der Geist derselben, wenn auch in anderer Gestalt, großartig fortlebt, während Lübeck nur noch als geschichtliches Denkmal derselben zu betrachten ist.

Gerade in unseren Tagen, wo der alte Drang der deutschen Nation nach einer befestigten Stellung auf den Meeren wieder mit Macht hervorbricht, wird es an der rechten Zeit sein, einen beobachtenden Gang zu jenem Theil der deutschen Geschichte zu machen, welcher von der Macht der Deutschen zur See erzählt, und zwar von einer Bürgermacht, die, ohne fürstlichen Schutz, über fremde Könige Triumphe feierte: der Hansa.

Die Hansa entstand aus den Einzelbündnissen niederdeutscher Städte, deren erstes um die Mitte des 13. Jahrhunderts geschlossen worden ist. Natürlich waren diese Anfänge noch weit entfernt, die Größe ahnen zu lassen, zu welcher die Macht der Verbündeten sich durch die Gunst der Zeit und der Umstände erheben sollte; auch standen diese ersten Bündnisse an Kraft und Halt weit zurück hinter denen der volkreicheren Städte am Rhein, in Schwaben, in den Niederlanden und in Italien, bis sie endlich das ihnen eigenthümliche Element fanden: das Meer. „Das Wasser", sagt Scherer[551] in seiner Geschichte des Welthandels, „wurde das Feld, auf welchem sich ihr Wachsthum entfaltete, Fischfang und Seehandel öffnete ihrer Thätigkeit weitere Kreise, als Landstädte je haben konnten, und machten reiche Quellen des Gewinnes fließen. Also brachte das Element, das die Fernen zusammenrückt, Berührungspunkte zwischen ferngelegenen Städten zu Stande, es wurde möglich, die Unterstützung in gemeinschaftlicher Noth, welche zu Lande schwer, oft ganz unthunlich war, zu Wasser zu leisten. Auch hebt nichts mehr den Unternehmungsgeist, als Seeleben und Seeschifffahrt."[552] – Und dies hat sich bei den Deutschen der Hansa auf das Herrlichste bestätigt.

Diejenige Stadt, welche gleichsam den Kern der Krystallisation bildete, war das schon früh in üppiger Handelsblüthe prangende und weithin mächtige Lübeck. Jedoch finden wir bei all den Bündnissen der kleinen Ostseestädte mit der alten Travestadt, deren durch zahlreiche Privilegien geschützter und begünstigter Handel schon damals sich über ganz Dänemark, Skandinavien und Rußland ausbreitete, nirgends die Bezeichnung „deutsche Hansa", sondern die einzelnen Urkunden sprechen nur von „deutschen Kaufleuten, deutschen Seestädten, wendischen, slavischen Städten, christlichen Seefahrern" etc. Bekanntlich mußte alles Land östlich von der Elbe und Saale von den Deutschen erst dem Slaventhume abgerungen werden; in dem Grade nun, als dies geschah, mehrten sich auch die deutschen Städtebündnisse zum gegen seitigen Handelsschutz und erstreckten sich bald bis nach Livland und Esthland

---

[550] In der Pracht-Ausgabe wurde der bereits bekannte Artikel lediglich mit einer neuen Abbildung versehen.

[551] Der Rechtsanwalt und Journalist Hermann Scherer (1816–1903).

[552] Zitat aus Hermann Scherers (s. o.) zweibändigem Werk „Allgemeine Geschichte des Welthandels […]. Erster Theil […]" (Leipzig: H. Schultze 1852-1853), S. 429. Trotz Quellenangabe lassen sich manche Zitate so nur in „Meyer's Universum" finden, obgleich Scherers dortiger Abriß über die Geschichte der Hanse eindeutig als Vorlage für obige Einlassungen diente.

hinauf. Ueberall aber waren Privilegien die erste Sorge dieser Städte; erst durch diese erwarben sie die Marktherrschaft auch über fremde Länder. Das ist ihnen nicht zum Vorwurfe zu machen; es lag nicht anders im Geiste jener Zeit. Dafür bildeten gerade diese Privilegien den befestigenden Kitt des Zusammenhalts in der Verfolgung großer, gemeinschaftlicher Zwecke, die wiederum ein gemeinschaftliches öffentliches Recht in's Leben riefen. In den Privilegien, welche die Bundesstädte von den nordischen Königen ertrotzten, also in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts wird zuerst die Bezeichnung „deutsche Hansa" gebraucht, aber erst hundert Jahre später kommt sie allgemein in Anwendung.

Die Ostseestädte mit Lübeck au der Spitze hatten den Einfluß ihres Bundes bereits weit nach Osten ausgebreitet, als nach Westen hin der Anschluß erst begann und die Städte in Holstein, sowie Hamburg und Bremen zur Hansa traten. Eine bestimmtere Nachricht über das Bereich derselben finden wir jedoch erst aus den Zeiten des Bundeskriegs gegen den König Waldemar III. von Dänemark[553] (1361–1370), an welchem siebenundsiebenzig Städte Theil nahmen, die vom rechten Ufer der Maas und von den seeländischen Inseln bis nach Reval zerstreut lagen und zu denen im Binnenland auch Köln, Dortmund, Münster, Soest, Braunschweig, Magdeburg u. a. gehörten.

In dieser glorreichen Periode entstand wahrscheinlich die erste Verfassungsurkunde der Hansa, zu welcher auf den Tagfahrten von 1418, 1443, 1450 u. s. f. nur Zusätze gegeben wurden. Die äußeren Zwecke des Bundes betrafen ausschließlich den Handel und die ihn schützenden Privilegien und Rechte. Zur Verteidigung und Vermehrung derselben sicherte er sich die gegenseitige Hülfe zu Wasser und zu Land und den gemeinsamen Genuß jener Privilegien und Rechte. Ein dritter Zweck war schiedsrichterliche Vermittelung in allen Streitigkeiten der Bundesglieder, um damit jeder Einmischung einer fremden Macht in die städtischen Angelegenheiten vorzubeugen und das Ansehen der Stadtobrigkeit und in letzter Instanz die Kompetenz des Bundes zu wahren. – Im Innern stand die höchste Bundesgewalt den städtischen Deputirten zu, welche auf einer „Tagfahrt" (Hansatag) rechtskräftig versammelt waren. Durch sein Ansehen und durch das Herkommen war Lübeck zur obersten Bundesstadt erhoben worden, dem nach und nach auch das alleinige Recht der Ausschreibung von außerordentlichen Tagfahrten (die ordentlichen sollten alle drei Jahre Statt finden) zufiel. Jede wirkliche Bundesstadt sandte ihre Abgeordneten, die, so lange das römische Recht noch nicht in Deutschland zum herrschenden geworden war, nicht selten aus Kaufleuten bestanden; später mußten diese praktischen Männer leider den Männern der Rechtsgelehrtheit weichen. Kleinere Städte übertrugen, der Kostenersparniß wegen, häufig auf größere ihre Vollmacht. Auf den „gemeinen" (ordentlichen) Tagfahrten erschienen lange Zeit auch Abgeordnete des deutschen Ordens und, jedoch ohne Stimmrecht und nur als Konsulenten zum Besten des Handels, die Sekretäre der vier hansischen Kontore zu Nowgorod[554], Bergen, Brügge und London. In den Zeiten des höchsten Glanzes der Hansa sah man sogar außerordentliche Gesandte der großen Fürsten, des Kaisers, der Könige von England und Frankreich, Schweden und Dänemark bei den Tagfahrten erscheinen und mit dem möglichsten Pompe empfangen werden; Zutritt zu den Berathungen ist ihnen jedoch niemals gestattet worden.

So ungenügend die Bestimmungen über die Herstellung von Beschlüssen und Gesetzen auf den Tagfahrten waren, so entschieden finden wir die Maßregeln zur Aufrechthaltung der Bundesgesetze. Den Uebertreter derselben treffen verschiedene Strafen, zunächst für geringere Vergehen Geldbußen, die sogar einen Theil der Einnahmequellen der Bundeskasse ausmachten, für schwerere Verletzungen der Gesetze trat jedoch der kleinere oder der größere Bann ein, d. h. die zeitweilige oder beständige Ausschließung aus dem Bunde. Letztere Strafe war eine sehr harte und konnte für die meisten Städte zur Lebensfrage werden, denn sie begriff in sich „den Verlust der Rechte, der Genossenschaft im In- und Auslande, des Genusses der hansischen Kontore, sowie aller dem Bunde zustehenden Privilegien"[555]. Verluste dieser Art in jener schutzlosen Zeit genügten, um eine Stadt zu ruiniren. Wie die Justiz war auch die Finanz der Hansa, wie unvollkommen an sich, doch ein Fortschritt im Verhältnis zu der

---

[553] Waldemar III. (dän. Valdemar III; 1314–1364), von 1326 bis 1330 König von Dänemark und in den Jahren 1325 bis 1326 und ab 1330 als Waldemar V. Herzog von Schleswig.

[554] Weliki Nowgorod (waräg. Hólmgarðr; altnord. Nýgarðr; russ. Великий Новгород, Velíkij Nóvgorod, „Groß-Neustadt"; dt. Naugard), bis 1999 Nówgorod (russ. Новгород).

[555] Scherer, Geschichte des Welthandels, wie S. 156, Anm. 552, S. 436.

damaligen staatlichen Finanzwirthschaft. Neben den Strafgeldern bestand die Bundeseinnahme in einem bestimmten Matrikularumschlag und den Schoß- und Pfundgeldern, die von dem eidlich angegebenen Werth der aus- und eingeführten Waaren und von jedem Schiffe erlegt werden mußten. Diese Besteuerungsweise genügte für die gewöhnlichen, nicht beträchtlichen Ausgaben des Bundes; für besondere Fälle verhalf der Patriotismus und der Kredit den Städten zu den nöthigen Mitteln. Bemerkenswerth ist noch, daß als wesentliche Bedingung zur Aufnahme in den Bund „eine wenn auch nicht gerade immer *de jure,* aber doch *de facto* erwiesene Unabhängigkeit der betreffenden Stadt von einem Landesherrn“[556] galt, denn nach den Statuten der Hansa durfte nie ein Mitglied derselben einem Fürsten Einblick in die Beschlüsse des Bundes gestatten. Eine Anerkennung von Seiten des Kaisers und Reichs hat die Hansa zur Zeit ihrer Blüthe weder gesucht, noch erhalten, der Zustand des Reichs machte ihr damals Akte der Souveränetät ohne kaiserliche Sanktion möglich; erst als die Hansa am Ende ihrer Herrlichkeit stand, war sie schwach genug, bei dem ohnmächtigen Reiche Hülfe zu suchen. Wer die Verfassung der Hansa gerecht beurtheilen will, darf die Zeit nicht außer Acht lassen, in der sie ihre Herrschaft ausübte, die Zeit einer vollendeten Feudalanarchie. Einer solchen gegenüber steht die Hansa als eine erhabene Trägerin der Freiheit und der Kultur da, die ihre ganze Kraft zusammenfassen, die eine handelspolitische Konföderation bilden mußte, um ihr einziges Ziel – „großen und sichern, hauptsächlich auswärtigen Handel zu treiben und dafür Privilegien und Freiheiten zu erwerben“[557] – mit allen Mitteln und selbst durch Kriege zu Wasser und zu Land zu erreichen. In diesen Plänen wurde sie von der kläglichen Politik der Fürsten am kräftigsten unterstützt, denn da dieselbe sich in den meisten Ländern auf kluge Vermehrung der Zollgefälle beschränkte, so kam es gar nicht selten vor, daß die immer geldbedürftigen Monarchen, auf Kosten der eigenen Unterthanen, Handelsprivilegien und Begünstigungen gegen einen höhern Zoll, gegen ein Geschenk, gegen Unterstützung mit Schiffen und Mannschaft an die Städte der Hansa verkauften. Was aber einzelne Städte erwarben, kam stets dem Ganzen zu Gute, und selbst in den Ländern, wo sie als gefürchtete und gehaßte Landesherren sich festsetzten, ist viel Heilsames für das öffentliche Leben durch sie eingeführt worden, namentlich Aufhebung des Strandrechts, Minderung des Straßenzwangs, Herstellung öffentlicher Sicherheit zu Wasser und zu Land und vor Allem Begründung besserer Rechtspflege.

Zu den besonderen Eigenthümlichkeiten in der Ausübung der Handelsherrschaft gehörte die Gründung bleibender Niederlassungen in den fremden Ländern: die Kontore oder Faktoreien der Hansa ersetzten das Kommissionsgeschäft, das bei dem Mangel an Vertrauen damals wenigstens in den nordischen Staaten noch nicht eingeführt werden konnte. Wie bereits bemerkt, wußten die Hansen für solche Niederlassungen nicht nur die gleichen Rechte der Einwohner, sondern, gleich viel, ob mit Hülfe des Geldbeutels oder des Schwerts, stets noch viel größere Rechte und Freiheiten, als jene, zu erwerben und mit Stapelzwang und Monopol den gesammten Verkehr des von ihnen handelspolitisch unterjochten Volks in ihre Gewalt zu bringen. Diese Einrichtung verschaffte ihnen zwar unermeßliche Reichthümer, sie wurde aber auch zur Krankheit, an welcher die Hansa dahinsiechte.

So lange die Macht derselben währte, dienten diese Faktoreien hauptsächlich dazu, den ganzen Nordosten Europa’s als den Hansen allein eigenen Markt zu erhalten; galt es ihnen doch, allen Völkern des Westens die Ostsee strengstens zu versperren und somit zwischen dem Nordosten und dem Westen die ganze Vermittelung allein zu behaupten. Um dies zu können, mußte vor Allem die Macht der Ostsee-Königreiche, Dänemark und Schweden, durch ihr Schwert gebeugt werden, welches seine Herrschaft bald über ganz Skandinavien erstreckte, und selbst die holländischen Städte fügten sich lange Zeit, um als Bundesgenossen der Hansa von deren Vortheilen mit zu genießen. Als aber die Holländer endlich den Entschluß faßten, von der Hansa wie von Deutschland getrennt, auch ihre Handelsvortheile für sich allein im Nordosten zu suchen, kam es zum offenen Kampfe, aus welchem die Hansa abermals siegreich hervorging. Der holländische Emancipationsversuch war zu voreilig geschehen, und ebenso wenig gelang es den Engländern, sich von den deutschen Handelsbanden zu befreien: noch waren sie nicht im Stande, gegen das materielle Uebergewicht der Hansa an Kapital und maritimer Macht aufzukommen.

---

[556] Ebd.

[557] Scherer, Geschichte des Welthandels, wie S. 156, Anm. 552, S. 438.

Betrachten wir nun das Ländergebiet, über welches die hansischen Kaufherren ihre Herrschaft ausgedehnt hatten.

Die nächsten und treuesten Freunde der Hansen waren der deutsche Orden und der Schwertorden. Sie leisteten, aus Dankbarkeit und Klugheit, ihrem Handel allen Vorschub, so daß die preußischen Hansestädte auch nach dem Verfall der Orden ihre Selbstständigkeit gegen das vordringende Polen zu wahren vermochten.

Zu dem hansischen Hauptmarkte Rußland hatten vorzugsweise die Ordensritter durch die Eroberung von Esthland die Thore geöffnet. Zu Nowgorod und Plaskow[558] bestanden die wichtigsten Faktoreien. Der Verkehr mit ersterem bewegte sich theils über die Newa, den Ladogasee und die Wolchow aufwärts, theils über die Narowa ebendahin, der nach Plaskow über den Peipussee; eine dritte russische Handelsstraße führte über die Düna nach Livland. Man betrieb hauptsächlich Tauschhandel, in welchen die Ostseestädte Lübeck, Wisby, Riga und Reval[559] sich theilten. Als aber der Czar Iwan Wasiljewitsch[560] die großen, fast zu Freistaaten emporgewachsenen Municipalitäten Nowgorod und Plaskow dem russischen Reiche einverleibte, erlitt der deutsche Handel dort den ersten schweren Stoß, und zwanzig Jahre später (1494) konnte man es sogar wagen, das hansische Monopol in Nowgorod zu vernichten, die dortigen Deutschen zu verhaften und die Faktorei nebst allen Gütern und Geräthschaften zu konfisciren. Auch den anderen seefahrenden Völkern öffnete sich die Ostsee, die Engländer kamen über das weiße Meer herbei, und wenn auch, in Folge der Kämpfe zwischen Russen und Schweden, die Hansa nicht ganz vom russischen Markt verdrängt wurde, so war doch die Zeit der goldenen Privilegien vorüber, und schließlich blieb nur, und noch bis heute, für Lübeck allein das Geschäft in nordischen Produkten das einzige Erbe aus der hansischen Ostseeherrschaft.

In Schweden hatten die Könige Magnus[561] und Hakon[562] (1361) die Hansa mit den umfassendsten und einträglichsten Handelsprivilegien ausgestattet, ja, anstatt der Gründung einer Faktorei war ihr das Recht eingeräumt, in Stockholm und anderen wichtigen Plätzen die Magistrate zur Hälfte mit deutschen Landsleuten zu besetzen. Hier herrschte ein bedeutendes gegenseitiges Interesse zwischen den Königen und der Hansa. Beide hatten in Dänemark ihren erbittertsten und gefährlichsten Feind, und nur die Hansa hatte durch ihre Siege bewiesen, daß sie gegen ihn der Stärkere sei. So standen die Schwedenkönige förmlich unter der Hansa Schutz und in deren Abhängigkeit, bis Gustav Wasa[563] (seit 1523) Schweden erhob und die hansischen Monopolfesseln brach.

Wenn auch nicht bedeutender, so doch bei weitem wichtiger, ja wahrhaft dämonisch war die Rolle, welche die Hansa in Norwegen spielte. Dort stieß sie bei ihrem ersten Erscheinen sogleich auf eine bereits erstarkte Konkurrenz der Engländer, der Schotten und der Bürger von Bergen, dem Hauptstapelplatz Norwegens und der Nordlandsfahrer, jener Handelsleute, welche vom hohen Norden, von Island, Grönland, den Faröer-, Orkney- und anderen Inseln Fische, feine Pelze, Eiderdunen u. dgl. herbeiführten. Dennoch gelang den Hansen auch hier der Sieg über ihre Gegner, aber ein blutiger und grauenvoller war es, besonders über die Bergener. Diese waren die Herren eines blühenden Handels und der Nordlandsfahrt, und sie waren dies frühzeitig durch die Gunst ihrer Lage in der Mitte der Küsten Norwegens und ihres trefflichen, zu allen Jahreszeiten zugänglichen Hafens geworden. Aber gerade hier wollte die Hansa allein herrschen, und sie errang mit Feuer und Schwert, was ihr mit Gold und List nicht gelungen war. Nachdem sie in zwei Bundeskriegen gegen Norwegen (1284 und 1368) die Könige

[558] Pskow (russ. Псков, Pskov; dt. Pleskau).

[559] Heute Tallinn.

[560] Iwan III. Wassiljewitsch, genannt der Große (russ. Иван III Васильевич, Iwán III Vasílʹjevič; 1440–1505), seit 1462 Großfürst von Moskau.

[561] Magnus Eriksson (1316–1374), von 1319 bis 1364 König von Schweden und von 1319 bis 1355 als Magnus VII. König von Norwegen.

[562] Håkon VI. Magnusson (schwed. Håkan Magnusson; ca. 1341–1380), seit 1343 König von Norwegen und von 1362 bis 1364 Mitkönig von Schweden.

[563] Gustav I. Wasa (schwed. Gustav Vasa; 1496–1560), von 1521 bis 1523 Reichsverweser und ab 6. Juni 1523 König von Schweden.

Erich[564] und Hakon[565] besiegt und ihnen die ausgedehntesten Privilegien über alle Fremden und sogar Freiheit von solchen Abgaben entwunden hatte, die selbst der Norweger entrichten mußte, sandte sie ihre Freibeuter und Kaper gegen Bergen und die Nordlandsfahrer und vernichtete deren Handel, deren Schifffahrt und deren gesammten Wohlstand von Grund aus. So arm waren die Bergener geworden, daß sie Häuser und liegende Gründe den Hansen gegen Geldvorschüsse verpfänden mußten, und da die Auslösung den meisten unmöglich wurde, so blieben die Deutschen die Herren der Stadt, in der sie sich nun zu Tausenden niederließen und allen Verkehr an sich rissen. Das hansische Kontor, hart am Meere gebaut, war ihr größtes, es schloß 22 Höfe in sich, die Kontoristen waren zu klösterlicher Zucht, ja zu Ehelosigkeit verpflichtet – aus demselben Grund, aus welchem Gregor VII.[566] der ganzen Geistlichkeit diesen Zwang auferlegt hatte. Nicht nur in Bergen, in ganz Norwegen war die Hansa Herr, und die Könige des Landes sanken mehr und mehr in hansische Abhängigkeit; durften sie doch selbst den Mord von einem ihrer Statthalter und 60 anderen angesehenen Norwegern nicht zu strafen wagen. Anderthalb Jahrhunderte lang hielt die Hansa diese furchtbare Macht über Norwegen aufrecht. Als sich aber im Jahre 1532 Norwegen mit Dänemark zu einem Staate vereinigte, schlug auch hier der Hansa letzte Stunde, und schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts ist keine Spur mehr von ihrer alten Herrlichkeit in Skandinavien zu finden.

Gegen Dänemark führte die Hansa den ersten Krieg, der sie zu einer politischen Macht erhob (1364 gegen König Waldemar III.[567]), und den letzten (1534 unter Wullenweber[568]), der die dänische Dynastie vom Throne stoßen und die Hegemonie der Hansa über alle Ostseeländer wieder befestigen sollte, mit dessen unglücklichem Ende aber die große handelspolitische Rolle der Hansa schließt. Gegen die dänischen Könige wahrte sie während dieser langen Periode ihre Privilegien mit der größten Entschiedenheit, und selbst, den Sundzoll[569], die Schmach späterer und mächtigerer seefahrender Völker, hat sie sich nie aufbürden lassen. Am längsten behaupteten sich die Deutschen auf Schonen, wo der Häringsfang für sie eine Goldgrube war.

Ganz anders war die Stellung, welche die Hansa zu den Niederländern einnahm. Dort war Brügge der allgemeine Weltmarkt, der alle Gegenstände des Umtausches für die Waaren des Nordens bot, und darum mußte eine Faktorei da selbst den Hansen von höchster Wichtigkeit sein. Sie trafen aber zugleich in den Niederlanden auf ein weit mächtigeres und vorgeschritteneres Handelsvolk, das sie ihre Macht nicht fühlen lassen konnten: hier wurde daher die wechselseitige Unentbehrlichkeit die Grundlage eines niederländisch-hanseatischen Handels, der ihnen wenigstens viele Bevorzugungen vor allen übrigen handeltreibenden Nationen sicherte. Ein ewiger Friede war natürlich auch hier nicht möglich, die Zwiste führten in der Regel hansischer Seits zur zeitweiligen Verlegung ihres Kontors in eine Andere Stadt, wohl auch zur Absperrung aller Ab- und Zufuhr von und nach Flandern und schließlich zur Nachgiebigkeit des bedrängten Brügge; die Gewaltherren, wie in Bergen, durften die Deutschen jedoch nicht spielen. Das Ende der Hansa in den Niederlanden, herbeigeführt durch die Uneinigkeit der Bundesglieder, fällt in den Schluß des 16. Jahrhunderts.

Eine bevorzugtere Rolle spielte die Hansa in England. Als die deutsche Schifffahrt in ihrer Blüthe stand, war England noch ein vorzugsweise Ackerbau und Viehzucht treibendes Land, das in der Industrie noch kaum die ersten Anfänge gemacht hatte. Die ersten Privilegien erhielten die Kölner im Jahre 1203, mit ihnen verbanden sich andere Hansestädte und erbauten das sogenannte Gildehaus in London. Die umfassendsten Freiheitsbriefe und eine Begünstigung, wie sie den Deutschen in keinem

---

564 Erik II. (norweg. Eirik Magnusson; 1268–1299), seit 1280 König von Norwegen.

565 Siehe hierzu S. 159, Anm. 562.

566 Gregor VII. (ursprüngl. Hildebrand von Soana; zw. 1025 u. 1030–1085), seit 22. April 1073 Papst; erste Versuche, den Zölibat durchzusetzen, erfolgten bereits 1022 unter Papst Benedikt VIII. (ca. 980–1024); kirchenrechtl. allg. verbindlich wurde er allerdings erst mit dem 2. Laterankonzil 1139. Damit kam man einerseits dem Wunsch der Laien nach Priestern mit vorbildlichem Lebenswandel nach, zum anderen wurde damit die Unsitte, kirchl. Pfründen zu vererben, endgültig unterbunden.

567 Siehe hierzu S. 157, Anm. 553.

568 Jürgen Wullenwever (ca. 1488–1537), von 1533 bis 1535 Bürgermeister der Hansestadt Lübeck.

569 Die von 1426 bis 1857 von Dänemark erhobene Maut für die den Sund passierenden Schiffe.

andern Lande zu Theil wurde, verdankte die Hansa den drei Eduards[570], die dem Zuwachs an Zöllen zu Liebe, welchen die Hansa ihnen gewährte, und in Rücksicht auf die Hülfe der Hansaflotte in den Kriegen Englands gegen Frankreich ihr besonders gewogen waren; denn mit Hoffnung auf Erfolg konnte damals England keinen Seekrieg ohne die deutsche Flotte führen.

Die Könige, der grundangesessene Adel und der Bauernstand in England hielten aus gleichem Interesse zur Hansa; wie jene höhere Zölle, so erzielten diese höhere Preise für ihre Stapelwaaren, Wolle, Zinn und Felle, als in den englischen Städten damals zu erlangen waren. Desto erbitterter wurden aber diese Städter gegen die Hansa. Diese hatte indeß die Macht in Händen und lachte des ohnmächtigen Grolls, so lange ihr Zwischenhandel zwischen England und dem Nordosten nicht dadurch gestört wurde, griff dagegen, sobald dies geschah, zu desto energischeren Maßregeln, die sich sogar bis zu einer Art Kontinentalsperre[571] steigerten, denn im letzten Fall untersagte die Hansa, soweit ihr Marktgebiet reichte, jeden Handel nach und mit England, und erreichte dadurch und durch zeitweilige Kriegszüge gegen die Seeräubereien der englischen Städte schließlich eine Ausdehnung und Befestigung ihrer Privilegien. Dies geschah namentlich in den Jahren 1470–1473. Damals begnügten die Hansen sich nicht mit der Reinigung der Küsten von englischen Piraten, sie drangen 30–40 Meilen tief in das Land hinein, überall schwere Rache nehmend, und als man es in London wagte, zur Repressalie Deutsche zu hängen, richteten sie eine so gräßliche Verwüstung an, daß die Engländer die Hand zum Frieden boten und zu Utrecht einen Vertrag[572] unter zeichneten, in welchem sämmtliche Freiheitsbriefe der Hansa erneuet und zusammen gefaßt wurden.

Das Hansakontor in London hieß der Stahlhof[573]. Der Geschäftsmechanismus war der gewohnte der Hansa: er beobachtete streng den Grundsatz: nur von hansischer Hand in hansische Hand zu verkehren. Die Strenge des Eigennutzes, mit welcher dies geschah, und die Größe des Gewinns, die dabei zu Tage kam, konnten jedoch auf die Dauer nichts Anderes bewirken, als die Aufklärung der Regierungen über bessere volkswirthschaftliche Grundsätze und die Anspornung des Volks zum eigenen Handels- und Seefahrtsbetrieb. Namentlich war es aber auch das allgemein erwachte Nationalgefühl, welches in England der hansischen Uebermacht entgegentrat, nachdem das Volk freiere Institutionen erlangt hatte. Als dazu noch die Entdeckung Amerika's und des Seewegs nach Ostindien kam, stieg die englische Seefahrt so rasch, als die hansische sank. Die Tudors rüttelten zuerst an den Monopolen der letzteren, und im Jahre 1598 erfolgte endlich die Vernichtung des utrechter Vertrags und Schließung des Hansakontors in London.

Von weniger Bedeutung waren die hansischen Beziehungen zu Frankreich, Spanien und Portugal. Mit Italien bestand kein direkter Verkehr und ebenso wenig mit dem Orient.

So groß die Hansa als lediglich rein aus der Kraft des deutschen Bürgerthums entsprungene Handels- und Seemacht vor uns steht, so gering ist der Dank, den sie sich um die Hebung von Ackerbau und Industrie des eigenen Vaterlandes erworben hat. Die Hansen waren eben nur Kaufleute und handelten als solche nach der Maxime: die Waaren da zu kaufen, wo sie am wohlfeilsten zu haben waren, und da zu verkaufen, wo sie am besten zu verwerthen waren. – Die Beschränktheit dieser Maxime des Eigennutzes trägt zugleich die Schuld davon, daß die Hansa es nicht vermochte, ganz Deutschland zu einer Handelsmacht ersten Ranges zu einigen und zu erheben. Leider trägt aber die Hansa diese Schuld nicht allein, die Landesherren beherrschte nicht minderer Eigennutz, sie sahen in den reichwerdenden Städten ihre ärgsten Feinde und stellten daher dem reichmachenden Verkehr so viel Schranken als möglich in den Weg. Und endlich gebührt vielleicht ein ebenso schwerer Theil der Schuld der Zunftverfassung der

---

[570] Eduard I. (engl. Edward I; 1239–1307), Eduard II. (engl. Edward II; 1284–1327) und Eduard III. (engl. Edward III; 1312–1377).

[571] Die von Napoléon I. am 21. November 1806 in Berlin verfügte Wirtschaftsblockade über das Vereinigte Königreich und dessen Kolonien, kurz „Kontinentalsperre" genannt. Damit wurde das in Frankreich schon seit 1796 bestehende Importverbot für brit. Waren auf sämtliche Staaten im frz. Einflußbereich ausgeweitet. Großbritannien sollte mit den Mitteln des Wirtschaftskrieges zu Verhandlungen mit Frankreich gezwungen, und die frz. Wirtschaft gegen europ. und transatlantische Konkurrenz geschützt werden. Die Kontinentalsperre hatte von 1806 bis 1813 Bestand.

[572] Von 1474.

[573] Der 1475 eingerichtete Stalhof (engl. Steelyard); er wurde 1859 verkauft.

Hansestädte selbst, die, wie noch heut zu Tage, soweit ihr unsinniger Zopf die Köpfe schmückt, keine freie Anwendung von Kapital und Arbeit zuließ. Der Verkehr der Hansa drang in das Innere Deutschlands nicht weiter, als der Bund selbst reichte, also nach Sachsen und Thüringen (Erfurt, Zerbst, Magdeburg), Westphalen und Rheinland, Schlesien und selbst Böhmen; das ganze Oberdeutschland lag, wenige Handelsartikel ausgenommen, ziemlich außerhalb der Hansa-Verkehrsgrenzen.

Wir haben die Ursachen des Untergangs der Hansa oben mehrfach angedeutet. Es waren innere und äußere. Zu den inneren gehört vor allen die Verfassung selbst, die den Eigenwillen des Einzelnen nicht zu brechen, keine einheitliche Macht zu schaffen vermochte, die allerdings besser war, als die damals ringsum herrschende Feudalanarchie, die aber, als diese Anarchie verschwand, auch ganz werthlos geworden war. Als nach der Entdeckung von Amerika allenthalben auch der Sinn für staatliche Fortschritte rege wurde, blieb nur die Hansa unverrückt auf dem alten Boden stehen, sich durch ihre Verfassung jeden Weg zum Bessern selbst verschließend. Daher fehlte ihr jeder innere Halt, als die Stürme von außen über sie kamen. Es strafte sich jetzt, was sie gegen die nationale Politik gesündigt hatte. Während ihrer Machtfülle hatten die Städte der Hansa, in ihrem einseitigen Verfolgen von Handelsvortheilen, sich um Deutschland so gut wie gar nicht bekümmert, ja, sie schienen zu Zeiten Deutschland gar nicht angehören zu wollen, so fern hielten sie sich vom Kaiser und von den Geschicken des Reichs; als nun aber ihrem Uebermuth in der Fremde allenthalben mit der Vernichtung ihrer Privilegien vergolten wurde, da gedachten sie plötzlich ihres natürlichen Zusammenhangs mit Deutschland und verlangten, daß das Reich den Schutz ihres Handels als eine Nationalangelegenheit ansehe. Sie hatten zur guten Zeit verschmäht, in ächt bürgerlicher Politik die Macht des Kaisers zu stärken, und mußten nun sich gefallen lassen, von den frei gewordenen Landesherren ihrer besten städtischen Freiheiten beraubt zu werden. Den schwersten Schlag übte dies auf die Seemacht Deutschlands aus, die bisher allein durch die Hansa vertreten worden war. Sie ging, verlassen vom Reich, das ihr nicht helfen konnte, und von den Fürsten, die ihr nicht helfen wollten, jämmerlich zu Grunde.

Mit der Seemacht sank die Handelsmacht. Je trotziger früher die Hansen auf ihre Vorrechte gepocht, je rücksichtsloser sie die Unterthanen der verschiedensten Herrscher ausgebeutet hatten und je weniger nun die Furcht vor ihrer Flotte Bedenken erregte, um so gehässiger verfuhr man gegen sie. Dazu kamen die neuen Länder, die neuen Waaren, die neuen Verkehrsmethoden, welche neue Kräfte forderten; die Hansa besaß nicht mehr die Kraft zu solch frischem Aufschwung. Sie saß am Steuer eines Wracks, das der kleinste Sturm in den Wellen begraben mußte, und es kam der größte über sie, der je die Welt verheert hat: der dreißigjährige Krieg. Als der Sturm schwieg, war das Wrack verschwunden.

Die alte Hansa ist dahin. Sie war, trotz ihrer vielen Gebrechen und Mängel, trotz des zu vorherrschend materiellen Zwecks, dennoch eine der größten Erscheinungen der Geschichte und füllt in der deutschen Geschichte ein Blatt unvergänglichen Ruhmes.

Von der alten Hansa ist auf die neue Zeit allerdings nichts gekommen, als die Bezeichnung „Hansestädte“ für das Kleeblatt Hamburg, Lübeck und Bremen. Da es aber grade Handel und Seefahrt sind, welche auch diese Städte groß machten oder wenigstens aufrecht erhielten, so ist es allerdings der Geist der alten Hansa, der in ihnen, nur in der Form des modernen Staats, fortlebt.

Erkennen wir als das Bewundernswürdigste an der alten Hansa die außerordentliche Energie und Zähigkeit, mit welchen sie ihre Zwecke verfolgte, so müssen wir die heutigen Hanseaten als ächte Nachfolger der alten ehren: denn, wer die Geschichte überblickt vom Niedergang des Sterns des Hansa-Bundes bis zum Aufgang des neuen unter dem deutschen Bunde[574], gegenüber der ungeheuren Masse

[574] Der mit der Schlußakte des „Wiener Kongresses“ vom 8. Juni 1815 konstituierte Staatenbund aus 38 souveränen deutschen Staaten, der bis 1866 bestehen sollte. Ihm gehörten ursprüngl. an: 1. Österreich (ohne Galizien und Lodomerien, Ungarn, Kroatien, Dalmatien und Lombardo-Venetien), 2. Preußen (ohne Ost- und Westpreußen und das Großherzogtum Posen), 3. Bayern, 4. Sachsen, 5. Hannover, 6. Württemberg, 7. Baden, 8. Hessen-Kassel, 9. Hessen-Darmstadt, 10. Holstein, 11. Luxemburg, 12. Braunschweig, 13. Mecklenburg-Schwerin, 14. Nassau, 15. Sachsen-Weimar-Eisenach, 16. Sachsen-Gotha, 17. Sachsen-Coburg, 18. Sachsen-Meiningen, 19. Sachsen-Hildburghausen, 20. Mecklenburg-Strelitz, 21. Oldenburg, 22. Anhalt-Dessau, 23. Anhalt-Bernburg, 24. Anhalt-Kö-

Unglücks, niederschmetternder Ereignisse, hemmendsten Drucks in dieser Zeit, die heutige Blüthe von Hamburgs und Bremens Weltverkehr betrachtet, den erfüllt dieser Vergleich mit gerechtem Erstaunen. Wenige Völker haben in ihren Geschichtsbüchern eine Zeit zu verzeichnen gehabt, wie die Deutschen vom Jahre 1648 bis 1848 – dem Jubiläumsjahre des westfälischen Jammers[575] –, und dennoch genügten dem alten deutschen Fleiße und der hansischen Energie 30 Friedensjahre, um die verödeten Häfen wieder mit Schiffen, die leeren Kassen wieder mit Betriebskapital zu füllen und im schaffenden Volk wieder Vertrauen und Unternehmungsmuth herzustellen.

Von den drei Hansestädten nimmt Hamburg den obersten Rang ein. Es ist mit Altona („All to nah") der dritt-, ohne dasselbe der viert-große Markt der Welt. Nur London und New York stehen über ihm und nur Liverpool steht ihm gleich; auf dem Festland Europa's behauptet es den ersten Platz. Zahlen reden: der Werth der Einfuhr beläuft sich im Durchschnitt auf 500, der der Ausfuhr auf 450 Millionen Mark Banko[576]; jährlich kommen in Hamburgs Hafen gegen 5000 große Seefahrer an, und gegen 2000 gehen ab; Hamburgs Rhederei zählt nahe an 500 Seeschiffe, darunter eine ansehnliche Dampferflottille. Und alles dies finden wir in einer Stadt, welche, um nur von aller Unbill der Zeiten das Hervorragendste anzudeuten, im Jahre 1712 von der Pest entvölkert, 1713 von den Dänen ausgeraubt, 1771 vom Wasser beinahe vernichtet worden war, die ferner, außer den enormen Verlusten durch Bankerotte während der französischen Revolution und durch die unaufhörlichen Blokaden und Besetzungen in der Zeit von 1803 bis 1814, allein an Kontributionen über 140 Millionen Mark aufzubringen hatte, die endlich 1831 der Verheerung durch die Cholera, 1842 durch die furchtbare Feuersbrunst erlag und zum Schluß der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts noch Schmach und Schaden einer dänischen Blokade[577] zu erleben hatte. Wenn eine Stadt nach solchen Unglücksstürmen das Haupt noch so hoch tragen kann, wie Hamburg, so darf man allerdings fragen: Wem gebührt die Ehre einer solchen Erscheinung? –

Wir können sie unbedenklich dem Geiste des Volks der alten Hansestadt zuerkennen, wenn auch die Natur, die Lage der Stadt diesem Geiste eine nicht unbedeutende Stütze bietet. Die Erfahrung lehrt uns, daß an der Mündung schiffbarer Ströme, die aus bevölkerten Ländern kommen, große Handelsemporien am besten gedeihen. Wir sehen dies im Großen an Newyork, Neworleans, London, Hamburg und im kleineren Maßstabe an Bremen und Stettin, an Bordeaux und Marseille; das stromlose Triest fühlte diesen Mangel und litt mehr und mehr unter ihm, bis der Dampfstrom der Gegenwart, die Eisenbahn, diesen Mangel ersetzte. Die Elbe hat demnach geholfen, Hamburg groß zu machen, aber die Herrschaft, die es über den gesammten germanischen Norden: Niederdeutschland, Dänemark und die skandinavischen Königreiche, ausübt, diese Herrschaft verdankt es der Beharrlichkeit im Kampfe gegen alle Unterdrückungs- und Befreiungsversuche seiner Nachbarn. Namentlich blieb Dänemark auch der neuen Hansen erbittertster Feind. Die Thatsache, daß Hamburg nichts weniger als die merkantile Metropole der skandinavischen Länder ist, reizte besonders Kopenhagen zu rastlosen Versuchen, sich auf diese hohe Stelle zu erheben. Aber vergebens: Hamburgs Börse gibt nach wie vor den Ton an für alle Börsen des Nordens, die nur als deren Töchter gelten können, sowohl Kiel, wie Flensburg, Kopenhagen wie Christiania[578] und Bergen und selbst Stockholm. Es ist ein an sich nicht tadelnswerthes, aber immerhin fast lächerliches Abmühen jener kleineren Märkte, der Anziehungskraft eines Welthandelsplatzes sich erwehren zu wollen, der einmal der Stapelort für die Natur- und Iudustrieerzeugnisse aller umliegenden Länder geworden ist. Trotz aller kopenhagener Umtriebe muß selbst der verbissenste Skandi-

---

then, 25. Schwarzburg-Sondershausen, 26. Schwarzburg-Rudolstadt, 27. Hohenzollern-Hechingen, 28. Liechtenstein, 29. Hohenzollern-Sigmaringen, 30. Waldeck, 31. Reuß älterer Linie, 32. Reuß jüngerer Linie, 33. Schaumburg-Lippe, 34. Lippe, 35. Lübeck, 36. Frankfurt a. Main, 37. Bremen, 38. Hamburg (Aufzählung nach der „Deutschen Bundesakte", Art. 6).

[575] Mit dem Friedensschluß von Münster am 15. Mai 1648 und zu Osnabrück am 24. Oktober 1648 war der Dreißigjährige Krieg beendet worden.

[576] Siehe hierzu S. 149, Anm. 536.

[577] Im Zuge des von 1848 bis 1850 währenden Schleswig-Holstein-Konflikts (Friedensschluß 1851; siehe hierzu S. 176, Anm. 596).

[578] Der Name Oslos von 1624 bis 1924.

navier, der Producent wie der Zwischenhändler, die skandinavischen Produkte in Hamburg suchen, denn nur dort findet er sie in so vollkommener Auswahl, wie keiner der kleineren Märkte sie ihm bieten kann, und nur dort hat der Kleinhändler die größte Sicherheit und billige Einkaufspreise, sowie stets flüssiges Geld, einen Artikel, an welchem Hamburg allein weit mehr besitzt, als die drei skandinavischen Königreiche zusammen genommen. Man hat aber in Kopenhagen längst vergessen, daß Nationalhaß und die erste beste politische Gelegenheit nicht die Dinge sind, um einen Ceutralhandelsplatz zu schaffen. Auch beim besten Willen, beim tiefsten Verständniß der dazu gehörigen Bedingungen, läßt ein solcher Platz sich nicht machen, sondern er muß entstehen: es bedarf Jahrzehnte und Jahrhunderte, um den Organismus in allen seinen Kanälen, Treibrädern, Wellen und Kämmen auszubauen und zu regeln, das Verhältniß von Kapital und Kredit festzustellen und eine Bevölkerung heranzuziehen, die in ihrer großen Mehrzahl nur für den Handel lebt. Dazu kommt, daß Kopenhagen der Strom und das große Hinterland fehlen, welche einem Centralmarkt die Nahrung geben könnten. Die Lage der dänischen Städte bringt es mit sich, daß dort der Handel sich isolirt und vereinzelt dem Zuge ins Ausland folgt. Der stärkste Zug geht aber immer nach Hamburg, wo die kommercielle Strömung sich koncentrirt.

Von politischer Wichtigkeit ist diese merkantile Macht Hamburgs besonders in Beziehung auf Schleswig-Holstein[579]. Wir preisen die Ideen des Patriotismus und der Nationalität, welche die Herzen der Nordalbingier mit rührender Treue stets dem Vaterlande zugewendet erhalten, aber Ideen und Gefühle können der Zeit unterliegen: das Bedürfniß ist die mächtigste Kette. So wenig Kopenhagen je der Centralpunkt für die Gewerbs- und Betriebsthätigkeit der jetzt zu Dänemark gehörigen Lander werden kann, so wenig ist es im Stande, gerade die deutschen Gebietstheile von ihrem Lebenszusammenhange mit Hamburg loszureißen. Hamburgs Einfluß herrscht im Lande überall und selbst in dem dänischen Nordschleswig. Für den hamburger Markt arbeiten die Melkereien und Meiereien, die Buttermaschinen und Käsekessel in den großartigen Milchwirtschaften, die der Stolz der Ostseite sind und welche alljährlich für mehre Millionen Thaler ihrer Produkte dorthin versenden. Für Hamburgs Hafenschlachtereien wird auch jetzt noch, nachdem England längst eine direkte Verbindung mit der Westküste hergestellt hat, ein ansehnlicher Theil jener ungeheuren Rinderheerden gemästet, welche die Marschen der Nordfriesen, Eiderstedter und Dithmarsen nähren. Für Hamburg, nicht für Kopenhagen, bauen die Schiffszimmerleute von Apenrade[580] die meisten Fahrzeuge und fahren sieben Achtel der Schiffe, welche dieser kleine Ort auf dem Wasser hat. Von Hamburg, oder, was für diese Betrachtung dasselbe ist, von Altona bezieht man seine bessern Möbeln, seine meisten Luxusartikel, seine Bücher. In Hamburg oder Altona versieht sich der schleswigsche Kaufmann, ganz so wie der holsteinische, mit den Bedürfnissen seines Lebens, und von Hamburg lassen die Landwirthe beider Herzogthümer sich die Speciesmünze[581] schicken, die sie zur Zahlung der Steuern etc. brauchen. „Vom Süden, heißt es, vom deutschen Süden kommt uns Gewinn und Bildung; vom Norden hat man bloß magere Hefte, torte Pötte, danske Präste (magere Pferde, schwarze Töpfe, dänische Pfaffen) zu versenden“[582] – so spricht man in den Herzogthümern. Noch im Jahre 1768 mußte auch Hamburg sich gefallen lassen, von den dänischen Königen als eine holsteinische Landstadt angesehen zu werden; erst in demselben Jahre ward es von den Fesseln der Anmaßung, und Ränkesucht des Inseldänen frei: – es kann also in wenigen Jahren das hundertjährige Freudenfest seiner wirklichen Befreiung von Dänemark feiern. Möge dieses Fest nicht vorübergehen, ohne daß die noch unter demselben Joche seufzenden Herzogthümer es mit feiern dürfen.

579 Siehe hierzu S. 176, Anm. 596.

580 Dän. Aabenraa, eine traditionelle Werftstadt in Süddänemark.

581 Der Hamburger Speziesbanktaler (3 Bankmark) in ⅞ Feinheit nach dem 9-Taler-Fuß (Silbergehalt: 25,984 g).

582 So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 206-210.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [254]-257.

Das Seemannshaus in Hamburg.

Gegenüber dem Stintfang oder der Elbhöhe bei Hamburg, und von dieser nur durch den breiten Stadtgraben getrennt, erhebt sich das so genannte Hornwerk. Beide Höhen, die bedeutendsten in unmittelbarer Nähe der Stadt, berühren mit ihrem Fuße den Quai des Rummelhafens, wie man die geräumige Wasserstraße der an Hamburg vorüberströmenden Vorderelbe nennt, welche die großen und meistentheils sehr tief gehenden Seeschiffe aufzunehmen bestimmt ist. So lange Hamburg Festung war, mußten die genannten beiden Erhebungen für die Befestigung der Stadt und die Vertheidigung ihrer hauptsächlichsten Lebensader, des Elbstromes, von größter Wichtigkeit sein; denn von hier aus ließ sich der tiefe Stromarm in seiner ganzen Breite durch Geschütze von schwerem Kaliber bestreichen und die etwa beabsichtigte Okkupirung der dem Hafen gerade gegenüber liegenden Insel Steinwärder[583] durch einen kühn vordringenden Feind wenn nicht ganz verhindern, doch gewiß sehr erschweren. Mit der Entfestigung des großen Handelsemporiums der Niederelbe kam die militärische Bedeutung erwähnter Höhen so dicht am Hafen in Wegfall. Die früheren Festungswälle wurden zum Theil abgetragen und ausgeebnet, und mit großem Kostenaufwande in jene herrlichen Parkanlagen verwandelt, die eine der schönsten Zierden der alten Hansestadt sind und nach drei Seiten hin sie wie ein breiter Gürtel von duftenden Blumen und grünen Bäumen umschlingen.

Auf dem Hornwerke erbaute die Industrie nach beendigter Entfestigung eine von Dampfkraft getriebene Mühle, deren hohen Schornstein mit seiner schwarzen Rauchsäule elbaufwärts segelnde Schiffer schon bei Altona ansichtig wurden. Hier nun erhebt sich jetzt das stolze, weithin sichtbare Gebäude des deutschen Seemannshauses, dessen innere Einrichtung im September 1861 vollendet und das im Mai des folgenden Jahres seiner Bestimmung übergeben wurde. Der Plan zu diesem gewaltigen Gebäude ward von dem Hamburger Architekten Zimmermann[584] entworfen und der Bau nach demselben unter der Leitung des Maurermeisters Reichardt[585] ausgeführt. Wie alle Bauten in den steinarmen Niederungen der großen Strommündungen Norddeutschlands ist auch das Seemannshaus in Hamburg ein Ziegelbau, aber von so großer Solidität, daß, wenn nicht furchtbare politische Stürme über unser Gesammtvaterland hereinbrechen sollten, derselbe Jahrhunderte überdauern dürfte.

[583] Steinwerder.

[584] Carl Johann Christian Zimmermann (1831–1911).

[585] Wohl Johann Franz Wilhelm Reichardt (Lebensdaten nicht ermittelt).

DAS NEUE SEEMANNSHAUS IN HAMBURG.

Das Gebäude besteht aus zwei tiefen, drei Stockwerke hohen Flügeln mit flachem Dach. Zwischen den Flügeln, diese mit einander verbindend, erhebt sich das Treppenhaus, das in einen stumpfen Thurm, den später eine Uhr schmücken wird, ausläuft, und durch eine Glaskuppel der Treppe Licht verleiht. Aus allen Vorderfenstern des Gebäudes überblickt man entweder den Mastenwald des Hafens, oder den majestätischen Strom selbst mit seinem ewigen Schiffsgewühl bis unterhalb Altona. Die reich bebauten, fruchtbaren Elbinseln Steinwärder, Finkenwärder[586], Waltershof etc. schwimmen wie grüne Oasen auf den Gewässern des Stromes und gewähren das Bild eines Wohlstandes und einer rastlosen Gewerbs- und Handelsthätigkeit, das in jedem Beschauer einen wohlthuenden Eindruck zurückläßt. Auf keinem Punkte Hamburgs erhält der Fremde einen so plötzlichen und tiefgehenden Einblick in die grandiöse Handelsthätigkeit dieser merkwürdigen Bürgerstadt, und in die wichtigen Verbindungen, die sie vermittelst ihrer Handelsmarine mit allen bedeutenden Plätzen des ganzen Erdballes unterhält. Dieser großartigen Handelsthätigkeit und dem Geiste, der sie fortwährend lebendig erhält, entspricht auch vollkommen der Bau und die innere Einrichtung des Seemannshauses, das wir uns nicht als eine Zufluchtsstätte für invalide, dem Leben schon großentheils abgestorbene Seefahrer vorstellen dürfen, sondern das jahraus jahrein der Sammelplatz erfahrener, seegewohnter Männer und muthvoller, unternehmungslustiger Jünglinge sein soll.

Nicht mit Unrecht wirft man den Seeleuten, insbesondere den Matrosen eine gewisse Rohheit vor, die sich oft unangenehm fühlbar macht, wenn eine große Anzahl dieser so unentbehrlichen Menschen längere Zeit ohne bestimmte Beschäftigung am Lande verweilen. Die Gewalt des Kapitäns über die ihm untergebene Mannschaft hört auf, so wie der Matrose das Schiff verläßt, auf dem er dient. Am Lande ist er so lange sein eigener unbeschränkter Herr, als sein Urlaub dauert, und, ist er „abgemustert“, d. h. durch Auszahlung seines Lohnes (Heuer) vor dem „Schout“[587] seines Dienstes entlassen worden, ein völlig freier Mann, bis eine neue Heuer ihn bindet und wieder an Bord seines Fahrzeuges ruft. Diese Freiheit, welche eine durchaus ungebundene ist, verlockt die lebenslustigen, muskelstarken jungen Leute, die oft Monate lang in Sturm und Wetter die schrecklichsten Entbehrungen auf See erdulden und sich Arbeiten hingeben müssen, bei denen den meisten Binnenlandsmenschen vor Angst das Haar zu Berge steigen würde, zu mancherlei Ausschweifungen und Excessen, die man nicht loben kann, die sich aber durch die Verhältnisse leicht erklären und meistentheils auch bis zu einem gewissen Grade entschuldigen lassen. Je größer die Stadt und deren Seeverkehr ist, desto stärker müssen die Verlockungen für die unbeschäftigten Mannschaften vor Anker liegender Schiffe sein, besonders dann, wenn es an einem bestimmten Versammlungsorte fehlt, wo Gleichgesinnte und Gleichstrebende sich finden, sprechen und über diejenigen Gegenstände, die für sie das größte Interesse haben, sich ungestört unterhalten können.

In Hamburg ging bis jetzt jeder Seemann, der keine Verwandte in der Stadt oder in deren nächster Umgebung hatte, zu dem „Schlafbaas,“[588] bei dem er Wohnung nahm, der ihn verpflegte, d. h. ihn mit der erforderlichen leiblichen Nahrung versorgte, so weit dies gewünscht wurde, ihm sein Geld aufbewahrte, nöthigenfalls auch eine entsprechende Summe auf die zu erhebende Heuer vorstreckte, im Uebrigen aber sich um alles Andere nicht weiter kümmerte. Der Baas war demnach wirklich nur ein Herbergsvater, bei welchem der abgemusterte Matrose Kost und Logis, und, vorausgesetzt, daß er es nicht vorzog, die Nächte in den verführerischen Tanzlokalen St. Pauli’s unter wilden Bacchanalien zu verschwelgen, auch eine Schlafstelle gab.

Durch die Eröffnung des Seemannshauses ist – und das haben die Erbauer desselben wohl mit bezweckt – in dem Leben der Seeleute, ganz besonders aber der Matrosen, zu Lande eine nicht unbedeutende Veränderung eingetreten. Hier soll und wird der fremde oder verwaiste Matrose, der ganz allein dasteht in der Welt, so oft das Schiff, auf dem er „angemustert“ war, in den Hafen legt, eine Heimath finden, wo er ruhig wohnen kann und wo jeder billige Wunsch ihm erfüllt wird. Das Seemannshaus öffnet seine fürstlichen Pforten Jedem, der als Gast einzutreten wünscht. Es weist ihm eine Zelle, geräumige Wohnung, ein gesundes Schlafgemach mit gutem Bett und allen Bequemlichkeiten eines

---

[586] Finkenwerder.

[587] Holl., seemännisch soviel wie Aufseher.

[588] „nd. slaapbaas, der wirth von sogenannten sleepers, schlafgästen“ (DWG, Bd. 15, Sp. 273).

bürgerlich eingerichteten Hauswesens an. Zu bestimmter Tagesstunde wird ihm das Frühstück servirt und ruft die Glocke ihn zu der gemeinschaftlichen Tafel im großen Speisesaal, wo eine gute, schmackhaft zubereitete Kost seiner wartet. Der Preis für Logis, Kost und Aufwartung beträgt wöchentlich 9 Mark Courant (3 Thlr. 18 Sgr.). Für Reinigung der Wäsche etc. sorgt, wie für die körperliche Verpflegung seiner seemännischen Gäste der Oekonom des Hauses, ein ehemaliger Kapitän, der in früheren Jahren ebenfalls die Meere durchpflügt hat und aus Erfahrung weiß, wie dem von Strapatzen ermüdeten Seemanne in einem Hafenorte zu Muthe ist, welche Genüsse er sich zu verschaffen wünscht, in welcher Weise er sich am Besten unterhält und zerstreut.

Im Seemannshause ist für Alles gesorgt. Da gibt es Rauch-, Konversations- und Billardzimmer, die jeder darin Aufgenommene nach Belieben benutzen kann. Damit aber der höher Gebildete nicht genöthigt werde, stets mit dem minder Gebildeten oder alle Bildung absichtlich Fliehenden zusammen sein zu müssen, hat man die Einrichtung getroffen, daß Kapitäne, Steuerleute und Matrosen besondere Räume für sich haben, sich also, wenn sie es wollen, beliebig trennen können. Ohne Zweifel aber wirkt das Zusammenleben von Kapitänen, Steuerleuten und Matrosen in ein und demselben Hause und nach Gesetzen und Vorschriften, die für Alle gleichmäßig gelten, vortheilhaft gerade auf die weniger Gebildeten. Die Ordnung des Hauses, der sich Alle unterwerfen müssen, die aber keineswegs in mönchischer Zucht besteht, legt jedem Einzelnen einen wohlthuenden Zügel an, der den Gebildeten nicht drückt, den Ungebildeten und Rohen aber nöthigt, sich zu mäßigen und zu beherrschen. – Auch an Bildungsmitteln fehlt es in dem Seemannshause nicht. Es gibt einen geräumigen Lehrsaal, wo Vorträge über Gegenstände gehalten werden, in denen jeder tüchtige Seefahrer wohl bewandert sein muß; ferner für Leselustige ein Lesezimmer etc.

So ist denn in diesem schönen Gebäude für die Seefahrer in einer Weise gesorgt, welche der Bedeutung Hamburgs als Welthandelsstadt ebenso, wie der Bildung und den Anforderungen des neunzehnten Jahrhunderts entspricht. Der Seemann, welcher, auf unbestimmte Zeit heimkehrend von seinen Reisen oder als Fremder der späteren Heimkehr harrend, bei angenehmer Unterhaltung und in erheiterndem Umgange seine Stunden im Seemanshause verleben will, dem erschließen sich dessen gastliche Pforten, gezwungen dazu wird Keiner. Die bedeutenden Räumlichkeiten des Hauses enthalten zur Zeit 36 Schlafzimmer für Kapitäne und Steuerleute im ersten Stock, und 92 Schlafstellen für Matrosen im zweiten Stock; der dritte Stock ist noch nicht vollkommen eingerichtet. Parterre befindet sich in einem großen Saale die riesige Schenke, welche durch eine Maschinerie mit der im Souterrain gelegenen Küche in Verbindung steht, um die verlangten Speisen und Getränke ohne Zeitverlust heraufzubefördern. An die Küche grenzen die Speisegewölbe, die Wäscherei mit der Trockenkammer; ferner Vorrathskammern und die Räume zur Unterbringung des Feuerungsbedarfs. Ein gewaltiger englischer Kochherd dient zur Bereitung der Speisen, zwei Kessel von bedeutenden Dimensionen zum Kochen der erforderlichen Suppen und des unentbehrlichsten aller Gemüse, der Kartoffeln, die bei keinem Mittagsmahle auf dem Tische des Norddeutschen, ganz besonders aber der Seeanwohner, fehlen dürfen. Badezimmer sind ebenfalls vorhanden. Das ganze gewaltige Gebäude wird von Unten bis Oben hinauf mittelst Wasserheizung erwärmt, wozu sieben sogenannte Bakon'sche Oefen[589] im Souterrain verwendet werden.

An den östlich gelegenen Flügel schließt sich ein nur zwei Stockwerke hoher kleinerer Eckflügel an, welcher von dem eigentlichen Seemannshause durch einen kleinen Zwischenraum geschieden wird und einen besondern Eingang hat. Es ist das Hospital des Seemannshauses. Die Zimmer zur Aufnahme der Kranken sind sehr wohnlich und comfortabel eingerichtet und jede Etage hat ein eigenes Badezimmer.

Bedenkt man, daß die Zahl der Seeschiffe, einschließlich der Dampfschiffe, am Schlusse des Jahres 1862 auf 506 gestiegen war, daß jeder der fünf großen Oceandampfer „Hammonia", „Borussia", „Bavaria", „Saxonia" und „Teutonia", welche zusammen in regelmäßigen Fahrten den Verkehr mit New-York vermitteln und zugleich als Postschiffe zwischen den Vereinigten Staaten, England und Deutschland dienen, eine Bemannung von hundert Personen hat; daß ferner die Zahl der jährlich in

---

[589] Ein gewisser Anthony Bacon Esq. (Lebensdaten nicht ermittelt) hatte die Dampfheizung für seine Gewächshäuser entwickelt. Allerdings gab es auch einen J. L. Bacon in Augsburg (heute Berlin), der Dampfheizungssysteme vertrieb.

Hamburg ankommenden Seeschiffe zwischen fünf- und sechstausend beträgt, und daß die Mannschaft aller dieser Schiffe zusammengenommen eine Seelenzahl von nahezu 50,000 Köpfen repräsentirt: so wird man zugeben müssen, daß die Errichtung einer Anstalt, wie sie jetzt in dem Seemannshause vorhanden ist, ein nothwendiges Bedürfniß für Hamburg war und für ungezählte Tausende eine Wohlthat werden kann.

Ernst Willkomm[590].

---

[590] Der Schriftsteller, Jurist und Philologe Ernst Willkomm (1810–1886).

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 30-32 u. 261-267.

Das neue Waisenhaus in Hamburg.

Im Juli jeden Jahres wiederholt sich in Hamburg ein Fest, das immer von Neuem die gesammte Bevölkerung der großen und reichen Seehandelsstadt in eine ganz eigenthümliche Aufregung versetzt. Die Meinung, Hamburgs Bevölkerung pflege im Allgemeinen nur materiellen Interessen zu dienen und die große Mehrzahl seiner Bewohner jage ausschließlich der Vermehrung und Anhäufung des Mammons nach, ist eine so allgemein verbreitete, daß es schwer fallen mag, der nichthamburgischen Welt eine andere und bessere Ueberzeugung von den Bürgern des ersten und mächtigsten Emporiums Deutschlands beizubringen. Wer aber jemals Gelegenheit hatte, Hamburg im Juli zu besuchen, und daselbst dem Feste beizuwohnen, von dem hier die Rede ist, der wird die Mauern und Thore der alten Hansestadt wahrscheinlich mit andern Gefühlen verlassen, als mit denen er sie betreten hat.

Es ist das Waisengrün[591], von dem wir sprechen, ein Fest, an dem sich das ganze Volk betheiligt, von dem schon Wochen vorher gesprochen wird, auf das jedes glückliche Kind, das liebevoll sorgende Aeltern besitzt, sich freut, und das den Augen Bemittelter und Unbemittelter stets Thränen der Freude, des tiefsten Mitgefühls und stiller Dankbarkeit entlockt. Das Waisengrün ist ein Volksfest im schönsten und edelsten Sinne, ein Volks- und Kinderfest, wie man es vielleicht in ganz Deutschland nirgends wieder findet, und das alle Klassen der Bevölkerung der großen Stadt in allgemeine Betrübniß stürzt, wenn der Himmel sich bewölkt und strömender Regen die Freude den zahllosen Tausenden verdirbt, die sich schon lange vorher darauf vorbereiten.

Für Volksfeste in gewöhnlichem Sinne gibt es im Norden Deutschlands keinen rechten Boden. Die ganze Natur ist nicht dazu angethan; das Volk, an schwere Nebel, rauhe Winde, heftige Stürme gewöhnt, kennt den Humor der heitern Südländer nicht und weiß ihn auch nicht zu schätzen. Dafür aber besitzt es eine theils angeborene, theils anerzogene Neigung für gemüthlich-stille Häuslichkeit. Es liebt und schätzt das Familienleben und hütet dies mit einer Liebe und Treue, die Fremde überrascht und anheimelt. Jene zarten und festen Bande, welche Aeltern und Kinder aneinander ketten, und sie zu einem patriarchalischen Ganzen verschmelzen, sind nirgends stärker, wie im deutschen Norden, und ersetzen Vieles, was sonst der kühler gearteten Natur des Nordländers abgehen mag. Es ist nicht Sitte an der Niederelbe, daß das Haupt der Familie den Abend oder ein paar Abende in der Woche außer dem Hause zubringt, wie das häufig im Süden vor kommt. Mit der Beendigung der Geschäfte kehrt der Familienvater in den Kreis der Seinen zurück, die ihn sehnsüchtig erwarten, ihn herzlich und liebevoll empfangen, und nun erst beginnt innerhalb des stets höchst gemüthlich und, wenn die Mittel es erlauben, bequem, ja luxuriös eingerichteten Hauses ein herzliches und sinniges Zusammensein, das Jeden, der Sinn für das wahre Schöne hat, immer anmuthen muß. Dann umringen Söhne und Töchter den von den Mühen des Geschäftes ermatteten Vater, und Alle beeilen sich, ihm das Dasein im Hause, das er lange

[591] Das Volksfest Waisengrün wurde zwischen 1633 und 1876 jährlich am ersten Donnerstag im Juli veranstaltet; das letzte Waisengrün fand am 6. Juli 1876 statt.

DAS NEUE WAISENHAUS IN HAMBURG.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Stunden hat entbehren müssen, so angenehm wie möglich zu machen. Dann umschlingt ein gemeinsames Band der Liebe, der Aufmerksamkeit, des gegenseitigen Zuvorkommens Aeltern und Kinder; dann sieht man es gern, wenn Freunde ungerufen einkehren, wenn Fremde kommen und es sich wohl sein lassen in einer Umgebung, die, ohne viel Geräusch zu machen, doch den Pflichten der Gastlichkeit vollkommen Rechnung trägt.

Diese dem Anwohner der Niederelbe zur Gewohnheit gewordene lobenswerthe Sitte erreicht in Hamburg ihren Höhepunkt, und ihr ist wohl vorzugsweise die Entstehung und die jährlich sich wiederholende Feier des Waisengrüns, dieses fast einen religiösen Charakter tragenden Volksfestes, zuzuschreiben.

Wohlthätigkeitssinn und mitleidige Theilnahme an Anderer Leid ist ein hervorragender Zug im hamburgischen Volkscharakter, wenn es auch der Ausnahmen gar manche gibt, die von Wohlthun und Mittheilen nichts wissen wollen. Dieser die Masse des ganzen Volkes durchdringende Wohlthätigkeitssinn offenbart sich am schönsten und rührendsten beim Waisengrün.

Die früh schon ihrer Aeltern beraubten Kinder, denen das Glück keine reiche Spende für's Leben mitgab, verlassen an einem dazu bestimmten Tage ihre gemeinsame Wohnung, um in ihren Festtagskleidern, grüne Kränze im Haar, die Anführer und Anführerinnen durch Schärpen und anderen Schmuck vor den Uebrigen sich auszeichnend, diese Stäbe mit schwanken Kränzen, jene Büchsen tragend, durch alle Hauptstraßen der Stadt zu ziehen, und Gaben der Liebe, der Wohlthätigkeit, des Dankes von Jung und Alt, von Weib und Kind in Empfang zu nehmen. Keine Musik begleitet die barhäuptig einherwandelnden Kinder. Nur einige Infanteristen schreiten, um Platz zu machen, vor dem Zuge und zu beiden Seiten desselben her. Die Thüren und Fenster aller Häuser füllen sich, sobald der lange Zug herannaht, mit freundlich blickenden Frauen, Mädchen und rosigen Kindern, und unaufhörlich strecken sich hundert zarte Hände aus, um kleine und große Gaben in die entgegen gehaltenen Büchsen zu senken. Lange vorher schon freuen sich die glücklichen Kinder, welche Aeltern besitzen, auf den Umzug der Waisenkinder, und manche Sparbüchse wird bis auf den Grund geleert, um nur ja recht viele Gaben austheilen zu können. Die Waisenkinder aber sind an diesem Tage gewöhnlich sehr heiter, und lächeln dankend nach allen Seiten, in kurzen Pausen und singenden Tones die altherkömmlichen Bittworte an das Publikum richtend:

„Arme bedenkt',
En Sößling*)[592] in de Hand to schenk';
Ook mi nich to vergeten!"

Bei diesem erbetenen Sechslinge[593] bleibt es selten. Die Meisten lassen größere Silberstücke in die Büchsen gleiten und Reiche schicken gewöhnlich ansehnliche Gaben direkt an die Vorsteher der Anstalt selbst.

Vor der verheerenden Maikatastrophe 1842[594] befand sich das Waisenhaus in der Admiralitätsstraße. Nach dem schweren Brandunglück, das auch das Rathhaus gänzlich in Asche legte, siedelte der Senat in dasselbe über, um daselbst seine Berathungen zu halten, die Waisenkinder aber, deren Zahl gewöhnlich zwischen 500 bis 600 schwankt, wurden interimistisch in den ehemaligen Wirtschaftsgebäuden des an der Alster romantisch gelegenen Harvestehude untergebracht, freilich nur in sehr ungenügender Weise, da es an den erforderlichen Räumlichkeiten fehlte. Deshalb übergab man etwa die Hälfte derselben, und zwar die jüngsten unter zehn Jahren, Landbewohnern zur ersten Pflege und Erziehung. Diesem Uebelstande ist nun durch Erbauung des neuen Waisenhauses, eines grandiosen, palastartigen Gebäudes, das aus einer gewaltigen langen Fronte und zwei an dieselbe sich an schließenden Flügeln von gleicher Breite und Lange besteht, für immer abgeholfen.

---

[592] *) Sechsling, gleich einem halben Schilling.

[593] Münze im Wert von sechs Pfennigen bzw. einem halben Groschen oder halben Schilling (1⁄60 Taler).

[594] Der Brand Hamburgs vom 5. bis 8. Mai 1842. Das Blatt ist bis auf eine unspezifizierte Verlagsangabe unsigniert.

Eigenthum des Verlegers.

Brandstätte von Hamburg.

Siehe hierzu S. 172, Anm. 594.

Dieses Gebäude, von gebrannten Steinen in einem edlen und geschmackvollen Style aufgeführt, liegt auf der sogenannten Uhlenhorst in freier, gesunder Gegend, die sich seit etwa acht Jahren mit hunderten von prachtvollen Villen bedeckt hat und binnen sehr kurzer Zeit einen ganz neuen, und zwar den schönsten Stadttheil, von ganz Hamburg bilden wird. In der Mitte desselben befindet sich eine in halb gothischem Style erbaute sehr hübsche, geräumige Kirche, in der sonntäglich regelmäßig Gottesdienst gehalten wird und an welcher ein eigener Prediger angestellt ist. Ein Waisenvater, der seine besondere Wohnung in der Anstalt hat, führt die Oberaufsicht über die Kinder, welche in allen nützlichen Dingen sorgfältig unterrichtet werden und bis nach der Konfirmation Einwohner des Hauses bleiben. Für Erziehung derselben zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft trägt man gewissenhaft Sorge. Man darf aber ja nicht glauben, daß ein mönchischer Geist in dem Institute herrscht. Die Erziehung ist eine im christlichen Sinne durchaus humane, liebevolle, Herz und Geist nicht deprimirende. Das läßt sich auch schon an dem ganzen Gebahren der Kinder erkennen, die wohl genährt, gut und reinlich gekleidet sind, und deren körperliche Pflege nach vernünftigen Grundsätzen geleitet und vollendet wird. Auf viele, den Körper stählende Bewegung im Freien nimmt man bei beiden Geschlechtern Bedacht. Die Knaben graben, pflanzen und jäten in dem großen Garten, welcher das majestätische Gebäude auf allen Seiten umgibt, und üben sich in Freistunden im Turnen. Die Mädchen reichen hülfreiche Hand bei den Küchenarbeiten, bei der Wäsche und bei andern häuslichen Geschäften, und erheitern sich in gemeinschaftlichem Spiel, das ihnen der milde Sinn der Vorsteher, denen das leibliche wie geistige Wohl dieser ihnen gleichsam von der Vorsehung selbst zur Erziehung und Ausbildung anvertrauten Kinder am Herzen liegen muß, in keiner Weise verkümmert.

In seiner gegenwärtigen Einrichtung ward das neue Waisenhaus im Herbst 1858 eröffnet. Die Zahl der Waisenkinder beträgt gegenwärtig nur etwa 500, für welche die Väter der freien Stadt Hamburg so sorgen, daß aus den „armen Waisen“ dereinst brave Männer hervorgehen werden.

E. Willkomm[595].

[595] Siehe hierzu S. 169, Anm. 590.

HAMBURG
(VON DER WALHALLE GESEHEN)

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Hamburg
und die deutsche Seewehr.

Es ist einerlei, von welcher Seite man Hamburg sich nähert, von jeder macht es den Eindruck eines sehr stattlichen, sehr wohl angefüllten, aber leider nicht verschließbaren Geldschrankes.

Zu dieser Anschauung führt die Lage Deutschlands, und zwar nicht erst die gegenwärtige, sondern schon vor sechszehn Jahren[596] haben dieselben Zustände dieselbe Mahnung ausgesprochen.

Wer von der Seeseite her Hamburg (und ebenso Bremen) sich nähert, wer mit jedem Schaufelschlag des Dampfers einer imponirenderen Entfaltung von großartigster Thätigkeit und ihrem Erfolge, von Reichthum und Glanz entgegen getragen wird, den muß, und zwar allerdings stärker als je in unseren Tagen, ein Unmuth, ein Zorn erfassen über die jenem Reichthum und Glanz an Größe Nichts nachgebende Gleichgültigkeit, die all diese durch den Fleiß des Friedens aufgehäuften Schätze jeder Laune des Krieges preisgibt, oder, fast noch schlimmer, mit wahrhaft kindlich-naiven Vertrauen unter die Flügel besonderer Rücksichtsnahme fremder Macht stellt.

Man muß endlich alles Ernstes diejenigen unserer deutschen Uferstaaten, welche im Fall eines Kriegs wirklich auf der See Etwas zu verlieren haben, fragen, auf was sie eigentlich warten, wenn sie überhaupt gegen die Stürme eines Kriegs zur See geschützt sein wollen. Es wäre zu wohlfeil, hier Satyre zu treiben, auf den etwaigen Seeschutz von Seiten des Bundestags[597], oder durch die preußische Flotte, oder von Seiten des „Welfenreichs“[598] hinzudeuten. Wozu Unschuldige betrüben? Aber gerade eben weil namentlich die beiden größten und reichsten Hansestädte, die an der Nordsee, weder vom Bundestag, noch von Preußen und Hannover sich des geringsten Schutzes versehen können, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil diese Drei selber in der jämmerlichsten Schutzlosigkeit zur See daliegen, so kann man nach Hamburg und Bremen hinein nicht laut genug rufen: Auf was wartet ihr denn eigentlich? Seid ihr nicht „Kriegsherren“ so gut, wie die übrigen Souveräne Deutschlands? Wer wehrt es euch, euch selbst zu wehren?

Es gab einmal bei uns gegen jede Seerüstung ein Vorurtheil, ein künstlich erzeugtes, denn was Einem recht oft vorgesagt wird, bis zum Ekel, glaubt man endlich, und wenn es das Albernste wäre. Es ist nicht zu viel behauptet, daß es zu dem Albernsten gehört, was dem Deutschen nach den Franzosenkriegen[599] von seinen Nachbarn und anderen guten Freunden gepredigt werden konnte: „daß Deutschland ausschließlich Landmacht sei und, weil es keine Kolonien habe, auch keine Kriegsflotte brauche“ – aber trotz alledem ist es doch geglaubt, ja ist unsere ganze Wehrkraft nach diesem Ausspruch fremder Weisheit eingerichtet worden. Daß eine große Handelsflotte auch ein kostbares Nationalgut sei, das nicht nur Millionen an Eigenwerth repräsentirt, sondern zugleich eine Lebensader für die Industrie eines ganzen Landes ist, und daß sie deshalb wohl des besten Schutzes bedürfe, hat man nicht einsehen wollen. So entstand die unermeßliche Lächerlichkeit einer hamburger Kavallerie, während kein einziges hamburger Kriegsfahrzeug den Hafen bewacht. An unseren Nord- und Ostseeküsten wächst ein Geschlecht auf, das mehr auf dem Wasser, als auf dem Lande lebt; aber das hilft Alles nichts, die prächtigen Seejungen müssen in’s Land herein, um sich zu Paradesoldaten des Landheeres umdrillen zu lassen, als ob’s daran so arg fehle. Wer’s kann, flüchtet deshalb auf fremde Schiffe und dient mit der edlen deutschen Kraft fremden Marinen, zumeist der englischen.

Und diese war es, welche der Einschläferung des deutschen Seetriebs in den höheren Schichten den meisten Vorschub leistete. Mit England verbunden, hatte man Frankreich besiegt. Die Leiden, welche Frankreich dem deutschen Seehandel und insbesondere den Hansestädten auferlegt hatte, waren so große gewesen und die Erlösung von dem Alpdruck durch England war eine so tief fühlbare, daß es unerschütterliche Ueberzeugung wurde, Frankreich sei unser einziger Erbfeind und gegen ihn Englands

---

[596] Im Jahre 1848 als der Konflikt mit Dänemark um Schleswig-Holstein seinen kriegerischen Höhepunkt erreichte. (siehe hierzu S. 53, Anm. 215).

[597] Siehe hierzu S. 275, Anm. 911.

[598] Das bis 1866 bestehende Königreich Hannover.

[599] Die Befreiungskriege gegen die napoleonische Fremdherrschaft in den Jahren 1813 bis 1815.

Flotte stets im Bunde mit Deutschland. Also: Deutschland zu Lande und England zur See, und damit Punktum.

Da kam der dänische Krieg[600], und das große germanische Phantasiebündniß fiel in's Wasser. Die englische Politik stellte sich sogar auf die Seite des Feindes, und wir mußten froh sein, daß unser Bundesgenosse im patriotischen Traume nicht auch seine Kriegsschiffe an des Feindes Seite stellte. Da lag das große Deutschland und mußte zusehen, wie die paar dänischen Schiffe die deutschen Häfen verstopften und fröhliche Jagd auf unsere Kauffahrer machten. Da lag das stolze Preußen mit seiner herrlichen Paradeflotte im Waschbecken des Haffs, da lag das reiche Hamburg und hatte treffliche Muße, sich seinen Schaden zu besehen.

Zorn und Noth schufen damals einen guten Kern zu einer deutschen Flotte. Daß dieser Kern unter der Pflege eines Brommy[601] ein guter war, wußte man nirgends besser, als in Hamburg und Bremen, denn wenn auch die Engländer schwiegen, so waren doch alle sachverständigen Nordamerikaner und Franzosen ehrlich genug, dies anzuerkennen, ja, wenn sie die Mittel neben den Erfolg stellten, letztern sogar zu bewundern.

Man hätte nun meinen sollen, die Schuldlosigkeit, in welcher die Hansestädte sich während des dänischen Kriegs befanden, die Verluste, die sie erlitten, das getäuschte Vertrauen ebenso auf das englische Bündniß wie ans den deutschen Bund, Alles dies hätte zusammengewirkt, um wenigstens in Hamburg und Bremen die Männer des Staats bis zu der Einsicht zu ermuntern, daß man die Seewehr nicht so ganz vernachlässigen dürfe, daß man sich wenigstens die Möglichkeit, einer abermaligen dänischen Blokade zu begegnen, selbst schaffen müsse, daß man es aber zugleich fortan dem Bunde nicht erlassen könne, in seinem Schooße fortwährend auf eine gemeinschaftlich aufzustellende deutsche Seemacht hinzuarbeiten.

Und als der Friede[602] geschlossen war, jener Friede schmachvollen Andenkens, was ist an Weser und Elbe von alledem in Erfüllung gegangen? Nichts, gar nichts. Man hat den guten Kern einer deutschen Flotte „verklopfen"[603] lassen, kein Zucken des alten Hansageistes fuhr durch die Köpfe und Herzen in den alten, einst so seemächtigen Städten, nichts als etwas Murren einiger Patrioten in Bremen und vornehmes Lächeln der „Kaffeejunker" in Hamburg; Hannibals[604] Geschäft ging gut, die armen degradirten Schiffe verloren ihre junge Flagge, sie wanderten hierhin, dorthin, wurden zerstreut, wie die Kinder Israel, die frankfurter Ferien[605] schmeckten darauf doppelt süß, die Gardelieutenants aller deutschen Armeen zwinkerten sich stillvergnügt einander an – denn nun war's mit einem Seeoffiziercorps der bürgerlichen Kanaille wieder einmal glücklich vorüber –, nur der edle deutsche Admiral[606] überwand die deutsche Schmach nicht, er folgte seiner Schöpfung nach, er starb an gebrochenem Herzen. So ist die Elegie unserer uralten nationalen Sehnsucht nach dem Meer abermals poetisch vollendet worden.

So steht es denn heute mit dem deutschen See- und Küstenschutz genau so, wie vor dem Ausbruch des ersten dänischen Kriegs[607]. Unsere Hanseaten sitzen auf den großen Geldkasten und drehen ihre Augen liebäugelnd zwischen Oesterreich, das auf moralische Eroberungen[608] im deutschen Norden aus-

---

600 Siehe hierzu S. 176, Anm. 596.

601 Karl Rudolf Brommy (eigentl. Karl Rudolf Bromme; 1804–1860), von 1849 bis 1853 Befehlshaber der mit Beschluß der Frankfurter Nationalversammlung vom 14. Juni 1848 geschaffenen Reichsflotte.

602 Der Friede von Berlin am 2. Juli 1850 (siehe hierzu S. 176, Anm. 596).

603 Dialektal für zugrunde richten; im fränk.-thür. auch verkaufen zu Niedrigstpreisen, verschleudern; die „Reichsflotte" war 1852/53 vom Deutschen Bund (siehe hierzu S. 162, Anm. 574) verkauft worden.

604 Der gebürtige Hildburghäuser Laurenz Hannibal Fischer (1784–1868) war mit dem Verkauf der Reichsflotte (s. o.) betraut worden.

605 Der Deutsche Bundestag (siehe hierzu S. 275, Anm. 911) war damals vor allem für seine ausgiebigen Ferien bekannt.

606 Siehe hierzu S. 177, Anm. 601.

607 Inzwischen war der 2. Schleswig-Holsteinische Krieg ausgebrochen, der vom 1. Februar bis zum 30. Oktober 1864 währte.

608 Anspielung auf die Erklärung des damaligen Prinzregenten, späteren Preußenkönigs und Deutschen Kaisers Wilhelm I. (1797–1888) vom 9. November 1858: „In Deutschland muß Preußen moralische Eroberungen machen, durch eine weise Gesetzgebung bei sich, durch Hebung aller sittlichen Elemente und durch Ergreifung von Eini-

geht, und England, das seine hübschen Geschäfte mit den deutschen Häfen nicht aus dem Auge verliert, hin und her. Das alte hanseatische: „Hilf dir selbst!“ scheint vergessen.

Unsere Leser werden hier denken: „Und nicht mit Unrecht! Wer kann ein paar deutschen Städten[609] zumuthen, was unsere zwei Großstaaten[610] nicht auszuführen vermochten: die Herstellung einer Flotte, die wenigstens Mächten zweiten Rangs zur See Widerstand leisten könnte.“ Und darin müßte man ihnen beistimmen, wenn ihnen über solche Kostenpunkte nicht auch eine andere Rechnung vorzuhalten wäre. Es ist eine alte deutsche Reichserfahrung, daß unsere Gemeindewesen in Friedenszeiten zu jeder gemeinsamen Rüstungsausgabe sich zähester Natur zeigten, daß sie kleinlich feilschten, um ihren Lastantheil möglichst zu vermindern. Durch diese üble Eigenschaft ist das deutsche Reich mehr als einmal an den Rand des Verderbens geführt worden und ist endlich an ihr auseinander gegangen. Wenn dann aber der fremde Sieger an die Thore und an die Kassen pochte, wie geschwind wurden sie aufgethan und welche Summen entfielen dann den zitternden Händen! Der zehnte Theil der Kontributionen, welche Napoleon allein den Deutschen entriß, hätte hingereicht, die ganze Nation zu bewaffnen, die Grenzen zu schützen und unsägliches Elend vom deutschen Boden fern zu halten; aber der alte häßliche Philistergeist sparte den Pfennig, vergaß Vaterland und Ehre und kaufte sich um den zehnfachen Preis schließlich Knechtschaft und Schande zugleich.

Diese Rechnung wollen wir vornehmen und mit ihr vor unsere Hanseaten hintreten. Die Frage: wie viel ist zu verlieren, wenn ein neuer Krieg uns ungerüstet findet, sie allein kann maßgebend für das Opfer sein, das jede Gemeinde, das der hervorragende Einzelne dem allgemeinen Besten zu bringen hat. Und diese Opfer stellen sich nicht einmal sehr hoch heraus, wenn die Mittel in der rechten Weise verwendet werden.

Die Kriege der neuesten Zeit sind der beste Lehrmeister für diejenigen Staaten, welche erst jetzt daran gehen, für die Sicherheit ihrer Häfen und für den Seekrieg zu rüsten. Vor Allem hat der Kampf in Nordamerika[611] gezeigt, daß die Tage der alten Flotten ebenso gezählt sind, wie die Tage der alten massiven Strand- und Landfestungen mit ihren kostspieligen Kanonenmassen. Der Kampf zwischen Holz und Eisen ist zuerst in den nordamerikanischen Gewässern gekämpft worden und hat für das letztere entschieden: er hat aber noch mehr entschieden, er hat gezeigt, daß die Erfindung sich mit in die Wagschale warf und daß, wer sie zuerst besitzt, auch der erste Sieger ist. Denn wie die schönen Fregatten der Union, diese Prachtstücke der alten Schiffbaukunst, wehrlos zerspliterten [sic!] unter dem Kugelregen des Merrimac[612], so fand dieser seinen Meister an dem Revolverthurm[613] des Monitor[614].

Vergeblich sträuben sich die alten Marinen gegen diese vernichtende Wahrheit. Sie herrschen nur noch, wo – sie ihresgleichen als Gegner finden; sie zerstieben wie Spreu vor dem Geist der neuen Erfindung. Ebenso vergeblich legen sie eiserne Harnische an, sie fordern damit nur den Geist der Industrie heraus, die in unsern Tagen die gewaltigsten Massen und Kräfte zu bewältigen und sich dienstbar zu machen weiß. Die Kriegsindustrie leistet das Ungeheuerste. Hämmern die Schmieden den Harnisch noch so dick und fest, so fördern die Geschützgießereien immer mächtigere Ungethüme zu Tag, die

---

gungselementen, wie der Zollverband es ist“. Mit der Berufung des beim Bürgertum allgemein als reaktionär verschrieenen Otto von Bismarck (1815–1898) zum preuß. Ministerpräsidenten und aufgrund dessen ab 1862 eindeutig gegen die Landesverfassung verstoßenden Konfrontationspolitik zur Durchsetzung der Heeresreform (vom König ausdrücklich gefordert!), erschienen die obenzitierten ‚hehren‘ Worte vielen Zeitgenossen allerdings nur noch als blanker Hohn. Offensichtlich ähnlich skeptisch betrachteten diese auch die Verwaltung Holsteins durch den österr. Kaiserstaat.

[609] Den Freien Hansestädten Bremen, Hamburg und Lübeck, die bis zur Reichsgründung 1871 innerhalb des Deutschen Bundes (siehe hierzu S. 162, Anm. 574) staatl. Souveränität genossen.

[610] Preußen und Österreich.

[611] Der amerik. Bürger- bzw. Sezessionskrieg, der am 12. April 1861 mit der Beschießung von Fort Sumter durch die Südstaaten begonnenen hatte und der erst mit der am 9. April 1865 in Appomattox Court House erklärten Kapitulation der Konföderierten beendet werden sollte.

[612] Das Panzerschiff „CCS Virginia“ der Konföderierten Südstaaten; es war aus dem Rumpf der erbeuteten Fregatte „Merrimack“ erbaut worden.

[613] Die „Union Repeating Gun“, auch Revolverkanone genannt, das erste Maschinengewehr der Welt.

[614] Die „USS Monitor“, das erste Panzerschiff der nordamerik. Unionsstreitkräfte.

immer wiederum Gewichtsmassen schleudern, vor denen jedes neue Panzerwunder in Trümmer geht. Die Riesen sind übereinander gekommen, wir sehen ihr Ringen und fühlen uns doppelt unmächtig, wenn wir die Zwerglinien betrachten, mit denen unsere Seestaaten vor dem Kampfe dieser Zeit stehen. Wie die Holzschiffe vor den Eisenschiffen, so zittern die Panzerschiffe vor den Monitors. Aber selbst dieser Riese ist nicht unbezwingbar, wenn ein stärkerer über ihn kommt, auch er zittert, wenn ein furchtbarerer sich ihm naht. Und dieser furchtbarste Kämpfer der Gewässer und sicherste Schutz der Küsten zugleich ist das Kind eines deutschen Geistes, ist der unterseeische Mahner, ist Wilhelm Bauers[615] Brandtaucher[616] in Verbindung mit seinen schwimmenden Revolverbatterien zu Wasser und zu Lande.

Es gibt eine Art romantischer Sentimentalität auch im Kriege, die in der Ritterlichkeit des offenen Kampfes eine besondere Ehre sucht. Das klingt schön, paßt aber nur für den Kampf mit der Klinge oder ist in die Zeiten vor der Einführung des Schießpulvers zurück zu verweisen. Seitdem der Mann seinen Feind in weiter Ferne tödtet, ohne ihm vorher zurufen zu können: „ich greife dich an, wehre dich!“ ist’s mit jener Ritterlichkeit vorbei; der sogenannte „ehrliche“ Kampf ist Phrase; denn da jeder Kampf Tod und Vernichtung des Gegners und den Sieg bezweckt, so werden zur Erreichung dieses Zweckes eben alle Mittel angewandt, auch die der List, der Klugheit, und besonders die der neuen Erfindungen und Verbesserungen der Mordwaffen. Spitzkugeln, Zündnadelgewehre, gezogene Kanonen, Shrapnels u. s. w. sind alle nicht aus christlicher Liebe erfunden und zu „ritterlichen“ Thaten des „ehrlichen“ Kampfes geeignet, im Gegentheil sind sie in ihren Wirkungen mörderischer, als alle früheren Feuerwaffen, die Verwundungen gräßlicher, als je; gieriger, als je, wüthet durch die Waffen der Gegenwart das männerfressende Eisen. Man erzählt aus dem letzten österreichisch-italienischen Kriege[617], von welch erschütternder, entmuthigender Wirkung die Kugeln der neuen französischen Geschütze waren, die in der Luft daher geflogen kamen, ohne daß man das Rohr erblicken konnte, dem sie entronnen, und ohne daß man den Donner hören konnte, der sie gesandt hatte. Wehrlos steht der gerüstete Mensch solchem Mordwerkzeug gegenüber, in sicherster Ferne übt der Kanonier seine Heldenthaten aus, und doch wagt es Niemand, ihn einer unredlichen Kampfart anzuklagen. Gut, dann wende man aber auch die „ritterlichen“ Gesetze der Mensur[618] nicht auf dem Schlachtfelde an, das sich Wilhelm Bauers „Mahner“ sucht, zumal der neue Seekrieg, welcher dem alten Minenkriege[619] auf dem Lande entspricht, die höchste männliche Entschlossenheit, den höchsten Opfermuth erfordert.

Der Krieg ist durch die Freude der Kriegsherren am bunten Waffenspiel zu einer Kunst und Wissenschaft ausgebildet worden, die im Auge der Gekrönten die oberste Stelle im ganzen Staatsleben einnimmt. Sie kennen kein höheres Festkleid, als den Soldatenrock, und ihre Völker spüren es, wie theuer dieses Kleidungsstück zu stehen kommt. Die Militärbudgets zehren am Mark aller Länder, an den stehenden Heeren liegen die Völker darnieder; unseren Nachkommen werden Schuldenmassen aufgebürdet, die sie im ergiebigsten Frieden nicht tragen können, und die beim ersten Kriegssturm sie erdrücken. Wie ist aber dieser lockendsten aller noblen Passionen, wie ist dieser Kriegsmachtseligkeit an die Wurzel zu kommen? Die gemüthliche germanische Art schmeichelt sich, auf der guten Krümm[620] der Volkswehrhaftmachung durch Turner- und Schützenvereine allgemach dieses Ziel zu erreichen. Sie wollen

---

[615] Der Erfinder und Konstrukteur des ersten funktionsfähigen Unterseebootes Sebastian Wilhelm Valentin Bauer (1822–1875). Der Stich nach einer Photographie wurde wohl von August Weger (1823–1892) besorgt.

[616] Veraltet für Unterseeboot; Brander waren mit leichtentzündlichen Materialien beladene Schiffe, die man in die gegnerischen Häfen manövrierte. Der unsignierte Holzstich wurde folgendem Werk entnommen: „Die Gartenlaube. Illustrirtes Familienblatt“ (Leipzig: E. Keil 1864), 12. Jg., Heft 35, S. 557.

[617] Der Sardinische Krieg zwischen dem Kaisertum Österreich auf der einen Seite und dem Königreich von Sardinien-Piemont sowie dem Kaiserreich Frankreich auf der anderen Seite, in dem Österreich am 24. Juni 1859 bei Solferino entscheidend geschlagen wurde.

[618] Studentischer Zweikampf mit Fechtwaffen.

[619] Gegen feindl. Festungswerke wurden üblicherweise unterirdische Stollen (Minen) getrieben, diese dann mit Sprengstoff gefüllt und zur Explosion gebracht.

[620] „[…] ‚umwege‘ die man einschlägt, um schwierigkeiten ‚aus dem wege zu gehen‘ u. ähnl.“ (DWG, Bd. 11, Sp. 2455).

die Kriegswissenschaft popularisiren und die höhere Mord- und Todtschlagkunst dem Dilettantenthum überliefern; aber wenn es nun auch nicht hinderlich sein sollte, daß gerade die Inhaber der Macht die begeistertsten Beschützer dieser Wissenschaft und Kunst sind, die gegen deren Popularisirung noch weit heftigeren Widerstand leisten, als das hochgelahrte Zopfthum der anderen, wenn wirklich jene Popularisirung siegte, – ist damit die Mordkunst selbst veredelt? Werden die Kriege weniger roh, weniger verheerend geführt? – Nein, Krieg bleibt Krieg, und wenn dieser größte aller Verbrecher der Menschheit wenn auch nicht bezwungen, doch wenigstens möglichst „eingezwängt“ werden soll, so muß er so geführt werden, daß er vor seiner eigenen Furchtbarkeit erschrickt. Deshalb ist jede neue Erfindung, die die vorhergehende an Zerstörungskraft überbietet, ein Schritt näher zum Frieden der Civilisation; und Erfindungen, welche mit den geringsten eigenen Menschenopfern und mit dem geringsten Kostenaufwand dem Feinde den empfindlichsten Schaden zufügen und den eigenen Herd am stärksten schützen, verdienen deshalb einen Ehrenplatz in der Geschichte der Civilisation.

Ein solcher Platz gebührt auch den Erfindungen unseres Landsmannes und Freundes Wilhelm Bauer.

Wie einem großen Theil unserer Leser wohl aus meinen Artikeln über Bauer in der „Gartenlaube“[621] bekannt geworden, ist seine erste Erfindung, aus welcher alle seine übrigen Erfindungen nach und nach als gesunde Ableger hervorgingen, die unterseeische Schifffahrt. – Wilhelm Bauer erfand den Brandtaucher, weil er im schleswig-holsteinischen Kriege, den er als bayerischer Artillerie-Unteroffizier mitmachte, die dänischen Kriegsschiffe in die Luft sprengen wollte; und weil er dies durchführen wollte, ohne von seinen Vorgesetzten daran verhindert werden zu können, – weil er also dazu eine selbständige, von jeder Verbindung mit oben unabhängige Bewegung unter dem Wasser brauchte.

Wilhelm Bauer
(siehe hierzu S. 179, Anm. 615).

W. Bauer hat zwei solche Brandtaucher gebaut, mit dem einen, aus Mangel an Mitteln unvollständig gebliebenen zu Kiel ging er, nach elf Probefahrten, im kieler Hafen unter, wo dieser sogenannte „Seeteufel“ noch heute liegt; mit dem zweiten, genau nach seinem Plane in Petersburg gebauten, machte Bauer 134 unterseeische Fahrten. Diese Erfindung ist dadurch ebenso erprobt, wie Bauers Schiffshe-

[621] Die Artikel „Ein deutscher Erfinder“, 9. Jg. (1861), Heft 41, S. 648-651; „Wilhelm Bauer’s Taucherkammer“, 10. Jg. (1862), Heft 21, S. 331-334; „Wilhelm Bauer’s Erfindungen“, Heft 36 u. 39, S. 566-568 u. 621-623; „Wilhelm Bauer’s diesjährige Herbstarbeiten am Taucherwerke“, Heft 48, S. 758–761; „Joseph Ressel und Wilhelm Bauer“, 11. Jg., 1863, Heft 8, S. 124-126; „Ein deutscher Fürst für Wilhelm Bauer und seine Erfindungen“, Heft 10, S. 159-160; „Vom wiedererstandenen ‚Ludwig‘“, Heft 32, S. 512; „Wilhelm Bauer’s unterseeische Fahrten“, Heft 35, S. 554-607; „Die unterseeische Schifffahrt und W. Bauer’s Küstenbrander“, 12. Jg. (1864), Heft 35, S. 556-560 in „Die Gartenlaube. Illustrirtes Familienblatt“ (Leipzig: E. Keil 1861, 1862, 1863 u. 1864).

Angriff in der Tiefe. Wilhelm Bauer's Küstenbrander. Angriff am Niveau.

Siehe hierzu S. 179, Anm. 616.

bung mittelst Luftballons und unterseeischer Kameele[622]. Beide harren nur ihrer praktischen Anwendung und Ausbeute.

Den wegen seiner Größe kostspieligen Brandtaucher mit seiner Seehundsgestalt schuf Bauer später in die kleinere Taucherkammer um, die in ihrer Thätigkeit einem aufrechtschwimmenden Cylinder gleicht, der unten und oben ein wenig abgerundet ist. Wenn der Brandtaucher 14 Personen Raum und Luft geben konnte, so beherbergt die Taucherkammer nur drei Personen. Während dagegen selbst der russische Brandtaucher nur für höchstens 150 Fuß Tiefe berechnet war, kann der Taucherkammer eine Festigkeit gegeben werden, die bis zu 500 Fuß Tiefe vorzudringen gestattet.

Diese Taucherkammer ist allerdings vom Haus aus ein Apparat für industrielle submarine Arbeiten, so namentlich zum Schiffheben aus Tiefen, wohin die Taucher nicht gelangen können oder wo ihre Arbeit wegen hohen Wogenschlags auf dem Niveau nicht möglich sein würde; für unterseeische Bauten, für Perlen- und Korallenfischerei, für Kabellegung, für Naturforschung u. s. w. Da es der Taucherkammer aber einerlei ist, ob sie einen Ballon zum gesunkenen Schiffe oder einen Mauerstein zum unterseeischen Bau, oder eine schwimmende Pulvermine unter ein feindliches Kriegsschiff befördert, so würde es für die Küstenstädte in Nordamerika gar keine Frage sein, daß, hätten die Konföderirten[623] einen deutschen Wilhelm Bauer, wie die Unionisten[624] einen schwedischen Ericson[625] haben, jene in jedem

[622] Ein Schiffskamel (niederl. Scheepskameel), ein hölzerner Schwimmkörper, der zeitweise mit einem Schiff verbunden wurde, um dessen Tiefgang zu verringern.

[623] Die konföderierten Südstaaten umfaßten die Staaten Alabama, Arizona, Arkansas, Florida, Georgia, Kentucky, Louisiana, Mississippi, Missouri, North-Carolina, South-Carolina, Tennessee, Texas und Virginia.

[624] Die in der Union zusammengeschlossenen Nordstaaten waren Connecticut, Delaware, Kalifornien, Illinois, Indiana, Iowa, Kansas, Maine, Maryland, Massachusetts, Michigan, Minnesota, Nevada, New Hampshire, New Jersey, New York, Ohio, Oregon, Pennsylvania, Rhode Island, Vermont, West Virginia, Wisconsin.

[625] Der schwed. Erfinder und Ingenieur John Ericsson (1803–1889), der auch die „USS Monitor“ (siehe hierzu S. 178, Anm. 614) gebaut hatte.

ihrer Hafen wenigstens eine Taucherkammer mit dem nöthigen Minenvorrath postiren und die Erfahrung machen würden, daß kein oberseeisches Kriegsfahrzeug sich wieder dahin wagen würde, wo ein anderes dem unterseeischen Gegner erlegen ist. Eine Taucherkammer würde jede Blockade unmöglich machen; eine kleine Flotille von Taucherkammern ist fähig, eine Stadt gegen die größte Flotte zu schützen.

Es lassen sich aber eher und leichter ein Dutzend Taucherkammern sammt ihrer Kriegsausrüstung, als ein einziges Kriegsschiff bauen, das einer Blockade trotzen und einen Hafen schützen könnte. Und was den Kostenpunkt betrifft, so würde ein halbes Dutzend Taucherkammern noch lange nicht den Aufwand für eine einzige gepanzerte Fregatte erfordern. Ein Dutzend Taucherkammern ist fähig, die deutschen Hafenstädte der Nord- und Ostsee zu schützen: welche Mittel und wie viel Tausend Mann wären nöthig, wenn dies mit gleicher Sicherheit durch eine oberseeische Flotte geschehen sollte!

Ein Kind der Taucherkammer ist die Brandtauchergondel, nur für einen Mann konstruirt. Sie ist natürlich ebenfalls luftdicht verschlossen, aber so, daß der Mann mit dem Oberleib, geschützt vom Tauchergewand und Taucherhelm, aus ihr herausragt und die Arme frei hat. Hier ist von Vordringen in große Tiefen nicht die Rede. Die Brandtauchergondel ist recht eigentlich bestimmt, den unterseeischen Minenkrieg zu führen. Da aber das Herausfinden und Einüben der rechten Männer zur Bedienung solcher Fahrzeuge eine sehr zeitraubende Aufgabe ist, so genügt vor der Hand für den Küstenschutz die Taucherkammer. Gegen einen plötzlichen Ueberfall, sei's von der See-, sei's von der Landseite, sind aber von nicht geringerer Bedeutung W. Bauers schwimmende Revolverbatterien, deren Konstruktion und außerordentliche Vortheile meine Artikel in der Gartenlaube den meisten unserer Leser zur Kenntniß gebracht haben.

Die außerordentlichen Vortheile dieser Batterien sind einleuchtend. – Ein Kranz solcher Revolverbatterien macht eine Stadt zur Festung, ohne sie in einen Mauergürtel einzuzwängen, ihr die Freiheit ihres Wachsthums und ihres Verkehrs zu beschränken.

Vor Allem an die Hansestädte, an das reiche Hamburg, das strebsame Bremen, das ehrwürdige Lübeck, muß der Ruf gehen: Säumet nicht länger, euch der Rüstmittel dieser neuen Erfindung zu versichern! Deckt eure Häfen und Flußmündungen durch schwimmende Revolverbatterien und droht in die See hinaus mit dem unterseeischen Donner der Taucherkammer! Dann harret des Feindes, der euch angreifen will! Ihr könnt es ohne Angst und Noth und ohne den beschämenden Zwang, machtlos, trotz der Geldmacht, hülflos, trotz der reichen Hülfsmittel, um fremde Hülfe betteln zu müssen!

Die Herren Hamburger werden es nicht ungütig aufnehmen, daß die obige Mahnung unter ihrer Überschrift in unser Universum gekommen ist. Wir müssen den Zufall, der gerade dieses Bild hierzu ausersah, sogar einen günstigen nennen. Hamburg ist unsere erste und größte Seehandelsstadt, ihr kommt es zu, sie hat die moralische Pflicht, auch die Erste zu sein, wo es gilt, mit einem großen Beispiel den andern voran zu leuchten. Hamburg beginne nur, und wär's selbst mit seiner beliebten Abgeschlossenheit, mit dem Bau der Bauerschen Küstenschutzmittel, und man wird sicherlich nachfolgen. Kann es sich aber zu dem nationalen Gedanken ermannen, sich an die Spitze der durch jeden neuen Krieg bedrohten und bedrängten Städte unserer Nordküsten zu stellen, um eine gemeinsame Durchführung des großartigen Küstenvertheidigungsplans und der neuen oben genannten Seekriegsweise zu bewirken, dann würde es eine That vollbringen, die sein Ansehen und seine Macht unberechenbar erheben würde. Wie einst Lübeck zur großen Hansazeit könnte es sich an die Spitze des deutschen und damit an die Spitze des gesammten neuen Seekriegswesens stellen. Ruft noch einmal, aber mit bestimmter Aussicht auf Erfolg, die Opferfähigkeit des deutschen Volkes wach für die Gründung einer Seemacht der neuesten Zeit, huldigt aufrichtig der Idee eines großen deutschen Städtebundes zur Wahrung der Ehre und Macht Deutschlands und nehmt seine Hülfsmittel in Anspruch, und die Quellen der Vaterlandsliebe werden wieder reichlich fließen. Dann aber haltet fest an der neuen Erfindung, bewahret sie euch so lange als möglich, so seid ihr Herren der siegreichsten Waffe. Nicht an die Holzkästen der alten Marine, auch nicht an Merrimacs und Monitors verschwendet eure Millionen, sondern mit der schlanken, gewandten Beherrscherin des Ober- und Untermeeres begründet die neue Flotte, sie ist fähig, den Kampf mit den

Ungethümen der alten Marine zu bestehen, sie schafft in Geschwadern herbei, und unsere Flagge und unser Handel werden sich auf der ganzen Erde die Achtung erzwingen, die dem deutschen Namen gebührt. Und will die alte Gewalt des Dreizacks[626] euch erdrücken; dann sendet den rührigen Schwarm der Brandtauchergondeln aus und fragt, wer euch widersteht, wenn die Schrecknisse der Tiefe über eure Feinde kommen!

Erfaßt und haltet nur einmal wieder den Stab eines großen Fortschrittes selbst! Glaubt ja, die Anderen kommen euch bald in der kühnen neuen Art nach, aber voraus müßt ihr gehen, euch daran gewöhnen, Niemanden vor euch zu sehen, es als eine Schmach empfinden, immer und immer zu warten, wohin Andere mit unsern Erfindungen wohl kommen möchten! Es ist mit dieser Erfindung den Deutschen gegeben, für das Leben des Meeres eine neue Epoche zu begründen; jetzt gilt's für uns Alle, zu zeigen, ob wir wirklich noch etwas Gewaltiges wollen können, und für unsere Hanseaten, ob sie die Männer sind, die den ersten Schritt wagen.

F. Hofmann[627].

---

[626] Die Seemacht Großbritannien.

[627] Siehe hierzu S. 53, Anm. 217.

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 66.

CCCII. Schiras[628] in Persien.

Schiras, der Preis der Dichter, die berühmte Hauptstadt Persiens zur blühendsten Epoche des Reichs, jetzt aber nur noch ein Schatten von ehedem, liegt in Süd-Persien in einer von hohen Gebirgen umgebenen weiten Ebene, der nämlichen, die einst das unermeßliche Persepolis[629] trug, dessen Trümmer noch jetzt die Gegend schmücken. Bevor Reich und Volk unter der Geißel einer Reihe von Despoten verwilderten, war diese Ebene, von Canälen durchschnitten und bewässert, ein Bild der Fruchtbarkeit, mit Flecken und Dörfern übersäet, und die Dichter besangen sie als den irdischen Garten des Himmels. Seit länger als fünfzig Jahren ist alles das verwandelt. Das von seinen Gewalthabern ausgesogene Volk hat, muthlos, die Canäle versanden und verschlämmen lassen, und nachdem so die Quelle der Fruchtbarkeit verstopft worden war, ertrugen die Felder die Steuerlast nicht mehr; die unglücklichen Einwohner wanderten aus, viele auch verdarben durch Noth und Elend. Das gepriesene Thal von Schiras ist jetzt öde. Viele Stunden zieht der Reisende über eine Haidefläche hin, in welcher kaum 2 oder 3 verfallene Dörfer mit einigen Gärten und Feldern die letzten Spuren der ehemaligen Cultur zeigen, und selbst der von ferne noch immer prächtige Anblick der Stadt täuscht nur auf kurze Zeit. Unverändert dauern die Zeichen der Verlassenheit bis unter die Stadtmauern fort und kaum begegnet ein lebendiges Wesen. Die Menge von Schutt außerhalb der Mauern deuten auf eine Katastrophe hin, welche das Verwüstungswerk der Zeit beschleunigte, und die zum Theil eingestürzten, zum Theil gespaltenen Mauern und Thore machen es kenntlich, daß vor kurzem erst ein Erdbeben wüthete. Wirklich war es eins der furchtbarsten unserer Zeit.

Am 25. Juni 1824[630] gerieth nämlich die Ebene in wellenförmige Bewegung; drei Viertel der Häuser von Schiras stürzten ein, und 20,000 Menschen, die größere Hälfte der kaum 3 Jahre vorher von der Cholera dezimirten Bevölkerung wurde unter den Trümmern begraben. Gegenwärtig enthält die Stadt, die noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts etwa 200,000 Einwohner in 12,000 Häusern hatte, nicht über 11,000 Seelen und die Zahl der Wohnungen übersteigt nicht 2100. Anarchie, mit der stupiden Despotie der persischen Herrscher im Bunde, werden das Werk der Zerstörung und Entvölkerung der einst herrlichen Stadt vollenden, wenn nicht brittische oder russische Waffen das arme Land in der nächsten Zukunft erlösen.

[628] Pers. شيراز, Šīrāz.

[629] Altpers. 𐎱 𐎠 𐎼 𐎿, Pārsa; griech. Περσέπολις, Persépolis.

[630] Am 20. Juni 1824.

CCCII

SCHIRAS IN PERSIEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 68f.

CCCIV. Mahadeo-Tempel[631] in Hindostan.

Wenn der Reisende dem windenden Laufe des Ganges etwa 1500 englische Meilen[632] von seinem Delta folgt, so gelangt er an die Grenze einer Landschaft, deren Schönheit und Klima gepriesen ist durch ganz Hindostan[633]. Es ist das weite Thal von Dehra-Dhoon[634]. Die steilen und finstern Mauern der Sivalikette[635] umfassen es in Süd; in Nord thürmt der Himalajah[636] seine Berge und in blauer Ferne glänzen seine höchsten Spitzen zwischen Wolken und Himmel. Dunkle Wälder umgürten das Gebirge, durch ihre Thäler wälzen sich der junge Ganges[637] und der Jumna[638], und durch ihre Schluchten tausende der jenen zuströmenden Bäche, welche die heiße indische Sonne den Eis- und Schneewüsten des Hochgebirgs entlockt. Herrlich sind die Thäler jener größern Ströme, und heilig geachtet ihre Fluthen. Auf jeder ausgezeichneten Stelle steht ein Tempel, und dichte Bevölkerung drängt sich um sie in unzählichen Flecken und Dörfern. Viele Fürsten und Große des Landes haben hier Wohnungen für den Sommer, und die häufigen Landhäuser der Britten mit ihren parkmäßigen Umgebungen erhöhen die Mannichfaltigkeit der reizenden Szenerieen. Die Ansiedelungen der europäischen Kaufleute und Beamten nehmen mit jedem Jahre zu, und der Gebrauch ist allgemein geworden, im Hochsommer die feuchten, üppigen Ebenen Bengalens, wenn unerträgliche Hitze und Krankheiten sie geißeln, zu verlassen und in die gesündern Regionen der Berge zu fliehen, dort auszuruhen und sich zu stärken für die Zeit der Geschäfte, die wieder in die städtischen Wohnungen rufen.

Ein altes Vorurtheil spricht dem Hindu die Empfänglichkeit für das Schöne in der Natur ab, und läßt glauben, der Sinn für ihren Genuß sey ihm verschlossen. Schon die Ortswahl für die Tempel der Hindu, welche sie immer in die grandiosesten und eindrucksvollsten Landschaften verlegen, könnte das Gegentheil beweisen. Allerdings gehört immer ein Grad von Bildung dazu, das Schöne, sey es in der Natur, oder in der Kunst, zu erkennen; und der gemeine Pariah[639] wird eben so wenig gerührt werden von der reizendsten Landschaft, oder von dem Sonnen-Auf- oder Untergang, als der rohe, deutsche Bauer. Aber unter den gebildeten Classen der Hindus ist das Wohlgefallen an der schönen Natur äußerst lebendig, und ihre Schriften sind voll von Beweisen dafür. So schildert z. B. Buhanda-Bamajan[640], in seiner Beschreibung Indiens, die Gegend der Mahadeo-Tempel: „Jede Luftwelle, die über die Ebene

[631] Der Kandariya-Mahadeva-Tempel (Hindi कन्दारिया महादेव मंदिर, Kandāriyā Mahādeva Mandir) bei Khajuraho (Hindi खजुराहो, Khajurāho). Die Abbildung findet sich wieder im „Karlsruher Unterhaltungsblatt" (Karlsruhe: 1841), „N^ro^. 29. Vierzehnter Jahrgang. 1841" vor S. [115].

[632] 1 mile = 1.760 yd = 5.280 ft = 63.360 in = 1.609,344 m.

[633] Veraltet für den indischen Subkontinent.

[634] Dehradun (Hindi देहरादून, Dehrādūn).

[635] Die Siwaliks (Hindi शिवालिक, Śivālika), die äußerste Vorgebirgskette des südlichen Himalayas.

[636] Himalaya (Sanskr. u. Hindi हिमालय, Himālaya, „die Wohnstätte des Schnees", von हिम, himá, „der Schnee" und आलय, ā-laya, „der Wohnsitz, die Behausung").

[637] Heute Yamuna (Hindi u. Sanskr. fem. यमुना, Yamunā bzw. जमुना Jamunā), der wichtigste Nebenfluß des Ganges (s. u.).

[638] Sanskr. f. गंगा bzw. गङ्गा, Gaṅgā.

[639] Paria, ein der niedersten oder gar keiner Kaste angehörender Inder; der Begriff leitet sich vom tamil. Paraiyar (Tamil பறையர், paṟaiyar, „Paria"), einer Bezeichnung für eine untere Kastengruppe in den südindischen Bundesstaaten Tamil Nadu und Kerala ab.

[640] „Bushanda Bamaian" wird in mehreren zeitgenössischen Zeitschriften erwähnt, wobei der Kontext nahelegt anzunehmen, daß es sich hier eher um ein literar. Werk denn eine Person handelt.

CCCIV

DER TEMPEL ZU MAHADEO

in Indien

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

streicht, bringt süßen Wohlgeruch von den Bergen herab, welche sich, wie Himmelsgeister, in dünne und azurblaue Gewänder kleiden. Seht ihre fernen, schlanken Gestalten! Schimmernde Kronen von Rubinen und Gold und Silber setzten die Götter ihren Lieblingen auf die hohen Häupter, und die klaren Bäche hängen an ihren Seiten wie diamantene Bänder. Hörst du die Quellen rauschen? sie eilen durch die dunklen Schluchten nach den sonnigen Thälern, wie Kinder aus dumpfigen Stuben zum Spiel auf die grüne Wiese. – Horch! wie der Wasserfall donnert und widerhallt durch die ferne Bergwelt. Das ist der Sturz des Jumna, in dessen weißen Schaumwolken sich die schwarzen Vögelschaaren gebadet haben, die dort am Himmel hinziehen. Mit ihnen zieht auch die Sonne heim; denn sieh'! es glühen schon die Flammen auf den Tempeln unsers großen Gottes.“[641]

Die Mahadeo-Tempel gehören in jenen Cyklus heiliger Stätten, welche den Lauf des Ganges aus dem Himalajah bis zur großen bengalischen Ebene verfolgen. Jede dieser Stätten hat einen wunderthätigen Ruf und ist das besondere Ziel von Pilgerschaaren, welche aus allen Theilen Indiens herwandern, um ihre Andacht zu verrichten, ein Gelübde zu erfüllen und Vergebung der Sünden zu suchen. Nach Hurduwar[642] allein kommen öfters über eine Million in einem Jahre; zu den Mahadeotempeln schaaren sich 40- bis 50,000. Ueberall in dieser heiligen Gegend hält die priesterliche Habsucht Aerndte; für Geld theilt sie im Namen der Gottheit an die schuldigen Gewissen Vergebung aus, und die Erfindung, auf die Absolution künftiger Verbrechen mit Gold-Mohurs[643] pränumeriren[644] zu können, machten sich hier die Braminen[645] schon lange vor christlicher Zeit zu Nutzen. In besondern und schweren Fällen ist es die priesterliche Praxis, dem Pilger das Versprechen abzunehmen, jedem Braminen, der ihn irgendwo und zu irgend einer Zeit um eine Gabe ansprechen werde, solche zu reichen, und häufig werden durch die Erfüllung dieser Verpflichtung reiche Leute zu Bettlern.

Die Mahadeotempel rechnet man zu den ältesten Indiens. Sie haben alle die Gestalt eines schlanken vierkantigen Thurms, der in einer vergoldeten Spitze in Flammenform endigt. Sie sind von Quaderstücken gebaut, welche man ohne sichtbaren Mörtel, oder Cement, aber bewundernswürdig genau zusammen fügte. Skulpturen schmücken die äußern Wände, und man bemerkt, bei aller Rohheit der Ausführung, in den Umrissen Geist und Freiheit. In jedem Tempel sind beständig zwei Braminen gegenwärtig; während der Pilgerzeit aber viel mehr, und die Zahl der an sämmtlichen Wallfahrtsorten dieser Gegend dann anwesenden Priester ist wohl Zehntausend. Groß, fürwahr! müssen die Opfer seyn, welche die mißbrauchte Dummheit bringt, um ein solches Heer faullenzender Betrüger zu erhalten.

[641] Karlsruher Unterhaltungsblatt, wie S. 186, Anm. 631, S. [115]f.

[642] Haridvār (Hindi हरिद्वार), zum Kumbh Mela (Hindi कुंभ मेला, kumbh melā; von कुंभ, kumbh, „Krug“ und मेला, melā, „Fest“, „Fest des Kruges“); er findet heutzutage alle zwölf Jahre in Haridvār (s. o.) statt und gilt als das größte religiöse Fest des Hinduismus. Der letzte Kumbh Melā in Haridvār fand im März und April 2010 statt und wurde von 40 Millionen Menschen besucht, davon versammelten sich allein zehn Millionen am Hauptag zum Bad im Ganges.

[643] Der Mohur (von pers. موهر, mūhr, „das Siegel“; Hindi मोहर, mohar, „der Stempel“), eine ind. Goldmünze, die vom ausgehenden 16. bis weit ins 19. Jhd. geprägt wurde; auf 1 Mohur gingen wiederum 15 Silberrupien (Hindi रुपया, rupayā).

[644] Lat. für im voraus bezahlen.

[645] Brahmanen (Sanskr. ब्राह्मण, brāhmaṇa); im indischen Kastensystem die Angehörigen der obersten Kaste (Sanskr. वर्ण, varṇa, wörtl. „Farbe“, „die Kaste“). Im Hinduismus ist es sowohl Vorrecht als auch Pflicht der Brahmanen, Lehrer des Veda (Sanksr. वेद, veda, „das Wissen, die heilige Lehre“) zu sein.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 70-74.

CCCV. Schmalkalden.

Das war eine schöne Wallfahrt, gestern Abend*)[646]. Früh war ich von Gotha weggegangen, um bei guter Zeit in Schmalkalden zu seyn. Der Morgen war so hell, auf jedem Halme schillerte und schaukelte ein Thautröpfchen und wie ein Meer im Sonnenscheine prangte die Saat. Vor mir lag die lange Kette des Waldgebirgs, das ich zu übersteigen hatte; nur seine Gipfel glänzten im rosigen Lichte, alles Uebrige hüllte sich abenteuerlich noch in des Nebels mystisches Grau. Schwarzbraun und düster streckte der Bergkamm seine langen Thäler aus; es zog mich sehnsüchtig zu ihnen hin, und ich enteilte den lichten Fluren mit pochendem Herzen. Doch ehe ich noch den Georgenthaler Waldgrund erreicht hatte, blickte die höhere Sonne schon siegreich in sein Heiligthum. Ueberall flatterte freundliches Grün durch den Wald, und leichtfertig spielten die jungen Birken mit ihren Schatten. Die freien Sänger des Waldes musicirten in vollem Chor, und von dem schwellenden Laubgewölbe fielen Thautropfen – Thränen des Dankes der beglückten Natur.

An einem hellen Forellenbach und an mehren Schneidemühlen hin kam ich nach Tambach, einem freundlichen, wohlhabenden Flecken, voll kräftiger, betriebsamer Menschen. Gleich hinter diesem Orte geht das Steigen an, und ununterbrochen fort, bis auf den 2200 Fuß hohen Nacken des Gebirgs. Es war schwül geworden und ich war stark gegangen. Vor dem wirthlichen Gasthofe standen Bank und Tafel. Ich ruhte aus bei frischer Waldbutter, kräftigem Brode und einem Labetrunk aus dem Brunnen. Gestärkt wanderte ich dann durch herrlichen Hochwald bergan. Es war heiß. Die gefiederten Sänger schwiegen; kein Blatt bewegte sich; alles bebte vor Gluth. Ich suchte die dichtesten, schattigsten Pfade auf und mochte so eine Viertelstunde fortgegangen seyn, als mich auf einmal ein ferner Donnerschlag erschreckte. Besorgt, von einem Gewitter überrascht zu werden, eilte ich der nahen Landstraße zu, wo ich eine freiere Umsicht erwarten durfte. Langsam wogte kohlschwarzes Wolkengebirg in der ganzen Breite des Horizonts über die Thüringer Ebene daher, von Nord-Ost nach Süd-West, in der Richtung meines Wegs. Als ich so stand, unentschlossen, ob ich weiter gehen, oder umkehren sollte, rasselten die Wagen einiger zurückeilenden Holzbauern an mir vorüber. Kreischend flogen die größern Vögel des Waldes aus der Ebene herauf, ihre Schlupfwinkel zu suchen, und die kleinern flatterten ängstlich umher, und verkrochen sich unter dem dichtesten Laube. Alles suchte Schutz, ein Paar Wanderer vor mir waren auch schon umgekehrt, und instinktmäßig folgte ich nach. Es war hohe Zeit; denn noch ehe ich ein Obdach erreichte, fielen schwere Tropfen, und kaum in Sicherheit, so flammten und rollten Blitz und Donner in furchtbarem Wettkampfe senkrecht über mir, und das furchtbarste Gewitter goß seinen Reichthum wie Wolkenbruchsfluth auf die lechzende Erde herab.

Schnell und gnädig war das Wolkenheer über das Thal gebraust; aber von dem hohen Gebirgskamm elektrisch angezogen und festgehalten, dröhnte der Donner noch Stundenlang in den Thälern fort, und der Regen wollte nicht aufhören. Als es sich, nach langem Warten, wieder hellte, war es später Nachmittag. Entschlossen jedoch Schmalkalden noch zu erreichen, griff ich zum Stabe. Nie werde ich die Wanderung vergessen! Alle Herrlichkeit des Morgens schien zu verschwinden gegen die Ueberschwenglichkeit des Abends. Jedes Blatt, jeder Halm war größer geworden, der ganze Wald schien gewachsen; mir war es, als hörte ich Millionen Knospen aufbrechen, als dränge das junge Grün gewaltsam hervor, als streckten die Blätter sich gegen einander, Gespielen suchend, wie die Kinder, oder verlangend, wie sehnsüchtig Liebende. Balsamisch dufteten die Birken und die Waldblumen aus weit geöffneten Kelchen. Die Harzknoten der Kiefern und Tannen flossen über, der Boden selber hauchte Wohl-

[646] *) Aus einem Tagebuche.

CCCV

SCHMALKALDEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

gerüche aus, und sein bläulicher Dampf stieg wie Rauchopfer zum Himmel auf. Die ganze Natur feierte, und ich nahm Theil an der allgemeinen Andacht.

Darüber war mir die Zeit entfallen, und schon tief im West sendete die Sonne goldene Strahlen aus, als ich die Höhe erreichte. Noch 2 Stunden Wegs hatte ich vor mir, durch tiefe, dunkle Waldschlucht. Aber so sehr mich's auch zur Eile trieb, konnte ich mich doch nicht von der Höhe trennen, ohne ihrer Aussicht mit vollem Genusse mich zu freuen. Ich setzte mich auf einen Felsblock und schaute umher. Der Blick schweift von dieser Höhe über einen großen Theil der innern Gebirgswelt und das ganze Schmalkaldener Land hin. Rechts ragt, wie ein König, der Inselsberg mit seinem Hospiz; dicht dabei der finstere Steinberg; näher die Hohewart mit ihrem Felsgipfel, gerade im Angesicht der Hühnberg mit dem starren Steinhaupt und die hohe Leite; links der Sperrhügel, der Roßkopf, der Greifenberg und der sagenreiche Hermannsberg. Zwischen vorliegenden Bergkuppen hin blickt man in einen tiefen Thalkessel, und ein gutes Auge erkennt deutlich die Thürme der Schmalkaldener Hauptkirche und die hohe Wilhelmsburg. Noch weiter hin öffnet sich die Aussicht auf's Werrathal, und die lange blaue Kette der Rhön macht in der Ferne den Rahmen.

Wenige Pässe des Gebirgs haben eine schönere Aussicht, und der Sage nach soll auf dem nämlichen Stein Luther geruht und sich an ihr ergötzt haben, als er zum großen Fürstentage nach Schmalkalden[647] zog. –

Diese Erinnerung rief den Heros des Jahrtausends vor meine Seele. Er kam mir vor wie ein Riesenvulkan in der Geisterwelt, der sie bewegt fort und fort, daß sie nicht mehr zur Ruhe gelangen kann. Ich stellte die großen Menschen der vergangenen 3 Jahrhunderte neben ihn, die Könige und Feldherren und die Koryphäen des Wissens: – aber ich konnte keinen Punkt der Vergleichung finden.

Geschlechter und Nationen vergehen; ganze Geschlechter und Nationen leben ohne sichtbaren Einfluß auf die Entwickelung der Menschheit; Luther kommt, und gleichsam im Triumphe führt er sie von Staffel zu Staffel im endlosen Vorwärtsstreben zur Vollkommenheit. Wohl, ich gebe es zu, sind Pausen gewesen, oder Perioden, wo der Fortschritt weniger bemerklich war; wenn aber Leute, die sich Luther's Jünger nennen, statt den vom Meister gewiesenen geraden Weg fortzuwandeln, Irrpfade einschlagen; wenn, statt über sich zu sehen in das Blau des Himmels, sie ängstlich zur Erde blicken und, statt an der Hand der Freiheit und des Lichts fortzuwandeln, sie im Finstern tappen an der Hand des quälenden Zweifels, so ist's nicht des Meisters Schuld. Luther kann nicht dafür, daß, nachdem er Christus göttliches Werk von dem Schmutze gereinigt hat, worin Aberglaube und Arglist es unkenntlich hüllten, Thoren nun die Vernunft selbst als goldenes Kalb auf den Altar setzen, gleichsam über ihren Gott und über ihren Glauben. Solche Narrheit, ein solches Erheben der Magd über die Herrin, wollte Luther nicht. Seelig sollten die Menschen leben im lichten Gottesglauben, und erheitern und erwärmen daran sollten sich die Brüder, damit Jeder fröhlich Hinblicken könnte auf das kahle Stoppelfeld der Zeit, bis es neu aufgrünt und das Räthsel eines endlosen Lebens für immer aufhört ein Räthsel zu seyn.

Der Nesselhof war bald erreicht, und dem brausenden, silberhellen Bach entlang bald auch Flohe. Von da bildet das Ufer des Bachs und weiterhin das der Schmalkalde eine fast ununterbrochene Kette von Weilern, Schleifmühlen, Hütten- und Hammerwerken. Die Blauöfen[648] flammten, die Zain[649]- und Stahlhämmer pochten und um die lodernden Essen drängten sich schwarze rußige Gestalten in malerischen Gruppen; und je näher der Stadt, je mehr häuften sich auch die Zeichen einer Betriebsamkeit, von welcher Schmalkalden seit undenklicher Zeit der Mittelpunkt ist. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts dienten den Eisenfabriken dieser Stadt und ihrer Umgebung 7 Hoch- und Blauöfen, 27 Eisen- und Stahlhämmer, 11 Rohr- und Drathhämmer [sic!] und 25 Schleifmühlen. Den größten Theil dieser Werke treibt die Schmalkalde, welche, vom Hochrücken des Gebirgs kommend, sich in kleinen, oft malerischen

[647] Vom 7. Februar bis 6. März 1537.

[648] Höchöfen mit geschlossener Brust, also mit geschlossenem unteren Vorderteil.

[649] Dünner, für weitere Verarbeitung bestimmter Metallstab (u. a. zum Münzschlagen verwendet).

Wasserfällen dem weiten Bergkessel zustürzt, in welchem sich Schmalkalden selbst mit seiner alten Burg gar stattlich ausbreitet.

Uralt ist der Ort und er kommt schon in den Urkunden des 9. Jahrhunderts als blühend vor. Er ist die größte nicht nur, sondern auch die volkreichste Stadt des ganzen Thüringer Waldes; denn er zählt über 1200, meistens hölzerne Häuser und an 7000 Einwohner. Die innere, eigentliche Stadt ist mit einer doppelten Mauer umgeben, unregelmäßig gebaut, und nimmt sich mit ihren alterthümlichen Gebäuden eben nicht schön aus. Vor jedem der drei Thore ist eine Vorstadt, und zumal ist die von Flohe her, welche ich zuerst betrat, groß und von seltsamem Ansehen. Sie besteht aus einer einzigen, Viertelstunde langen, sehr breiten, in der Mitte von dem spiegelhellen, rauschenden Fluß durchströmten Straße, die zu beiden Seiten mit gleichförmig gebauten, hohen, hölzernen Häusern eingefaßt ist, und von denen jedes in seinem Erdgeschosse eine Schmiede hat, die sich durch einen kleinen, gewöhnlich neben oder über der Thüre horizontal ausgehenden Rauchfang kenntlich macht. Schon von weitem hört man ein unaufhörliches Pochen und Hämmern, und in der Straße selbst wird es betäubend. Fast alle Menschen, denen man begegnet, sind von Kohlen und Ruß geschwärzt; denn fast die ganze Bevölkerung nimmt unmittelbar Theil am Hauptgewerbe. Kommt man aber an Sonn- und Festtagen her, so wird man keine Spur von Schmutz finden; kein Hammer regt sich, auf den frisch getünchten Bänken sitzen die reinlich gekleideten Aeltern, umschwärmt von einem Haufen eben so reinlich angezogener, bausbäckiger Kinder, und in den Häusern selbst ist Alles, vom Boden bis zur Schwelle herab, blank gescheuert; der Kohlenstaub ist verschwunden, der die Woche über alles bedeckt hat. Der Reinlichkeitssinn der Schmalkaldner geht so weit, daß Viele jeden Sonnabend Nachmittag den untern Theil ihrer Häuser mit Kalk frisch anstreichen. Leider ist seit einer Reihe von Jahren durch die Zeitverhältnisse und durch den Mangel an Fortschritt in der Vervollkommnung ihrer Fabrikate, dem Gewerbe der Stadt großer Eintrag geschehen, und Verarmung und Nahrungslosigkeit nehmen in einem furchtbaren Grade zu. Unglaublich ist’s, für welchen geringen Lohn die meisten Eisenarbeiten hier gefertigt werden, ein Lohn, der bei dem äußersten Fleiße kaum hinreicht, das Leben zu fristen.

Die hiesigen Eisenfabrikate begreifen fast alle Gegenstände des täglichen Bedürfnisses, und die meisten werden von eigenen Meistern gefertigt. Vor wenigen Jahren zählte man hier über 100 Ahlen- und Zweckenschmiede, 60 Bohr- und Zeugschmiede, 40 Messer- und 30 Kettenschmiede, 10 Lichtscheermacher, über 100 Huf- und Nagelschmiede u. s. w. Ein weiterer, sehr nachtheiliger und beunruhigender Umstand für die hiesigen Gewerbe ist, daß die Waldungen der Gegend den unermeßlichen Bedarf an Kohlen schon lange nicht mehr zu liefern im Stande sind, und dieses unentbehrliche Material größtentheils aus dem Auslande, bis auf 20 Stunden Entfernung, mit schweren Kosten und zu alljährlich immer höher steigenden Preisen beigefahren werden muß. Die Auffindung bauwürdiger Steinkohlenlager würde eine große Wohlthat, nicht nur für die Stadt, sondern für die ganze Herrschaft und auch das benachbarte, gleichartige Gewerbe treibende Meininger Gebiet seyn, und eine fleißige Bevölkerung von mindestens 20,000 Seelen nicht blos vor allmählicher gänzlicher Verarmung und Nahrungslosigkeit schützen, sondern auch die Begründung allgemeinen Wohlstandes möglich machen durch eine bessere und schwunghaftere Benutzung der Schätze von den trefflichsten Eisen- und von Kupfererzen, womit diese Gegend des Thüringer Gebirgs mehr als irgend eine andere gesegnet ist. Bei der Wahrscheinlichkeit, daß bauwürdige Steinkohlenflötze in der um Broterode, Flohe, Seeligenthal etc. etc. mächtig auftretenden Formation des ältern Sandsteins vorhanden sind, ist es kaum zu begreifen, daß man von Seiten der hessischen Regierung nicht schon längst Versuche gemacht hat, um zu dem Mittel zu gelangen, einem Nothstande abzuhelfen, welcher die größte Besorgniß erregt. – Bisher hat sie es dem Privat-Unternehmungsgeiste anheimgegeben, und der ließ es bei gemeinlich schwachen, auf halbem Wege endigenden Versuchen bewenden. Ein neuer, seit 2 Jahren beharrlich und mit Nachdruck fortgesetzter Angriff verspricht bessern Erfolg.

Die Bergwerke, welche nicht allein für die sämmtliche Stahl- und Eisenfabrikation des Landes, sondern auch für die der benachbarten Gothaischen, Hennebergischen, Meiningischen, Eisenachischen etc. Gebiete, die Erze liefern, sind innerhalb dreistündiger Entfernung von der Stadt gelegen. Die berühmtesten sind die Mommel und der Stahlberg, beides außerordentlich mächtige Ablagerungen reichen Spatheisensteins, der sich auf der Scheidung des Urkalks und Granits gebildet hat. Sie sind schon seit länger als 600 Jahren im Betrieb, und es werden jährlich wohl 25,000 Tonnen, oder etwa 120,000

Centner Erze gefördert, welche an 35,000 Centner Roheisen liefern, aber bei einer vollkommeneren Schmelzweise ansehnlich mehr ausbringen würden. Diese Erze bedürfen, ehe sie geschmolzen werden, keiner weitern Zubereitung, als daß sie in kleine Stücke von der Größe einer Wallnuß gepocht werden. Stabeisen aus diesen Erzen, mit Sorgfalt gefertigt, steht an Güte dem besten schwedischen nicht nach. An Stahl macht man jährlich etwa 6000 Centner; vieles davon geht roh zur weitern Verarbeitung in's Ausland. – Der Gesammtwerth der Schmalkaldener Eisen- und Stahlfabrikation in Stadt und Herrschaft beträgt gegenwärtig nicht über 160,000 Thaler. Er war in der blühendsten Zeit des Gewerbes viel bedeutender. Die hiesige Gewehrfabrik liegt darnieder, und eben so haben die Manufakturen von Plüsch, Parchenten[650], Drillichen[651] etc. sich überlebt. Ein anderer Nahrungszweig Schmalkaldens, die Saline, hat aufgehört. Die nahen Asbacher Kupfer- und Kobaltgruben werden nicht mehr betrieben.

Außer der schönen Hauptkirche der Stadt, welche beiden, sowohl den lutherischen, als den reformirten Glaubensgenossen zur Gottesverehrung dient, und seiner alten, verödeten Wilhelmsburg, hat Schmalkalden wenig von architektonischem Interesse aufzuweisen; aber der Freund der Geschichte, der Freund auch der Aufklärung und Glaubensfreiheit, wird nicht verfehlen, sich die merkwürdigen Orte zeigen zu lassen, wo die deutschen protestantischen Fürsten am 29. Februar 1531 zu gemeinschaftlichem Schutz und zur Abwehr den berühmten Schmalkaldischen Bund schlossen, und wo, im Jahre 1537, sie sich unter Luther's Beirath abermals versammelten, um die von dem großen Reformator aufgesetzten und gegen Papst, Concilien und Kaiser fest zu behauptenden Rechte und Glaubensgrundsätze (die sogenannten Schmalkaldener Artikel) zu prüfen. Der Zweck des Bundes konnte zwar durch den Krieg, den er unmittelbar herbeiführte (der sog. Schmalkaldener Krieg[652] der protestantischen Stände gegen Carl V.[653]) nicht durchgeführt werden; wurde aber durch den Passauer Vertrag (1552) später erreicht.

[650] Ein Mischgewebe aus Baumwoll-Schuß auf Leinen-Kette, das glatt, auf einer oder auf beiden Seiten aufgerauht ist.

[651] Eine dichte, reißfeste und strapazierfähige Gewebekonstruktion in Köperbindung; es wurde damals aus Baumwolle, Leinen oder Halbleinen hergestellt; heute wird dafür auch Chemiefaser verwendet.

[652] Von 1546 bis 1547, in dem Kaiser Karl V. (s. u.) den Schmalkaldischen Bund, ein Bündnis prot. Landesfürsten und Städte unter der Führung von Kursachsen und Hessen, besiegte.

[653] Karl V. (span. Carlos I; 1500–1558), seit 1516 König von Spanien und von 1520 bis 1555 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 75-81.

CCCVI. Sidney in Australien.

Jede neue Welt, jede neue Zeit, jedes neue Geschlecht, jedes neue Volk, jeder neue Mensch geht von der Wiege aus, und dieß Gesetz erhält die Menschheit in ewiger Jugend. In Asien sind die Völker überreif oder gestorben; die Zeit der Ernte ist da, oder die Früchte sind schon abgenommen, und der europäische Pflug bricht zögernd den Boden um zur neuen Aussaat. Europa's ältere Nationen im äußersten Süd und West ergrauen und sinken unter der Jahre Last; im Norden aber erfüllt rüstige Manneskraft noch die Völker, und im Herzen des Welttheils steht der germanische Stamm, an dessen weithin schattenden Aesten der Menschheit schönste Blumen erblühen und die besten Früchte zeitigen. Jugend lärmt und schwärmt in Columbus[654] Welttheil; für die Völkersäuglinge ist Australien Wiege, und Embryonen künftiger Zustände, Staaten und Zeiten birgt Afrika in seinem glühenden Gürtel.

Unter allen Erscheinungen der Gegenwart verdient kaum eine so große Aufmerksamkeit und nicht eine wird so große Folgen haben, als die Colonisation Australiens durch germanische Elemente. Sie wird mit jedem Jahre wichtiger, führt mit jedem Jahre neue, unerwartete Erscheinungen herbei, gewinnt mit jedem Jahre größere Fortschritte und äußert jetzt schon Rückwirkungen auf die alte Welt, welche diese nicht geahnet hat. Was sich in Nordamerika in 2 Jahrhunderten langsam gestaltete, ist in Australien, in einem einzigen Menschenalter geworden. Die Zeit der Colonisation durch Verbrecher neigt sich für Australien schon zu Ende, und der Strom der freien Auswanderung aus den germanischen Ländern richtet den Lauf nach seinen Gestaden. In England zumal regt sich allenthalben dieser Geist der Vorliebe für australische Ansiedelung, lacht aller Befürchtung und Besorgniß über die Gefahr der langen Reise, und der erwachte Eifer, durch das Gedeihen der bisherigen Versuche ermuthigt, durch die Gesetzgebung begünstigt, durch die Colonisationsgesellschaften gespornt, durch die Fortschritte der Dampfschifffahrt von einem Haupthinderniß befreit, ergreift dort allmählig alles und reißt alles mit sich fort. Schon jetzt reist man von London über Alexandrien und Suez[655] in 45 Tagen nach Calcutta[656]. Die Dampfschiffe, die von Calcutta nach Sidney jeden Monat abgehen, brauchen 14 Tage; in 2 Monaten also kann man auf die bequemste Weise die Ueberfahrt aus Europa nach Australien bewirken, und es bedarf nur einer die Bedürfnisse der Auswanderung berücksichtigenden, erweiterten und geregelten Einrichtung, um die Vortheile der Zeit- und Raumverkürzung auch den Massen der Auswanderer zugänglich zu machen. Zwei Aktienkompagnien in England beschäftigen sich in diesem Augenblick mit dem Bau von 20 großen Dampfschiffen für diesen Zweck, und ihre Konkurrenz wird durch Billigkeit der Preise dem neuen Bedürfniß dienen. Von der entgegengesetzten Seite bietet man ihm gleichfalls die Hand. Die Sidney-Gazette hat den Plan veröffentlicht, Dampfboote regelmäßig durch die Südsee nach der Westküste von Mittelamerika zu schicken, von wo eine kurze Landreise, wie bei Suez, über den schmalen Bergrücken nach Panama bringen soll, der Station einer zweiten Dampfschifflinie, welche die westliche Kommunikation mit Europa in grader Linie vollendet. In weniger als 100 Tagen geschieht dann die Reise um die Welt. So werden die jungen, kaum geborenen Colonieen Australiens Mittel und Impuls, unglaublich Scheinendes zu verwirklichen, sie rücken die Welttheile zusammen, nähern die Völker und kleinern die Erde. Man erwäge, welch ein unermeßliches Feld für die menschliche Thätigkeit diese einzige Thatsache öffnet. Selbst in der Politik wird das Faktum dastehen als Riesenzahl, welche die alten Rechnungen verwirrt, alle frühern Verhältnisse verschiebt und zum Aufsuchen anderer

---

[654] Christoph Kolumbus (ital. Cristoforo Colombo, span. Cristóbal Colón; ca. 1451–1506).

[655] Sues (arab. السويس, as-Suwais).

[656] Siehe hierzu S. 82, Anm. 330.

Rechnungsbasen anweist. Im Rath der Nationen und Staaten wird es sich nicht mehr um Krieg und Frieden eines Erdtheils handeln; man wird fortan immer die ganze Welt umfassen müssen.

Für jetzt steht England noch allein als Leiter da in dieser großen Bewegung. Es hat in der australischen Welt Posto gefaßt auf eine Weise, die deutlich zu erkennen gibt, daß es keinen Nebenbuhler gegen sich aufkommen zu lassen beschlossen hat. England bekennt ohne Hehl, daß, was es in Nordamerika und in dem atlantischen Meere gezwungen aufgegeben hat, es in Australien und der Südsee hundertfältig wiedergewinnen will. Seit den letzten 10 Jahren, in welchen die australische Colonisation so außerordentlich zunahm, sind dem Mutterlande bereits so bedeutende Vortheile daraus erwachsen, daß man sich nicht wundern darf, wenn man sieht, wie es die weitere Ansiedelung auf eine Wiese fördert, von der die neuere Geschichte kein Beispiel aufstellt. Eine einzige Thatsache reicht hin, dieß zu erläutern. 1816 wurde versuchsweise eine Heerde sächsischer Schafe nach Sidney geführt, und 1818 kam das erste Produkt dieser Heerde an den Londoner Markt. 1820 bestand das eingeführte Quantum australischer Wolle in 120,000 Pfund; 1830 stieg es auf 2 Millionen und im vorigen Jahre auf 8 Millionen Pfund, zum Werthe von mehr als 10 Millionen Gulden[657]. In weniger als 2 Jahrzehnten muß England in Bezug auf seinen Wollbedarf unabhängig vom Auslande seyn, und australische Wolle mag vielleicht die deutsche noch von unsern eigenen Märkten verdrängen. Auch der so wichtige Wallfischfang in der Südsee, der gegenwärtig 500 brittische Fahrzeuge und 10,000 Seeleute beschäftigt, ist durch den Besitz der australischen Colonieen fast schon ein Monopol Englands geworden. Rechnet man zu den unmittelbaren Handelsvortheilen die noch größern, welche England für seine unsichere Herrschaft in Indien erwachsen, für welche es in seinem australischen Reiche die sicherste Stütze findet: so wird es nicht mehr auffallen, daß es so gierig seine Polypenarme über den ganzen australischen Ocean ausstreckt und alles, was es zu erklammern weiß, mit so viel Ostentation als sein ausschließliches, unantastbares Eigenthum proklamirt. Hat es ja sogar Neuseeland gleichzeitig von Sidney und vom Mutterlande aus schon colonisirt und offen gestanden, solches sey nur der Anfang einer Colonisation, die alle Inselgruppen der Südsee umfassen werde; wahrlich ein ungeheuerer Plan und würdig der Weltenseele Britanniens.

Australien (Neuholland) erstreckt sich, von der Südspitze von Vandiemensland[658] angerechnet, vom 46. bis zum 10. Grad südlicher Breite, liegt also mit der größern Hälfte in der wärmern gemäßigten Zone, unter dem glücklichen Himmelsstrich Deutschlands, Italiens und Griechenlands. Nur die kleinere fällt innerhalb der Wendekreise. Sein Flächeninhalt kömmt dem von Europa nahe. Ueber dieses Continent, welches 300 Millionen Menschen nähren könnte, ist die einheimische Bevölkerung äußerst dünn zerstreut, und diese ist eine schwache Raçe, im Reiche vernünftiger Wesen eines der letzten Glieder. Zur Zeit beschränkt sich die Colonisation auf einen Punkt der Westküste (die Niederlassungen am Schwanenflusse), und auf die südöstliche Ecke, welche die Landschaften Neu-Süd-Wales, Port Philipp, Australia Felix und Südaustralien begreift. Erforscht ist das Continent nur zum zwanzigsten Theil erst; sein Inneres ist noch ***terra incognita***[659].

Die nächste Veranlassung zur Colonisirung Australien's entsprang aus der Trennung Nordamerika's vom Mutterlande, welche England nöthigte, für die große Masse von Verbrechern, welche sein eigenthümlicher Zustand jährlich schafft, ein neues Asyl zu finden, das hinlänglich entfernt sey, um den Gedanken an Rückkehr zu verhindern, und geeignet, aus dem Auswurfe des Mutterlandes nützliche Colonisten zu bilden. Man wählte dazu Australien, dessen Ostküste schon Cook[660] für diesen Zweck empfohlen hatte. Im März 1787 segelte die erste Expedition, bestehend aus 11 Schiffen, welche, nebst dem Gouverneur Philipp[661] und seinen Beamten, ein Bataillon Landtruppen und etwa 700 Verbrecher

---

[657] Siehe hierzu S. 9, Anm. 19.

[658] Van-Diemens-Land ist die veraltete Bezeichnung für Tasmanien.

[659] Lat., „unerforschtes Gebiet“.

[660] Der brit. Seefahrer und Entdecker James Cook (1728–1779; gefallen).

[661] Arthur Phillip (1738–1814), von 1788 bis 1792 Gouverneur von New-South-Wales.

beider Geschlechter am Bord hatte, von Portsmouth ab, um die beabsichtigte Niederlassung in Botany-Bai zu gründen. Sie lief nach einer achtmonatlichen, sehr beschwerlichen Reise in Port-Jackson glücklich ein. Am 26. Januar 1788 wurde in Sidney-Cove die brittische Flagge feierlich aufgepflanzt und der erste Baum zur Erbauung der Hauptstadt eines neuen Welttheils gefällt. Die Gesammtzahl der Gelandeten war 1030. Ehe 6 Monate vergingen, waren die Wohnungen fertig. Es waren Blockhäuser; auch des Gouverneurs Haus war nichts Besseres. Diese erste Ansiedelung mußte harte Prüfungen bestehen. Das Mutterland schickte nämlich schon im nächsten Jahre wieder 700 Verbrecher, mit einigen Ladungen Lebensmitteln. Als nun jene ankamen, die Proviantschiffe aber untergingen, so trat Hungersnoth ein. Viele der Verbrecher flohen in das Innere, wo sie umkamen, oder verschollen; Insubordination folgte und sie half das Elend vermehren. Dieser Zustand dauerte bis 1790, wo das Mutterland eine neue Flotte mit Truppen und fast 2000 Sträflingen, Mundvorrath auf 18 Monate, Heerden von Hausthieren etc. etc. und allen Hülfsmitteln sandte, um den Zustand der jungen Niederlassung gründlich zu verbessern. Gouverneur Philipp, der krank nach England zurückkehrte, wurde vom Gouverneur Hunter[662] abgelöst, einem wackern, energischen Seemann, welcher bald alles zu Gedeihen führte. Im folgenden Jahre begann die Einwanderung freier Colonisten, die seitdem stets zugenommen hat. Hunter verdingte diesen die Verbrecher als Arbeiter; die unverbesserlichen, einer solchen Freiheit Unwürdigen aber schickte er weiter nordwärts nach Norfolksbai, wo sie unter militärischer Aufsicht Feld roden und eine zweite Stadt bauen mußten. Nur ein einziges Mal noch kam die Colonie durch Empörung in Gefahr. Unter Hunter's Nachfolger, dem Capitain King[663], rotteten sich 600 Sträflinge zusammen und riefen die australische Republik aus[664]; doch wurden sie überwältigt, die Anführer gehangen, die Uebrigen zu harter Arbeit in Ketten nach Norfolk geschickt. Seitdem kamen aus dem Mutterlande jährlich 2000 bis 3500 Verbrecher; auch die freien Ansiedler kamen häufiger, doch bis auf die neueste Zeit, welche die australische Auswanderung so sehr erleichtert und fördert, überstieg ihre Zahl selten 300. Deportation also blieb das Hauptelement der Colonisation. Was daraus für eine Bevölkerung hervorging, läßt sich freilich denken. Es ist begreiflich, daß alle Laster und Verbrechen auf diesem üppigen Boden wucherten, und Perioden gab es, wo der Zustand der Entsittlichung unter der Bevölkerung so bedenklich wurde, daß er die schärfsten Correktivmaßregeln hervorrief. Am schrecklichsten wüthete eine Zeitlang die Spiel- und Branntweinsucht. Der Mangel an Weibern, welche nicht den sechsten Theil der mannbaren Bevölkerung ausmachten, nährte noch Schlimmeres. Dem letzten Uebel abzuhelfen, schickte das Mutterland jährlich einige Ladungen Mädchen, – niedrige, aus den Gefängnissen und Lusthäusern zusammen geraffte Geschöpfe, die Hefe des Geschlechts, und es ist ein Wunder, daß die so zusammengesetzte Gesellschaft nicht in fauler Gährung gar verdarb, – ein doppeltes Wunder aber, daß sie allmählich sich geklärt und veredelt hat. Hiezu hat das schnelle materielle Gedeihen vorzüglich beigetragen. Die Strafzeit der meisten Verbrecher endigt in Australien bald, denn der Gouverneur übt im wohlverstandenen Interesse der Colonie das unbeschränkte Begnadigungsrecht auf die liberalste Weise aus. Schnell kommen diese Freigelassenen, durch die nützliche Anwendung ihrer Kräfte, zu Eigenthum und Wohlstand, und dieser führt gemeiniglich auch ihre sittliche Verbesserung mit sich. Den wohlthätigsten Einfluß aber übte ohne Zweifel das seit 10 Jahren so vermehrte Zuströmen freiwilliger, wohlhabender Colonisten. Dadurch hat sich allmählich eine zahlreiche Mittelclasse gebildet, welche zwischen der Verbrecher- und Beamtenbevölkerung steht und an Zahl bereits beide überwiegt. Demungeachtet mag der Zustand der Gesellschaft immer noch als ein abnormaler zu betrachten seyn; die Verbrechen sind hier noch häufiger als irgendwo, und nur wenn die Deportation gänzlich aufhört, kann der sittliche Zustand sich rasch vervollkommnen.

Inzwischen bessert er sich, wenn auch nicht so schnell, als der materielle. Das großartige und humane Prinzip der brittischen Regierung, jedem Verbrecher, sobald er die australische Küste betritt, als einen neuen Menschen zu betrachten, und sein vergangenes Leben in der alten Welt als ein abgeschlossenes, für welches der Staat keine Erinnerung hat, trug durch seine praktische Anwendung, so häufig auch die Ausnahmen gewesen sind, doch im Ganzen ganz gute Frucht. Jeder Sträfling, der hieher

---

[662] John Hunter (1737–1821), von 1795 bis 1800 Gouverneur von New-South-Wales.

[663] Philip Gidley King (1758–1808), von 1800 bis 1806 Gouverneur von New-South-Wales.

[664] Im März 1804.

kommt, weiß, daß die Schande seines vergangenen Lebens in Europa zurückbleibt, und eine gute Aufführung hier unfehlbar zu Vermögen, Ehre und Auszeichnung führen muß. Er spielt folglich den bessern Menschen zuerst aus Klugheit, bis ihn Gewohnheit und Einsicht wirklich zu einem solchen machen. Der größte Theil der jetzigen Magistratspersonen, und der reichsten und angesehensten Banquiers und Kaufleute in Sidney, Paramatta[665] etc,, waren Verbrecher und sind Leute, deren australisches Leben im vollen Gegensatz zu ihrem frühern steht, und die die allgemeine Hochachtung in vollem Maße verdienen, welche sie genießen. Viele, eingedenk ihrer eigenen Vergangenheit, verwenden einen großen Theil ihrer Einkünfte und ihres Erwerbs auf die Verbesserung der Lage der Sträflinge, und mehre Vereine machen es zum besondern Zweck ihres Strebens, die Neuangekommenen zur bessern Erkenntniß und auf den Pfad der Rechtschaffenheit zu Glück und Wohlhabenheit zu führen. Nirgends in der Welt, das ist wahr, sind die Elemente des Lasters so zusammengehäuft, als hier; nirgends aber auch sind so thätig und reichlich vorhanden die Mittel, jene zu zerstören.

Sidney, die Capitale eines neuen Welttheils, liegt anmuthig an einer kleinen Bucht des Port-Jackson, an Sidney Cove, theils auf dem hohen und felsigen Gestade, theils in einem Thale hin, welches sich landeinwärts gegen die Höhen verliert, die in weitem Halbkreise die Küste umgürten. Binnen 52 Jahren ist das elende erste Blockhaus der Verbrecher zur Stadt empor gewachsen, Frankfurt an Größe gleichend an Schönheit keiner ähnlichen des Mutterlandes nachstehend. Mehre Straßen sind eine engl. Meile[666] lang, alle weit und grade, mit breiten Trottoirs an beiden Seiten hin, und meistens großen, oft mit Luxus gebauten Häusern. Hin und wieder sieht man noch die hölzerne Hütte der ersten Ansiedler; manche steht wohl neben dem Palast, den der nämliche Mann bewohnt, welcher jenes Häuschen mit eigenen Händen erbaut hat. In diesem vorurtheilsfreien Lande, wo die praktische Philosophie auf dem Throne sitzt, wo es keine Erniedrigung gibt, als die, welche man sich selbst bereitet, hat sich der prangende Baum nicht des dunkeln Keims zu schämen, dem er entwuchs. – Folgende Momente geben einen Ueberblick von dem schnellen Fortschreiten Sidney's. 1788 brach die Pflugschaar die erste Furche, erstand das erste Blockhaus; 1789 wurde zum erstenmal geerntet; 1790 sah man den ersten Eigenthümer, einen begnadigten Verbrecher. 1791 das erste Gebäude von Stein; 1793 die erste Ausfuhr von Colonialprodukten (1200 Malter[667] Weizen); 1794 die erste Kirche; 1795 die erste Schule; 1796 das erste Theater; 1797 die ersten Bälle; 1800 das erste Münzprägen; 1801 die erste Druckerei; 1803 die erste Zeitung; 1804 Bau der Citadelle (Fort William); 1805 lief das erste Schiff vom Stapel; 1806 die erste Sonntag- und Freischule gegründet; 1807 die ersten Eilposten; 1809 die erste Marktordnung; 1810 das erste Wettrennen; 1811 die erste Bank; 1813 die erste Messe; 1814 die erste Pennypost; die erste feinwollige Schafheerde eingeführt; 1815 die erste Dampfmaschine; 1817 das Appellationsgericht, die erste Aktienbank, die erste Wollausfuhr; 1818 die erste philanthropische und die erste wissenschaftliche Gesellschaft; Gründung des Gymnasiums; 1819 Gründung des Waisenhauses; 1820 die erste landwirthschaftliche Ausstellung; 1821 die erste katholische Kirche; Gründung des Museums; 1822 Freiheit der Presse, die ersten öffentlichen Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände; 1824 die Constitution, Selbstregierung der Colonie, die erste gesetzgebende Versammlung; 1825 freie Gemeindeverfassung, Criminalgerichtshof; 1827 erstes wissenschaftliches Journal; 1828 erste Dampfschifffahrtsverbindung mit Calcutta; 1830 Bau des ersten Dampfschiffs; 1832 erste öffentliche Sparkasse; 1833 erste polytechnische Lehranstalt; 1834 Gründung der musikalischen Academie; 1836 erste Kanonengießerei; erste Dampfmaschinenfabrik; 1837 erste Eisenbahn; 1838 erste Kunstausstellung. – Wir, die wir kein Vorwärtsschreiten ohne jenen Hemmschuh zu denken fähig sind, welcher den Begriff von Schnelligkeit gar nicht aufkommen läßt; wir, die wir auf einem Boden wandeln, der eingenommen ist von den Institutionen der finstern Vergangenheit und dem Schutte der Feudalität; wo es, um einer neuen Ordnung den kleinsten Raum zu gewinnen, immer erst des langwierigen, gemeinlich hartnäckig bestrittenen und verwehrten Wegräumens bedarf: wir können eine so rasche Entwickelung freilich kaum fassen.

Sidney hat 30,000 Einwohner und wird ihrer mehr als Hunderttausend haben, ehe das erste Jahrhundert seiner Gründung verstreicht. Sein Hafen, Port-Jackson, ist einer der besten der Erde, und sichert

[665] Parramatta City, das heute Teil der Metropole Sidney ist.

[666] Siehe hierzu S. 186, Anm. 632.

[667] Altes Raummaß zur Messung von Schüttgütern (z. B. Getreide); ein Malter entsprach ca. 1 hl, also 100 Litern.

Sidney den Rang eines großen Handelsplatzes für alle Zukunft. Das Clima ist gesund, gemäßigt; die Landschaft in den Thälern fruchtbar und die benachbarten Gebirge sind reich an den schönsten Weiden und zur Erzeugung des werthvollsten Handelsartikels – der feinsten Wolle– vorzüglich geschickt. Die Gegend um Sidney ist sorgfältig angebaut; die Cultur in den Grafschaften[668] Camden, Argyle, Westermoreland[669] etc. macht große Fortschritte, und mit den Nachbarstädten: Paramatta, Liverpool[670], Windsor[671], Richmond[672], Castlereagh[673], Penrith[674], deren Zahl sich mit jedem Jahre vermehrt, bestehen schon tägliche Postverbindungen, und vortrefflich erhaltene Kunststraßen erleichtern den lebendigen Verkehr. Auf die Größe des Handels, auf den Reichthum und Wohlstand, der hier herrscht, läßt sich aus der Menge der Handelsanstalten: – Börse, mehre Banken, Assekuranzgesellschaften,– und aus dem Reichthum der Waarenvorräthe schließen; auf den Luxus aber die unzählichen, mit den Erzeugnissen der alten und neuen Welt zu Genuß und Putz kostbar und geschmackvoll ausstaffirten Läden, welche sich in den Hauptstraßen einer an den andern reihen. Die öffentlichen Lustbarkeiten, von deren Ankündigungen alle Blätter gefüllt sind, die Pracht vieler Wohnungen und die Menge hübscher Gartenanlagen und Landhäuser auf den benachbarten Hügeln deuten auf den allgemeinen Sinn für Lebensgenuß hin. Trotz der jährlichen Einfuhr einer großen Masse gezwungener Arbeiter, welche, bis zu ihrer Emanzipation, den freien Colonisten in Miethe gegeben werden, steht doch der Preis aller Menschenarbeit äußerst hoch und das Leben ist in Sidney eben so theuer, als der Verdienst reichlich und leicht ist. Hausmiethe und Feuerung kosten hier so viel, wie in London; denn die benachbarten Höhen sind kahl, und das Holz kommt von den entferntern Gebirgen; der Preis des Baugrunds aber ist unglaublich. Land an der Stadt, welches vor 40 Jahren zu 15 Dollars per Morgen[675] gekauft wurde, bedang in öffentlicher Versteigerung 1838 20,000 Pfund Sterling der Morgen, und daß man den Quadratfuß mit 500 Gulden bezahlt, ist nichts Seltenes und vertheuert das Bauen außerordentlich. Läden mit Comptoirs in günstiger Lage werden daher häufig für 500 bis 1000 Pfund Sterling verpachtet. Gasthöfe, größtentheils Hotels großartiger Ausstattung, gibt es über 200 in Sidney, und 5 Theater, Concertsäle und Panoramen sorgen für die feinern Gattungen des Vergnügens.

Sidney's terrassenartige Lage macht, daß man von vielen Wohnungen die herrlichste Aussicht genießt, und von den Gipfeln der Höhen, die die Stadt umgeben, ist die Vista wahrhaft unermeßlich. Ueber die große summende Stadt selbst und ihren blühenden Gartenkranz hinweg gleitet der Blick hinab in den Hafen, den schönsten der Welt, mit seinen zahlreichen grünen Inselchen, tiefen, dunkeln Buchten, und den auf der glänzenden Fluth hin und her gleitenden Schiffen; weiterhin öffnet sich das Meer, auf dem das dunkelblaue Himmelsgewölbe ruht, umhangen mit einem düstern Nebelschleier, auf dem dann und wann das weiße Pünktchen eines Segels schimmert, wie ein warnender Wegweiser in der Unendlichkeit für die irren Ahnungen der Menschenbrust. Auf der andern Seite, landeinwärts, dehnen sich liebliche Gründe aus, mit Meiereien besäet; hinter diesen ist schwarzer, unabsehlicher Urwald, nur an einzelnen Stellen vom blauen, fernen Hochgebirge überragt. Das Ganze ist ein Bild einer in tiefem Frieden lebenden Gemeinschaft unschuldiger Menschen, und doch ist diese Gemeinschaft, die wie eine Traumwelt an uns vorüberzieht, nur das Produkt der Schuld, und ihr Glück das Loos der Gefallenen.

---

[668] Engl. counties; brit. Gebiets- und Verwaltungseinheiten.

[669] Westmoreland.

[670] Heute ein Vorort der Metropole Sidney.

[671] Eine Kleinstadt 56 Kilometer nordwestl. von Sidney, die drittälteste Siedlung Australiens.

[672] Heute ein Stadtteil von Melbourne.

[673] Heute ein Vorort der Metropole Sidney.

[674] Penrith City, das heute zur Metropole Sidney gehört.

[675] Siehe hierzu S. 10, Anm. 21.

CCCVII

SYDNEY
in New South Wales

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 82-87.

CCCVII. Peking in China.

Mein Buch ist wie die Zeit. Wie hier der Augenblick den Augenblick fortstößt, so verdrängt dort ein Bild das andere, und ehe das Auge eins recht erfaßt, ist es verschwunden wie aufgelöster Nebel. Leser und ich irren durch die Welt wie an der Hand des ewigen Juden.

Sidney und Peking[676]! – Kind und Greis, Wiege und Sarg, Aufgang und Untergang können keine vollkommneren Gegensätze seyn, als es die Hauptstadt Australiens und die des himmlischen Centralreichs sind. Wenn Australien ein Bild der Beweglichkeit und des Fortschritts ist, so kann man China mit Loth's Frau[677] vergleichen, die, zur Salzsäule geworden, in Ewigkeit nur rückwärts schauen kann.

In einem frühern Theile des Universums (VII. Bd., Seite 17) lernten wir Canton[678] kennen. Eine Welthandelsstadt, welche, wie Canton, seit Jahrhunderten in täglichem Verkehr mit fremden Nationen steht, wird kaum das Bild des Landes und des Volkes treu bewahrt haben. Das Land selbst müssen wir durchwandern, um zu einem klaren Begriffe darüber zu gelangen. Nehmen wir an, wir reiseten über Kiachta[679] nach Peking. Vor uns liegen die weiten Steppen der Mongolei, das Bollwerk des Reichs gegen Rußland, und nach 10wöchentlichem, beschwerlichem Ritt gelangen wir zum ersten Ort im eigentlichen China. Es ist der Flecken Nordian[680], 6 Stunden außerhalb der großen Mauer. Statt Sandwüsten und Steppen, die so lange unser Auge ermüdeten und verwundeten, sehen wir nun ein vortrefflich angebautes, dicht bevölkertes Land, dessen ursprüngliche Unfruchtbarkeit chinesischer Fleiß längst überwunden hat. Das Gasthaus des Fleckens ist ein großes Gebäude mit Mauern umgeben, die zugleich einen Hof und Garten einschließen. Die Gefälligkeit der Wirthsleute ist ohne Grenzen; die Zimmer sind geräumig; in jedem ist ein schwellendes Sopha, unter dem Backsteincanäle hinlaufen, die es, mittelst Steinkohlenfeuerung, erwärmen. Neugierig beobachten wir die Bevölkerung, die das Bild der Beweglichkeit ist. Emsig verfolgt Jedes seinen Zweck und Beruf. Wir werden bald inne, daß der Handel neben dem Akkerbau, der jeden Zollbreit Land benutzt, hier eine Hauptrolle spielt. Unaufhörlich halten an, oder ziehen vorüber die langen Karavanen, welche auf Kameelen, oder Karren mit Maulthieren bespannt, die Fabrikate Rußlands und Nordchina's den Völkern im fernen Westen zuführen. Jedes Bedürfniß des Reisenden hat im Gasthause seinen vorausbestimmten, festen Preis. Nichts ist der Willkühr überlassen; Jeder macht sich die Rechnung selbst. Es kommen chinesische Kleinhändler, Tabulettkrämer[681], Pastetenverkäufer, und bieten höflich, doch nicht zudringlich, ihre Waaren an. Während bei dem Wirthe alles festen Preis hat, schlägt der chinesische Kleinhändler mehr vor, als ein Jude: man ist schon betrogen, wenn man die Hälfte bietet. –

Von Nordian bis zur Mauer trifft man wohl 20 Weiler. Die Hügel zu beiden Seiten sind bedeckt mit den Trümmern alter Befestigungen, den ehemaligen Außenwerken der großen Mauer, gegen welche die Riesenwerke der Römer wie Kindertand erscheinen. Jetzt ist sie, die das Reich vor der Macht der Barbaren sowenig beschützen konnte, als die Vallen[682] Rom vor den Völkerschaaren des Ostens und

---

[676] Chin. 北京, Běijīng, „Nördliche Hauptstadt".

[677] „Und Lots Frau sah hinter sich und ward zur Salzsäule" (Gen 19,26).

[678] Siehe hierzu S. 75, Anm. 294.

[679] Siehe hierzu S. 82, Anm. 331.

[680] Der mongol. Name lautete wohl Nordäng; vielleicht Zhangbei (chin. 张北, Zhāngběi).

[681] Kleinhändler, der seine Waren im Bauchladen anbietet.

[682] Hier sind wohl Verdeidigungswälle gemeint, wie z. B. der Hadrianswall und/oder der Limes.

CCCVIII

PEKING IN CHINA

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Germaniens, im Verfall und ohne Vertheidigung, während ehedem ihre Besatzung allein eine Armee von ¼ Million Soldaten erheischte. Vor Chalgan[683], der nächsten Station, läuft die Mauer auf der Zinne eines Felskammes hin, durch dessen Mitte ein gewaltiges Thor gesprengt ist, verschlossen mit eisernen Pforten. Man nennt es das Schild des Reichs. Jeder Fremde wird hier von der Polizeibehörde angehalten, um den Zweck seiner Reise befragt, darüber an den Gouverneur rapportirt, und dessen Erlaubniß für die Weiterreise eingeholt. Es geschieht solches mit der größten Höflichkeit und Schnelligkeit. In einer Viertelstunde ist alles abgethan und der Reisende kann dann unbefragt China durchwandern. Der Eingeborne ist schon an der Grenze frei, niemand forscht bei ihm nach Pässen, niemand nach dem Reisezweck. – Sobald man das Thor passirt hat, sieht man, in einer Lücke des Gebirgs gelegen, die Stadt Chalgan vor sich, welche das Bild im Großen wiederholt, das in Nordian so wohl gefiel. Die Stadt ist stark befestigt; die Gegend sehr schön. Der treffliche Anbau des Landes, welcher jeden Rain, jede Furche, jede Böschung eines Grabens zu benutzen versteht, die Menge und Heiterkeit der Dörfer und der einzelnen Gehöfte erregen Bewunderung. Jede Höhe, jedes romantische Plätzchen wird durch Tempel oder Kapellen geschmückt, und an den Stegen steht oft das Standbild eines Gottes, neben dem in einer Nische zuweilen duftende Kerzen brennen, oder Opfer von Früchten niedergelegt sind, die den Hungrigen und Armen, welche des Weges ziehen, als Beute überlassen sind. Auffallend ist der Unterschied der Sitten auch beim Grüßen. Während man den Fremden in den Steppen der Mongolei mit erschreckendem Geschrei empfängt, grüßt man in China mit Schweigen und dem Ausdruck, eines höflichen Stolzes, der, ohne zu verletzen, zu erkennen gibt, daß sich der geringste Bewohner des himmlischen Reichs besser dünkt, als der Fremde, der ihn heimsucht. Das Volk in den nördlichen Grenzprovinzen ist von Statur nicht groß, aber von intelligentem Gesichtsausdruck, in seinen Bewegungen frei und gewandt und äußerst rührig. Die Kleidung des gemeinen Mannes besteht aus einem blauen Ueberrock von dichtem, baumwollenen Zeuge, eben solchen Beinkleidern, Stiefletten oder Schuhen. Im Winter (denn dieser ist im nördlichen China strenge und lang!) ist der Ueberrock mit Pelz gefüttert. Eine Mütze mit aufgestutzten Ohren bedeckt den geschornen Kopf. Alle sind einerlei gekleidet; denn wie alles in diesem Lande einer hergebrachten Regel unterworfen ist, die Niemand übertreten kann, so ist auch die Tracht dem Willen des Individuums entzogen. Die Frauen, unglückliche Wesen! gehen auf ihren in kupfernen Schuhen verkrüppelten Füßen nur mit Mühe und an Handkrücken. Gemeinlich reiten sie, wenn sie sich von Hause entfernen; oder sie lassen sich, wenn sie es vermögen, in Sänften tragen. Ihre Physiognomien sind angenehm; obschon nie frei vom Ausdruck der Schwäche und Hülflosigkeit.

Auf dem ganzen Wege bis in die Nähe von Peking (von Chalgan sind es 2 Tagereisen), bleibt sich die eben beschriebene Scene gleich. Man kann sich nicht satt sehen an der herrlichen Cultur des Landes und die Lebendigkeit des innern Verkehrs nicht, genug bewundern, dessen Anzeichen auf jedem Schritte begegnen. Karavanen wandern von und nach der Hauptstadt in langen Zügen, und auf den Kanälen und Strömen, welche das Land durchschneiden, sieht man schwerbeladene Barken häufiger selbst als in dem verkehrreichen Holland und in England. Ueberall herrscht Ordnung; freilich nur jene Ordnung, welche wir an einer Maschine bewundern, wo hundert Räder immer auf dem nämlichen Punkte sich umdrehen, bewußtlos arbeitend für den gemeinschaftlichen Zweck. Wem eine solche Ordnung, welche die Menschen zu Automaten macht, und das Culturfortschreiten des Geschlechts zu vernichten strebt, gefällt, Dem muß China ein Paradies seyn.

In der Nähe der Metropole ändert sich die Scene auf eine befremdende Art. Gegen Erwartung scheint die Cultur des Landes abzunehmen. Die Bevölkerung selbst erscheint dünner, und die Umgebungen der Residenz des Himmelssohns sind nichts weniger als heiter und schön. Ein sonderbarer Geschmack hat unmittelbar vor den Thoren, statt einen anmuthigen Park, eine kleine Wüste geschaffen, die ein Drittel der Stadtmauer umgibt, und die wilde Natur der mongolischen Steppe täuschend nachahmt. Von dieser Seite betrachtet, macht das unermeßliche Peking einen wunderbaren, unheimlichen Eindruck. Da es in einer vollkommenen Ebene liegt, so sieht man nichts, als die, mit Bastionen und Thoren versehene, hohe Mauer, hinter der sich die Häusermasse gänzlich verbirgt. Blos die Spitzen der wunderlich gestalteten vielen Thürme gucken aus einer dicken Dunstwolke hervor, die dem Gewühle

---

[683] Zhangjiakou (chin. 張家口市, Zhāngjiākǒu Shì); früher nach dem Mongolischen auch unter dem Namen Kalagan (mongol. transliteriert Qaɣalɣan; chin. 喀拉干, Kālāgàn) bekannt.

der Menschen entquillt und das ganze Jahr über Peking lagert. Der Umfang der äußern Stadtmauer ist 12 Stunden, ihre Höhe ist 16 bis 18 Ellen[684] bei verhältnißmäßiger Dicke, und ein trockner, nicht tiefer Graben, der sie rundum umgibt, gewährt ihr keinen Schutz. Sie dient blos polizeilichen Zwecken und hat als Befestigung keinen Werth.

In dem Mauerkranze der Stadt sind viele häuserleere Stellen eingeschlossen, Gärten und sogar Felder, so daß man bei Betrachtung der niedrigen, einstöckigen Häuser sogleich begreift, daß Peking eine so unmäßige Bevölkerung, wie alte Schriftsteller angeben (4 bis 5 Millionen), niemals fassen konnte. Fast die Hälfte des nördlichen Stadttheils (die sog. Tartarenstadt) ist von den Palästen und Lustgärten des Kaisers eingenommen und der übrige Theil mit Regierungsgebäuden, Kasernen und Tempeln angefüllt, die alle große, offene Höfe haben. Auch die südliche Stadthälfte (die Chinesenstadt) wird zum dritten Theil von den unermeßlich weitläufigen Gebäuden und Gärten bedeckt, wo der Kaiser dem Himmel opfert und die jährliche Ceremonie des Pflügens u. s. w. vornimmt; die Küchengärten und Fischteiche für die Hofhaltung nehmen allein eine Qnadratstunde Raum ein. Zieht man alles dies in Berechnung, so kann die Einwohnerzahl Pekings 1 ¼ Million nicht übersteigen.

Im Ganzen ist Peking gut gebaut. Die Hauptstraßen, welche die verschiedenen Thore mit einander verbinden, sind mindestens 100 Fuß breit, mehre 1 bis 2 Stunden lang; jedoch nicht gepflastert: ein Uebelstand, der bei kothigem Wetter äußerst lästig ist und im trocknen, heißen Sommer durch fleißiges Sprengen mit Wasser gemindert wird. Kutschen sind hier und in ganz China nicht gebräuchlich. Dagegen wimmeln die Straßen von Sänftenträgern und Leuten, die ihre Waaren, an den Enden langer Stangen, zum Verkauf tragen und den Fußgänger fortwährend zum Ausweichen nöthigen. Kommt, wie dies häufig der Fall ist, ein Braut- oder Trauerzug, oder der eines hohen Staatsbeamten dazu, so wird auch die breiteste Straße gedrängt voll, und wer den entgegengesetzten Weg will, dem bleibt keine Wahl, als umzukehren, oder eine Seitenstraße einzuschlagen. Die Leichen werden in buntlackirten, viereckigen Kästen getragen, über welchen ein Baldachin mit den schreiendsten Farben prangt. Jedem Leichenzug gehen eine Menge gedungene Leute mit vielfarbigen Fahnen voraus. Unmittelbar hinter dem Sarge folgen die weiblichen Verwandten des Verstorbenen in weißen Palankins[685]. Weiß ist hier die Farbe der Trauer: schwarz die der Freude.

Die Hauptstraßen bestehen großentheils aus öffentlichen Gebäuden, deren Zahl Legion ist, und die sich alle an ihrem gelben Anstrich erkennen lassen. Gelb ist nämlich die ausschließliche Farbe des Kaisers, des Staats. Die Dächer sind gelb lackirt und überdieß auf die wunderlichste Art bemalt. Im Sonnenschein glänzen diese Gebäude wie Gold und ihre oft sehr langen Fronten geben ihnen ein prächtiges Ansehen. Mehre sind so groß, wie kleine Städte. Die größten sind die kaiserlichen Magazine zur Versorgung der Hauptstadt mit Getreide und Reis in Zeit der Noth oder der Theurung. Die Masse der hier aufgehäuften, sorgfältig unterhaltenen Vorräthe grenzt an das Fabelhafte. – Die Polizei ist in Peking, wie in allen chinesischen Städten, sehr wirksam, und Mord und Räubereien, wie sie z. B. in London zur Tagesordnung gehören, sind folglich Seltenheiten. 20,000 Polizeidiener sind beständig wachsam. Ihre Waffe ist eine lange Peitsche, die sie bei jedem Anlaß rücksichtslos gegen das Volk handhaben. Dieses Instrument, das hundertfache Abtasten der Stände, der Schulplan endlich, oder das chinesische Reglement für öffentlichen Unterricht, – das sind die Hauptschlüssel zum Canon chinesischer Staatsweisheit.

Die Tartaren-Stadt ist von der chinesischen durch eine Mauer geschieden und wird durch besondere Thore geschlossen. – Hier wohnen Alle, welche mit dem kais. Hofe durch Gewerbe, oder Amt in Beziehung stehen; hier haben auch die chinesischen Missionen ihren Sitz mit Kapellen für griechische und katholische Christen; hier sind Buchläden, Buchdruckereien und die vorzüglichsten wissenschaftlichen Anstalten des Reichs: Hochschule, Sternwarte, Seminar etc. Die Bevölkerung ist fast ganz tartarisch. Muhamedaner, die sich durch ihre rothen Mützen unterscheiden, sind zahlreich. Die tartar. Frauen sind schon durch ihren festen, raschen Gang und ihre Füße von natürlicher Form und Größe kenntlich. Häufig sieht man die vornehmsten Damen neben ihren Gatten zu Pferde. Chinesische Handwerksleute, welche Arbeit suchen, und Kleinkrämer, die ihre Waaren feilbieten, sind übrigens hier so lästig, als in der Chinesenstadt. Alle Hauptstraßen haben feste Thore an beiden Enden, die von ihren Hütern bei den

---

[684] Die Elle maß in Europa in der Regel um die 60 cm.

[685] Siehe hierzu S. 80, Anm. 322.

geringsten Ruhestörungen geschlossen werden; ein probates Mittel, um Revolutionsversuche inmitten großer Bevölkerungen zu isoliren und sodann leicht zu ersticken. In der Nähe der kaiserl. Residenz sind überdieß die Straßen nicht blos an Ausgängen, sondern selbst in der Mitte mit sogenannten Triumphpforten versehen, Thore mit eisernen Flügeln, rechts und links mit kasernenartigen Gebäuden, die im Fall eines Aufstandes leicht vertheidigt werden können. Man nennt sie Siegespforten, um das Volk über ihre Zwecke zu täuschen. – Ungeheure Magazine für Reis, Getreide und für Kriegsvorräthe aller Art, und hinlänglich, um die ganze Bevölkerung der Tartarenstadt von Kopf bis zum Fuß zu bewaffnen und auf lange Zeit zu ernähren, nehmen mit ihren unabsehlichen Fronten mehre Straßen ein. Die Tempel sind zahlreich; viele von imposanter Größe.

Fast im Mittelpunkt der Tartarenstadt befindet sich die kaiserl. Residenz, die man eine dritte Stadt aus Palästen mit Gartenanlagen nennen kann. Sie ist durch einen freien Platz und eine hohe, gelblackirte Mauer von großer Stärke aus aller Verbindung mit den übrigen Stadttheilen gesetzt, und innerhalb dieser Mauer darf sich außer den zum kaiserlichen Hause gehörigen, oder sonst privilegirten Personen bei Todesstrafe Niemand betreten lassen. Der Raum, den die kaiserl. Residenz einnimmt, ist ein regelmäßiges, längliches Viereck von mindestens 2 Stunden in Umfang. Im Mittelpunkte desselben stehen die Privatpaläste des Kaisers und der Kaiserin. Eine innerste Mauer, durch die eine eiserne, schön vergoldete Pforte führt, umgibt sie. Diese Mauer heißt die heilige, die ganz verbotene. Ihr Inneres ist nur für die innerhalb des Raumes geborene und erzogene Privatdienerschaft des Kaiserpaares zugänglich; selbst die höchsten Staatsbeamten dürfen es nicht wagen, den Kaiser in seiner eigentlichen Wohnung aufzusuchen. – Die ganze Anlage der Residenz ist übrigens ein Labyrinth von Palästen, Gärten, Triumphpforten, Tempeln, Höfen, Bächen, Seeen [sic!], Gehölzen, Felsen, Thälern, Meiereien, Wasserfällen, Springbrunnen, Grotten, das die Sinne verwirrt. Obschon ihr Einheit des Plans und symmetrische Anordnung gänzlich abgeht, so ist sie doch des Beherrschers des größten Reichs der Erde, und über ein Dritttheil des Menschengeschlechts nicht unwürdig. Da die untergeordneten Gebäude für die Hofbeamten, die Magazine etc. durch Zwischenmauern und Baumgruppen dem Auge des Beschauers entzogen werden, so treten um so herrlicher, zauberischer die Kaiserpaläste selbst hervor, welche die Gipfel künstlich aufgetragener Hügel krönen, oder auf den Eilanden der Seen liegen, an deren grünenden Ufern Heerden von Büffeln weiden, und auf deren Wellen Schwärme von Schwänen und dem seltensten Geflügel sorglos rudern. Man sieht wenig Menschen im Innern der Residenz. Die Leibwachen, etwa 2000, lauter Tartaren, sind größtentheils in den innern Räumen versteckt und die Hofbeamten und Diener leben, außer an Galla- oder Diensttagen, in ihren Privatwohnungen. Die ganze Residenz-Bevölkerung besteht aus 11–12,000 Köpfen, und diese verliert sich in dem großen Raume.

Die kaiserliche Verwandtschaft ist äußerst zahlreich und muß sich, da jeder Prinz, wie der Kaiser selbst, mehre Weiber hat, allmählich ins Unendliche vermehren. Ein kaiserlicher Verwandter ersten Rangs erhält jährlich 10,000 harte Piaster[686] für sich, einen Palast und eine Dienerschaft von 300 Personen. Da diese kostspielige Klasse das Land bald auffressen würde, so steigen die Prinzen mit jeder Generation um einen Ranggrad herab, bis ihre Erben in der fünften Generation nur noch das Vorrecht, den gelben Gürtel zu tragen, haben und den einfachsten Lebensunterhalt zur Appanage[687] bekommen. In manchen Staaten – man borgt ja hie und da so gern chinesische Maximen! – könnte man auch diese adoptiren. Das Volk wenigstens würde nirgends protestiren. Alle Prinzen von Geblüt und die Statthalter erster Klasse führen den Titel Wang. Es ist auch der einzige, den der Sohn des Himmels den Souverainen Europa's gibt, von deren Stellvertretern man erwartet, daß sie, wenn sie in feierlicher Audienz bei dem Herrscher der Welt vorgelassen werden, neunmal mit dem Haupte den Boden berühren.

Ungefähr 2 ½ Stunden von Peking liegt die Sommerresidenz des Kaisers, der Park von Yuanming-yuen[688], mit 30 großen Palästen, die Gebäude für ein Gefolge von 5 bis 6000 Personen ungerech-

[686] Siehe hierzu S. 78, Anm. 317.

[687] Frz. f. l'apanage (siehe hierzu S. 58, Anm. 220).

[688] Wohl der von 1751 bis 1764 errichtete Neue Sommerpalast (chin. 頤和園, Yíhéyuán, wörtl. „Erholungs- und Friedensgarten"), der trotz mehrmaliger Zerstörung immer wieder aufgebaut wurde.

net. Zuweilen besucht auch der Kaiser die heißen Bäder zu Dschiho[689], 25 geogr. Meilen[690] nördlich von Peking, jenseits der großen Mauer, im Gebirge. Dann beziehen aber 20 bis 30,000 Mann tartarischer Truppen in geringer Entfernung ein Lager, um den Hof in den Stand zu setzen, jeglichem Ereigniß sogleich die Spitze bieten zu können. Man weiß dort so gut, wie anderswo, daß nicht allen Revolutionen Zeichen und Wunder vorausgehen. Es gibt ja apoplektische[691] auch, und die sind die gefährlichsten.

[689] Wohl Chengde (chin. 承德市, Chéngdé shì, früher: Jehol).

[690] 1 geogr. Meile = 7,4204 km.

[691] Griech./lat. Apoplex, der Schlaganfall, also ebenso plötzliche wie völlig unerwartet eintretende Revolutionen.

CCCCVIII

DER KAISER-PALLAST
im Peking

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842[692]. 148 S. qu.-8°. S. 97-101.

CCCCVIII. Die Residenz des chinesischen Kaisers in Peking.

Drei große Ereignisse voller Weltbewegungskeime hat seit dem Pariser Frieden[693] die Zeit geboren. Das erste ist die Juli-Befreiung der Revolution[694] aus ihren Banden, in welche sie das Kaiserreich und die Restauration geschlagen; das andere ist der Tod von Ludwig Philipp's[695] Erstgebornen[696], durch welchen der Bestand seiner Dynastie zur Unmöglichkeit wird, aber der Neupakt Frankreichs mit der Revolution gleichsam Ratifikation erhält; das dritte, fast gleichzeitige, ist Englands Triumph in China und die Frucht desselben, der Friedenstraktat von Nanking[697]. Welches Ereigniß das größere ist, wer wagt es zu errathen? – Denn solche Ereignisse sind die rechten Himmelszeichen, es sind die feurigen Schwerter, welche der alte Aberglaube am Firmament gesehen, die sichtbare Hand des allregierenden Gottes, die ordnend in das Getriebe der Erdgeschicke eingreift und sie zurecht stellt nach seinem Plane, nicht nach den vermessenen Wünschen und schlauen Anschlägen Derer, welche sagen, ihre Macht käme von Gott! Was Jahre lang vermeinte Weisheit listig ausgesponnen hat, das zerreißt so ein Griff von des Herrn Hand wie Spinnefäden, und was die politische Rechenkunst als ein Meisterstück hingestellt, das wird durchstrichen. So steht es da als falsch von Anfang bis zu Ende, und die Rechenmeister haben nur Spott für ihre Mühe.

Jene beiden erstgenannten Ereignisse rauschen wie Sturmvögel über die Wogen der Zeit, und als nahender Ungewitter Boten erschrecken sie Viele. Andere begrüßen sie froh, denn das Wetter wird nach ihrer Meinung den lästigen Schutt des Alten, des Schlechten und des Nichtswürdigen nur schneller wegräumen, und in der Hoffnung auf die erfrischende Kühle, die in seinem Gefolge geht, söhnen sie sich mit der Möglichkeit aus, daß es ein Hagelwetter werden könne, welches des Friedens schöne Saat in weitem Kreise zerschlage; die Unzufriedenheit und ungestüme Ungeduld endlich, welche murrend und begehrlich jedem Throne gegenüber sitzen, oder auf Märkten, Straßen und in den Zeitblättern sich trotzig aussprechen, all die entrüsteten Volksgefühle, all die betrogenen Hoffnungen, all der Mißhandelten Stolz, all das gekränkte Rechtsbewußtseyn, all das von dem Mechanismus erstorbener Staatsformen und despotischer Regierungstendenzen gedrückte und geschundene Leben – das kann den Jubel des Herzens nicht lassen; der Sanscülottismus aber, der im allgemeinen Umsturz zügellos nach den Gelüsten seiner Einbildungen und Leidenschaften zu jagen denkt, der preist sie als Unterlagen einer kommenden Welterrüttung, und singt dieser schon jetzt bacchantische Hymnen[698]. Auch ich glaube an ihre Heilkraft für eine Zeit, die zwischen Uebermaß von Schwache und Fülle von Kraft das Gleichgewicht nicht finden kann; aber ihre unheimlichen Zeichen und Beigaben betrachte ich mit Vertrauen auf eine gütige Vorsehung, welcher die dämonischen Mächte auch wider Willen dienen. –

---

[692] Die einzelnen Lieferungen müssen mindestens bis 1845 erfolgt sein, da Joseph Meyer an anderer Stelle aus einem Werk Jakob Philipp Fallmerayers (1790–1861) zitiert, das erst 1845 erschienen ist.

[693] Der „Erste Pariser Frieden" nach der Niederlage Napoléon Bonapartes vom 30./31. März 1814.

[694] Die „drei glorreichen Tage" vom 27. bis 29. Juli 1830, nach denen in Frankreich die konstitutionelle Monarchie unter Louis Philippe (1773–1850) eingeführt wurde.

[695] Louis-Philippe (1773–1850), vom 9. August 1830 bis 24. Februar 1848 konstitutioneller König der Franzosen.

[696] Ferdinand Philippe d'Orléans (* 1810) war am 13. Juli 1842 nach dem Sprung aus seiner Kutsche, deren Pferde durchgegangen waren, auf dem Pflaster von Neuilly-sur-Seine gestorben.

[697] Der Vertrag von Nanking (chin. 南京條約, Nánjīng Tiáoyuē) vom 29. August 1842 beendete den seit 1839 währenden Ersten Opiumkrieg zwischen Großbritannien und Qing-China.

[698] Dithyramben (griech. Sing. διθύραμβος, dithýrambos; Pl. διθύραμβοι, dithýramboi).

Viel klarer hat sich des Herrn Weg in dem dritten Ereigniß geoffenbart. Der Friedenspakt von Nanking mit seinen Consequenzen ist der Zauberspruch, der den diabolischen Bann löst, in welchem ein Drittheil des ganzen Menschengeschlechts seit viertausend Jahren befangen war und in regungsloser Erstarrung lag. Welch eine Mission für England, wie glorreich und wie groß! Band für Band, Fessel für Fessel wird es abschlagen den viertehalbhundert Millionen Brüdern, welche der eiserne, herzlose Despotismus aus denkenden, kulturfrohen Völkern nach und nach zu Maschinen umwandelte, deren Thätigkeit, alles geistigen Impulses und Entzweckes [sic!] ledig, keine höhere Beziehung mehr kannte, als die zum physischen Leben. Was man früher bei der hermetischen Verschlossenheit des Centralreichs nur vermuthete, das hat sich durch den Krieg mit England als wahr geoffenbart: – in China war die Menschheit ein Cadaver geworden, ein todter Klotz, ein bewegungsloses Ungeheuer, ohne andere Kraft und Widerstandsfähigkeit als die, welche die Masse verleiht. Wissen und Können war verknöchert, kein lebendiger Gotteshauch war mehr rege. Keine Entdeckung, keine Erfindung, keine einzige Zugabe zur menschlichen Wissenschaft, wäre sie auch nur ein Senfkorn groß, kam seit Jahrtausenden aus dem chinesischen Menschenmeer. Abgestorben stand der Völkerbaum und rankte über einen halben Welttheil seine versteinerten Aeste! Wie hätten es sonst zehn tausend Briten wagen dürfen, auszuziehen gegen ein Reich, das hundert Millionen wehrhafte Männer zählt, einer also gegen zehntausend? Wie konnte das verwegene Thun also enden? Wie sich das Reich für überwunden erklären und Bedingungen annehmen, welche ihm ein fremdes Häuflein diktirte? Hörten wir doch, daß britische Truppen Städte eroberten, die so viel tausend Bewohner zählen, als jene Einzelne, und vernahmen, daß Hunderte hinreichten, die Bevölkerungen von Millionen im Zaum zu halten. Noch staunt man und kann das Wunder nicht begreifen, das die Nachwelt gar nicht glauben wird. Doch ist's keine Fabel, denn es ist geschehen vor unsern Augen.

Was ist die nächste Folge? Der Zauber der Allmacht des Himmelssohns ist gebrochen, der Gürtel, der das Centralreich zusammen gehalten, ist gesprungen, es fällt der Coloß unaufhaltsam aus einander. Ein paar Jahrzehnte werden hinreichen, den Auflösungsprozeß zu entwickeln und die Civilisations- und Bekehrungssäfte, welche die Briten aus tausend und aber tausend Quellen in die stagnirende Masse leiten werden, können die Zersetzung nur beschleunigen. Es ist ganz gewiß, daß binnen einem halben Jahrhundert China, das zerfallene, eben so unter englischem Einflusse stehen wird, als jetzt Indien. Das Einströmen britischer Industrieerzeugnisse wird neue Bedürfnisse ohne Zahl in Chinas Bevölkerung erwecken und diese die Abhängigkeit von England besiegeln.

Also werden, nachdem die britischen Kanonen die Thore des Centralreichs geöffnet, britische Sitten, helles, protestantisches Christenthum, britische Lebensansichten, britische Wissenschaft und Kunst an der starren Form chinesischer Civilisation ihre ätzende Kraft entwickeln, und indem sie Chinas unermeßlichem Menschenmeer Leben und strömende Bewegung verleihen im Laufe der Zeiten, wird man wahrhaft sagen können: Britannien macht die künftige Weltgeschichte! –

In diesem Momente hat die Betrachtung der Residenz des chinesischen Monarchen, des Punkts, auf welchem der Coloß seine Schwerkraft auf wunderbare Weise so lange balancirt hat, ein eigenthümliches Interesse. – Wie wird in hundert Jahren hier Alles verändert seyn! – Die Schicksale von Agra's[699] und Delhi's[700] Kaiserpalästen werden in Peking sich erneuern.

Absonderung, Isolirung von der übrigen Welt ist die Grundidee des chinesischen Staats, und sie macht sich in der Residenz seines Repräsentanten, des Kaisers[701], vollkommen geltend. Dieselbe ist mit keiner andern Fürstenwohnung zu vergleichen. Man stelle sich einen viereckigen Raum von 2 ½ Stunden im Umkreise (etwa so groß als Berlin) vor, der mitten in dem, den Truppen und den Beamten zur Wohnung angewiesenen Tartarenviertel Pekings liegt, welches selbst stundenweit von den Ge-

[699] Hindi आगरा, Āgrā; Urdu آگره, ʾAgra, von 1526 bis 1648 die Hauptstadt des Mogulreiches.

[700] Hindi दिल्ली, Dillī; Urdu دلی, Dehlī; Panjabi ਦਿੱਲੀ, Dillī, von 1206 bis 1526 Hauptstadt des gleichnamigen Sultanats.

[701] Daoguang (chin. 道光, Dàoguāng; 1782–1850), seit 1820 Kaiser von China.

bäuden der Hauptstadt eingeschlossen ist. Jenen Platz umgibt eine 40 Fuß hohe Mauer, durch welche zwei geräumige Thore, welche zahlreiche Posten der Garden hüten, in die Vorhöfe führen. Nur speziell ermächtigte Personen und solche, welche unmittelbar zur kaiserlichen Hofhaltung gehören, oder Glieder der kaiserlichen Familie sind, dürfen es wagen, in diese Pforten einzugehen. In den Vorhöfen stehen die Paläste der Verwandten des Kaisers, der Minister und anderer, mit dem Monarchen in direktem Verkehr stehender vornehmen Mandarinen[702] und Hofbeamten; sie liegen zerstreut und sind mit Gartenanlagen anmuthig umgeben. In der Mitte aber erhebt sich ein zweites Mauer-Viereck mit Thoren, eine Stunde im Umkreise. Das ist „die verbotene oder heilige Mauer,"[703] und sie birgt den eigentlichen Aufenthalt des Monarchen: die vielen Privatpaläste des Kaisers und der Kaiserin. An ihnen hat die chinesische Architektur und Bildnerei ihre höchste Pracht und ihr größtes Geschick verschwendet. Sie haben dabei ein heiteres Ansehen; nicht den zurückstoßenden Ernst der meisten Königsschlösser in den europäischen Ländern. Hinter den Palästen strecken sich die kaiserlichen Lustgärten wohl eine Meile weit aus: Anlagen, die Alles übertreffen, was die englische Landschaftsgärtnerei Schönes hervorgebracht hat. Die reizendste Abwechselung von Berg und Thal, Schlucht und Felsen, Seen, fließenden und stürzenden Wassern, Stegen und Brücken, Wäldern, Obstpflanzungen und Wiesengründen bereiten dem Auge bei jedem Schritte ein anderes, schöneres Landschaftsbild. Geschmackvolle Sommerschlößchen, an deren schimmernden, weit überspringenden Dächern sorgfältig gestimmte Glöckchen, vom Winde bewegt, liebliche Weisen in endloser Mannichfaltigkeit spielen, Tempel, Thürmchen von Porzellan, kleine Meiereien, Lauben- und Schattengänge aller Formen rauschende Springbrunnen und plätschernde Kaskaden, weidende Heerden und gezähmtes Wild bilden in diesem feenartigen Aufenthalt die passende Staffage. Aber zugänglich ist der Monarch Keinem der vielen Millionen, die seinem Scepter gehorchen. Nur die Weiber und eine kleine Zahl vertrauter Genossen der Lust sind sein Umgang; er erfährt von dem, was in seinem Reiche vorgeht, nur so viel, als die Minister für unumgänglich nöthig erachten, und dies Wenige ist nie die Wahrheit. Es scheint in der That auch überflüssig; denn wo, wie in China, die Regierungskunst nichts weiter ist, als eine Maschine, welcher die Notwendigkeit die unveränderliche Bewegung verleiht, kann jede eigenwillige Kraftäußerung des Monarchen nur störend auf ihr Getriebe wirken. Daher spart man auch des Kaisers eignes Regierungswirken nur für außerordentliche Gelegenheiten und Fälle auf. Ist Alles ruhig und geht der Mechanismus seinen Gang, dann hat der Vater des himmlischen Reichs nichts zu thun und seine Unterthanen hören von seinem Daseyn nur durch die Eingangsformel der Erlasse der Mandarinen; wenn aber Plagen, als: Seuchen, Dürre u. s. w. das Land geißeln, oder Empörung und äußerer Angriff den Sohn des Himmels und seine Völker beunruhigt, dann läßt er jene Edikte durch das Reich gehen, die uns Europäer in der letzten Zeit, während des Kriegs mit den „rothhaarigen Barbaren" (den Engländern), öfters ergötzten. Sie übertreffen im Style sogar die Allokutionen[704] des Papstes und find die Ausgeburten der Heuchelei. Ein Fascikel solcher Edikte ist ein leidlicher Codex der Moral, denn der erhabene Monarch soll nach einem unveränderlichen Herrscherprinzipe niemals Leidenschaft zeigen, jeder seiner Verfügungen nur rein sittliche Beweggründe unterlegen und immer Vaterliebe und väterliche Sorgfalt für das Wohl der Millionen zur Schau stellen, um deren irdisches Heil er sich bei seinen Weibern und Lustgenossen so wenig bekümmert, als wie der Wolf um das Wohl der Schafe, die er frißt. Aehnliches haben wir zwar in allen Despotien, und wir brauchen nicht weit darnach zu gehen; aber so Vollkommnes nirgends. Die absolutistischen Herrscher und ihre Satelliten sind, was die Heuchelei und das lügenhafte Prangen mit edlen, sittlichen Motiven ihrer Regierungshandlungen betrifft, bloße Stümper in Vergleich mit Sr. chinesischen Majestät. Wem wird einmal dieser Theil der chinesischen Erbschaft zukommen, wenn das Reich unter den rüstigen Fäusten des britischen Johns über kurz oder lang zusammen bricht? Gelüste darnach hätte wohl der eine Nachbar[705]; aber die Intelligenz Westeuropa's legt ihm Zaum und Gebiß an, jeder Vorschritt auf der Linie zum äußersten Ziel der absoluten Gewalt wäre bei ihm ein Vorschritt zur Schwäche und zum

---

[702] Siehe hierzu S. 78, Anm. 318.

[703] Die „Verbotene Stadt" (chin. 故宮, Gùgōng, „alter Palast" bzw. 紫禁城, Zǐjìnchéng, „Purpurne Verbotene Stadt").

[704] Ansprache eines Papstes zu einem kirchl. oder polit. Thema.

[705] Frankreich.

Verderben. Mag er denn dem finstern Urquell des Bösen zurückgegeben werden, aus dem er entsprungen, und die chinesische Regierungskunst, welche die Völker zu blos thierischen Verrichtungen reduziren will, recht bald nur noch in der Erinnerung fortleben, nicht zur Nachahmung, sondern zum Abscheu für alle Zukunft.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 87f.

CCCVIII. Ruine Henneberg.

Hennebergs Ruine liegt 2 Stunden südwestlich von Meiningen, auf der Spitze eines waldigen Bergkegels, dicht an der bayrisch-meiningenschen Grenze, hart über dem Dorfe, welchem die Burg ihren Namen gab. Die Urgeschichte jenes Stammhauses eines gefürsteten Grafengeschlechts umhüllt Fabelgewölk. Sicher ist, daß schon im siebenten Jahrhundert die Burg gestanden hat und der Henneberger Geschlecht dort hauste. Spätere Zeiten schwellten dessen Macht; aus dem kleinen Burg-Bezirke wurde allmählich – theils durch Schwertsgewalt, theils durch Heirath, theils durch der Kaiser Gunst, – ein weites Ländergebiet und aus den einfachen Rittersleuten gefürstete Grafen des Reichs. Die Burg selbst wurde zum prächtigen Schloß, und wo jetzt die Eule haust, zogen die Kaiser oft als Gäste ein.

Aber im Strome der Zeit verfloß Hennebergs Herrlichkeit. Als des großen Luthers mißverstandenes Wort der geketteten Bauern Joch zerbrach, und der Landmann Schaar und Sense gegen Ritter und Pfaffen erhob, schallte auch in Hennebergs Gauen, den dicht bevölkerten, Sturmglocken-Ruf von Dorf zu Dorf; wilde Schaaren brachen alle Burgen; auch des Stammes Haus ging in Flammen auf. Seitdem, seit 1525, ist es Trümmer.

Sechs und fünfzig Jahre später war ein Fürst Ernst[706] Herr im Henneberger. Lande. Diesem kam einst der Gedanke bei, seiner Ahnen alte Burg zu sehen, und er zog hinauf mit großer Schaar. Da ward's dem Fürsten plötzlich weh in dem Gemäuer, krank brachten ihn die Diener in die Hütte unten an dem Berge, und im niedrigen Bauernhäuschen drückte ihm der Tod die Augen zu. Er war der letzte Sproß und kinderlos. So sind Burg und Geschlecht vergangen und das Henneberger Land fiel Fremden zu*)[707].

Von der Fürstenburg ragt jetzt nur noch ein Thurm zum Wald heraus; aber niedriges Mauerwerk, das einen großen Raum bedeckt, zeigt dem Forscher die einstige Größe an. Auch von einem Kirchlein steht noch Manches, so ein Bogen des Thors und zu sehen ist noch ein tiefer Brunnen, halb verschüttet, von dem die Chroniken melden, daß er durch den Leib des Berges bis unter des Thales Sohle reiche. Herrlich ist und von Wanderern viel genossen die Fernsicht von der Mauerzinne, und die Fürsten-Grafen pflegten ihren Gästen stolz zu sagen: „zweimal weiter als das Auge reicht, geht und schirmt der schwarzen Henne Flug."[708] –

---

[706] Georg Ernst (1511–1583), seit 1543 letzter regierender Graf von Henneberg-Schleusingen.

[707] *) Die 35 □Meilen großen ehemaligen Hennebergischen Länder haben jetzt folgende Besitzer; Preußen: der Hennebergische Kreis mit Suhl und Schleusingen, 8 ¾ □M mit 28,000 Einw.; Weimar: die Aemter Ilmenau, Ostheim, Kaltennordheim, 5 ¼ □M. mit 9000 E.; Meiningen: fast das ganze Unterland, 1 ¾ □M. mit 40,000 E.; Coburg-Gotha: 4 ½ □M. mit 10,000 E.; Kurhessen: Schmalkalden, 5 ½ □M. mit 22,000 E.; Stolberg-Werningerode: Schwarza mit 1000 E.

[708] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

CCCVIII

RUINE HENNEBERG

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 89-92.

CCCX. Augsburg.

Gern weile ich bei deinem Bilde, du altes, ehrwürdiges Augsburg, du Vaterstadt von so manchen großen und guten Menschen, du Schauplatz von so Vielem, was als wichtig und folgenreich durch die Zeiten geht; du Stätte des redlichen Fleißes, du Wohnsitz hochherziger Gesinnung und biederer, altdeutscher Sitte! Wohl kann man sich erfreuen an dem Alten, wenn, wie hier, ein lebendiger Kern darin steckt, der die Gegenwart nährt, und Fruchtkeime für die Zukunft birgt. Man fühlt sich mitgeehrt, wenn die alten Städte ihrer großen Männer und Meister mit Festen und Bildsäulen gedenken, und das Herz schwillt, wenn man das ganze deutsche Volk sich bewegen sieht, ein Fest, wie Guttenberg's[709], zu feiern. Aber es schwillt auch die Faust, wenn man, wie sonst Gotteswort, Presse und Lettern an Ketten sieht, und man merkt, daß wohl hie und da vom schönen Jubel-Feste nichts übrig bleiben soll, als ein Dienstjubel. Dann ist's recht, man thut wie Augsburg gethan und Nürnberg: – macht eine stille Gedankenfeier daraus, und läßt die Andern mit Glocken läuten, und die Thürmer blasen, und die Leute Begeisterung aus Champagner-Gläsern schlürfen, und die Zunftgenossen gerührt seyn, und breterne Buden bauen, und derbe Schmäuse und geschniegelte Reden halten, und Lieder dichten, so schön, wie nur je welche gedichtet worden sind bei der Dienst-Jubelfeier irgend eines knöchernen Staatsschreibers, der das große Verdienst gehabt hat, fünfzig Jahre lang des Papiers recht viel zu verbrauchen. – Ich halte es gern mit Denen, die keinem falschen Götzen räuchern mögen, wenn sie den Willen haben, einen wahrhaftigen Gott anzubeten, dessen Werde! tief unter dem Firmamente hervor das Licht gerufen, welches die ewige Nacht vom ewigen Tage scheidet. –

Aber zur Ordnung. Aus dem Guttenberg's-Aerger wird doch keine Beschreibung Augsburg's.

Stattlich – nicht eben schön und malerisch, – nimmt sich das große Augsburg auf seiner weiten, vom Lech durchströmten Thalebene von ferne aus. Mit der Fernsicht Erfurt's, Nürnberg's, Würzburg's, Prag's, Salzburg's etc. kann's freilich seine nicht messen. Der Landschaft fehlt ein Haupt-Schmuck; die Höhen nämlich mit den Mauerkronen, die, wie z. B. die Kaiserburg bei Nürnberg, herrlich über die Giebel hereinschauen. Doch wenn man der schönen, kräftigen Gestalt der alten Stadt näher tritt, denkt man nicht mehr an den Mangel. Ungebrochen ist noch Augsburg's Mauergürtet, und die hochgewölbten, schönen Thore sind so ganz, wie zu Maxen's[710] Zeit. Wer noch keine altdeutsche Stadt gesehen hat, dem thut sich in Augsburg eine Welt auf voll Neuheit. Unregelmäßigkeit ist hier alles; oder mit einem bessern Worte – Freiheit. Keine Straße ist ganz gerade. Bald stehen die Häuser vor, bald zurück; bald ist dort ein weit überhängender Giebel, bald da ein weit hervorstehender Erker; die Fenster sind bald klein, bald groß; bald zusammengerückt, bald weit auseinander; bunter, grell abstechender Anstrich färbt die Häuser, oft alte Freskomalerei von Meisterhand. Einige Häuser mit platten Dächern zieren Statuen; andere haben Thürmchen oder Thurmspitzen, oder altmodische Wetterfahnen auf den hohen Giebeln; wunderliches Schnitzwerk windet sich häufig um Thüren und Fensterbekleidungen, und an Eckhäusern fehlen auch die Holzbilder nicht, an denen sich seit Jahrhunderten Volkswitz übt. Häufig prangen Wappen über den Thoren, hie und da wohl auch eine Nische, meistens leer jetzt, für den Schutzpatron des Hauses. Schöne, mit Kaiser- und Heiligen-Bildsäulen verzierte steinerne Brunnen stehen auf Straßen, auf Märk-

---

[709] Im Jahre 1840 zu Ehren von Johannes Gensfleisch, genannt Gutenberg (ca. 1400–1468).

[710] Maximilian I. (1459–1519), durch Heirat ab 1477 Herzog von Burgund, ab 1486 römisch-deutscher König, ab 1493 Herr der Habsburgischen Erblande und seit 1508 römisch-deutscher Kaiser.

ten, auf den Höfen alter Paläste. Jedes, auch das gemeine Bürgerhaus, ist in der Regel stattlich, und läßt der Bewohner Tüchtigkeit, Wohlhabenheit, Fleiß und Ordnungssinn schon von außen erkennen. Die schönste Parthie dieser anziehenden Stadt und dasjenige Gebäude, in welchem sich Augsburgs vergangene große Zeit am deutlichsten wiedererkennen läßt, ist das Rathhaus[711], zu dessen äußerer und innerer Verzierung alle Künste des 16. und 17. Jahrhunderts ihr Bestes steuerten. Im sogenannten goldnen, 110 Fuß langen Prunk-Saale weilt man staunend, und begreift nicht, wie der Rath einer einzelnen Stadt es vermochte, solche königliche Pracht um sich zu häufen. Zeughaus[712], Siegelhaus[713], die Fuggerschen Paläste[714] stammen aus nämlicher Zeit; und im Bischofshof[715] (jetzt Schloß und Sitz der königlichen Oberbehörden des Kreises) zeigt man die merkwürdige Stätte, wo die protestantischen deutschen Fürsten ihr Glaubensbekenntniß vor Kaiser Karl V.[716] und vor den versammelten Ständen des Reichs überreichten. Man weiß, wie noch bis auf den letzten Augenblick vom Kaiser und seinen Räthen vergeblich versucht wurde, diesen entscheidenden Schritt abzuwenden. Als der sächs. Kanzler Bayer[717] schon aufgestanden war, das Bekenntnis vor dem Reichstage mündlich abzulegen, ließ ihm der Kaiser, – bedenklich wegen des Eindrucks, den der deutsche Vortrag auf die Stände machen möchte, – ein lateinisches Exemplar überreichen, mit dem Befehl, dieses abzulesen. Da antwortete der Mann fest und kühn: – „Wir sind auf deutschem Boden, und haben vor Deutschen unser Bekenntniß abzulegen; darum erlaube der Kaiser, daß es deutsch geschehe!“[718] und sogleich begann er den Vortrag mit so kräftiger Stimme, daß das zu Haufen versammelte Volk im Hofe unten jedes Wort vernahm. –

In breiten, großen Wellen lasse ich die Geschicke Augsburgs vor dem Leser dahin rauschen aus dem Meere der Zeit durch zwei Jahrtausende.

Als blühende Römerstadt – als ***Augusta Vindelicorum*** – zeigt sich's in der Geschichte zuerst und fünf Jahrhunderte früher, als im mittlern Deutschland, glänzte hier das Kreuz auf christlichen Tempeln. Schon im 2ten Jahrhunderte ward in Augsburg die erste christliche Gemeinde gegründet. Als Rom sank, ging auch seine Augusta unter; in den Verheerungsstürmen der eindringenden Barbaren erlag diese als erste Beute. Lange blieb sie wüst; unter Theodorich[719] erst gelangte Augsburg als ostgothische Stadt wieder zu einiger Bedeutung, und um 600 macht sie sich als Bischofssitz bemerklich. Karl der Große[720] befestigte sie, und im 8. und 10. Jahrhundert rauschen die blutigen Wogen der Entscheidungsschlachten Karls gegen die Baiern unter Thassilo[721] und der Deutschen gegen die neuen Weltstürmer, die Ungarn,

---

[711] Das in den Jahren 1615 bis 1624 von Elias Holl (1573–1646) erbaute Augsburger Rathaus gilt als eines der bedeutendsten Bauten der Renaissancearchitektur nördl. der Alpen.

[712] Das Zeughaus war in den Jahren 1602 bis 1607 nach Plänen von Elias Holl (siehe hierzu S. 214, Anm. 711) errichtet worden. Die Entwürfe für die Fassade stammen allerdings vom Basler Architekten Joseph Heintz (1564–1609). Das britische Bombardement Augsburgs am 25./26. Februar 1944 überstand das architektonische Schmuckstück weitgehend unversehrt.

[713] Das Siegelhaus, in dem die Weine geprüft und nach der Erhebung des sogenannten Ungeldes – einer Art Verbrauchssteuer für den Kleinhandel – versiegelt wurden, war 1604 von Elias Holl (siehe hierzu S. 214, Anm. 711) erbaut worden, stand jedoch nicht mehr bei Abfassung dieses Artikels, da bereits 1809 abgerissen.

[714] Die „Fuggerhäuser“ waren zwischen 1512 und 1515 als Residenz der gleichnamigen Augsburger Bankiers- und Händlerdynastie entstanden. Nach den Zerstörungen im 2. Weltkrieg wurde der Komplex bis 1951 von Carl Fürst Fugger-Babenhausen (1914–1979) wiederaufgebaut.

[715] Die ehemalige Fürstbischöfliche Residenz, die unter Einbeziehung älterer Vorgängerbauten zwischen 1740 und 1752 unter Fürstbischof Joseph Landgraf von Hessen-Darmstadt (1699–1768) errichtet wurde und seit 1817 als Sitz der Regierung von Schwaben dient.

[716] Karl V. (siehe hierzu S. 193, Anm. 653) war am 25. Juni 1530 auf dem Reichstag zu Augsburg die „Confessio Augustana“ präsentiert worden.

[717] Christian Beyer (ca. 1482–1535).

[718] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

[719] Theoderich der Große (Flavius Theodericus Rex; 451/56–526), rex der Ostgoten aus dem Geschlecht der Amaler.

[720] Karl der Große (747 o. 748–814), seit 768 bis 814 König des Fränkischen Reichs, ab 800 Kaiser.

[721] Tassilo III. (ca. 741–ca. 796), der letzte bayer. Herzog aus dem Haus der Agilolfinger.

an ihren Mauern hin über das Lechfeld[722]. Später, bei der Zerrüttung des Reichs, als Kaiser und Gegenkaiser einander bekriegten, und Anarchie die Bande lockerte, entwickelte sich, obwohl unter häufig wiederkehrenden, schweren Bedrängnissen, die Kraft des Gemeinwesens; die Macht des Reichsvogts und die Bischofsgewalt traten allmählig in den Schatten vor der Macht des Magistrats und der patrizischen Geschlechter, aus deren Mitte sich jener erneuerte. Hand in Hand damit ging der Zuwachs an Handel und Reichthum in Augsburg, welcher aus der im 12. Jahrhundert begonnenen engen Verbindung mit Venedig, Genua und den freien Städten der Lombardei sich entwickelte. Als sich im Jahre 1368 die Macht des Magistrats brach und er sie mit den Zünften theilen mußte, stand Augsburg in höchster Blüthe. In allen Ländern galt sein Ansehen und Handelsreichthum, und die Augsburger Handelsherren mochten es stolz mit Fürsten aufnehmen, die öfters Gesandte schickten. Daneben standen Kunst und Gelehrsamkeit in verdienter Anerkennung. Errungenes Freiheitsgefühl schlug in jedes Bürgers Brust, und als (1478) patrizische Geschlechter den Versuch wagten, die Rechte der Bürger zu schmälern, büßte ihr Haupt, Bürgermeister Schwarz[723], die Schuld am Galgen. Nun folgte eine Zeit, da für den überschwänglichen Reichthum die Gefäße zu eng waren und Prachtsucht und Ueppigkeit alle Schranken überstiegen. Die Fugger's[724] schwangen sich vom Webergesellen an durch Genie und Glück in neun Jahrzehnten zu den reichsten Kaufherrn in Augsburg, ja vielleicht in der Welt, empor; sie wurden die Rothschild's ihrer Zeit, die den Kaisern Max und Karl V. oft die erschöpften Schatzkammern wieder füllten. Ganze Handelsflotten segelten unter Fugger'scher Flagge nach Indien und Amerika, und die Fugger's prägten ihr Gold und Silber in eigenen Münzstätten aus. Die Kaiser machten sie zu Reichsgrafen, und ihr Geschlecht blühet noch in mehren Zweigen. Damals entstand auch die Fuggerei, ein geschlossener Stadttheil, mit Thoren und eigner Gerichtsbarkeit. – So überschwängliche Blüthe konnte nicht lange dauern. Augsburg hatte mit Venedig einerlei Schicksal. Der Handel, der sich nach Auffinden des neuen Wegs nach Indien und Amerika's Entdeckung, der alten Bahn entfremdete, suchte andere Wohnorte auf. Augsburg's Verkehr kleinerte sich von Jahr zu Jahr; zugleich sein Wohlstand. Viele Kaufleute zogen weg; nach den Niederlanden, nach Hamburg. Die Reformation und ihre Folgen, Religionskriege, halfen dazu, den Verfall der Stadt zu beschleunigen. Zu Ende des 30jährigen Kriegs war die Bevölkerung, welche man früher auf 100,000 Seelen geschätzt hatte, auf 30,000 zusammen geschmolzen. Zwar erhob es sich durch Gewerbfleiß wieder; doch der Glanz, welchen ihm der Welthandel gegeben hatte, war auf ewig dahin. 1805 erlosch für Augsburg auch seine, seit 1276 als freie Reichsstadt ununterbrochen behauptete, Unabhängigkeit durch die Auflösung des Reichs, und die alte Augusta kam unter Bayerns neues Königs-Zepter. Augsburg hat jetzt in 3700 Häusern 36,000 Bewohner. – Seine Industrie blüht und als Wechselplatz wird es immer einen hohen Rang behaupten.

[722] Am 10. August 955 gegen die Ungarn.

[723] Ulrich Schwarz (1422–1478; hingerichtet).

[724] Jakob Fugger „von der Lilie“ (1459–1525) hatte die Augsburger Bankiers- und Händlerdynastie begründet.

CCCX

AUGSBURG

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 92-96.

CCCXI. Erfurt.

Erfurt liegt in der Mitte und zugleich in der schönsten Gegend des Thüringer Landes, in einer von Hügeln rundum geschützten Thalebene voller Fruchtbarkeit. Das Thal wird durchströmt von der Gera, einem hoch aus dem Gebirge herkommenden Nebenfluß der Unstrut. Uralt ist Erfurt. Schon Bonifazius[725], der Apostel, fand es groß und volkreich, und lange Zeit trieb er, dort sein Bekehrungswerk, baute Kirchen und Klöster, und machte Erphisford zum Sitz des neugegründeten Thüringer Bisthums. Karl der Große, dessen Alles durchdringender Adlerblick die günstige Lage für den Handel erkannte, schenkte der Stadt Stapelrecht und andere Privilegien. Als Venedig emporkam, selbst ehe noch Nürnberg und Augsburg Verbindungen mit der nachherigen Königin der Meere angeknüpft hatten, trat Erfurt mit ihr in Verkehr, und so lange der Handel in den alten Wegen blieb, war Erfurt für Centraldeutschland der Platz, wo dieses die kostbaren Güter Indiens und die Fabrikate der lombardischen Städte gegen die einheimischen Produkte tauschte. Wenige Städte waren damals so blühend, volkreich und mächtig. Einmal zogen 9000 Bürger in ritterlicher Rüstung zur Fehde aus, und die Einwohnerzahl soll sich im 14. Jahrh. auf 93,000 belaufen haben. Auch zum Bunde der Hansa gehörte Erfurt und es war eines ihrer nützlichsten Glieder, denn es sorgte für die Sicherheit der Handelsstraßen im Innern Deutschlands, hielt die Raubritter im Zaum, und verschaffte durch die Stärke seines Arms und seines Reichthums dem Bunde Achtung, Anerkennung und Hülfe bei den Fürsten. Augsburg, Ulm, Nürnberg und Erfurt nannte man die 4 Pfeiler der Bundesmacht im Innern des Reichs. Mit Regensburg unterhielt Erfurt einen unermeßlichen Verkehr. An vielen Orten, selbst in den fernsten Ländern, hatte Erfurt Contore und Niederlagen, und an manchen war der Handel ganz in der Erfurter Hand. Erfurt legte Hammer- und Hüttenwerke an im meißener Lande und auf dem thüringer Walde, sein Unternehmungsgeist suchte die verborgenen Schätze der Erde auf und beutete sie aus, der sonst so blühende Bergbau Thüringens, welcher kaum noch in Sagen des Volks fortlebt, kommt fast ganz auf Erfurter Rechnung. – Er sank erst, als seine Pflegerin gesunken war.

Erfurt's lebendiger, thätiger Reichthum, der bei seinen Besitzern Pracht und vermehrten Lebensgenuß erzeugt, nach allen Radien hin Erwerbsmittel schuf und zu gleichen Bestrebungen anspornte, breitete seine wohlthätigen Wirkungen bis in die kleinste Stadt des thüringer Landes, bis in die Hütte des Landmanns aus. Die thüringer Chroniken aus jener Zeit enthalten davon die sprechendsten Beweise, und die Beschreibungen der öffentlichen und Privatfeste, nicht der fürstlichen, sondern der Bürger- und Volkslust auf Vogelschießen, Kirchweihen, Märkten, Bergfahrten etc., der Kleidungen, Speisen und Sitten auch der geringen Klassen geben uns in anziehenden Bildern zu erkennen, welch ein heitres, frohes Leben damals von Erfurt über ganz Thüringen ausgegangen, und andrerseits auch, wie damals die öffentlichen Bedürfnisse, die erkünstelten des Staats, in unsern herrlichen Gauen und traulichen Waldgründen noch nicht den Privatwohlstand verschlangen; wie noch des Bauers und Bürgers blieb, was er durch Emsigkeit errungen; wie nicht blos erworben, sondern auch genossen wurde. –

Als Erfurt blühete, vom 12. bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts, geschah nichts von allgemeinem Interesse in Deutschland, woran die Stadt nicht nahen oder fernen Theil nahm. Häufig zogen die Kaiser nach Erfurt, hielten Reichs- und Kirchenversammlungen daselbst, und eine Menge der wichtigsten Urkunden datiren von daher. Ohne freie Reichsstadt zu seyn genoß Erfurt, vermöge seiner Privilegien, doch faktisch die Unabhängigkeit. Das Gefühl derselben erregte den Stolz, und der Reichthum mehrte den trotzigen Sinn. Im Mittelalter war keine Bürgerschaft wegen ihrer Kriegslast und ihres waglichen

[725] Siehe hierzu S. 106, Anm. 421.

CCCXI

ERFURT

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Sinns mehr verschrieen und mehr gefürchtet, als die Erfurter. Hader, Kampf und Fehde nach allen Richtungen hin ziehen sich durch die ganze Geschichte Erfurt's wie ein blutiger Faden. Mehrmals traf sie der päpstliche Bannstrahl, mehrmals, ihren Trotz gegen die Kaiser zu züchtigen, die Reichsacht. Für Gegenkaiser und Gegenpäpste nahm sie oft Partei, und mit ritterlichem Sinn, wenn auch mit wenig Klugheit, ergriff sie oft die Partei der Schwächern. Neben dieser Lust an Krieg wurde die Kunst und Wissenschaft eifrig gepflegt. Die Klosterschulen Erfurt's waren Sitze der Gelehrsamkeit. Erfurt's Universität, eine der ältesten in Deutschland (seit 1816 aufgehoben), wurde schon 1378 gegründet und reich fundirt. Damals war die große Zeit Erfurt's.

Sie schwand. 1472 legte ein furchtbarer Brand, durch Pfaffenbosheit angestiftet[726], die Hälfte der Stadt in Asche und vernichtete eine unermeßliche Menge an Gütern und Werth aller Art. Viele Kaufleute zogen fort nach andern Orten, und Erfurt's Handelsverbindungen nahmen sie mit sich. Schlag auf Schlag folgten diesem ersten Unglück andere. Die gänzliche Umkehr im 16. Jahrhundert des Welthandels, die Auflösung der Hansa, die veränderte Lage des Reichs isolirten Erfurt und zerschnitten die Fäden seines Reichthums. Schlechte Wirthschaft im städtischen Haushalte führte zum Haß und blutigen Aufruhr der Bürger gegen den patrizischen Magistrat; die Reformation endlich, der die Hälfte der Bürger anhing, schürte das Feuer der innern Zwietracht ins Unendliche fort. Selten sah Erfurt nach langjährigem innerem Hader und Zwist kurze Perioden der Ruhe und des Friedens. Wer beides liebte, wanderte aus; viele reiche Erfurter ließen sich in Frankfurt nieder, andere in Braunschweig und eine Menge in Leipzig; andere zogen mit ihren Gewerben in die benachbarten thüring'schen Städte. Ehe der Donner des dreißigjährigen Kriegs über die Stadt hinrollte mit seinen Hagelwettern, da war die Einwohnerzahl Erfurt's schon auf 40,000 gesunken. Des langen Kriegs schwere Zeit lag hart auf Thüringen's Hauptstadt. Bald sah es die Schweden mit Gustav Adolph, bald Tilly[727], bald Banner[728] in seinen Mauern; alle forderten Opfer, alle verwüsteten und verheerten, drangsalten und trieben Brandschatzungen ein, und als der Religionsfriede dem Kriege ein Ende machte, war Erfurt, sagt der Chronist, „wie eine Laterne, ohne Licht und mit zerbrochenen Scheiben."[729] Pest, Brand, Hungersnoth folgten, und ließen kein Wiederaufkommen zu. Von seiner ehemaligen Handelswichtigkeit blieb auch nicht eine Spur zurück, und die wenigen Fabrikgewerbe, welche sich erhielten, wollten nur selten recht gedeihen. Bis 1813 war die Einwohnerzahl auf 13,000 herabgekommen. Ein Drittel fast der 3000 Häuser stand leer. – Wie eine schlechte abgegriffene Münze, die Niemand behalten mag, ging zu jener Zeit Erfurt und sein Gebiet aus einer Fürstenhand in die andere[730], und jeder neue Besitzer suchte der Stadt und dem Ländchen den Ueberrest an Lebenssaft auszudrücken. –

Als 1807 Napoleon seine Heeresfluth gegen Preußen wälzte, wurde Erfurt seine Erstlingsbeute von Friedrichs des Großen Reich. Er erkohr Erfurt zum Waffenplatz, zur Zwingburg für Deutschland, und machte es zur „guten Stadt des Reichs." Sein Plan, das Frankenreich Carls des Großen, aber in gallischer Zunge, aufzurichten, war der Welt kein Geheimniß mehr. In seinem Erfurt schaarte ein Wink des Gewaltigen, 1808, Deutschlands Könige und Fürsten um sich her, damit er seinem kaiserlichen Gast zeige, zu welcher Erniedrigung man sich verstehe, und wie reich Deutschland an Knechtschaft sey. Und als Gott dem Titan in Rußlands Steppen die Kraft genommen, und die zur Vergeltung aufgestandenen Völker von Auf- und Niedergang in den Ebenen Leipzigs zerstampft hatten die eiserne Krone der Weltherrschaft, die er geschmiedet, da mußte Erfurt noch dazu dienen, seine flüchtigen Schaaren vor Vernichtung zu schützen.

---

[726] Laut einer lokalen Überlieferung; in der Geschichtsforschung wird davon ausgegangen, daß die Brandstiftung – durch wen auch immer ausgeführt – im Zusammenhang mit dem Konflikt zwischen dem thüring. Adelsgeschlecht der Vitzthum und der Stadt Erfurt zu sehen ist.

[727] Johann T'Serclaes von Tilly (1559–1632), der oberste Heerführer der Truppen der kath. Liga.

[728] Der Oberbefehlshaber der schwed. Truppen in Deutschland, Johan Banér (1596–1641).

[729] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[730] Erfurt gehörte vom 10. Jhd. bis 1802 zum Kurerzbistum Mainz. Danach ging es an Preußen, das es 1806 nach der Niederlage bei Jena und Auerstedt (siehe hierzu S. 293, Anm. 954) an Napoleon abtreten mußte, der ein bis 1814 bestehendes, ihm direkt unterstelltes Fürstentum Erfurt errichtete. Danach ging Erfurt bis 1945 wieder in preußischen Besitz über.

Deutschland war längst befreiet, längst hatten seine Söhne auf dem Völkerzuge zur neuen Roma den Rhein überschritten, als noch immer der fremde Raubadler auf Erfurts Höhen horstete. Erst im Frühjahr 1814 wurden die beiden Erfurter Citadellen, Petersberg und Cyriaxburg[731], an das preußische Belagerungsheer übergeben, nachdem die Franzosen die Stadt selbst im Spätherbst des vorhergehenden Jahres, nach einem Bombardement, das 300 Häuser zertrümmerte, geräumt hatten. Seitdem gehört Erfurt, als Hauptort eines Regierungsbezirks, zum preußischen Staate, und lebt wieder einer besseren Zeit zu. Die Volksmenge hat sich seit 1813 fast verdoppelt; einschließlich der 3000 Mann starken Garnison beträgt sie gegenwärtig 26,000.

Die *Sehenswürdigkeiten* Erfurts, – wenn wir die Festungswerke der Stadt selbst, ihre beiden Citadellen und die Verschönerungen am Friedrich-Wilhelmsplatze, mit der prachtvollen Fontaine, dem Obelisk und dem Karl Friedrichs-Denkmal[732] ausnehmen – gehören sämmtlich einer längst verschwundenen Periode an. So viel auch die zerstörende Hand der Zeit zertrümmert hat, soviel auch Wandalismus, Krieg und Vernachläßigung vernichteten: so ist doch für den Freund der Kunst und des Alterthums immer noch eine größere Ausbeute übrig, als auf so wenig Raum zu beschreiben ist. Vor allem muß der *Dom*[733] uns fesseln, der, erhaben auf einem Felsen stehend, mit seinem hohen, stumpfen Thurmkegel als die hervortretendste Figur in der Ansicht Erfurts schon von fern den Blick auf sich zog. Inzwischen ist der erste Eindruck bei näherer Beschauung dieses uralten Denkmals der deutschen Baukunst kein erfreulicher. Mit Wehmuth vielmehr bemerkt man an so vielen Zeichen die dem Prachtbau durch Elemente und Krieg, durch Blitz und Kanonenkugeln gewordene Mißhandlung. Der Thurm ist seines Schmucks entkleidet, die Spitze, die Seitenthürmchen, die Erker, Nischen und der tausendfache Zierrath von Arabesken etc. sind abgeschlagen bis auf einzelne Trümmer, und nichts blieb übrig, als nacktes Mauerwerk. Es gehört schon eine kräftige Phantasie dazu, sich den herrlichen Bau in allen seinen Theilen zur vollen Anschauung vor die Seele zu zaubern; und nicht eher sollte man dessen *Inneres* betreten. Dann erst wird unser Auge das Novantike und Restaurirte in vieler Art übersehen und der Betrachter im Stande seyn, den großen, ästhetischen Eindruck in vollem Maße zu genießen, der ihn erwartet, wenn er aus dem Schiff in das bis auf wenige Einzelnheiten noch in seiner alterthümlichen Herrlichkeit vollkommen erhaltene *Chor*, durch dessen Fenster ihm die milde Farbengluth der nobelsten Schmelzmalerei anstrahlt, getreten ist. Wohl ihm, wenn ihn hier der Hauch der Begeisterung nicht unangeweht läßt, aus welcher die höhere Erkenntniß reift. Vor seinem geistigen Auge fallen dann die irdischen Formen, womit Zeit und Meinung das Wesen der Gottheit verschieden bekleiden; er liest an den Tempelhallen, in die Nacht der Berge hinein gebrochen; an den hohen Säulenhäusern zu ihren Füßen; an den Pylonen, deren Hieroglyphen von den Wundern der Kinder-Zeiten stammeln; an Luxors[734] Obelisken und in den Säulenstraßen Balbecks[735]; an den lichten Tempeln Griechenlands und Roms wie an des Nordens runenbeschriebenen Felsenhäuptern immer das *nämliche* Symbol – immer das *eine* Wort. – Stehend im hohen Münster des Mittelalters, dessen Massen, so will es ihn bedünken, Riesen thürmten, während seine Einzelnheiten kunstreiche Zwerge fertigten; stehend im Tempel voll schwebender Lichtgestalten, die in Feuersgluth auf ihn niederschauen, wird er inne, daß vom christlichen Prachtpalast der Gottheit bis zum rohen Altar des Wilden auf Bergeshöhe alles nur *eines* Triebes, *einer* Begeisterung Werk ist.

---

[731] Cyriaksburg und Petersberg. Die Festung Cyriaksburg war 1604 aus der gleichnamigen Burg hervorgegangen und wurde unter dem Schwedenkönig Gustav Adolf ab 1631 zur Zitadelle ausgebaut; sie diente bis 1871 als militär. Befestigungsanlage und ist heute Bestandteil der berühmten Erfurter Gartenbauausstellung mit dem Deutschen Gartenmuseum. Die Zitadelle Petersberg wurde ab 1665 auf Befehl des Mainzer Kurfürsten und Erzbischofs Johann Philipp von Schönborn (1605–1673) errichtet und diente bis Mitte des 20 Jhd. überwiegend militär. Zwecken; heute ist sie eine vielbesuchte Touristenattraktion, die einen weiten Rundblick über die Stadt bietet.

[732] Das Erthal-Denkmal ist ein 18 Meter hoher Obelisk auf dem Domplatz zu Erfurt. Er wurde 1777 anläßlich des ersten Besuchs des Mainzer Erzbischofs und Erfurter Stadtherrn Friedrich Karl Joseph von Erthal (1719–1802) errichtet, womit er zu den ältesten Denkmälern in Erfurt gehört. Die Baukosten betrugen 1120 Talern, von denen 858 von den Bürgern in einer Kollekte aufbracht wurden.

[733] Die Vorgängerbauten der Erfurter Domkirche Beatae Mariae Virginis datieren bis ins 8. Jhd.

[734] Siehe hierzu S. 345, Anm. 1186.

[735] Das liban. Baalbek (phöniz. 𐤁𐤏𐤋𐤁𐤊; aram. ܒܥܠܒܩ, Bʿlbq; griech. Ἡλιούπολις, Heliópolis, „Sonnenstadt“; arab./osman. بعلبك, Baʿlabakk bzw. Baʿlbekk).

Wer aber lieber am Einzelnen sich erfreuen mag, läßt sich das schöne Cranachsbild[736] an einem der Pfeiler zeigen und den großen Christoph an der Mauer, und die bronzene Statue des büßenden Kerzenträgers (schön, fast wie eine Arbeit Vischer's[737]). betrachtet die köstlichen Schnitzereien an den Chorstühlen und steht sinnend an dem Grabsteine mit dem Bilde des gleichenschen Grafen zwischen seinen beiden Frauen[738], denkend des Unterschieds von Jetzt und Damals, da Roms Schlüssel noch solche Kraft besaß, zu lösen und zu binden[739]. Das lange männliche Gerippe hinter dem Hochaltar, welches lügenhaft als das des Grafen ausgegeben wird, läßt Jedes gern ungesehen. Den Domthurm aber werden Alle besteigen, schon um des prächtigen Blicks auf die Stadt und Umgegend, wenn auch nicht um der weltberühmten Susanne willen, der großen Glocke nämlich, die 286 Zentner wiegt, und welche man aus Furcht, der alte Thurm möchte es nicht ertragen, schon lange nicht mehr läutet. – Noch einen Ort nur muß der Leser sehen, und genug dann! – Es ist ein finsteres, ödes Gebäude, wohin ich ihn führe, durch düstere Kreuzgänge fort zu der kleinen, engen Zelle eines Mönchleins, – jenes Mannes sag' ich, der kühn ein Jahrtausend aus Roms Geschichte riß, um es den Flammen hinzugeben; der seine gute Ueberzeugung hart neben der Unfehlbarkeit auf den Stuhl hinsetzte und zwei Ringe aus der dreifachen Krone brach: – – zur Zelle Luther's.

[736] Siehe hierzu S. 92, Anm. 363.

[737] Von der Hand des Bildhauers Peter Vischer d. Ä. (siehe hierzu S. 56, Anm. 218).

[738] Die Grabplatte im Erfurter Dom soll Graf Lambert II. von Gleichen († 1227) mit seiner ersten Ehefrau Ottilie und mit Sophie von Weimar-Orlamünde († 1244) darstellen; letztere hatte er nach dem Tod der ersteren geehelicht.

[739] Anspielung auf die von Johann Karl August Musäus (1735–1787) überlieferte Sage, nach der Graf Ernst von Gleichen während eines Kreuzzuges die Sultanstochter Melechsala geehelicht haben soll, um mit ihrer Hilfe der Gefangenschaft zu entfliehen. Obwohl Ernst bereits mit Ottilie verheiratet war, soll der Papst das bigamistische Verhältnis nach der Taufe der Heidin kirchenrechtswidrig abgesegnet haben. Dieses lediglich sagenhafte Beispiel kirchl. legitimierter Bigamie hatte allerdings erst allgemeines Interesse gefunden, als die Affäre von Landgraf Philipp I. von Hessen (1504–1567) mit Margarethe von der Saale (1522–1566) nicht mehr zu verheimlichen war. Da eine Scheidung von seiner Gattin Christine von Sachsen (1505–1549) nicht möglich war, suchten seine Unterstützer nun nach einem Ausweg, um eine zusätzliche Vermählung rechtfertigen zu können. Veit Winsheim (1501–1570), ein Schüler von Philipp Melanchthon (siehe hierzu S. 281, Anm. 933), veränderte daraufhin die Gleichen-Sage in der Form, daß er sie als einen hist. Tatsachenbericht ausgab, damit die Geliebte dem hess. Landgrafen im Jahre 1540 – mit ausdrücklicher Genehmigung Martin Luthers – doch noch als Eheweib linker Hand angetraut werden konnte.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 97-99.

CCCXII. Messina.

Das Paketboot fuhr sehr spät von Reggio[740] ab. Es war der schönste Abend, als es die Meerenge durchschiffte. Der Sirocco[741] wehte nur eben stark genug, um die Segel anzuschwellen und die Strudel der Charybdis[742], die allein beim Südwind sichtbar werden, anzudeuten. Die Sonne sank hinter den Bergen Siciliens und vergoldete das auf vorspringenden Felsen liegende Schloß von Scylla[743]. Delphine umkreisten in Schaaren das Schiff, wälzten sich im Rad und schnellten sich mit mächtigem Sprunge in die Luft. Der Aetna winkte den Gruß des Willkommens aus der Ferne, verschwand dann in seinem eigenen Schatten und statt seiner leuchtete die ewigsprühende. Flammengarbe des Stromboli den Reisenden durch die sternhelle Nacht. Beim Leuchtthurme (Faro), der an der Spitze des Molo steht, war der Anblick von Messina sehr überraschend. Ich wußte, wie reizend er vom Hafen aus ist, wenn die Morgensonne hinter den calabrischen Gebirgen heraufsteigt und die Forts auf den Höhen und der Stadt obersten Theil vergoldet. Bei Nacht konnte ich nichts erwarten. Aber aus dem Dunkel der Häuserreihen, welche eine über die andere amphitheatralisch und im Halbkreise um den sichelförmigen Hafen sich lagern; aus den Klöstern und Forts auf den Höhen funkelten tausende von Lichtern und die Contour Messina's lag auf dem dunkeln Grunde wie eine Stickerei mit silbernen Flittern. –

Messina's Lage war wegen ihrer Schönheit von jeher berühmt. Die Castelle: Gonzaga, Griffena und Salvador; Kapellen, Kirchen und Klöster, einige in Ruinen, schmücken die Berge umher und die Höhenzüge des Hintergrundes, die nicht so fern sind, daß man das Eigenthümliche ihrer Formen nicht genau unterscheiden könnte, sind umwaldet. Ihre grotesken Formen, ihr zerrüttetes Ansehen deuten die Erschütterungen an, die sie zu verschiedenen Perioden erlitten haben. –

Messina[744] ist eine Gründung ionischer Griechen und blühete schon ein halbes Jahrtausend vor der christlichen Zeitrechnung. Carthago[745] zerstörte es zur Zeit des ältern Dionys[746], der es neu erbaute. Der erste punische Krieg[747] brachte Messina unter die Herrschaft Roms. Nach dem Sturze des Weltreichs mehrmals verheert, erhob es sich doch immer wieder, und im langen Kampfe des christlichen Siciliens gegen die Sarazenen[748] war es diejenige Stadt der Insel, welche zuletzt unterlag. Royer[749], der Norman, Graf von Calabrien, befreite es im Jahre 1060. Seitdem hat es das Schicksal der Insel und deren häufigen

[740] Reggio di Calabria.

[741] Der Scirocco (griech. σιρόκος, sirókos; arab. قبلي, qibli), Wind aus der Sahara (arab. صحراء, ṣaḥrāʾ, „die Wüste") Richtung Mittelmeer.

[742] Zwei Meeresungeheuer der griech. Mythologie: Während Skylla (griech. Σκύλλα) an der Meerenge zwischen Sizilien und dem ital. Festland hauste, hatte Charybdis (griech. Χάρυβδις) genau gegenüber ihren Unterschlupf. Den Seeleuten war es nahezu unmöglich, den Ungeheuern zu entgehen, da die Flucht vor dem einen sie unweigerlich in die Arme des anderen trieb. Auch Odysseus (griech. Ὀδυσσεύς) kostete die Passage dieser Meerenge das Leben von sechs seiner Gefährten, die Skylla zum Opfer fielen (Homer, Odyssee 12, 222-259).

[743] Siehe oben.

[744] Griech. Ζάγκλη, Zanklē, später Μεσσήνη, Messḗnē; lat. Messana.

[745] Siehe hierzu S. 337, Anm. 1132.

[746] Dionysios I., (griech. Διονύσιος Α΄; ca. 430–367 v. Chr.), seit 405 v. Chr. Tyrann von Syrakus; er gehörte zu den mächtigsten Tyrannen der Antike.

[747] Von bis 264 bis 241 v. Chr. zwischen Römern und Karthagern.

[748] Siehe hierzu S. 113, Anm. 444.

[749] Roger I. (frz. Roger de Hauteville; ital. Ruggero d'Altavilla; 1031–1101), seit 1072 Graf von Sizilien.

Wechsel der Herrschaft getheilt. Nach der sicilianischen Vesper[750] war Messina von den Franzosen zum ersten Sühnopfer ausersehen; aber an seinem heldenmüthigen Widerstande scheiterte jedoch Anjou's Racheplan. Die Messenierinnen trugen ihren Männern und Söhnen Waffen und Steine auf die Wälle, die immer wiederholten Stürme abzuschlagen, und die Mütter brachten die Säuglinge herbei, um durch den Anblick der Hülflosen Lieblinge den sinkenden Muth und die ersterbende Kraft der Vertheidiger neu zu beleben. Das spanische Befreiungsheer erschien noch zur glücklichen Stunde. – Unter der spätern neapolitanischen Herrschaft genoß Messina einer langen Ruhe; sein Handel blühete; es erreichte Palermo an Größe und Bevölkerung (1740 hatte es 100,000 Einwohner), und übertraf es an Reichthum und äußerer Pracht. Da raffte, 1741, eine schreckliche Pest Zwei Dritttheile seiner Bevölkerung hin; auf den Straßen wuchs Gras, 3000 Häuser standen leer, und ehe es sich wieder erholt hatte, stürzte, 1783, ein Erdbeben die Hälfte der Stadt ein und begrub viele Tausende unter ihren Trümmern. Seitdem ist es wieder aufgebaut worden, aber ohne den frühern Glanz zu erreichen. – Messina's Häuser sind zwar noch Paläste, aber verstümmelte. Sie haben nämlich nur 2 Stockwerke, statt ehemals 4 bis 6, und da man die beim Erdbeben stehen gebliebenen Erdgeschosse benutzt hat, so geht ihnen ein schönes Verhältniß ab. Die alten Geschosse, die gewölbt sind, werden meistens als Waarenmagazine benutzt. – Der Adel, hier nie zahlreich, zog nach dem Erdbeben fort, nach Neapel oder Palermo. Die schönste Parthie des alten Messina war die Palazata[751] an dem Gestade hin; gerade sie liegt noch größtentheils in Trümmer. Sie bestand aus einer Reihe gleichgebauter Paläste von 4 Stockwerken. Unverständigerweise forderte die Regierung von Neapel ein halbes Jahrhundert lang, daß, wer hier bauen wolle, die Gebäude eben so prächtig und hoch aufführen müsse, als sie ehedem gewesen; so unterblieb der Aufbau bis man vor einigen Jahren das dumme Gesetz zurücknahm. Reizend sind die Spaziergänge (La Marina) am Meere hin, bis zur Citadelle am Molo. Auf der Milte des Letztern steht die Quarantaine (***il Lazaretto***[752]) mit ihren großen Gebäuden und weithin die Batterien, die den Fuß des Leuchtthurms umgeben und den Eingang zum Hafen vertheidigen.

Messina's gegenwärtige Bevölkerung übersteigt nicht 40,000 Einw. Die schönsten Gebäude sind öffentliche oder gehören der Kirche. Der Gouvernementspalast, die Cathedrale[753], der Palast des Erzbischofs[754] sind großartig und ersterer im edelsten Styl. Die hiesige Geistlichkeit ist sehr zahlreich und begütert; auch die Menge der weltlichen Beamten ist groß; der eigentliche Charakter des Orts bleibt jedoch der einer Handelsstadt. Englische und französische Etablissements, deren da mehre sind, treiben sehr große Geschäfte. Messina verführt alle Produkte der Insel, hauptsächlich Getreide, Oel, Wein, Seide, Pottasche, Schwefel, Pommeranzenschalen etc.; am wichtigsten aber ist die Exportation frischer Südfrüchte: süßer Orangen und Citronen. Nur nach England werden davon jährlich für mehre Millionen Gulden[755] versendet. Seitdem der Verbrauch von Citronensaft, als dem besten antiscorbutischen Mittel, in der englischen Marine allgemein wurde, wird jener im Großen bereitet und jährlich zum Belaufe von 300,000 Gulden ausgeführt.

Der Kunstfreund findet in Messina geringe Ausbeute. An alten Gemälden und Sculpturen ist wenig da, und was da ist, gehört der Mittelmäßigkeit an. Die auf öffentlichen Plätzen stehenden vielen Statuen der Könige mit ihren pomphaften Inschriften haben blos Metallwerth. Leer geht auch der Alter-

---

[750] Als „Sizilianische Vesper“ bezeichnet man die am 30. März 1282 (Ostermontag zum Zeitpunkt der Vesper) zunächst in Palermo auf Sizilien ausgebrochene und von Massakern an Franzosen begleitete Erhebung der sizilianischen Bevölkerung gegen die französische Herrschaft unter Karl I. (ital. Carlo d'Angiò; 1227–1285), die sich schnell über die ganze Insel ausbreitete und schließlich zur Vertreibung des Hauses Anjou aus Sizilien führte.

[751] Die Palazzata; eine imposante einheitliche Zeile einer 1,5 km langen Palastfassade an der Hafenpromenade aus dem 17. Jhd. Zweimal durch Erdbeben zerstört (das letzte 1908), wurde die inzwischen 3. Palazzata zwischen 1938 und 1940 neu erbaut.

[752] Das im 14. Jhd. begonnene Lazarett wurde zwischen 1924 und 1937 sukzessive abgerissen.

[753] Die aus dem 12. Jhd. stammende Kathedrale „Maria Santissima Assunta“.

[754] Ital. Palazzo Arcivescovile; beim Erdbeben vom 5. Februar 1783 zerstört, wurde er nach Plänen von Francesco Saverio Basile (Lebensdaten nicht ermittelt) wieder aufgebaut.

[755] Siehe hierzu S. 9, Anm. 19.

thumsforscher aus; doch dieser findet reiche Entschädigung für das ihm so Langweilige in einer Handelsstadt in den Ruinen des nahen Taormia.

CCCXII

MESSINA

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.   Eigenthum d. Verleger

DLXXXI

MESSINA
(Vor dem grossen Erdbeben)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Dreizehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1848. 190 S. qu.-8°. S. 85-90.

DXCI. Messina[756].

Fressender, verzehrender Hader entzweit diese Zeit ärger als jede frühere, und doch führt keine häufiger die Einheit im Munde. Woher dieser Widerspruch? Ich will's euch sagen: weil sie sich schämt, eine christliche Zeit zu heißen. Der Strom der Demokratie, der seine Fluth über die zivilisirte Erde wälzt, verleugnet seine lautere Quelle, und die Lehre von der Volkshoheit verirrt sich in künstliche, hinfällige Systeme, statt daß sie auf dem ewigen, unerschütterlichen Fels des Christenthums, als Grund der Demokratie, fortbauen sollte. „Werdet Christen, damit ihr frei werdet!"[757] rief schon Huß[758] dem Volke zu – und bis auf Lammenais[759] herab haben die größten Geister, die für die Emanzipation der Völker wirkten, die Nationen auf das Evangelium, als den rechten Kodex der Freiheit und Gleichheit, hingewiesen. Die Lehre Dessen, welcher als Demagog den Kreuzestod gelitten, die Christuslehre, indem sie die Gleichheit aller Menschen vor Gott verkündigte und gerade aus dem Proletarier- und Arbeiterstande ihre ersten Organe wählte, (Mauthner, Schiffer, Fischer und Handwerker waren die Jünger), brach mit dem Sklaventhum zugleich das Kasten- und das Ständewesen und stürzte alle Schranken zwischen Hoch und Niedrig ein. Christus, der Erlöser, sprach das große Wort: Alle Menschen sind Brüder. Er hat der Freiheit Brücken gebaut überall; er hat die Regierungsgewalt gesänftigt, indem er ihren Bestand auf Recht und Gesetz gegründet; er hat anerkannt die geistige Ebenbürtigkeit aller Menschen: denn auch die Untersten erklärt er durch die Taufe zu Wiedergebornen! – Mit dem gemeinsamen Bande der Liebe, der Freiheit und Gleichheit will er ein Volk nicht nur, er will damit alle Völker in eine einzige Gemeinschaft verschlingen, da mit sie nicht mehr wie feindliche Wesen, sondern wie Brüder in einem Leibe wohnen, damit sie wie Glieder eines Körpers, wie die Fakultäten einer Seele, – alle sich einander dienen, helfen, nützen und in freiem Wirken dem einen Ziele zustreben, dem der **allgemeinen Menschenbeglückung**! Schöpft, ihr Völker, die ihr Selbstregierung und Freiheit wollt als Grundlage glücklicherer Zustände, an der wahren Quelle der Demokratie eure Lehren und Grundsätze, und der Wirrwarr der Begriffe, der jetzt den Verstand von so Vielen umnebelt, wird schwinden, – es wird helles Sonnenlicht in die Geister dringen, die jetzt von qualmenden Pechfackeln der Leidenschaft ihren trüben Schein bekommen, und das, was die Demokratie überall noch entbehrt – Maß und Ordnung – wird nicht länger vergeblich zu suchen seyn. Christus – nicht der Pfaffengott, sondern der ans Kreuz geschlagene Völkermessias, – Christus, der von Gott gesandte Freiheitsapostel, soll im Staate der Volkshoheit der Logos seyn, das ordnende Prinzip, welches von der Höhe herab ebnen, Maß geben und regeln soll die Bewegung der Massen, welche naturgemäß zur Anarchie hinstrebt. – Er, Christus, verleihe der Volkshoheit die religiöse, versöhnende Weihe! Darum noch einmal: „Werdet Christen, wenn ihr frei seyn wollt!"

Ein Doppelruf geht jetzt durch die zivilisirte Welt. Die Einen erheben ihre Stimme für Einheit, die Anderen für Freiheit. Die Einen pochen auf ihren Wahlspruch: Keine Freiheit ohne Einheit! – die Andern auf den ihrigen: Keine Einheit ohne Freiheit! – Die Einen wollen – oder geben vor, zu wollen –

[756] Siehe hierzu S. 222, Anm. 744.

[757] Trotz Quellenhinweis so nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[758] Der tschech. Reformator Jan Hus (ca. 1370–1415; hingerichtet).

[759] Félicité de Lamenais (1782–1854); er war wegen seiner theol. Aussagen mit dem Vatikan in Konflikt geraten, was 1834 schließlich auch zum Bruch führte.

durch Einheit zur Freiheit gelangen; die Andern behaupten: An die Freiheit schließt sich von selbst die Einheit an.

Dieser Kampf hat nicht bloß ein Volk ergriffen, er durchzuckt die drei Hauptstämme der europäischen Menschheit, Germanen, Romanen und Slaven. Der Panslavismus[760] ist aus der Literatur herausgetreten. Er steht als ein Riese mit aller Kraft der Jugendlichkeit vor dem alterschwachen Westen. Der Romanismus strebt einem Ganzen zu, und die Stämme der deutschen Nation haben mit dem Schwerte das Wort ergriffen und aus dem Worte die schärfste Waffe der Volksfreiheit geschmiedet.

Jeder dieser Hauptstämme hat sein Ziel. Die slavischen Stämme ringen nach Einheit, sie streben dem Knotenbündel der kaiserlichen Knute[761] zu, sie wollen eine Krone auf dem Haupte der vielzüngigen Slavia. – Die Italiener trachten nach Freiheit; Selbstständigkeit steht auf ihren Fahnen, während das einheitbringende Herrscherhaupt noch kein Gegenstand ihrer Sorgen ist. Und Deutschland? Da stehen zwei streng geschiedene Gruppen. Die kleinere, die Trias (Adel, Beamtenthum und Besitz), hält den alten, zerlumpten Fetzen des neu ausgeflickten Kaisermantels und die alte, so oft geschändete Krone empor, – die andere, das Volk in Masse, den schmucklosen Bürgerhut. Die große Mehrheit der deutschen Nation – sie will Einheit durch Freiheit. Kein Minderes stellt sie zufrieden.

Italiener und Deutsche liegen an einer Krankheit darnieder; aber sie unterliegen ihr nicht. Zerrissen sind sie seit Jahrhunderten, sie bildeten nur ein von der Noth zusammengeklammertes Ganze. Krank sah es aus – aber jedes einzelne Glied war doch gut, war kräftig, war kerngesund. Beide Länder tragen die Keime der Volksgröße in sich, beide erkennen die Individualität der Volksstämme, wie das Ehren- und Grundrecht der geringsten Gemeinde, an, sie wollen nur aus der Verbindung des Rechts mit der Freiheit den Staat gründen; nicht umgekehrt, wie das unglückliche Frankreich! Die Zusammenschnürung der Nationalkraft auf einen Knoten, die Zentralisation, welche Frankreich für Augenblicke stark und für die Dauer schwach gemacht hat, wird von den gesunden Gliedern der germanischen wie der italienischen Staatskette zurückgewiesen. Runzelt sich doch das dünne Lumpenpapier unserer Parlamentsdebatten selbst vor Lachen über die unsterbliche Notiz, daß die große deutsche Nation von 45 Millionen durch eine Majorität von 9 Menschen[762], deren Redlichkeit und Gesinnung sich nie anders als dadurch äußerte, zu jedem volks- und freiheitsfeindlichen Antrag Ja zu sagen, einen Kaiser auf einen siebenunddreißigbeinigen[763] Stuhl setzen will!! Solche Reichs-Hanswurstenstreiche sollten die Herren in Frankfurt bleiben lassen. Sie passen nicht in diese ernste Zeit. –

Italien und Deutschland erleiden das gleiche Schicksal. Eine der Ursachen desselben ist ihre Lage. Deutschland liegt im Herzen Europas, jenes im Herzen der alten Welt. Dadurch sind sie zwar einmal zu Weltreichen geworden, aber auch zu Märkten, zum Forum, zum Circus für alle Nachbarvölker.

Kein Fleckchen der Erde hat jedoch ein strengeres Geschick gehabt, als der Garten des Mittelmeers, das ewig blühende Sizilien. Aus den grauen Tagen der Mythe geht sein bleicher Stern auf und ist erst in der neuesten Zeit zu einem hellen Glanz gekommen. Alle Völker, welche die drei Erdtheile der alten Welt durch Anker und Schwert zusammenführte, haben eine Zeit lang ihren Herrscherthron auf die Lava des Aetna gebaut; keines kam zu dauernder Herrschaft, aber – Sizilien ist auch nie zu sich selbst gekommen. Gehetzt, so weit das Auge der Geschichte reicht, von den Männern des Sikulus[764], von Kretern, Phocensen[765], ausgebeutet von Phöniziern[766], Karthagern[767], Griechen, mit dem Schwert

[760] Eine zu Beginn des 19. Jhd.s entstandene Form des romantischen Nationalismus, der als politische Bewegung die kulturelle und politische Einheit aller slawischen Völker Europas zum Ziel hatte. Im Rahmen dieser Bewegung hatten sich z. B. Bulgaren und Serben ab 1800 immer wieder gegen die osman. Fremdherrschaft erhoben.

[761] Rußland.

[762] Hiermit könnten die Herrscher von Österreich, Preußen, Bayern, Hannover, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt und Hessen-Kassel gemeint sein, die damals maßgeblich die dt. Einigungspolitik prägten.

[763] Die aktuellen Mitgliedsstaaten des Deutschen Bundes von 1815 (siehe hierzu S. 162, Anm. 574).

[764] Der legendäre sizilian. König Siculus, Sohn des Italus.

[765] Siehe hierzu S. 341, Anm. 1152.

[766] Siehe hierzu S. 341, Anm. 1151.

[767] Siehe hierzu S. 222, Anm. 745.

regiert von Römern, Vandalen, Gothen und Sarazenen[768], mit Blut bedeckt von Normannen und Deutschen, von Franzosen und Spaniern, war es endlich ein päpstliches Erblehn und ein Zankapfel geworden zwischen den beiden Hauptgewalten der mittelalterlichen Christenheit. Wie Irland hat die unglückliche Insel sich zuletzt fremden Dynastenstämmen unterwerfen müssen, und es hat mit Herrschern gewechselt, wie eben die Laune des Schicksals die Herrscher durcheinander warf. Es war savoyisch, österreichisch, spanisch und neapolitanisch in wenigen Jahren und es würde an der bourbonischen Pest[769] verschieden seyn, wenn nicht der Sturmwind unserer Tage auch dort frische Luft ins Staatsleben gebracht hätte.

Sizilien ist endlich losgerissen von der Hemmkette des italienischen Kontinents und athmet wieder auf. Sein Volk offenbart eine Kraft, die man im italienischen Stamme längst untergegangen glaubte. Nach dem ersten Erwachen aus dem langen schweren Traum flimmerte ihm zwar noch der Glanz einer Fürstenkrone vor Augen: es war schlaftrunken. Jetzt wird ihm jedoch der Blick von Tag zu Tag heller; es erkennt im Hut des freien Bürgers die höchste Krone der Völker.

Wir werden gewiß noch den großen Festtag erleben, an dem man auf der Karte von Europa lesen wird: „Vereinigte Freistaaten von Deutschland – Vereinigte Freistaaten von Italien.“ Wie es aber auch komme, Sizilien gehört der Ruhm, daß es den Reigen der italienischen Volkserhebung eröffnete[770]. Jedes Land hat geistige Mittelpunkte. Diese sind nicht nimmer [sic!] die Residenzen der Fürsten oder die Hauptstädte offizieller Bezeichnung. Hanau ist z. B., was geistige Regsamkeit und politische Bildung angeht, die Hauptstadt von Kurhessen, Nürnberg die Hauptstadt von Bayern, Leipzig von Sachsen, und so ist Messina die von Sizilien. Seine Lage in der Meerenge, dem Festlande gegenüber, hat es von jeher zum ersten Angriffs und Vertheidigungspunkte der Insel gemacht. Eine Einwohnerschaft, welche oft in Gefahr ist und im Anblick der Waffen auflebt, wird immer die schlagfertige Faust einer Nation seyn. So finden wir denn auch in der ganzen Geschichte von Sizilien Messina stets als Wecker der Insel. Jeder Versuch zum Erkämpfen der Selbstständigkeit fand hier seine ersten Kräfte und keine Stadt der Insel zählt eine solche Menge von Katastrophen, eine solche Anzahl von Aufständen, Belagerungen, Siegen und Niederlagen. Fast jede Generation hat hier Tage des Unglücks erlebt, sey es im Kampfe mit äußern Feinden oder mit tyrannischen Herren, oder unter der Geißel zerstörender Naturkräfte, vor deren Allgewalt die Menschenkraft in Ohnmacht vergeht.

Denn Messina steht auf beweglichem Boden und ist Preis gegeben der verheerendsten und fürchterlichsten aller Naturerscheinungen, welche die Menschheit heimsuchen. Die höchste europäische Esse der Erdschmelze steht an seinen Thoren. Doch so malerisch-schrecklich auch das Bild ist, welches der flammenspeiende Aetna den Messinesen manchmal zeigt, wenn glühende Lavaströme von seinem Gipfel herabfließen, so ist das doch nicht mit den Gefahren zu vergleichen, welche für Messina aus den Erdbeben entstehen, welche es schon mehrmals verwüsteten. Fast kein Monat vergeht, ohne daß nicht mehr oder minder heftige Oscillationen des Erdbodens die Einwohner an die Gegenwart des Feindes erinnern, welcher, im Leibe der Erde verborgen, von Zeit zu Zeit seine Hand herausreckt, um zu vernichten: – an den Feind, vor dem, wenn er sich erhebt, die Berge den Boden der Thäler küssen, die Ströme ihre Betten verlassen, der finstere Meergrund aus der Tiefe emporsteigt ans Licht der Sonne, Quellen vertrocknen, Flammen aus der gespaltenen Erde steigen und die starren Felsmauern der Küsten, die für die Ewigkeit gebaut scheinen, zerbrechen wie dünnes Glas und in Trümmern ins Meer stürzen. Die Umgegend von Messina zeigt überall noch das Bild der Wandlungen, welche sie in Folge der Erdbeben fort und fort erlitten. Man erkennt bis zu einer Höhe von 50 Fuß über dem Meere die alten Uferlinien und Meergründe in wechselnden Schichten von Kalk und Muscheln und ein mehrmaliges Heben und Senken des Bodens zeigt sich an tausend Stellen. In einem Traßbruche[771] an der Küste fand man

[768] Siehe hierzu S. 222, Anm 748.

[769] Das bis 1861 bestehende Königreich beider Sizilien (ital. Regno delle Due Sicilie) wurde seit 1735 zunächst von den span. Bourbonen, ab 1759 von der Nebenlinie Bourbon-Sizilien regiert.

[770] Italien hatte den Reigen der revolutionären Erhebungen u. a. mit dem der Aufstand von Palermo vom 12. bis 27. Januar 1848 eröffnet, der dem Königreich beider Sizilien (s. o.) eine Verfassung brachte.

[771] Traß ist die Bezeichnung für ein natürliches Puzzolan (Gestein aus Siliciumdioxid, Tonerde, Kalkstein, Eisenoxid und alkalischen Stoffen), das bestimmten Zementen als Zusatzstoff beigemischt wird. Traß als Zuschlagstoff

sogar Bruchstücke von Schiffen und bei stiller, klarer See gewahrt man noch alte Bauruinen in bedeutender Entfernung vom Ufer.

Es ist der traditionelle Glaube der Messinesen, daß, so lange der Aetna Lebensthätigkeit zeigt, so lange die Esse raucht oder seine Flammensäule die Nacht erleuchtet, keine Erdbebengefahr vorhanden ist. Wenn hingegen die Rauchwolken des Gipfels schwach werden, oder gar verschwinden, dann erwartet man Erschütterungen, und sie äußern sich entweder durch ein unschädliches, leises, oft mehre Tage andauerndes Zittern des Erdbodens, oder durch mit dumpfem Getöse verbundene wellenförmige Bewegungen, welche die gewöhnlichen Vorläufer der Explosionen sind. Schrecken und Angst ergreift dann jeden Menschen. Sein Glaube an die Ruhe und Stetigkeit, an die Festigkeit und Sicherheit des Starren, auf dem er steht, fällt von ihm, und die geheimnißvolle Naturkraft, welche das Starre bewegt, tritt ihm urplötzlich, handelnd und mit ihrer ganzen Schreckensgestalt entgegen. Ein Augenblick macht gewohnte Vorstellungen zu nichte. Die Ruhe der Erdfeste erscheint als Lüge, man fühlt sich wehrlos in der Gewalt unbekannter Mächte. Selbst die Thierwelt theilt das Gefühl des Schreckens. Der Hund rennt heulend umher, das scheue Wild verläßt die Wälder und irrt um die Wohnungen, als suche es Zuflucht und Hülfe bei den Menschen; die Ungeheuer der Tiefe steigen aus dem Meergrund und versammeln sich am Ufer; die Heerden laufen blöckend von der Weide, oder stürzen sich, um dem wankenden Boden zu entfliehen, verzweiflungsvoll ins Meer. Dem Menschen stellt sich die zerstörende Naturkraft als etwas Allgegenwärtiges, Unbegrenztes dar, und das raubt ihm die Besinnung. Er glaubt sich überall, wohin auch die Flucht gerichtet sey, über dem Herde des Verderbens, und in diesem Glauben ergreift er entweder gar kein Mittel zu seiner Rettung oder die verkehrtesten. So rannten in dem schaudervollen Erdbeben von 1783, welches Messina's Pracht in wenigen Stunden zerstörte, Tausende in die Kirchen, um das Erbarmen Gottes anzurufen, und wurden von den einfallenden Thürmen zerschmettert, und andere Tausende lagen händeringend auf den Knieen in den Straßen, bis sie die einstürzenden Häuser begruben. 14,000 Menschen verloren damals ihr Leben und die Stadt selbst wurde ein Schutthaufen. Dennoch erhob sie sich wieder zur prächtigsten Stadt Siziliens im Laufe eines halben Jahrhunderts, während welcher Zeit zwar leichte Erschütterungen dieselbe zuweilen in Angst setzten, doch ohne verwüstende Folgen. Aber Messina's neue Blüthe, welche die furchtbare Naturgewalt so lange verschont hatte, ward von der Hand Dessen teuflisch geknickt, der sie pflegen sollte – von der Hand ihres Königs[772]. Kaum sind einige Monate vergangen, seitdem der gekrönte Schurke, welcher, mit dem Fluche und Unglück seines Volkes beladen, in Neapel zu Thron sitzt, jenes Bubenstück gegen Messina verübte, in Folge dessen die herrliche Stadt von Mord, Brand und Plünderung verheert worden ist[773]. Die Kraft ihres Lebens ist nun gebrochen bis zur innersten Wurzel. Und warum opferte der Mann von Gottes Gnaden Messina und mit ihm zugleich 8000 seiner Krieger, die blinden Werkzeuge seiner Despotie? Beherrschten die Kanonen seiner Zitadelle nicht vor der Zerstörung die reiche Stadt auch? und ist die Herrschaft über eine verwüstete was Besseres? Es konnte der Macht des Tyrannen keinerlei Gewinn daraus erwachsen, – es war höllische, persönliche Rachsucht allein, welche seinen Satelliten den Befehl ertheilte: zieht aus gegen Messina und vertilgt es! 15,000 Menschen bluteten in Messinas Straßen und Häusern, und die Brandfackel leuchtete unbeschreiblichen Gräueln gegen Unschuldige! So rächen sich Könige an Völkern, die ihr Recht fordern, und das nennen sie Ordnung im Staate wahren und Gerechtigkeit üben! Aber auch dieser neapolitanische Zweig eines Stammes, welcher aus dem Fluch der Nationen empor gewachsen ist, er wird vom Blitz des vergeltenden Gottes zerschmettert werden. Das Gericht bleibt nicht aus. Es sagen alle Zeichen, daß der Tag, wo Alle, die jenem Wütheriche

verleiht dem Mörtel weitestgehende Wasserdichtigkeit. Deshalb verwendet man ihn z. B. zur Auskleidung von Wasserbecken, zum Verlegen und zum Vermörteln von Natursteinen und -platten sowie als Mörtel und Fugmörtel bei Stein-Restaurierungsarbeiten.

[772] Ferdinand II. (ital. Ferdinando II delle Due Sicilie; 1810–1859), seit 1830 König beider Sizilien (siehe hierzu S. 229, Anm. 769), der wegen der Brutalität mit der er gegen die eigene Bevölkerung vorging auch „Re bomba“ geheißen wurde.

[773] Nach der sizilian. Unabhängigkeitserklärung im Zuge der revolutionären Ereignisse von Europa, war mit der Einnahme Messinas nach viertägiger Beschießung am 8. September 1848 die Rückeroberung der Insel in Angriff genommen worden.

gleichen, zum Fall kommen werden, nahe ist, und an ihnen wird geschehen, was sie gethan haben an Andern. Die erlösten Völker aber werden dann der Worte der Bibel gedenken:

„Die Gewalt ist vor ihnen zerronnen in Nichtigkeit und ewiger Fluch ist ihr Erbtheil.“[774]

Unser Bild zeigt den Hafen von Messina, wie er vor dem großen Erdbeben war. Alle Pracht ist hin, die alte, wie die neue. Die herrlichen Kayen sind in Schutt begraben und von einer Bevölkerung von einst 45,000 sind kaum 18,000 übrig geblieben. Was Pulver und Blei und das Schwert nicht fraßen, fraß das Elend. Nichts ist unverändert, als der Blick aus dem Hafen auf die Küste von Neapel, dahin, woher das Unglück der Tyrannei über den Garten Europas und sein Volk gekommen ist seit vielen Jahrhunderten. Gekreuzigt wird heute noch in Neapel die Freiheit; aber auch dort werden „Erdbeben und Engel“[775] nicht ausbleiben, die den Stein von ihrem Grabe wälzen.

[774] Das Zitat erinnert stark an eine Äußerung von Joseph Görres (1776–1848) in dessen: „Europa und die Revolution […]“ (Stuttgart: Metzler 1821), S. 355: „Die Hochmüthigen sind zu Fall gekommen, die Gewalt ist vor ihm zerronnen in Nichtigkeit, nichts ist vor ihm bestanden, als Wahrheit, Recht und Billigkeit, und das sittliche Maß, worauf er mit Wohlgefallen niedersieht.“

[775] Mt 28,2.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 103f.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Dreizehnter Band. Dritte Folge, dritter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 143 S. 8°. S. 74-76.

CCCXIII. Rudolstadt.

Gar anmuthig liegt die kleine Hauptstadt des schwarzburg-rudolstädtischen Landes zwischen steil ansteigenden, mit Fichten bewachsenen Bergen im üppigen Saalgrunde, und imposant prangt über ihr die hohe Heidecksburg, das fürstliche Schloß.

Rudolstadt führt seine Geschichte in jene Frühzeit der Thüringer hinauf, wo das kräftige, freiheitsliebende Volk unter ihren Herzögen gegen Sorben und Wenden und Franken für seine Unabhängigkeit standhaft kämpfte. Ein Herzog Rudolf soll im sechsten Jahrhunderte denjenigen Theil Rudolstadts erbaut haben, welcher noch jetzt die Altstadt heißt. Thüringer Gaugrafen, das nun längst ausgestorbene Geschlecht der Orlamünde, besaßen die Stadt später und bis in's vierzehnte Jahrhundert, wo sie, erst als Pfand, dann durch Kauf, an die schwarzburger Grafen kam. Als diese Dynastie sich spaltet, ward sie Residenz der rudolstädtischen Linie.

Hübscher als Rudolstadt ist kaum irgend ein deutsches Städtchen gebaut, das, wie dieses, nicht einmal 5000 Einwohner zählt. Die Anwesenheit des durch Humanität und Leutseligkeit ausgezeichneten Hofs und die sich daran knüpfende Vereinigung fast aller Notabilitäten des kleinen Landes drücken den geselligcn Zirkeln den Stempel einer hohen Bildung auf, und man erstaunt über den weiten Kreis kenntnißreicher Menschen an einem so kleinen Orte. Handel und Fabriken haben dabei gar keinen Antheil, denn beide sind ohne Bedeutung und die bürgerlichen Gewerbe beziehen sich fast ausschließlich auf die Bedürfnisse des Hofs und der zahlreichen Beamten. In Rudolstadt haben alle höhern Landesbehörden ihren Sitz. Das Gymnasium genießt einen guten Ruf und hat einige ausgezeichnete Lehrer. Der Ton ist frei, der Ständeunterschied weniger bemerklich als in andern kleinen Residenzen und der Hof, der gern und ungezwungen an anständigen Volksvergnügungen Theil nimmt, geht dabei mit dem besten Beispiel voran. Sinn für Wissenschaft und Kunst ist heimisch und aus ihm sind mit der Zeit mehre Privatbibliotheken von Bedeutung und einige Sammlungen erwachsen, die manches Werthvolle und Gute enthalten. Das fürstliche Naturalien-, Conchilien[776]- und besonders das Mineralien-Cabinet sind sehr reich, und in letzterm sind die Suiten[777] der Erzeugnisse des ehemals so reichen Bergbaus in den kostbarsten und seltensten Stufen aufgestellt. Da sieht man z. B. große Stücke Waschgold aus der Schwarza, Quecksilber aus dem blankenburger Reviere u. s. w. Die sämmtlichen hiesigen sowohl fürstl., als Privatbibliotheken zählen zusammen über 110,000 Bände. In der fürstlichen Gemäldegallerie sind kostbare Werke der größten niederländischen Meister und ein herrlicher Dürer, der Schmuck der ehemals Rath Werlichschen Sammlung[778], ist noch im Besitz der Familie. Die Umgebungen Rudolstadts sind reizend, die Spaziergänge herrlich. Von den Mauerterrassen des Schloßbergs hat man eine weite Aussicht hinauf und hinab in's Saalthal, und noch schönere Blicke von den höher gelegenen Punkten des Wildparks, welcher sich hinter dem Schlosse weit über den Bergrücken hin in das Dunkel der Wälder fortzieht. Malerisch an der Saale hingestreckt, ganz nahe liegt das kleine Volkstädt. Dort lebte der größte Dichter

[776] Von griech. κόνχη, kónchē, „Muschel“, also Muschelsammlung.

[777] Frz., Folgen, Stücke.

[778] Die Sammlung des Rudolstädter Kammerrats und glühenden Schillerverehrers August Carl Friedrich Werlich (1772–1833).

seiner Zeit und seines Volks[779] einige Jahre in stiller, heiterer Zurückgezogenheit dem Genuß der Liebe und Freundschaft. Aus seiner Wohnung, die vor dem Dorfe liegt, konnte er die Saale sehen und ihre lachenden Gründe, und gegenüber Rudolstadts Fürstenhaus, das ihn oft gastlich willkommen hieß. Eine Anhöhe dabei, Schiller's Lieblingsplätzchen, ist mit sinnigen Anlagen und seinem Bronzebilde geschmückt, einem Werke Danneckers[780]. Kein Reisender zieht des Wegs, der nicht hinauf zur Schillershöhe pilgerte und ausruhete unter der Eiche, wo der Dichter so oft geweilt hat.

[779] Friedrich von Schiller, der sich in dem unweit von Rudolstadt gelegenen Volkstädter Häuschen während des Sommers 1788 aufhielt. Nach einer ersten Stippvisite im Dezember 1787 hatte er von April bis November 1788 seinen Aufenthalt in Rudolstadt und Umgegend genommen. Hier begegnete er auch am 7. September 1788 erstmals Johann Wolfgang von Goethe.

[780] Siehe hierzu S. 91, Anm. 360.

CCCXIII

RUDOLSTADT

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 101-103.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 124f.

CCCXIV. Das Amphitheater zu Nismes[781].

Wie in der Faustrechts-Zelt der starke Mensch sich gegen den Schwachen erhob, um ihm die Frucht seiner Arbeit zu rauben, so handelte einst Roms starkes Volk gegen die andern. „Warum sollen wir uns anstrengen, um Genüsse hervorzubringen, die in den Händen der Schwachen sind? Laßt uns zusammentreten und sie plündern; sie können für uns arbeiten und wir ohne Mühe genießen.“ So sagten die Gründer der ewigen Roma unter sich, und sie fielen Völker und Staaten und Reiche an fort und fort, und wo sie sich das Unterjochungswerk erleichtern wollten, hetzten sie Stamm gegen Stamm und Volk gegen Volk, sich zu würgen wechselsweise, damit sie ihre Güter erlangen möchten ohne Mühe. So wurde in der Zeiten Lauf die Erde ein blutiger Schauplatz voller Zwietracht und Plünderung, und das allmächtige Rom vom Raube der halben Erde reich.

Aber in Rom's Volk lebte zugleich neben der Raubsucht ein großer Sinn. Andere Eroberungsvölker vor ihm, Assyrer, Babylonier, Perser, gaben sich im Besitze der Kräfte und Reichthümer ihrer Ueberwundenen der Verweichlichung hin, und in der Langenweile der Uebersättigung vergeudeten sie die Schätze mit läppischem Kindertand, oder zur Befriedigung der Phantasien von übermüthigen Herrschern. Schwebende Gärten bauten sie wohl, leiteten Flüsse Berge hinan, schufen fruchtbare Fluren in Einöden um für wilde Thiere, machten üppige Thäler zu stinkenden Seen, thürmten Felsen in den Strömen auf, und entzogen nützlicher Arbeit Arme zu Hunderttausenden, um die unnützesten, lächerlichsten Werke zu verrichten. Sie machten so aus ihrem Joch ein Verderb für die Völker und ohne Ersatz. Darum war gar schnell gebrochen das Joch, wenn sich Gelegenheit gab; denn wenn Laster die Herrschenden entnervt, und die Nationen in ihren Herren nur noch Feinde sehen des allgemeinen Wohls, dann geschehen Revolutionen geschwind und leicht.

Nicht so Rom. Als es reich geworden war vom Raub der Welt, gab es groß und klug der Welt den Raub mit Zins zurück, indem es seinen Ueberfluß auf Arbeiten von gemeinem und öffentlichem Nutzen verwendete; nicht in einer Stadt, nicht in einer Provinz allein, sondern im ganzen Reich, vom Don bis zum schottischen Wall und vom Atlas bis zum Caukasus. Am thätigsten war dieser Geist unter der Herrschaft des August[782]. Das war die Zeit, wo die meisten jener Werke entstanden, deren Trümmer das alte Römerreich bedecken und die erkennen lassen würden die ehemalige Größe Roms, wäre auch kein anderes Zeugniß übrig. Werke entstanden damals, über deren Idee und Pracht der Geist gleich erstaunt; jene Wasserleitungen durch den Bauch der Berge und über Thäler hin, jene Hafendämme, im Boden des Meeres ruhend, jene Straßen über die steilsten Gebirge, jene Festungen in der Wüste, jene Bäder, Cirken und Amphitheater endlich, in welchen Rom Lust und Spiel den Völkern in Tausch für Freiheit bot. –

---

[781] Lat. Nemausus, okzit. Nimes, frz. Nîmes.

[782] Der röm. Kaiser Augustus.

Unter allen Städten der römisch-gallischen Provinzen, die zu Julius Casars und Augustus Zeit durch große und nützliche Werke der Baukunst verschönert wurden, ist Nismes, im südlichen Frankreich, die einzige, wo noch gut erhaltene Ruinen römischer Gebäude stehen. Das uralte Nismes, welches schon Strabo[783] groß heißt, war zu August's Zeit die erste Stadt der Provinz, die ***altera Roma***[784], Es blühete, bis die Vandalen es verheerten; diesen stürmten die Gothen nach; diesen Franken und Sarazenen[785]. Nismes, als Stadt, verschwand von der Erde; nur an den Riesenbauten jener Zeit brausten die Wetter machtlos hin. Erst der Wandalismus in späterer christlicher Epoche und die langsam zerbrökkelnde Hand der Zeit hat nach und nach jene Römerwerke verstümmelt, oder sie ausgetilgt.

Die berühmtesten Ueberbleibsel sind, außer der großen Wasserleitung, ein Tempel, jetzt ***Maison quarrée***[786] genannt, das Amphitheater, ein Nymphäum[787] und die Thermen. Alle diese Ruinen sind in neuerer Zeit von den Schutthaufen gesäubert worden, welche sie zum Theil dem Auge entzogen, und sie werden jetzt sorgfältig vor weiterer Zerstörung bewahrt.

Das Amphitheater ist das größte, was die Römer außerhalb Italien bauten; und außer dem Colosseum gibt es nichts, was vom Genius Rom's eine gewaltigere Vorstellung geben könnte, als diese Trümmer.

Sie bildet ein Oval, dessen größter Durchmesser 405 Fuß und dessen kleinster 317 Fuß beträgt; die untern Sitzreihen ruhen auf 60 vierzehn Fuß breiten und einundzwanzig Fuß hohen Bögen; die obern auf Bögen derselben Anzahl, welche jedoch etwas niedriger sind. Die Gesammthöhe des Gebäudes war 60 Fuß und sein Raum groß genug, um 25,000 Zuschauer zu fassen. Portikus, Säulen, Pilaster und Decorationen, selbst mehre halbrunde Bildwerke: Thierköpfe, 2 Gladiatoren, und eine die Erbauer Rom's säugende Wölfin sind noch gut erhalten.

Das Ganze ist aus Werkstücken von festem Sandstein aufgeführt. Die Füllung der Zwischenräume besteht aus kleinen Stein-Brocken und Mörtel. Die Platten der Sitze sind größtentheils schon vor Jahrhunderten weggeführt und anderwärts verwendet worden; hingegen sind die Schranken der Arena ganz erhalten; auch die Souterains [sic!] mit den Behältern für die wilden Thiere, welche zum Kampfe bestimmt waren, sind noch unbeschädigt, und die Gewölbe so neu, als hätten die Werkleute sie erst gestern verlassen. Wenn man diese unterirdischen Hallen durchschreitet, so bringt jeder Fußtritt ein dumpfrollendes Geräusch hervor, wie ferner Donner, und man glaubt die gewaltige Stimme der alten Herren der Welt zu hören, die sie erbauten.

In der Revolutionszeit, in jener Epoche, welche sich in dem Nachäffen antiker Formen so wohl gefiel, und deren Daseyn in den Adlern der französischen Heere sich noch verräth, hatte man römische Wettrennen veranstaltet und das Amphitheater zu Nismes in einen Circus verwandelt. Im Stahlstich ist die ludicrose[788] Scene treu verbildlicht. Man mag darüber lachen; doch gibt's genug zu denken, ein Volk zu sehen, das, nachdem das Heiligste zum Spiel herabgesunken, und kalte Zugluft in jeder Falte seines häuslichen Lebens weht, noch Elastizität genug besitzt, an Göttern- und Heldenspielen der Alten Spaß zu finden.

[783] Der griech. Geschichtsschreiber und Geograph Strabon (griech. Στράβων, Strábōn; ca. 63 v. Chr.–ca. 23 n. Chr.).

[784] Lat., „das andere Rom".

[785] Siehe hierzu S. 113, Anm. 444.

[786] Frz. Maison Carrée, „das viereckige Haus"; es war wohl um 4 bis 7 n. Chr. erbaut worden.

[787] Griech. νυμφαῖον, nymphaion; ein Nymphenheiligtum, gewöhnlich über einem Brunnen oder einer Quelle errichtet.

[788] Lat., kurzweilig.

CCCXIV

DAS AMPHITHEATER IN NISMES

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

DCCCLXV

DAS VIERECKIGE HAUS IN NISMES

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Achtzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 173 S., Inhaltsverzeichnis u. „Alphabetisches Inhalts-Verzeichniß […] Band I bis XVIII". qu.-8°. S. 173.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 44.

Das viereckige Haus in Nismes.

Zum Schluß dieses Bandes theilen wir unseren Lesern noch den Stahlstich mit, auf welchen wir uns S. 88 (Artikel Richmond in Virginien) bezogen haben.

Nemausus hieß die römische Stadt in Gallien, welche die vielen großartigen Bauwerke hinterließ, die noch heute das französische Nismes schmücken. Das weltberühmte Amphitheater haben wir Bd. VII, S. 101 des Universums in Bild und Wort dargestellt. An Größe unbedeutend, aber als Werk der Prachtbaukunst von gleich hohem Werthe ist der Tempel, welchen man dem Fremden in Nismes als „*La maison quarrée*"[789] zeigt. Die Zierlichkeit der Ausführung dieses Baues wird mit Recht bewundert. Die offene, von sechs Säulen getragene Vorhalle, zu der man auf einer hohen Treppe hinansteigt, macht einen festlichen Eindruck. Die Säulenknöpfe sind mit Olivenlaub geschmückt, welches von den Bildhauern mit großer Sorgfalt den Bäumen des Landes nachgebildet ward. Alle Theile treten hier zusammen in ein lieblich ebenmäßiges Ganzes, das wahrhaft wohlthätig, beruhigend und freudig erhebend zugleich auf den Geist wirkt.

Einzelne Mißgriffe, die man sich bei Restaurationen des Baues hat zu Schulden kommen lassen, wollen wir vergeben um der Liebe willen, mit welcher man für die Erhaltung der herrlichen Antike bemüht war. Zu den vielen Nachahmungen dieses Musters gehört auch die Magdalenenkirche[790] in Paris; aber auch diese ist nur eine verblaßte Übersetzung geworden, das Original bleibt unerreicht.

[789] Siehe hierzu S. 236, Anm. 786.

[790] Am 2. Dezember 1806 hatte Napoléon I. beschlossen, unter Verwendung der Fundamente und der bislang erbauten Teile eines vorrevolutionären Baus einen „Temple à la Gloire" – eine Ruhmeshalle für seine Soldaten – zu bauen. Mit dem Entwurf wurde Pierre-Alexandre Vignon (1763–1823) betraut. Nach dem Rußlandfeldzug 1812 rückte Napoléon jedoch von seinem Plan einer Ruhmeshalle ab und kehrte zum ursprüngl. Projekt einer Kirche zurück. Die Bauarbeiten wurden von Jean-Jacques-Marie Huvé (1783–1852) im Jahre 1842 abgeschlossen, und am 9. Oktober 1845 konnte das Gebäude als Pfarrkirche geweiht werden.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 84f.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Zwölfter Band. Dritte Folge, zweiter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 156 S. 8°. S. 109f.

Pont du Gard bei Nismes.

Ein zweitausendjähriges Römerwerk! *Pont du Gard*, die Brücke des Gard, eines Nebenflusses der Rhone, in welche er unweit Beaucaire mündet, ist der noch vollständig erhaltene Theil einer römischen Wasserleitung, welche der Stadt Nismes zwei Quellen aus dem Thale von Uzès vier Meilen weit zuführte. Die drei Bogenreihen des herrlichen Baues erheben sich vom Spiegel des Flusses 182 Fuß bis zur Höhe der steilen Hügel beider Ufer. Die unterste Reihe hat 6 Bogen von je 62 Fuß Höhe und 58 Fuß Durchmesser und eine Länge von 498 Fuß, die mittlere 11 Bogen von je 60 Fuß Höhe und 56 Fuß Durchmesser und eine Länge von 800 Fuß; die oberste Reihe von 35 Bogen von je 24 Fuß Höhe und 17 Fuß Durchmesser und einer Länge von 829 Fuß, trug in einer Breite von 4 Fuß die ehemalige Wasserleitung. In der mittleren Reihe waren die bedeutend dickeren Pfeiler so kunstreich durchbrochen, daß dieser Theil des Aquädukts zugleich als Brücke für Reiter und Fußgänger diente. Die unteren Pfeiler hatten eine Dicke von 18 Fuß. So stand das Werk der Römer, nachdem die übrigen Theile der Wasserleitung längst zerfallen waren, für die späteren Jahrhunderte noch als Brücke in hohen Ehren.

Als Erbauer des Riesenwerks gilt Marcus Agrippa[791], des Kaisers Augustus Schwager. Im Jahre 19 v. Chr. nach Gallien gesendet, um dort ausgebrochene Unruhen zu stillen, gewann er die Zuneigung des Volks dadurch, daß er das Land durch kostspielige Bauten verschönerte. Diesem Streben verdankt die Umgegend von Nismes viele der römischen Alterthümer, durch welche sie berühmt ist. Die Brücke des Gard überdauerte die Zerstörungszüge der Barbaren. Erst in den Hugenottenkriegen[792] ließ ein gewisser Rohan[793] mehre Pfeiler der mittleren Gallerie aushauen, um mit seiner Artillerie die Brücke passiren zu können. Dies würde den Untergang des ganzen Baues zur Folge gehabt haben, wenn nicht die Stände von Languedoc es für eine Ehrenpflicht gehalten hätten, das Zertrümmerte wieder herzustellen. Endlich baute man, in den Jahren 1743 bis 1747, in gleicher Höhe mit der ersten Pfeilerreihe und in gleichem Style eine Brücke für Fuhrwerk an den Römerkoloß an, die zwar der Großartigkeit desselben nichts hinzufügen konnte, aber auch den Gesammteindruck nicht beeinträchtigt. Unser Bild zeigt diesen Anbau.

Auch die Umgebung der Brücke ist geeignet, auf die Stimmung des Wanderers angemessen einzuwirken. Wer sich von Avignon über Villeneuve nach Nismes wendet, kommt aus dem Paradiese der Provence bald in das ödeste Steinreich von Languedoc und fühlt sich erst wieder wohler im Herzen in der Nähe von Remoulins, wo das fröhliche Grün der Weinreben die sanften Hügel schmückt. Aber hinter diesem Städtchen treten die Berge näher und näher an einander und endlich bis an die Ufer des Gard heran; die Gegend wird immer einsamer, es wird immer stiller, kein Lüftchen geht im engen Thale, kein Blatt bewegt sich an den immergrünen Eichen und Lorbeersträuchern der schattendunkelen Abhänge,

---

[791] Der röm. Feldherr und Politiker Marcus Vipsanius Agrippa (64 o. 63–12 v. Chr.).

[792] Insgesamt acht Bürgerkriege gegen die frz. Protestanten in den Jahren von 1562 bis 1598 werden zusammenfassend als Hugenottenkriege bezeichnet.

[793] Der frz. Hugenottenführer Benjamin de Rohan, duc de Frontenay, baron de Soubise (1583–1642).

DCCCLXXXXI

PONT du GARDE
bei Nismes.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

Eigenthum d. Verleger.

und in dieser Grabesstille stehen wir plötzlich vor dem grauen Zeugen einer Vergangenheit ohne Gleichen. Kein Aufwand und kein Abmühen der Kunst hätte um ein solches Bild einen würdigeren Rahmen legen können, als Natur und Zeit hier schufen.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 103f.

CCCXV. Paulinzelle.

Deutschland hat kein schöneres Denkmal klösterlicher Vorzeit aufzuweisen, als Paulinzelle; und selbst in England, dem an malerischen Abteitrümmern so reichen Lande, sind wenige, welche sich ihm an die Seite stellen lassen. – Diese herrliche Ruine liegt sechs Stunden südlich von Erfurt, eine Stunde von dem Waldstädtchen Königsee, in einem einsamen, tiefen Thale, auf grünen Wiesenmatten, mitten in einem stundenlang sich ausbreitenden Walde von hohen, düsteren Tannen. Unfern davon, bei freundlichen Anpflanzungen und an großen Teichen, gruppiren sich die wenigen Häuser des Dörfchens um das Amthaus und die Försterwohnung. An mehren dieser Wohnungen bemerkt man uraltes, verwittertes Mauerwerk; es sind dieß Substructionen[794] der ehemaligen klösterlichen Oekonomie-Gebäude, welche bei m Bau des Dorfs und des Amthauses benutzt worden sind. –

Wir kehren zur Tempel-Trümmer zurück. Vor dem Hauptthore der Kirche, an der Abendseite, war sonst, wie an den ältesten Basiliken, eine weite Vorhalle, auf Säulen ruhend, bestimmt für die Schaaren der Andächtigen, welche das Innere der Kirche selbst nicht fassen konnte. Noch sieht man die Mauer, und Säulenstücke, auch noch ein verstümmeltes Weihgefäß halb versunken aus dem Boden zwischen säuselnden Halmen ragen. An der südlichen Seite steht ein Thurm noch und streckt sein gebrochenes Haupt schweigend in die Lüfte. Durch ein großes, tiefes Portal, dessen Gewölbe Säulen tragen, und über welches sieben gothische, gewölbte Fenster nach dem Innern der Kirche gebrochen sind, tritt man in das Schiff der Letztern. Auf dem Chor und an den Mauerabsätzen sind junge, schwankende Fichten emporgewachsen, und Gesträuch guckt aus allen Spalten hervor. So oft sich der schlanke Wuchs jener über das hohe Gemäuer erhebt, stürzt der Sturm sie mit Trümmern der Werkstücke herab. Doch immer erneuert die schaffende Natur das freundliche Bild.

Das Innere der Kirche theilt sich durch zwei Reihen hoher Säulenbündel in ein mittleres und zwei Seitenschiffe, und umher an der dicken Außenmauer waren die Altarnischen angebracht. Noch stehen die Säulen auf jeder Seite und tragen die Mauern, auf denen ehemals das Dach der Kirche ruhete; aber statt in den gemalten Himmel, schaut man in das Aetherblau, und statt in die Farbenpracht bunter Scheiben fällt der Blick durch die hohen Fensterbogen auf das grüne Thal. Ein alter Weidenbaum steht, wo sonst der Hochaltar gestanden hat. Spuren von Frescomalereien erscheinen wie bleiche Schatten auf den Wänden, und alte bemooste Grabsteine ragen aus dem Boden hervor, von denen die Hand der Zeit Bild und Schrift gewischt hat.

Paulinzelle, die ehemals berühmte Cistercienser-Abtei, war ursprünglich ein kleines Frauenkloster, gestiftet 1186 von einer frommen Rittersfrau, Pauline[795], welche nach ihrem Tode als Heilige verehrt ward. Der Ruf der Wunderthätigkeit ihrer Gebeine und anderer vom Papste zu verschiedenen Zeiten geschenkten Reliquien machte die kleine Zelle bald zu einem berühmten Gnadenorte, der Andächtige von nahe und fern herbeiführte, und die stillen, dunkeln Wälder schallten von den Hymnen der Wallfahrer wieder. Auch fromme Gaben flossen reichlich am Schreine der Heiligen, und Schenkungen an Gütern, Frohnden und Zinsen mehrten den Reichthum des Kirchleins. Es konnte schon lange die Andächtigen nicht mehr fassen, als ein schicklicher Vorwand gefunden ward, die Frauenzelle umzuwandeln in ein großes Kloster, und die Kapelle in einen prächtigen Tempel, der, 1302 durch Brand zerstört, sich noch viel schöner wieder erhob. Der Bauernkrieg[796], so verderblich für die Klöster und

[794] Unterbauten eines Gebäudes, auch Gewölbeabstützungen (von lat. substructio, Unterbau).

[795] Die Tochter des Truchsessen Moricho am Hofe von König Heinrich IV. (1050–1106); die Lebensdaten sind nicht bekannt.

[796] 1525.

Schlösser Thüringens, verheerte auch Paulinzelle. Die Abtei ward, nach tapfern Widerstande der Mönche, von dem Landvolke geplündert und verbrannt und nachher die Kloster-Güter von den protestantischen Fürsten in ein Kammergut verwandelt.

CCCXV

PAULINZELLA
in Thüringen

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 105f.

CCCXVI. Tegernsee.

Das reizende Thal, in welchem diese ehemalige Abtei liegt, bildet einen ovalen Bergkessel, den ein blanker See zur größern Hälfte ausfüllt, an dessen Gestade das ehemalige Kloster Tegernsee und das Dörfchen Egern gebaut sind. Ober- und unterhalb des Sees lachen üppige Wiesengründe, rauscht ein Heller Bergstrom, und das Ganze faßt das Amphitheater der Vor-Alpen ein, welches theils hoch und steil vom Ufer aufsteigt, theils sich gemach erhebt, und dessen Fuß mit Matten und Feldern, auf dem Rücken aber mit Hochwald prangt. Es ist ein schöner Fleck der Erde, einsam und abgeschlossen, der Wald voller Wild, der See voller Fische, und die Natur voller Poesie.

Die Legende von der Gründung, und wie aus der armen kleinen Zelle im Lauf der Zeiten eine steinreiche, gefürstete Abtei der Benedictiner wurde, ist eine lange alltägliche Geschichte, und es verlohnt der Mühe nicht, deshalb den Staub alter Urkunden aufzurütteln. Genug, die Chronisten nennen 756 als Geburtsjahr Tegernsees, erzählen viel von dem heiligen Quirinus, von den Wundern seines von Rom hergeschafften Leichnams, von canonisirten Aebten und den Schenkungen frommer Fürsten und Herren, auch von der Gelehrsamkeit der Mönche, und wie sie schon zu Anfange des 16ten Jahrhunderts eine eigene Druckerei gehabt, und Bücher, Bilder und Naturalien eifrig gesammelt hätten; auch wie sie Fehden gekämpft, tapfern Rittersleuten gleich, gegen die Wegelagerer und Räuber umher. Der Vater des jetzigen Regenten Bayerns[797], Max[798], der König mit dem lichten Geiste und dem warmen Herzen, säcularisirte Tegernsee mit 200 andern Klöstern und machte ein Jagdschloß daraus.

König Maximilian I. Joesph (siehe hierzu S. 246, Anm. 798).

Tegernsee war Maxens Lieblingsplätzchen. Hierher flüchtete der König, wenn ihn der Ekel vor der conventionellen Sclaverei des Hoflebens und dem verkünstelten Staats- und Gesellschaftswesen übermannte, aus der unendlichen Schreib- und Tabellenwelt des Regierens, aus dem Treiben um ihn her voll Ueberspannung, Freigeisterei und Frömmelei, aus den grellen Widersprüchen von Kraft und Schwäche, von Thorheit und Weisheit, von Wahrheit und Lüge, die ihn in tausend Chamäleonsgestalten begegneten und zu täuschen suchten. Hier, in Tegernsee, froh der frischen unwandelbaren Natur der Söhne seiner Berge, denen er auf seinen einsamen Wanderungen und Jagdparthien so gern und treuherzig zusprach, fand er das heitere Bild vom Menschen wieder, welches ein stetes Weilen im Kreise der Höflinge zur elenden, widerlichen Carrikatur gemacht haben würde. In der Betrachtung der großartigen Natur und in der stillen Beobachtung der Erscheinungen derselben gewann die Seele des Königs nicht

[797] Siehe hierzu S. 103, Anm. 417.

[798] Maximilian I. Joseph (1756–1825) war bei Regierungsantritt im Jahre 1799 als Maximilian IV. zunächst Herzog von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Jülich und Berg sowie Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches. Durch das Bündnis mit dem napoleonischen Frankreich *stieg* er am 1. Januar 1806 zum ersten König von Bayern auf. Der nach unbekannter Vorlage von Friedrich Wilhelm Bollinger (1777–1825) geschaffene Stich wurde folgenden Werk entnommen: „Deutscher Regenten-Almanach auf das Jahr 1825. – […]. Herausgegeben von H. F. Rumpf. Erster Jahrgang […]“ (Ilmenau: B. F. Voigt [1824]).

blos jene ihm eigenthümliche Denkweise, in der Gesetzmäßigkeit und Ordnung vorherrschten, sondern auch jene Erhabenheit der Gesinnung, die es ihn versuchen ließ, seinen Regentenberuf mit den Ideen in Einklang zu bringen, welche ihm offenbar wurden inmitten einer Schöpfung voll Größe, Schönheit und Herrlichkeit. Fühlte er sich dann gestärkt zum bessern und edlern Menschen, kehrte er in die täuschungsvolle Residenzwelt und in den Sorgenkreis des Regenten zurück, um, wenn wiederum ermüdet, oder war sein Blick wiederum getrübt, aus dem immer frisch sprudelnden Quell jungen Muth und neue Kraft zu schöpfen. –

Eines Monuments von Stein und Erz, das man ihm in Tegernsee setzte, hat dieser König wahrlich nicht bedurft. Wer noch heute dort in den Alpgründen und auf jeder Alm nach dem Vater Max fragt, der wird sein Andenken treu gehegt finden und treu gepflegt, und in jeder Sennhütte Worte der Liebe hören.

CCCXVI

TEGERNSEE

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 210-217.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 15-20.

Tegernsee in den bayerischen Alpen.

Wenn wir wie hier ein liebenswürdiges Naturgemälde mit all seinen traulichen Reizen der Wald- und Bergesfrische und mit dem lachenden Spiegel eines Alpensee's vor uns erblicken, so möchten wir leicht glauben, daß der gebildete Menschensinn stets so viel Lust und Freude wie heutigen Tages an einer schönen Gegend empfand. Doch diese Annahme würde ein Irrthum sein, – eine Thatsache, die manche Leser befremden mag.

Viele antike Völker, zumeist die Griechen und Römer, waren nicht ohne Geschmack für die Zauber der Natur. Fehlte ihnen auch noch die Kunst der Landschaftsmalerei, so beweist doch die räumliche Wahl für die Gründung ihrer Städte und manche Schilderung ihrer Dichter ein offenes Auge für Berg und Flur.

Doch es gab andere Zeiten, verschiedene Perioden des Mittelalters, in denen die Menschen mit Gleichgültigkeit die imposantesten landschaftlichen Schöpfungen betrachteten. Ja Alles, was das freie, blühende Walten der Natur verkündigte, wurde von der Anschauung ihres streng in sich gekehrten christlichen Geistes wie ein feindlicher Dämon angesehen. In Gebirgsgebieten, die wir jetzt mit Entzücken durchwandeln, klagte man nur über Beschwerden und Unfruchtbarkeit des Bodens; ein herabbrausender Wasserfall, den wir heut mit Staunen genießen, alterirte die Gemüther als eine unütze wüste Spielerei und die herrlichsten Wälder waren ihnen nur ein Deckmantel für heimtückische Sümpfe und versteckte Räuberhorden. Ein alter Chronist stößt folgende humoristische Seufzer aus, die wir in etwas verständlicherem Deutsch wieder geben wollen. „Es ist eitel Spott und Hohn für ein ordentlich Mann, so ihn das Schicksal lasset in ein gebirgisch Land gerathen. Er muß steigen wie ein gemein Maulthier, kann net um sich schau'n, wie er möcht', denn überall stieren die Felsen ihn an wie der höllische Trotz und wenn er sich fürchtet und fanget an, ein fromm Liedlein zu singen, so replicirt ihm das Echo, ist aber die höhnische Stimme von Belzebub."[799]

Diese Anschauungen haben sich in ihr Gegentheil verändert. Dem Bewohner des Flachlandes sind Felsen der pikanteste Anblick, nichts thut er lieber, als sich mit der coquetten schalkhaften Göttin des Echo's zu necken und er beneidet recht herzlich jedes steigende Maulthier, welches im „Nebel seinen Weg sucht".

Wir sind aber erst durch viele Wandlungen zu unserm jetzigen auf geweckten Geschmack für die poetische und malerische Anmuth in der Natur gekommen. Eine Zeitlang (im 15. Jahrhundert) hatte man eine manierirte Vorliebe für ganz enge, schroffe, pittoreske Gegenden. Die damaligen Modebäder und Lustschlösser mußten wo möglich zwischen spitzen Bergen eingeklemmt liegen und die Maler

[799] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

TEGERNSEE.

Bibliograph: Institut in Hildburghausen.

umschlossen ihre Städte und Burgen mit einer blauen zackigen Felsenwand, die selbst für Gemsen und Steinböcke peinlich war. Dann fand man plötzlich wieder den Inbegriff aller Schönheit in einer flachen Ebene mit Lämmerweiden und Schlehdornhecken, hinter welchen die Herren und Damen in Schäfer und Schäferinnen verkleidet Pfänderspiele aufführen konnten. Versailles und andere Lustschlösser boten dem 17. und 18. Jahrhundert ein solches Terrain im höchsten Style dar.

Aber diese Verirrungen des Naturgeschmackes, welche mit anderen Bizarrerien des Salonlebens, der Kleidertrachten und der gesellschaftlichen Vergnügungen Hand in Hand gingen, wichen allmälig einem gesunden Sinn.

Ein edlerer Aufschwung in der Poesie, besonders in der englischen und in der unserer deutschen Klassiker erweckte ihn zunächst; Goethe, Schiller, Voß[800], Geßner[801], Bodmer[802], Kleist[803] wiesen mit geläuterter Erkenntniß das Auge der Menschheit auf die ewigen Reize der Natur hin. Die mehr und mehr aufblühende Landschaftsmalerei erschloß den Blicken tiefer und tiefer tausend Herrlichkeiten von nah und fern und so ist allmälig das Verständniß des Schönen in der Natur bei uns Deutschen, und bei anderen europäischen Kulturvölkern auf ähnliche Weise zum Allgemeingut geworden.

Es gibt in Gründen und Hügeln, in Thalschluchten und Bergeshäuptern kaum noch eine Anmuth, eine Merkwürdigkeit, an welchen der moderne Mensch ohne Empfindung vorüberginge. Er hat sich ein Urtheil für alle Gattungen der Landschaft geschult.

Es ist dem Jetztlebenden aber auch zum Bedürfniß geworden, sich hier und da eine freundliche lockende Stätte in der Natur auszusuchen, wo er sich eine Zeitlang vom Werktagsleben erquicken kann. Mit Recht! Unser Streben und Treiben im unerbittlichen Drange der Geschäfte ist heiß, anstrengend und ernst. Unsere Städte und besonders unsere großen Residenzen wachsen immer mehr; ihre Ausdehnung schneidet uns vom Genuß der Natur ab und bannt unsern Geist in den Dunstkreis des Zimmers, in den Staub des Marktplatzes. Er wird matt und erschöpft, und der Körper mit ihm.

Die friedliche Idylle der Natur mit ihren spielenden Lichtern und trunkenen Schatten, mit ihrem labenden Morgen- und Abendhauch, mit ihren frischen Wasserwogen und aromatischen Pflanzendüften bietet das einzige neubelebende Bad für Leib und Seele dar. Die landschaftliche Schönheit ist jedem Manne, jedem Weibe von Geist und Herz ein irdisches Evangelium, eine Freudenbotschaft, worin sich die Offenbarung der Vollkommenheit erhebend und liebevoll verkündigt.

Wer kann sich daher wundern, wenn die Landschaftsmalerei, ja wenn alle landschaftlichen Darstellungsarten durch den Griffel der Kunst immer zahlreichere Freunde finden und ein immer lebhafteres Bedürfniß werden? Lernen wir doch nur durch sie – Städte und Architekturen als große Staffagen der Landschaft mit eingerechnet – die Physiognomie unserer Erde kennen. Und diese Physiognomie ist das Abbild ihres verschiedenen Charakters, der so mächtig auf das verschiedene Wesen von ihren Bewohnern, das heißt von uns selbst, einwirkt.

Und wer möchte endlich nach solcher Einsicht noch darüber spotten, daß Alle, die es irgend haben können, jährlich so gern einige Wochen oder Monate auf dem Lande, wo möglich in den Bergen zubringen. Dies ist nicht zum Bedürfniß geworden, weil es eine Mode ist, sondern es ist zur Mode geworden, weil es ein Bedürfniß ist. Wie der Hirsch im trockenen Föhrenwald schon in biblischen Zeiten nach Wasser schrie, so verlangt die Seele in den übervölkerten, überkultivirten Städten nach Freiheit und Frische der Natur. Selbst der Nichtsthuer schließt sich diesem Bedürfniß an, hat er doch die schwerste Arbeit, sich täglich 24 Mußestunden zu ennuyiren.

Das Suchen der neuen Zeit nach schönen landschaftlichen Ruheplätzen hat besonders in den Alpen die meiste Befriedigung gefunden und dorthin geht der Zug der modernen Reiseausflüge mit reger Vorliebe.

Lange Zeit war nur die Schweiz das Haupteldorado der Touristen. Einige Plätze Tyrols schlossen sich zunächst an. Nach und nach hat man sich überall hin verbreitet, wo sich das Schöne mit dem Zweckmäßigen vereint.

---

800 Der Dichter und Übersetzer Johann Heinrich Voß (1751–1826).

801 Der schweiz. Idyllendichter Salomon Gessner (1730–1788).

802 Der schweiz. Philologe Johann Jakob Bodmer (1698–1783).

803 Hier dürfte Ewald Christian von Kleist (1715–1759) gemeint sein.

Jetzt sind ganz besonders die bayerischen Alpen, wenn man so sagen darf, ein Modeartikel geworden. Es gehört in der gebildeten Gesellschaft zum guten Ton, sie bereist zu haben oder wenigstens das Interessantere von denselben zu wissen. Die große Münchener Malerschule, so umsichtig als werkthätig, hat dafür gesorgt, daß die Darstellungen „aus dem bayerischen Hochlande“ auf allen Kunstausstellungen heimisch geworden sind. In der That hat die Natur auch in jenen Gegenden Vieles zusammengedrängt, was zu den schönsten Eigenschaften des Alpencharakters gehört: hohe Bergspitzen bis zu 9000 Fuß; einige Gletscher; malerische Seen, imposante Felswände und endlich die stille Poesie der Sennenwirthschaft mit ihren Almenwiesen und traulichem Heerdengeläut finden sich hier in reicher Fülle vor. Das bayerische Gebirgsvolk liebt Sang und Tanz und einen heitern Lebensgenuß, weiß den sicher treffenden Stutzen beim Scheibenschießen und auf dem Wildstand zu führen, hält noch immer an einigen kleidsamen Ueberresten des alten Nationalkostümes fest und sein kecker Jodler ruf und Juchheschrei hallt, ein froher Lustgruß, eine frische Ermunterung für den müden Wanderer, in den sonnigen Thälern wieder.

So auferweckend und heiter-lebensmuthig sind auch Volk und Natur für den Reisenden bei Tegernsee.

Hier, wo mäßig hohe Voralpenberge von etwa 6000 Fuß dicht an der fruchtbaren altbayerischen Hochebene aufsteigen, zieht sich ein lieblicher blaugrüner Wasserspiegel von Norden nach Süden in diese Berge hinein. Ohne eine auffallend pittoreske Form und ohne beengende Schroffheit, umringen sie ihn mit der seltensten Ueppigkeit einer lachenden Wald- und Wiesenvegetation. Jeder vorspringende Hügelrücken der Berge ist parkartig bewachsen, wobei das verschieden wechselnde Grün der Tannen und Buchen, der Lärchen- und Ahornbäume dem trunkenen Auge angenehm schmeichelt. Um das hellleuchtende Schloß von Tegernsee mit seinen spitzen Thürmen gruppiren sich in malerischer Anmuth die freundlichen, gartengeschmückten Landhäuser, fast alle zur Aufnahme fremder Sommergäste eingerichtet. Einzelne schöne Villen ziehen sich zwischen Busch und Baum an den westlichen Abhängen der Berge in die Höhe, während drunten am Seeufer eine weitläufige Häuserverbindung, zwischen maigrünen Matten, Hecken und Obstbäumen die Oertchen Rottach und Egern am Tegernsee anreihen. Auch hier sind dem geselligen Treiben des Fremdenverkehrs alle Wohnungen geöffnet.

Der Geschmack des weltreisenden Fremden hat nach und nach richtig herausgefunden, daß hier ein kleines Paradies gemüthlicher Ländlichkeit die Seele täglich erquickt und neu fesselt, ohne sie durch gewaltige, kühn überraschende Eindrücke abzustumpfen. Ansprechende Badeanstalten erquicken den Körper in den Fluthen des freien Naturbassins, welches nie zu kalt ist, da es nicht von Gletscherwasser gespeist wird. Seine friedlichen Wellen sind den unterhaltenden Kahnfahrten günstig und viele bequeme Schiffchen, nach englischem Muster erbaut, werden selbst von den schönen Händen der Damen hin- und hergerudert. So sehen wir hier Engländer, Amerikaner und Deutsche, besonders Norddeutsche, die heiteren Mußestunden des Sommers verdehnen und selbst der reiche, aber keineswegs auf Reisen spendable Britte freut sich des billigen, wenn auch einfachen Lebenscomforts, der hier noch das irdische Dasein viel mehr als in der kostspielgen Schweiz erleichtert. Man fährt quer über den See hinüber, um empor zu steigen zu dem schönen Plateau eines kleinen idyllischen Hochthales und dort beim „Bauer in der Au“ sich an Kaffee, Honig und Bier zu erquicken. Oder man rudert den ganzen Wasserspiegel hinunter und bringt den Nachmittag in „Kaltenbrunn“, einem Gute des Prinzen Karl[804] zu, wo sich gastliche Einkehr mit dem Anblick des schönsten Seepanoramas verbinden. Wer aber das Wasser oder überhaupt eine weitere Tour meiden will, der steigt hinauf zum „Paraplui“ oder zum „Westernhof“ und wartet, bis die Abendsonne ihre orangengelbe Beleuchtung und endlich ihren violett-rothen Duftschleier dämmernd über die hold gruppirten Berge wirft.

An trefflichen Fahrstraßen und schön geführten Spazierwegen mit Holztreppen, Geländern und trockenem Kiessand, der auch auf die weiche Papiersohle eines Damenschuhes zarte Rücksicht nimmt, kann mur Interlaken in der Schweiz mit Tegernsee wetteifern. Es ist die kostspielige Aufmerksamkeit des Prinzen Karl von Bayern, des hiesigen Schloßbesitzers und beiläufig bemerkt eines Wohlthäters der Armen, welcher hier durch solche Spaziergänge und öffentliche Einrichtungen einen bequemen Park im Großen gebildet hat.

[804] Karl Theodor Maximilian August Prinz von Bayern (1795–1875).

Schon im Jahre 736 stifteten hier beim heutigen Orte Tegernsee die Benediktinermönche eine Abtei. Undurchdringlicher Urwald umlagerte damals die Stätte des Friedens, die zugleich einen Sammelplatz der Bildung bot, denn in jenen Tagen waren die Klöster nicht wie heute ein Lichtdämpfer, sondern eine Beförderung der Intelligenz. Die Mönche waren Pioniere der Aufklärung und Ordnung, welche kultivirend in die wilde Natur eindrang. Deshalb machte es sich auch nöthig, wie hier, tiefe Gräben und feste Mauern um die Abteien zu ziehen, denn Wolf und Bär umschlichen gar unfreundlich den Klostergarten, und räuberische, oft sogar noch heidnische Horden zogen zu feindlichen Ueberfällen heran. Der Schutz des Landesherrn und Fürsten befand sich oft in weiter Ferne, und so hatte die Geistlichkeit die Pflicht, sich selbst durch ein sicheres Bollwerk zu hüten. Freilich wurde diese Pflicht auch ein unheilvoller Keim, woraus später eine weltliche Macht der Geistlichkeit willkürlich hervorschoß. Statt der demüthigen Priester im Kirchengewande ritten geharnischte Bischöfe und Pröbste zu Jagd- und Kriegsthaten, zu Lust- und Trinkgelagen in vielen deutschen Gauen aus …

Das Benediktinerstift Tegernsee wurde 1804 aufgehoben; die stattlichen Schloßgebäude stammen aus dem vorigen Jahrhundert. Sie umfassen unter Anderm, was sich in Bayern für Seele und Leib schwer entbehren läßt, eine ehrwürdige Kirche und eine preiswürdige Bierbrauerei.

Wer den reizenden architektonischen Aufbau dieses Seebadeortes für gesunde heitere Menschen aus der Vogelperspektive überblicken will, sieht sich nach einem Alpenstock und einem Führer um und erklimmt binnen drei Stunden entweder im Osten den Hirschberg oder im Süden den Wallberg. Mit den weißen Schneefirnen blitzend auf dem blauen Hintergrund des Aethers umschließt die mächtige tyroler Tauernkette mit dem Großvenediger, ferner der Höhenzug bei Innspruk und das Karawendel- und Wettersteingebirge nach den Bergen zu seinen Horizont; während im Norden der schwindelnde Blick über die blaue bayerische Ebene dahinschwebt. Unten zu Füßen die friedlich umbuchtete Seefluth mit ihrem lockenden Häuseranbau, – in Wahrheit ein Gemälde, welches sich der Seele mit den schönsten Farben und Linien froher Erinnerungen einprägt!

Aber eben so überraschend und ansprechend, wie diese charakteristischen Züge in der Natur, sind auch hier einige pikante Episoden aus dem Volkstreiben. Der Reisende aus dem Flachlande wird von der Neuheit derselben besonders gefesselt. Sie klingen ihm noch lange im Ohr nach, denn Lust und Heiterkeit, noch so keck und ausgelassen, bleiben immer eine gar angenehme Reminiscenz in diesem ernsten Leben.

In jedem Mitsommer ein Mal rüsten sich die Besucher Tegernsee’s für den Ausflug zu einem Volksfeste, welches in der Falep[805], im Thale der Kaisersklause, einige Stunden südwestlich mit origineller Ausgelassenheit gefeiert wird. Jeder sucht ein Fuhrwerk zu erringen und es kann nicht schaden, wenn ein paar Laternen daran befestigt sind, nicht etwa um wie Diogenes[806] dabei Menschen zu suchen, wo an solchem Tage blos Leute sind, sondern um bei der Nacht den Rückweg zu finden, denn die Stätte der Freude bietet keinen Raum zur Herberge.

Romantisch im grünen Walde liegt die alte Försterei, in der zugleich Speise und Trank verabreicht wird. Von allen Seiten strömen nicht blos Fußgänger, Reiter und Equipagen, sondern auch die munteren Schaaren des geputzten Landvolks herzu, in ihren Sonntagsstaat gekleidet und ein lachendes Sträußl am spitzen Alpenhut. Denn hier halten die Arbeiter des Waldes, die Aufseher, Wildhüter und besonders die Holzfäller und Flößer ihr jauchzendes Tanzfest.

Treten wir heran an den grünen tannengeschmückten Tanzplatz! Es erklingt eine heitere Musik, die durch die kühne Ausgelassenheit des Alpenbewohners, durch jenen begehrlichen Takt des hitzigen enragirten Temperamentes wieder gut zu machen sucht, was sie in unreinen Tönen sündigt, Bursche und Mädchen drängen sich begierig heran und es wird sich für den Städter belohnen, besonders für die schaulustigen Damen, ihre Füße in Acht zu nehmen, denn wo diese hochgewachsenen schwergliedrigen Waldbewohner bei ihrem gesunden Gang mit ihrem Holzschuh hintreten, da wächst nicht nur langsam wieder ein neues Gras, sondern noch viel langsamer eine neue Haut. Immer lebhafter befeuert sich die Musik und jeder „Bua“ sucht mit seinem „Diandl“ den gedrängt vollen Tanzplatz zu erreichen und man sieht es vielen frohen Mädchengesichtern an, daß gar manche Maid eine Braut ist, oder wenigstens

[805] Zusammenfluß der roten und weißen Falep.

[806] Diogenes von Sinope (griech. Διογένης ὁ Σινωπεύς, Diogénēs hó Sinōpeús; vermutl. ca. 410–323 v. Chr.).

diesem Ziel heute näher zu sein wähnt, denn je. Laute Alpenrufe und Jodler der Lust werden ausgestoßen, und ab und zu die Tänzerinnen keck geschwenkt, hoch empor gehoben und dann wieder mit Hülfe ihres natürlichen Gewichtes stampfend zu Boden gesenkt. Von Zeit zu Zeit trennt sich ein naturalistischer Bravourtänzer von seiner Tänzerin und während sie sich walzend allein vor ihm herdreht, eilt er ihr in kurzen Sprüngen nach, stößt mit dem Hacken dröhnend auf den Boden und schlägt auf seinen Knieen den Takt dazu, wobei er in demselben Rhythmus wie ein Besessener mit dem Kopfe wackelt und manchen jauchzenden Schrei der Lust hören läßt. Endlich aber schlägt er den Takt noch auf eine andere Weise, indem er rückwärts mit der flachen Hand die Sohle seines Fußes klatschend zu treffen weiß. Sind Hände und Füße von diesem Knalleffekt ermüdet, so ergreift er seine Tänzerin wieder, um in wenigen Minuten diesen Uebermuth aufs Neue zu wiederholen.

Dieser Nationaltanz ist das berühmte bayerische „Schuhplatteln“. Er konsumirt viel Kräfte, viel Lunge, viel Staub und vor allen Dingen sehr viel Bier. Letzteres aber stärkt diesen Tanz so, daß er noch unterm Sternenhimmel der Nacht fortzudauern vermag.

Aber wir lassen ihn gewähren und sehen es ohne Eifersucht, wenn sich einzelne Paare im Walde zerstreuen. Noch einmal erfreuen wir uns an den malerischen lebensmuthigen Gruppen. Auch die Jünger vom Waidwerk sind zahlreich vertreten und jene feste Gestalt dort mit den blitzenden Falkenaugen ist der vielgenannte Revierförster Krempelhuber[807] aus Tegernsee, der Mann der Freikugeln, welcher sich von dem Frankfurter Schützenfest[808] so manchen der ersten Preise heimgeholt hat. Ein Lebehoch der deutschen Mannheit und dem deutschen ferntreffenden Stutzen in Nord und Süd!

Und so stecken wir die vorher erwähnten Laternen an, und fahren nach Tegernsee zurück, um uns in stiller Nacht nach dem lauten Tage zu erquicken.

Otto Banck[809].

[807] Eduard Sebastian Max von Krempelhuber (1811–1867).

[808] Beim 1. Deutschen Bundesschießen vom 13. bis 21. Juli 1862 in Frankfurt a. M.

[809] Der Publizist und Schriftsteller Otto Alexander Banck (1824–1916).

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 109-115.

CCCXVIII. Ofen[810] und Pesth[811].

Selbstliebe, Verlangen nach Wohlgenuß, Nothwendigkcit, oder Herrengebot sind die einfachen und mächtigen Hebel, welche die Nationen aus dem wilden, barbarischen Zustande in den der Gesittung versetzen. Auch die Ungarn, das jüngste unter den Völkern Europa's, die von den Hochebenen Mittelasiens herabkamen in die weiten Niederungen der Donau, um eine neue Heimath zu suchen, danken den Wechselwirkungen jener Triebfedern, daß sie fortgerissen wurden in das Culturstreben der westlichen Völker, und ihre socialen Zustände allmählich sich änderten und verfeinerten. Hand in Hand damit ging die Umwandelung in der äußern Physiognomie des Landes. Im Laufe der Zeit hat sich Ungarn aus einer dünnbevölkerten steppen- und morastreichen Niederung zu einem der gesegnetsten Länder erhoben, für dessen Ueberfluß nur Märkte zu schaffen sind, um es zu einem der reichsten des Erdbodens zu machen, und der Ungarn kriegerisches, kräftiges Volk, das früher zu dem civilisirten Europa kaum irgend eine weitere Beziehung hatte, als der westliche Grenzwächter gegen den Andrang der Türken und Slaven zu seyn, eilt so rasch vorwärts auf der europ. Rennbahn der Bildung, als sey es ihm darum zu thun, noch einzuholen, was es versäumt hat. Obschon nur erst der geringste Theil des geistigen Lebens in Ungarn sich in Sprache und Literatur abspiegelt, so sind beide, denen man noch vor wenigen Jahrzehnten im Literaturstaat das Bürgerrecht verweigerte, doch schon zu hohen Ehren gekommen, und ungarische Dichter und Gelehrte empfingen die Huldigungen Europa's. Ungarischer Unternehmungsgeist auch, durch vaterländischen Sinn veredelt, bleibt vor dem keines Volkes zurück; er erschreckt nicht vor den großen Forderungen der Zeit und zeigt der Aufgabe, die diese stellt, sich gewachsen. Er trocknet die ungeheuren Sümpfe zu Weiden und Feldern aus, macht die Donau zur großen Straße zwischen, Europa und dem Oriente, baut Canäle und Eisenbahnen und sucht für die Produkte des Landes Absatzquellen in den entlegensten Ländern.

Die Fortschritte Ungarns auf der Bahn der Civilisation sind verhältnißmäßig sehr jung und wurden erst seit der Befreiung von dem Joche der Türken, vor kaum anderthalb Jahrhunderten, groß. Vor der türkischen Eroberung ging Ungarns Kraft im ewigen Kampfe gegen den kriegerischen Fanatismus des Halbmonds[812] auf, und als die Ungarn, keinen Zoll des Landes ohne Vertheidigung lassend, endlich unterlagen, da war, und so lange die schwere Türkenhand auf ihnen lag, eine geistige Erhebung ohnehin nicht möglich; Osman's[813] barbarische Horden duldeten ja im eroberten Christenlande von jeher blos Sklaven. Auch in Ungarn blieben die beiden Völker, das erobernde und das überwundene, zwei durchaus

---

[810] Ungar. Buda (osman. بودين, Būdīn; dt. Ofen); seit 1873 mit dem Stadtteil Pest (s. u.) zur ungar. Hauptstadt Budapest vereinigt.

[811] Osman. پسته, Peste bzw. پشته, Peschte.

[812] Arab. هلال, hilāl, „die Mondsichel"; das bedeutendste islam. Symbol stammt allerdings noch aus vorislam. Zeit, denn hierbei handelt es sich eigentl. um die Bezeichnung für den bei den arab. Ṯamūd (arab. ثمود) besonders verehrten Mondgott; der Halbmond war auch das Hoheitszeichen des Osmanischen Reiches (siehe hierzu S. 15, Anm. 37).

[813] Osman I. Gazi (osman. عثمان غازى, Osmān Ġāzī; 1258–1326 o. 1324), erster Sultan des Osmanischen Reiches; der Beiname „Ġāzī" ist vom arab. غزوة, ġazwa (osman. غزوه, ġazvı), abgeleitet, was wörtl. übersetzt „der Raubzug, Überfall" bedeutet; später wurden mit diesem Begriff jedoch auch die Eroberungsfeldzüge der Muslime im Rahmen der islam. Expansion bezeichnet. Osman. غازى, ġāzī, „Guerrier qui combat pour la foi islamique et qui a conquis un pays chrétien ou qui a vaincu les infidèles. Titre que prennent les souverains et les commandants musulmans après une victoire emportée sur les infidèles / Krieger, der für den islam. Glauben kämpft und der ein christl. Land erobert oder der Ungläubige besiegt hat. Titel, den moslemische Herrscher und Befehlshaber nach einem über die Ungläubigen davongetragenen Sieg annehmen"; siehe hierzu Frashëri, Sami [(1850–1904)], Dictionnaire Turc-Français, Constantinople: Mihran 1883, S. 746).

entgegengesetzte, feindselige Kasten, die keinerlei Interessen mit einander gemein hatten. Der Ungar war Knecht, der Türke Tyrann; jene als Eigenthum, dieser als Eigenthümer geboren. Daß im türkischen Ungarn die Unterdrücker weit weniger zahlreich waren, als in den übrigen europäisch-türkischen Provinzen, war für das Land keine Wohlthat; denn was jenen an Zahl abging, suchte die türkische Politik durch die Kunst der Unterdrückung zu ersetzen. Damit die große Zahl der möglich kleinsten willig gehorche, machte man nämlich die Gesetze grausam, nahm man den Ueberwundenen das Recht des Eigenthums; umgab man sie, mitten im Ueberfluß, mit Entbehrungen. Barbarisch wurden dadurch die Sitten, die Felder wurden verlassen, die Aecker lagen brach, das Land entvölkerte sich, und Verzweiflung und Muthlosigkeit würden aus dem schönen Ungarn eine Wüste geschaffen haben, wie die nämlichen Ursachen in andern Theilen des Türkenreichs thaten, hätte die Herrschaft des Halbmonds länger gedauert. Nach dem aber der türkische Crescens[814] anderthalb Jahrhunderte auf Ofens alter Königsburg geglänzt und über drei Viertheile des Landes unumschränkt geherrscht hatte, (von 1540 bis 1686), während welcher Zeit das an der deutschen Grenze gelegene Preßburg[815] als Hauptstadt des übrigen noch unbezwungenen Theiles des Landes galt, erlosch der Halbmond für immer im Ungarlande, es wuchs das Bewußtseyn eigner Kraft und das Reich kam empor. – Ungarn ist übrigens erst ein Jüngling. Während so viele alternde Völker in Europa keine Zukunft haben, haben die Ungarn sie noch vor sich.

Pesth, mit Ofen, ist Ungarns Herz und Hauptstadt; der Hauptsitz des Handels, der Bildung und Gelehrsamkeit des ganzen Reichs.

Pesth ist neu. Zur Zeit der Türkenherrschaft war es ein bloßer Flecken, zu dessem Entstehen die Fähre über die Donau von Ofen herüber die Veranlassung gegeben. Ofen und Pesth zusammen genommen hatten 1796 36,000 Einwohner; gegenwärtig zählt Pesth allein über 60,000. Von Jahr zu Jahr wird es durch Hunderte von neuen Häusern vergrößert, und man mag es ohne Uebertreibung zu den blühendsten und prachtvollsten Städten des östlichen Europa’s zählen. Das malerisch gegenüber liegende Ofen (Buda), die alte Hauptstadt, welche nicht ganz 28,000 Einwohner zahlt, erscheint neben ihrer jüngern Schwester als deren Acropolis. Die Rollen der beiden Orte haben gewechselt. So geht’s den Menschen und Völkern.

Groß und herrlich ist der Anblick von Pesth’s Stromseite. In einer Länge von einer halben Stunde streckt sich eine Reihe palastähnlicher Wohnungen an den Kayen hin. Da herrscht ein Leben, wie man’s nur in großen Seestädten erwartet. Hunderte von Fahrzeugen liegen im Strome, theils mit Holz beladen, von dem am Oberende der Stadt ungeheure Stöße aufgeschichtet stehen, theils mit Gütern aller Art. Ueberall ist ein Treiben und Drängen der Ein- und Ausladenden, und man hört in vielerlei Zungen reden. Zwischen den größeren Schiffen sieht man die Kähne der Landleute rudern, die Gemüse und andere Früchte, hoch aufgethürmt, zu Markte führen. Am buntesten ist das geschäftige Leben zu beiden Seiten der Ofener Brücke, sowohl auf dem Flusse selbst, als auf den Aus- und Einladeplätzen am Ufer; zumal wenn gerade Dampfschiffe anlanden und abgehen, welche die Verbindung zwischen Wien und Galatzsch[816] unterhalten. Nicht selten führt ein Wiener Dampfboot 500 Passagiere. Kanonenschüsse verkündigen sowohl Ankunft als Abfahrt. Beim ersten Knall entsteht nach dem außer der Zeit stillen Punkte, ein Laufen, Rennen und Fahren, als gelte es einer allgemeinen Flucht. Lastträger drängen sich, Karren rasseln, Lohn kutschen rollen, – alles eilt herbei, mit dem Bestreben, der Erste zu seyn; und der Menge entgegen strömen aus allen Thoren des angekommenen Leviathans[817] über die im Nu geschlagene Brücke die Reisenden, schreiend nach Trägern, welche ihre Habseligkeiten fortbringen sollen, oder Fiaker anrufend, oder in die Arme ihrer Angehörigen stürzend, welche am Ufer harren. Nach einer gewühlvollen halben Stunde ist alles wieder still, das Ungeheuer liegt friedlich zwischen den andern Schiffen, seine Masten sind geleert und speien weder Rauch noch Dampf mehr. Weiter unterhalb der Brücke ist

[814] Lat. crescentia, das Wachstum.

[815] Slowak. Bratislava; ungar. Pozsony.

[816] Heute das rumän. Galați (griech. Γαλάτσι, Galátsi; osman. غلاص, Ġālaṭ).

[817] Hebr. לִוְיָתָן, liwyāṯān; ein Seeungeheuer des Alten Testaments (u. a. Hiob 40,25-41,26).

der tägliche Frucht-, Gemüse- und Geflügelmarkt. Die Mitte desselben nimmt die dichte Wagenburg der Bauern ein, und auf allen Seiten derselben sind ihre Waaren zu Pyramiden aufgeschichtet, um welche sich ein dichter, bunter Kranz kaufender Köchinnen und Hausfrauen drängt. Noch weiter stromabwärts ist der Fischmarkt, nicht mit keifenden, häßlichen Poissards[818] wie an der Seine, sondern mit freundlichen, meistens blühen den Verkäuferinnen. Den Schlußstein des Pesther Donaustrandes macht der Salzmarkt, nach welchem sich die langen Züge kleiner, kurzer Wagen bewegen, welche das Steinsalz von Szolnok[819] hierher zur Haupt-Niederlage des Landes führen. Auf diesen Marktplätzen hört man überall verschiedene Sprachen; bald Deutsch, bald Ungarisch, bald Slavonisch[820]; Letzteres am häufigsten. Wo das Gewühl der Menschen am dichtesten ist, da haben Kleinhändler ihre Wandel-Buden aufgeschlagen, preist ein Jude mit dem Quersack[821] seine Waaren an, und dann und wann spielt ein Leiermann auf, oder läßt der Policinell[822] der Pesther, ein Zigeuner, grellfarbige Marionetten auf einem Kasten tanzen. Die Heiterkeit des Bildes wird selten durch eine Unordnung gestört, und der impertinente Anblick des Polizeistocks beleidigt hier nicht. Das ehrt die Regierung und es ehrt zugleich das Volk, das jenen entbehrlich macht.

Der Donaustrand mit seinen prachtvollen Gebäuden ist stets der schönste Theil der Hauptstadt; er ist zugleich derjenige, welcher der furchtbaren Verwüstung durch die Ueberschwemmung im Frühjahr 1837[823] am besten widerstanden hat. In den Stadttheilen landeinwärts sind die Spuren jener schaudervollen Katastrophe noch nicht ganz verwischt. Die schönen, festen Gebäude der Hauptstraßen und Märkte, des Bazars etc., wo die Gegenstände der Kunst und des Luxus in prächtig aufgeputzten Läden das Auge blenden, litten auch, vergleichsweise wenig; aber weiterhin und in den Vorstädten (der Franzstadt[824], wo von 529 Häusern 438 einstürzten; in der Josephstadt[825], wo von 1255 Häusern 891 gänzlich zerstört wurden, und in der Theresienstadt[826], wo von 1381 nur 166 unbeschädigt blieben), muß noch immer viel gebaut werden, um alle Merkmale der Verwüstung zu entfernen. Doch wird das neue Pesth viel schöner, und wo sonst kleine, niedrige, gebrechliche Häuschen standen, steigen große, stattliche Gebäude empor.

Pesth, als Hauptsitz des Handels, der Gelehrsamkeit und der Bildung Ungarns, hat eine Menge höherer Lehranstalten und wissenschaftlicher Vereine. Die Universität mit vielen berühmten Lehrern, früher in Ofen, seit 1786 hier, wird von 1000 bis 1500 Studenten besucht und ist mit den Hülfsmitteln zur Erleichterung der Studien reichlich ausgestattet: mit einer kostbaren Bibliothek von 70,000 Bänden; mit Sternwarte, anatom. Theater, phys. und chemischen Laboratorien; naturhistorischen, artistischen und antiquarischen Sammlungen und einem großen botan. Garten. Mit der Universität ist eine Thierarzneischule und das theologische Institut verbunden. Das Gymnasium, das frequenteste Ungarns, zählt 800–900 Schüler. Von großem Einfluß auf die Bildung der höhern Stände ist das National-Museum, vom patriotischen Grafen Szecsengi[827] gegründet, welcher seine kostbare Bibliothek und alle seine Sammlungen dazu hergab und das durch fortwährende Schenkungen bereichert wird. Unter den 20 Kirchen, (katholische, protestantische und griechische) zeichnen sich einige durch Größe und Bauart aus; die Herrlichkeit der alten Münster darf man in Pesth freilich nicht suchen. Dagegen sind verschiedene

---

[818] Frz. la poissarde, das Fischweib.

[819] Dt. Sollnock, damals ein Handelszentrum für Salz und Holzverarbeitung.

[820] Kroatisch.

[821] „ein doppelter reise-, schultersack (an beiden enden geschlossen, mit einer schlitzartigen öffnung in der mitte)" (DWG, Bd. 13, Sp. 2363).

[822] Siehe hierzu S. 112, Anm. 440.

[823] Vom 13. bis 16. März 1838.

[824] Ungar. Ferencváros.

[825] Ungar. Józsefváros.

[826] Ungar. Terézváros.

[827] Franz Graf Széchényi (ungar. Gróf sárvár-felsővidéki Széchényi Ferenc de Paola György; 1754–1820); er hatte 1802 seine eigenen Sammlungen, seine Bibliothek, Karten-, Münzen- und Kupferstichsammlung zur Gründung der Nationalbibliothek und des Nationalmuseums, die erst 1949 getrennt wurden, gestiftet.

Hospitäler, das Waisenhaus, das Invalidenhaus, das Universitätsgebäude, das große Theater[828] (das 3000 Zuschauer fassen mag), das Casino, die große, für 18,000 Mann eingerichtete Caserne[829] Josephs **II.**[830] sehenswerth, theils als Muster des guten Baugeschmacks, theils wegen ihrer imponirenden Masse.

Die Glanzzeit des hiesigen Verkehrs ist während den beiden Hauptmärkten. Die wichtigsten Geschäfte geschehen vier bis fünf Tage vor der eigentlichen Marktzeit; ihr Betrag geht in Millionen. Dann finden sich die Edelleute und Gutsbesitzer aus ganz Ungarn hier zusammen, man begegnet einkaufenden Fremden aus den entferntesten Ländern, und Pesth trägt die Physiognomie einer Weltstadt, gleichsam in Vorbedeutung ihrer künftigen Größe.

Das Leben im Allgemeinen ist in Pesth voller Genuß, und jener Reisende, der die Stadt das Paradies der Schlemmer nannte, hat ihr kaum zu viel gethan. Die Menge müßiger und reicher Menschen, welche hier dem Vergnügen ausschließlich leben, ist sehr groß und vermehrt sich mit jedem Jahr in dem Verhältniß, als der Geschmack des ungar. Adels an dem Leben in der Hauptstadt zunimmt. Daher die Menge prachtvoll eingerichteter Hotels, in deren eleganten Salons man zu jeder Tageszeit zahlreiche Gesellschaft findet. Die Kaffeehäuser haben Säle, deren Wände mit Marmor und kostbaren Spiegeln ausgelegt sind und in denen fünf bis sechs Billards stehen. Nachmittags um drei Uhr schon sind diese Lieblingsorte der Pesther meistens gedrängt voll, und erst um Mitternacht wird es lichter und einsamer. Die Gäste sind da nicht die einzige Gesellschaft. Juden und Hausirer kommen auch hierher und bieten ihre Waaren an, Zigeuner zeigen sich als Virtuosen auf der Violine und dem Hackbret, Harfenmädchen singen ungezogene Lieder und eine kecke Gauklerin macht sich Raum in der Mitte des Saals, breitet ihren Teppich aus, wirft das Oberkleid ab, und steht im Tricot da mit den Kleinen, welche ihre Kunst unterstützen. In der schönen Jahrzeit strömt, zumal Sonntags, Alles hinaus in's Freie, doch, weniger um spaziren zu gehen, als um bald in einer grünen Laube oder unter schattigen Bäumen an einen gedeckten Tisch zu kommen, welches Bedürfniß die vielen, meistens sehr anmuthig gelegenen und angelegten Wirthsgärten reichlich befriedigen. – Die Vergnügungen der höhern und höchsten Stände sind in Pesth denen in andern Hauptstädten gleich, nur mit einem tüchtigem Anstrich von Sinnlichkeit, als im kältern Norden. Berichte über Thees, tanzende, singende, gähnende und glänzende Soirees, deren Ende von jedem Anwesenden herbei gewünscht wird, während sich alles entzückt stellt, sind langweilig, selbst, wenn sie auch geistreich und leicht wie aus Pücklerscher[831] Feder fließen. Genug, der vornehme Ungar läßt in der Hauptstadt seinem Hang zur Verschwendung vollen Lauf, und er weiß Glanz mit Pracht zu paaren.

Werfen wir noch einen Blick auf Pesth als Handelsplatz. Der in reißender Progression zunehmende Productenreichthum des Landes, welcher auf der großen, natürlichen Fruchtbarkeit als auf fester Basis ruht; die stete Vermehrung der Communicationsmittel; die wichtige merkantilische Stellung, welche Ungarn, seitdem die Donau dem Weltverkehre wieder geöffnet ist, erhalten hat, und viele andere günstige Umstände lassen für Keinen, der die Fortschritte Pesths seit ein paar Jahrzehnten beobachtet hat, einen Zweifel übrig, daß es bald in die vorderste Reihe der Plätze für den Weltverkehr treten muß. Tirnau[832] und Waizen[833] und einige andere Orte haben zwar stark besuchte Märkte, und in Szegedin setzen sich Millionen um; aber nur Pesth hat die höhere Bedeutung als Vereinigungspunkt des ganzen ungarischen Handels mit Landeserzeugnissen. Die meisten der zur Ausfuhr bestimmten Produkte werden aus den großen Gütern in kaum glaublichen Massen gewonnen, welche, in die Speicher der Haupt-

[828] Wohl das Ungarische Theater (ungar. Pesti Magyar Színház), das erstmals am 22. August 1837 den Vorhang hob und 1913 abgerissen wurde.

[829] Das Neugebäude (ungar. Újépület), 1786 nach Plänen von Isidore Canevale (1730–1786) erbaut, wurde es ab 22. Oktober 1897 aus städtebaulichen Gründen abgerissen.

[830] Joseph II. (1741–1790), seit 1765 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[831] Der Landschaftsgärtner und Reiseschriftsteller Hermann Fürst von Pückler-Muskau (1785–1871). Der nach unbekannter Vorlage von Auguste Hüssener (1789–1877) geschaffene Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Deutsches Taschenbuch auf das Jahr 1837. – […]. – Herausgegeben von Karl Büchner […]" (Berlin: Duncker u. Humblot [1836]).

[832] Tschech. Trnava**.**

[833] Ungar. Vác, slowak. Vacov.

stadt niedergelegt, da die Käufer erwarten. Man sieht in Ungarn z. B. Schafheerden von 10–40,000 Stück. Der jährliche Ertrag veredelter Wolle übersteigt jetzt 300,000 Zentner, was allein einen Werth von 30 Millionen Gulden[834] ergibt. Dies ungeheure Geschäft geht durch Pesther Hände; eben so das mit Wachs, Honig, Wein etc., von welchen Waaren hier immer große Vorräthe lagern. Ganz eigenthümliche Verhältnisse kommen dabei dem Pesther Handelsstande sehr zu statten und geben die Produzenten in seine Hand. Vom reichsten Magnaten an bis auf den kleinsten Grundherrn herab sind nämlich in allen Abstufungen eine Menge Individuen, die sich in steter Geldverlegenheit befinden, und sich um jeden Preis Geld verschaffen müssen. Das gewöhnliche Verfahren ist, an den Pesther Commissionär, Großhändler oder Bankier Verkäufe von Producten auf mehre Jahre hinaus, zu niedrigen Preisen, zu machen und einen Theil des Belaufs als Vorschüsse zu empfangen, die überdieß hoch verzinst werden, und selten hat ein solcher Gutsbesitzer Energie genug, sich jemals wieder von seinem Pesther zu befreien. So ist es denn leicht erklärlich, wie unternehmende Geschäftsleute, die über Capitale zu verfügen haben, große Reichthümer in Pesth sammeln und sich zum Besitze von Millionen emporschwingen können.

Das Pesth gegenüber auf dem rechten Donauufer romantisch um das alte königliche Felsenschloß (jetzt die Residenz des Palatins, des Reichsverwesers,) gelegene Ofen ist unregelmäßig gebaut, der Sitz der obersten Reichsbehörden, Festung und der Aufenthalt der höhern Beamtenwelt, so wie der Generalität. Ofen hieß in den ältesten Zeiten Sicambri[835], nach der Colonie, die Rom unter Antonin dem Frommen[836] aus sicambrischen Ansiedlern hier gründete. Noch sieht man von der alten Römerstadt die Ueberreste einer Wasserleitung. Attila[837] machte Ofen zum Waffenplatz und gab ihr den Namen Buda; der deutsche Name Ofen kam im sechsten Jahrhundert auf. Ungarns Könige wählten sie zur Residenz, und sie blieb die Hauptstadt bis 1540[838], als Soliman der Große[839] den größten Theil Ungarns zum türkischen Reiche schlug. Ofen ward Sitz eines Paschas[840], bis 1686, der Epoche der Befreiung vom Türkenjoch.

Hermann Fürst von Pückler-Muskau (siehe hierzu S. 258, Anm. 831).

Erst Joseph **II.** gab Ofen seine Rechte wieder, setzte das Palatinat ein, und ließ die geflüchteten Reichsinsignien wie der herbringen. Sie sind im königl. Palaste in einem Reliquienkasten verwahrt.

---

[834] Siehe hierzu S. 9, Anm. 19.

[835] Die röm. Siedlung Aquincum, das heutige Alt-Ofen (ungar. Óbuda), war wohl bereits unter Domitian (eigentl. Titus Flavius Domitianus; 51–96) gegründet worden.

[836] Antoninus Pius (86–161), seit 138 römischer Kaiser.

[837] Attila († 453) seit 434 „König“ (rex) des Kriegerverbandes der Hunnen.

[838] Recte: 1541.

[839] Süleyman I., genannt „der Prächtige“ (osman. سليمان; Süleymān; ca. 1495–1566), seit 1520 Sultan des Osmanischen Reiches.

[840] Osman. پاشا, pāşā; seit dem 15. Jhd. Titel der höchsten Zivilbeamten und Militärs im Osmanischen Reich (siehe hierzu S. 15, Anm. 37). Der Herrschaftsbereich eines Paschas hieß Paschalik (osman./türk. پاشالق, pāşālıḳ), wörtl. eigentl. die Würde eines Paschas, woraus sich die Bezeichnung für einen Amtsbereich (Gouvernement, Provinz) im Osmanischen Reich (siehe hierzu S. 15, Anm. 37) entwickelte, der später administrativ Eyālet (osman. ايالت; ab 1864/65 Vilāyet, osman. ولايت) genannt wurde. In Buda residierte der Gouverneur der Provinz Budin (osman. ايالت بودين, Eyālet-i Budin; ungar. Budai vilajet; serbokroat. Будимски вилајет/Budimski vilajet).

Weniger glücklich war die berühmte Bibliothek, welche Matthias Corvinus[841], der zu dem Zwecke in Italien und Griechenland allein 300 Abschreiber viele Jahre lang beschäftigte, gründete. Er hatte so im Ofener Schloß 40,000 Manuskripte zusammen gebracht, außer den schönsten, kostbarsten Erstlingserzeugnissen der Buchdruckerkunst, deren Erfindung in seine Zeit fiel. Die Türken verbrannten nach der Einnahme Ofens diesen Schatz, wie sie einst mit der alexandrinischen Bibliothek gethan hatten[842]. In beiden Fällen war der Verlust für die Wissenschaften unersetzlich. Die einzigen Ueberbleibsel jener Bibliothek sind halb verbrannte und zerrissene Fragmente, die noch gezeigt werden.

Ofen ist ein Kurort. Die heißen Bäder waren schon von den Römern gekannt und benutzt. Matthias Corvinus erhob sie von neuem aus ihrem Schutt, ließ sie reinigen und fassen; Glanz aber erhielten sie erst unter Stambuls[843] Gewalt wieder. Religion und Sitte der Türken gaben Anlaß, zum Schmuck der Thermen prächtige Gebäude aufzuführen, und mehre Derwischklöster[844] sorgten für die Pflege der bedürftigen, hierherkommenden Kranken[.] Obschon seitdem eine Menge Kurorte in Ungarn entstanden, so haben die Ofener Quellen doch ihren Ruf stets behauptet. Die vorzüglichsten sind: Das Kaiserbad[845], das heißeste, von 54° Reaumur[846]; das Blocksbad[847], Reitzenbad[848], Königsbad[849] und Bruckbad[850] von 37–38° Reaumur. Alle sind gelind wirkende Schwefelwasser. Während der angenehmen Jahreszeit, vorzüglich an Sonn- und Feiertagen, strömt ein großer Theil der fashionablen Welt beider Städte in das Kaiserbad, dessen parkähnliche Anlagen dann jenes bunte Bild von Nationen und Ständen bieten, welches den großen Handelsstädten Ungarns eigenthümlich ist, und in dem neben den schönen, orientalischen Zügen der Magyaren die ausdrucksvollen, beweglichen der Israeliten am meisten hervorstechen. Man nimmt ein Bad, einige Gläser von der Trinkquelle, einfach oder mit Milch vermischt, horcht der herrlichen Militair-Musik zu und macht dann eine Promenade in die mit Wald und Felsen, Weingärten und Feldern im bunten Wechsel besetzten Berge hinter Ofen, wo jeder Gipfel imposante oder anmuthige Fernsichten über beide Städte und ihre Umgebungen gewährt; oder läßt den Blick über das Pesther Häusermeer in die Ebene irren, die nur der Horizont abzugrenzen scheint, und Gefühle, wie beim Anblick des Oceans, hervorruft.

[841] Matthias Corvinus (eigentl. Hunyadi; ungar. Hunyadi Mátyás; 1443–1490), seit 1458 König von Ungarn und von Kroatien, seit 1469 (Gegen-)König von Böhmen und der Eroberer weiter Teile der Habsburgischen Erblande, die er von 1485 bis 1490 von Wien aus beherrschte.

[842] Der Untergang der Bibliothek von Alexandria bleibt bis heute ungeklärt.

[843] Siehe hierzu S. 15, Anm. 37.

[844] Osman. درويش, derviş (so aus dem Pers. übernommen für „arm, Armer, Bettler, Wanderer, Ekstatiker“); allg. für einen muslimischen asketischen Mönch verwendet; die Derwischklöster (osman. Sing. تكيه, tekye, türk. tekke) gehörten meistens zu einem an große Moscheen angeschlossenen Stiftungskomplex (osman. كليه, külliye; von osman. كلى, külli, „umfassend, gesamt“; türk. külliye, Gebäudekomplex).

[845] Ungar. Császár fürdö.

[846] Temperaturmeßeinheit nach René Antoine Ferchault de Réaumur (1683-1757): °R x 1,25 = °C.

[847] Ungar. Sáros fürdö.

[848] Ratzenbad (ungar. Rácz fürdő; wohl von der alten Bezeichnung Raizen, Ratzen für Serben).

[849] Ungar. Király fürdö.

[850] Ungar. Rudas fürdö.

CCCXVIIII

OFEN & PESTH

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Bibliograph. Institut. Hildburghausen.

PESTH und OFEN

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [45]-51.

Pesth und Ofen.

Im Herzen Ungarns, genau am Anfang der ungeheuren Ebene, welche sich von dem Fuße der Karpathen bis an die türkische Grenze und von der Donau bis an das siebenbürgische Erzgebirge erstreckt und ein Steppenland von mehr als 1000 Ouadratmeilen bildet, also genau an der Grenze des Gebietes, wo das ungarische Nationalleben am reinsten und eigenthümlichsten sich entwickelt hat, liegen, blos durch den Donaustrom getrennt, die beiden königlichen Freistädte Pesth und Ofen, in kommunaler Beziehung allerdings zwei verschiedene Städte, aber im Verhältniß zum Reiche und in der Vorstellung der Nation ein innig verbundenes Ganzes, indem sie nicht nur die Attribute einer Reichshauptstadt schwesterlich mit einander theilen, sondern auch beide verschiedene Seiten der einen nationalen Entwickelung, ja verschiedene Phasen der Nationalgeschichte repräsentiren.

Man empfängt den Eindruck dieser Zusammengehörigkeit wie dieser Verschiedenheit sogleich wie man auf der Donau herabkommend sich den beiden Städten naht. Indem beide ihre Häuserreihen bis hart an den Wasserspiegel der Donau vorschieben und durch eine Kettenbrücke mit einander verbunden sind, auf welcher beständig ein Menschenstrom herüber- und hinüberwogt, scheint man in der That nur die ungleichen Hälften Einer Stadt vor sich zu haben, wie dies bei Dresden, Prag und ähnlich gelegenen Städten der Fall ist; aber während das königliche Buda, wie Ofen in der Volkssprache heißt, sich am Fuße und den Seiten finsterer Höhen hinbreitet, deren Gipfel mit stolzen Palästen und funkelnden Vesten gekrönt sind, und mit seinen Festungswerken, seinen alterthümlichen Häusern, seinen zahlreichen Klöstern und den aus den Zeiten, da die Moslems in der Stadt der Magyaren ihre Herrschaft übten, noch übrigen türkischen Thürmen an alte schwere Zeiten, an Herrscherthum und blutiges Kriegswerk gemahnt, schimmert uns das offene, eben gelegene Pesth mit seinen glänzenden bürgerlichen Wohnungen und Friedenspalästen wie eine Einladung zu heiterem, festlichen Leben entgegen. Und wenn man an der Seite von Buda das Ufer betritt und in den stillen Straßen zwischen den riesenhaften alten Häusern hinschreitet, wenn man die steilen Höhen hinansteigt, so wird einem fast unheimlich zu Muthe, man fühlt sich aus der lichten Gegenwart in dunkle Jahrhunderte zurückversetzt, man wandelt dahin wie zwischen Grabmälern von Königen und Helden, zwischen großartigen Erinnerungszeichen einer wilden, gährenden Zeit, eines seiner geistigen und sittlichen Kräfte sich unbewußten Volkes. Lenkt man dann die Schritte rückwärts und schreitet hinüber nach Pesth, wie ist das Alles so frisch, so hell, so heiter belebt! Die breiten Straßen mit den stattlichen, oft prächtigen Häusern, mit den glänzenden Kaufläden und den zahllosen reichen Aushängeschildern, welche die Stadt zu einer offenen Bildergallerie machen, und dazwischen das Gewühl geschäftiger oder fröhlich genießen der Menschen in den mancherlei Trachten der verschiedenen Nationalitäten des Landes und mit eben so viel verschiedenen Typen der Gesichtsbildung, unter allen aber hervorragend die kräftigen Söhne und wunderbar schönen Töchter Arpads[851] in ihrer reichen, kleidsamen Nationaltracht – Alles dies steht im grellsten Gegensatz zu dem, was wir in der Schwesterstadt wahrgenommen. In der That ist Ofen die Stadt der Vergangenheit, Pesth die Stadt der Gegenwart: der Glanz und Ruhm jener, aus Blut und Thränen ausgegangen, ist mit Moder

[851] Árpád (ca. 845–907), seit 886 Großfürst der vereinten Magyarenstämme.

angethan; die heitere Pracht und Größe dieser sind das Werk der friedlichen Genien der Nation: des erwachten Bewußtseins ihrer geistigen und sittlichen Kraft, des Bürgergeistes, der Begeisterung für das rein Menschliche, der Liebe zu Kunst und Wissenschaft, der Vaterlandsliebe, des Handels- und Gewerbfleißes. Ofen ist vorzugsweise die Herrscher- und Kriegerstadt, Pesth die Stadt des Volks- und Bürgerthums; jene, einst die größere und mächtigere, zählt gegenwärtig nur 55,000 Einwohner, während das vor hundert Jahren noch kleine und ärmliche Pesth deren über 130,000 beherbergt.

Denen, welche die Blicke immer rückwärts wenden und die Vergangenheit wieder heraufbeschwören, oder Dahinsterbendes erhalten möchten, mag nichts ihre Thorheit einleuchtender machen als der bloße Anblick von Ofen und Pesth. Aber auch Denen, welche in den neuesten Kämpfen[852] der ungarischen Nation gegen diese Partei nehmen, weil sie den Geist und das Leben dieses Volkes nicht verstehen, auch Denen könnte aus der Betrachtung der beiden Städte wenigstens eine Ahnung ihres Irrthums aufgehen. Es gibt in Deutschland Viele, welche, irre geführt durch die österreichische Soldpresse oder durch die nationale Sympathie für Oesterreich, den beharrlichen Widerstand der Ungarn gegen die Danaergeschenke[853] der wiener Hofburg für kulturfeindliche Reaktion, für ein Zurückstreben nach alten verrotteten, vom asiatischen Geist durchwehten Zuständen halten; welche wohl auch die ungarische Nation mit jenen Völkerfragmenten Oesterreichs zusammen werfen, denen jede Befähigung selbständigen Lebens abhanden gekommen. Ofen und Pesth sind die lebendige Widerlegung solchen Wahnes. Wohl schaut der Sohn Arpads, der stolzen Schrittes auf dem heitern Quai von Pesth dahinschreitet, sinnenden Blickes hinüber nach dem ehrwürdigen Buda: erinnert es ihn doch an die Kämpfe seiner Väter, an den Glanz und die Macht seiner alten Könige, aber bald wendet er sich ab von den Zinnen und Wällen, wo die Gewehre österreichischer Soldaten im Sonnenlichte funkeln, nicht mit einem Seufzer, nein mit einem leisen Fluch kehrt er der alten Zeit und der Königsstadt den Rücken und eilt hinein in das fröhliche, wogende Leben der Gegenwart in der Stadt des Volkes, wo Alles, was dem Blick begegnet, ihn an die frische Lebenskraft seiner Nation, an ihre freudige, selbst bewußte Hingabe mit allen Pulsen an den Geist des Jahrhunderts gemahnt, an ihre rege Betheiligung an dem Wettlauf der großen Kulturvölker des Westens nach höherer Gesittung, nach freieren, würdigeren Formen des öffentlichen Lebens.

Man kann die beiden Schwesterstädte als eine monumentale Synopsis[854] der ganzen ungarischen Geschichte betrachten. Diese liegt hier in allen Jahrhunderten gleichzeitig vor uns, und wenn man recht in sie hineinblickt, begreift man bald, wie dieses Volk gerade diesen Entwicklungsgang nehmen mußte, man begreift seine providentielle Mission und lernt mit Achtung und Liebe von ihm denken.

Um das synoptische Geschichtsbild recht weit vor uns aufzurollen, besteigen wir den „Blocksberg“[855], der sich unterhalb Ofens schroff und hoch aus den Wellen der Donan erhebt. Man hat da eine Aussicht, die zu den schönsten der Welt gehört. Zu unsern Füßen liegen die beiden Städte, und rings um sie her breiten Thal und Berg, Wald und Weingärten, Ebene und Fluß sich in reichem Gewirre aus. Fern im Westen begrenzt der dunkle, unabsehbare Zug des Bakonyerwaldes[856] den Horizont, im Nordosten das neograder Gebirge[857] mit seinen blauumwobenen Höhen, an welche sich die rebenschwangeren Hü-

[852] Nachdem die Revolution in Ungarn 1849 nur mit Hilfe Rußlands niedergeschlagen werden konnte, wurde die daraufhin herrschende Verbitterung durch österr. Strafaktionen und erzwungene territoriale Abtretungen bis 1860 noch vergrößert (siehe hierzu auch S. 270, Anm. 897).

[853] Allg. Bezeichnung für ein Geschenk, das sich für den Empfänger als unheilvoll erweist; die Namensgebung erfolgte in Anlehnung an das hölzerne Trojanische Pferd, mit dessen Hilfe die „Danaer“ (griech. Δαναοί, Danaoí; eine der zahlreichen Bezeichnung für die Griechen/Hellenen) die Stadt Troja (hethit. 𒌅𒊒𒉿𒊭, Truwisa; griech. Τροία, Troia oder Τροίη, Troiē; auch ἡ Ἴλιος, hē Ílios, „die Ilios“ oder τὸ Ἴλιον, tó Ílion, „das Ilion“; lat. Troia oder Ilium; türk. Truva) eroberten.

[854] Griech. σύνοψις, sýnopsis, „Zusammenschau, Übersicht“.

[855] Der Sankt-Gerhardsberg bzw. Gellértberg (ungar. Gellért-hegy).

[856] Der Bakonywald bzw. das Bakonygebirge (ungar. Bakony).

[857] Das Pilsengebirge (ungar. Börzsöny, slowak. Brežany).

gel von Azod[858] und Gödöllö[859] lehnen, im Osten blauen die sonnigen Matrahügel[860] empor und nach Südosten und Süden hinab verliert sich der Blick in die endlose Ebene, das Herz des Ungarlandes. Und durch das Ganze hindurch zieht sich, zauberhafte Inseln bildend, der majestätische Strom, die mächtige Pulsader des Landes, die den Osten mit dem Westen verbindende Donau.

Die Ebene ist der Ausgangspunkt, der Strom der Angelpunkt der ungarischen Geschichte. Fern aus den asiatischen Steppen kam das nomadische Reitervolk unter Arpads Führung daher gebraust und warf vor sich nieder, was ihm zu widerstehen wagte. Die Slaven, die friedlichen Bebauer des Landes, wichen vor den wilden Eindringlingen in die Gebirge, wohin ihnen die mit ihren Rossen gleichsam Verwachsenen nicht folgen mochten noch konnten. Die fette Pußta bot ihren Thieren treffliche Weide, ihnen selbst herrliche Renn- und Tummelplätze[861] und reichen Jagdgrund. Die überwundenen Slaven mochten sich in den Bergen neue Wohnsitze gründen; ihnen, den Siegern, behagte, ihnen frommte allein die weite, endlose Ebene, durch welche sie die schnellfüßigen Rosse ohne Hinderniß trugen. Freilich lag es nicht in ihrer kriegerischen Art, selbst auf dieses ihnen so sehr zusagende Gebiet sich zu beschränken; es trieb sie in zahlreichen Horden dem Laufe der Donau entgegen zu ziehen und Beute und Ruhm zu suchen. Aber an der ehernen Kraft der Deutschen sollte sich ihr Ungestüm brechen; in blutigen Schlachten auf's Haupt geschlagen und ihrer Jugendblüthe beraubt, zogen sie sich in ihre schöne Ebene zwischen Theiß und Donau zurück und verließen sie fortan nicht mehr. Und es war gut, daß ein Volk von so hervorstechend kriegerischem Muthe, von solcher Schnellkraft und Ritterlichkeit gerade hier festen Fuß faßte, unter den verkommenen Völkertrümmern aus den Zeiten der Völkerwanderung, deren keiner die Kraft besaß, eine Schutzmauer der europäischen Kultur gegen den Andrang barbarischer Völker, wie sie von Jahrhundert zu Jahrhundert aus Asien hervorstürmten, zu bilden.

Die Ungarn wurden bald den Lehren des Christenthums zugänglich und aus den heißen, wilden Söhnen Arpads wurden eben so viele ritterliche Streiter für europäische Gesittung. Man muß den nomadisch-kriegerischen Urcharakter der Ungarn kennen, um ihre Vorliebe für dieses Steppenland zu begreifen und man muß die ganze Herrlichkeit und Poesie der Steppennatur kennen, um das Fest halten jenes Urcharakters in seinen wesentlichen Zügen bei aller Hingabe an das europäische Kulturleben zu verstehen. Mit wenig kräftigen Zügen zeichnet Koloman Graf Mailath[862] diese Natur, indem er sagt: „Sie selbst, die Steppe, ein endloses Meer reich wogender Aehren. Gleich silbernen Bändern schlingen sich dort die Pulsadern des Landes, die Donau und Theiß, mit ihren Flußgebieten 5000 Meilen verbindend, reich an Wild und Fischen wie ihre Brüder jenseits des Oceans. Und Meile auf Meile entschwindet unter dem Fuße des Reisenden und er findet nicht Baum, nicht Hütte; – hoch über seinem Haupte schwanken die Wipfel des türkischen Weizens[863], der Tabakspflanze, des Hanfes. Ueber die Steppe sprengt nachjagend dem Wolf, mit dem Sturm und der Wolke um die Wette, der nomadische Nachkomme Arpads, härtet sich ab zu Krieg und Gefahr, singt die schwermüthigen Kampf- und Liebeslieder der Väter, hütet zahllose Heerden."[864] – „Auf den Bergen wohnt die Freiheit"[865], hat der deutsche Dichter gesungen, ein ungarischer Dichter würde gesungen haben: „In der Steppe wohnt die Freiheit" – und das mit vollem Rechte. In der Steppe hat sich der ungarische Nationalcharakter vor Verweichlichung und Unfreiheit bewahrtem der Steppe hat sich der Ungar zu den Riesenkämpfen gestählt, die er viele Jahrhunderte lang zur Behauptung seiner Unabhängigkeit und Selbständigkeit bestanden hat.

---

[858] Aszód.

[859] Dt. Getterle.

[860] Das bis zu 1000 Meter hohe Mátra-Gebirge (ungar. Mátra).

[861] „ein feld auf dem die soldaten eingeübt werden" (DWG, Bd. 2, Sp. 1518).

[862] Der ungar. Jurist Kalman Joseph Graf Mailath (ungar. Székhelyi gróf Mailáth Kálmán József; 1815-1894).

[863] Mais (Zea mays).

[864] Zitat aus Kalman Joseph Graf Mailaths (siehe S. 265, Anm. 862) Werk „Ungarn und die Centralisation […]" (Leipzig: O. Wigand 1850), S. [1]f.

[865] Das Zitat „Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte \ Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte" aus Friedrich von Schillers Drama „Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder ein Trauerspiel mit Chören […]" (Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1803), S. 148 (4. Akt, 7. Auftr.).

Und wenn wir erwägen, daß eine solche stählerne Kraft gerade hier nothwendig war, um die höhere Kultur, welche Europa zur Blüthe zu bringen berufen war, zu schirmen, so segnen wir von unserm erhabenen Standort herab die grün- und goldenschimmernde Steppe, zu welcher Pesth den Schlüssel bildet, und wir verstehen den Geist der alten Satzungen, welche jedem echten Ungar so heilig sind, der Satzungen, welche er von den Vätern ererbte, die sie selbst entworfen und mit ihrem Blute besiegelt. Dort, dicht an Pesth, wo das lieblich heimliche Stadtwäldchen mit seinen schattigen Lustgängen sich ausbreitet, dort dehnt sich weiterhin bis an den Fuß der Matrahügel der Rakos[866] aus, das weite Feld, wo in längstentschwundenen Tagen die freien Männer Ungarns hoch zu Roß sich versammelten, um über des Landes Wohlfahrt und Nothdurft zu berathen, und das, was sie beschlossen, zum Gesetze der Nation zu machen. Denn sie nahmen von keinem Herrscher Gesetze an; sie selbst machten sie, wie es einem freien Volke geziemt. Aber sie machten sie zu Roß, mit dem Säbel in der Faust, weil sie fortwährend in Kriegsbereitschaft sein mußten; kein Wunder daher, wenn manche ihrer Satzungen das Gepräge der kriegerischen Nothwendigkeit an sich trägt. Statt mit ihnen darüber zu rechten, sollte man ihnen danken, daß sie sich in die eherne Nothwendigkeit zu schicken so wohl verstanden.

Und hier die Mauern und Bastionen, die Thürme und kriegerischen Apparate und manche Trümmerspur zu unsern Füßen und gegenüber in der alten Stadt Ofen, sie sind Zeugen, wie lange diese Nothwendigkeit gewährt. Vom Ausgang des 12. Jahrhunderts bis auf unsere Tage war die ungarische Geschichte ein fortgesetzter Kampf gegen fremde Unterdrückungs- oder einheimische Herrschergelüste, und in den meisten Abschnitten dieses Kampfes spielt Ofen eine Rolle, das überhaupt erst mit demselben in die Geschichte eintritt. Denn in den glücklichen Zeiten der ersten christlichen Arpaden, *Mons Pesthiensis*, wie Ofen damals hieß, noch in bescheidener Dunkelheit, und noch von jenen ältesten blutigen Kriegen, welche Ungarn zur Behauptung seiner Unabhängigkeit mit dem byzantinischen Kaiserthum führte, blieb es ziemlich unberührt. Wohl aber erinnert das Rakosfeld an eine große Errungenschaft, welche für das ungarische Volk eine Frucht jener Kriege war: an die „goldene Bulle“, womit König Andreas II.[867] die Rechte und Freiheiten der Nation zu verbriefen gezwungen war. Auf dem Rakos mußte er sie feierlich beschwören, und sie ist das Staatsgrundgesetz der Ungarn geblieben bis auf diesen Tag, wenn sie auch später durch die „Pragmatische Sanktion“[868] manche Modifikation erlitt.

Erst ein Jahrhundert später, nach dem Ausgang des alten Königsgeschlechtes der Arpaden, wurde Ofen eine königliche Residenz. Die jetzige königliche Burg, auf dem ofener Felsen, rührt von König Sigismund, dem Luxemburger[869], her, der seinen ganzen Hof hierher verlegte, und dem Ofen seine glänzendsten Tage, aber auch manche grauenvolle Erinnerung verdankt, denn hier war es, wo Sigismund auf einmal 32 Edle, darunter den Palatin Kunz von Hedervár[870], weil sie die Rechte der Nation vertheidigt, einkerkern und dann schimpflich hinrichten ließ. Hier fiel auch das Haupt des ritterlichen Ladislaus Hunyady[871]. In seinem jüngeren Bruder Mathias, genannt Corvinus, erstand dem Gemordeten ein Rächer. Aus demselben Kerker, aus welchem sein Bruder auf den Richtplatz geschleppt wurde, rief den fünfzehnjährigen Jüngling seine Nation auf den Thron der Arpaden, um unter diesem nationalen König die Tage ihres höchsten Glanzes zu erleben. Damals waren auf Ofen die Augen von Europa gerichtet; denn von hier aus zog der gewaltigste Krieger seiner Zeit zu glorreichen Siegen, welche die Stadt der Magyaren zum Mittelpunkt eines Reiches machten, das vom Balkan bis über die Sudeten, von

[866] Ungar. Rákos-mező, Krebsfeld.

[867] Andreas II. (ungar. II. András, kroat. Andrija II.; ca. 1177–1235), seit 1205 König von Ungarn und Kroatien.

[868] Mit der Pragmatischen Sanktion vom 19. April 1713 legte Kaiser Karl VI. (siehe hierzu S. 268, Anm. 884) per Hausgesetz die Unteilbarkeit und Untrennbarkeit aller habsburgischen Erbkönigreiche und Länder samt entsprechender Erbfolgeordnung fest; sie ermöglichte später, daß Maria Theresia (siehe hierzu S. 268, Anm. 887) auch als Frau die Thronfolge in den habsburgischen Ländern antreten konnte.

[869] Sigismund von Luxemburg (tschech. Zikmund Lucemburský; 1368–1437), von 1378 bis 1388 und von 1411 bis 1415 Kurfürst von Brandenburg, seit 1387 König von Ungarn und Kroatien, seit 1411 römisch-deutscher König, seit 1419 König von Böhmen und von 1433 bis zu seinem Tode römisch-deutscher Kaiser.

[870] Kunz von Heidenreichsturn (ungar. Hédervári Kont; 14./15. Jhd.); über einen Palatin dieses Namens wird lediglich in zeitgenössischen Werken berichtet.

[871] Ladislaus Hunyadi (ungar. Hunyadi László; 1433–1457; hingerichtet).

den Mündungen des Isther[872] bis an den Inn sich erstreckte. Die Türken, der Schrecken der Christenheit, die Polen und Böhmen, die Habsburger fühlten nach einander die Gewalt seines Armes; den ersten entriß er Bosnien und Serbien, den anderen die Moldau und Wallachei[873], den dritten Mähren, Schlesien und die Lausitz, den Habsburgern ganz Oesterreich. Und indem er sein Volk nach außen groß und mächtig machte, vergaß er nicht es im Innern durch Pflege der Künste, Wissenschaften und Gewerbe zu höherer Gesittung und größerem Wohlstande zu führen.

Mathias Corvinus[874] war der letzte eingeborne Herrscher Ungarns. Mit seinem Tode zerfiel sein Reich und das schöne Ungarland ward die Beute fremder Herrschbegier. Von Süden her bedrängten es die wilden Osmanli's[875], von Nordwesten warfen die Habsburger die lüsternen Augen auf es. So zwischen mächtigen Feinden eingeklemmt, ohne mit dem Herzen des Volkes verwachsene Könige, sondern von gekrönten Miethlingen beherrscht, ging das herrliche Land einer Leidensgeschichte entgegen, wie sie kaum ein anderes in der Welt erfahren. Oesterreich wußte sich unter den Großen des Landes einen Anhang zu gewinnen, der ihm nach der unglücklichen Türkenschlacht bei Mohacz[876] die Krone des heiligen Stephan[877] zuwandte. Das mächtige Habsburg, in dessen Reiche damals die Sonne nicht unterging, versprach kräftigen Schutz gegen die schrecklichen Sieger. Diejenigen Ungarn, die sich der Tage Mathias Corvins erinnerten, des unversöhnlichen Feindes und Ueberwinders der Habsburger, stellten dem habsburg'schen Ferdinand[878] den eingebornen Zapolya[879] entgegen und es begann der Kampf zweier gleichberechtigten Könige um das Land. Zapolya, der habsburgischen Macht nicht gewachsen und auch sonst nicht der Mann für seinen hohen Beruf, mußte Hilfe bei dem Erbfeind der Christenheit suchen, der sie nur gewährte, um sich selbst zum Herrn des Landes zu machen. Auf dem Rakos, der heiligen Stätte der Freiheit und des Segens, ward Ferdinands Heer in blutiger Schlacht vernichtet und auf den Thürmen von Ofen der Halbmond[880], als Zeichen der Knechtschaft und des Fluches, aufgerichtet. Einen Theil des Landes behauptete Oesterreich, einen andern Theil im Osten der Theiß mit Siebenbürgen bekam ein Zapolya als König; aber anderthalb Jahrhunderte lang, so lange der Halbmond auf den Zinnen von Buda glänzte, suchte immer eine Partei der andern das ihr Zugefallene in blutigen Kämpfen zu entreißen. Deutschland hatte seinen dreißigjährigen Krieg und er machte es zur Wüste; in Ungarn ruhte die schreckliche Geisel anderthalb Jahrhunderte nicht – was Wunder, daß es in seiner Entwickelung zurückblieb – ja ein Wunder wäre es nicht, wenn die ungarische Nation für immer aus den Reihen der Völker verschwunden wäre.

Endlich erlag die Macht der Osmanli's durch die Dummheit des Großveziers Kara-Mustafa[881] vor Wien, und Oesterreich konnte den Halbmond aus Ungarn vertreiben. Aber ein harter Kampf entspann sich um die Wälle von Ofen; siebenmal ward die starke Veste belagert, ehe sie erobert ward. Ihr Fall

---

[872] Ister, lat. Hister, griech. Ἴστρος, Ístros, war eine in der Antike verbreitete Bezeichnung für den Unterlauf der Donau vom Eisernen Tor bis zum Donaudelta.

[873] Walachei ist eine veraltete Bezeichnung für Rumänien.

[874] Siehe hierzu S. 260, Anm. 841.

[875] Osman. عثمانلو bzw. عثمانلی, Os̱mānlı, „der Osmane".

[876] Die Schlacht bei Mohács (dt. Mohatsch, osman. موهاج, Mohāç; serb. Мохач, Mohač, kroat. Mohač) am 29. August 1526.

[877] Stephan I. der Heilige (lat. Sanctus Stephanus, ungar. Szent István, slowak. Svätý Štefan; 969–1038), seit 1000 erster König des von ihm begründeten Königreiches Ungarn.

[878] Ferdinand I. (1503–1564), ab 1521 war er als Erzherzog von Österreich Herrscher in den habsburgischen Erblanden und ab 1526/1527 König von Böhmen, Kroatien und Ungarn; seit 1558 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[879] Johann Zápolya (ungar. Szapolyai János, kroat. Ivan Zapolja, Ivan Zapoljski, rumän. Ioan Zapolya, serb. Jovan Zapolja; 1487–1540).

[880] Siehe hierzu S. 255, Anm. 812.

[881] Merzifonlu Kara Mustafa Pascha (osman. مرزیفونلی قره مصطفى پاشا, Merzifonlu Ḳara Musṭafa Pāşā; 1634/35–1683; hingerichtet) war unter der Regentschaft des Sultans (arab./osman. سلطان, sulṭān, „Herrschaft, der Herrscher") Mehmed IV. (osman. محمد رابع; Mehmed-i rābiʿ, von osman. رابع, rābi, „der/die/das Vierte", wörtl. übersetzt der 4. Monat im Mondjahr; 1642–1692) Großwesir des Osmanischen Reiches und Oberbefehlshaber bei der zweiten Belagerung Wiens im Jahre 1683.

entschied das Schicksal der türkischen Herrschaft in Ungarn für immer. Wie von einem ungeheuren Alp befreit, jubelten die Ungarn dem Sieger entgegen und übertrugen ihm, aller alten Unbill uneingedenk, die Krone Stephan's als erbliches Recht, doch mit voller Wahrung ihrer uralten Verfassung.

Aber diese Verfassung war nicht im Sinne einer Dynastie, in welcher der Despotismus zu Fleisch und Blut geworden. Auf arglistige Weise suchten die wiener Hofjesuiten[882] dieselbe zu untergraben und der Nation Recht um Recht, Freiheit um Freiheit zu entwinden. Noch lebte der alte Geist der Freiheit in den Enkeln der Ahnen, die auf dem Rakos jene heiligen Satzungen festgestellt. Sie empörten sich und der edle Graf Rakoczy[883] stellte sich an die Spitze der Empörung. Zwar ward der Aufstand mit blutiger Gewalt unterdrückt, aber Habsburg nahm doch für einige Zeit eine Lehre daraus: es schonte die Anhänglichkeit der Ungarn an ihrer Verfassung, wenn es sich auch nie mit ihr befreunden konnte. Im Stillen wirkte es ihr immer entgegen und die offenen, arglosen Ungarn ließen sich mit der Zeit doch manches kostbare Recht beschneiden. So nahmen sie die pragmatische Sanktion Karls VI.[884] an, wodurch sie sich manches alten Rechtes begaben und auf immer an das Haus Habsburg-Lothringen geknüpft wurden.

Verwaist war seit dem Falle des letzten jagellonischen Ungarkönigs Ludwig II.[885] bei Mohacz der Königssitz auf der Burg zu Ofen, und als auch der letzte türkische Pascha[886] daraus ziehen mußte, glich dieses immer mehr einer trauernden Verlassenen. Oesterreich sorgte dafür, daß es auch eine betrauerte war, daß die Blicke der Ungarn immer mit schmerzlicher Wehmuth an dem Wohnsitz ihrer alten nationalen Könige hängen blieben. Nur eine kurze Zeit mochten sie der Erinnerungen, die an diesen altehrwürdigen Mauern hafteten, vergessen; das waren die goldenen Tage, da Maria Theresia[887], die Vergötterte, mit bewundernswürdigem Takte das Scepter des heiligen Stephan führte. Damals geschah es, daß die warmherzigen Söhne Arpads zu Hauf aus ihren Pußten heraufzogen nach dem sonnigen Pesth und der heiteren, lichten Gegenwart huldigten durch Gründung freundlicher Wohnsitze gegenüber der Stadt der Vergangenheit. Von jenen Tagen datirt das Aufblühen von Pesth, und an Pesth, die Stadt am Rakos, dem Felde, des Gesetzes, knüpft sich fortan die Geschichte des Nationallebens der Ungarn, das wesentlich ein Kampf um nationale Geltung und ungehemmte Entwickelung auf dem Boden seiner alten Verfassung ist. Auf die schönen Tage der Maria Theresia, wo nichts diese Entwickelung störte, folgte die stürmische Epoche unter Joseph II., der in seinen wohl gemeinten Reformplänen nicht achtete, was höher steht als alle edlen Absichten: das Recht; dann kamen die der innern Entwickelung Stillstand gebietenden napoleonischen Kriege[888], in welchen die Ungarn tapfer, für den habsburg'schen Thron fochten, und zum Lohn dafür wurde nach dem Siege der Nerv ihres nationalen Lebens unterbunden, dreizehn Jahre lang ließ Kaiser Franz I.[889] die Hallen der Ständehäuser verschlossen, gleichsam um die Ungarn der Ausübung ihrer verfassungsmäßigen Pflichten und Rechte zu entwöhnen. Eitles Mühen! Die wiener Hofburg hatte keinen Begriff von dem Geiste, der in Pesth die großen nationalen Anstalten aus den Mitteln patriotischer Bürger gründete, die noch heute eine stolze Zier dieser Stadt sind; dieser Geist

---

[882] Siehe hierzu S. 8, Anm. 9.

[883] Fürst Franz II. Rákóczi (ungar. herceg Felsővadászi II. Rákóczi Ferenc; 1676–1735).

[884] Karl VI. (1685–1740), seit 1711 römisch-deutscher Kaiser und Erzherzog von Österreich sowie Souverän der übrigen habsburgischen Erblande, als Karl III. (ungar. III. Károly) König von Ungarn und Kroatien, als Karl II. (tschech. Karel II.) König von Böhmen, als Karl III. (span. Carlos III.) designierter Gegenkönig von Spanien, ab 1713 als Karl VI. (ital. Carlo VI.) König von Neapel sowie durch den Frieden von Utrecht von 1713 bis 1720 als Karl III. (ital. Carlo III.) auch König von Sardinien, und ab 1720 als Karl IV. (ital. Carlo IV.) König von Sizilien.

[885] Ludwig II. (tschech. Ludvík Jagellonský; 1506–1526), seit 1516 König von Böhmen, Ungarn und Kroatien.

[886] Abdurrahman Abdi Pascha, genannt „der Albaner" (osman. ارناود عبد الرحمن عبدي باشا, Ārnāvūd ʿAbd-urahman ʿAbdī Pāşā; ca. 1616–1686; gefallen).

[887] Maria Theresia von Österreich (1717–1780), seit 1740 Erzherzogin von Österreich und Königin von Ungarn, Kroatien und Böhmen.

[888] Die sieben Koalitionskriege von 1792 bis 1815 gegen Frankreich.

[889] Franz (1768–1835) aus dem Haus Habsburg-Lothringen war von 1792 bis 1806 als Franz II. der letzte Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. 1804 begründete er das Kaiserreich Österreich, das er als Franz I. bis zu seinem Tod regierte.

Ungarn: 1 Million Pengö, 1946, Ludwig Kossuth
(siehe hierzu S. 269, Anm. 895).

ließ sich nicht in Todtenschlaf versenken, er mußte eines Tages erwachen und mit Macht sein gutes Recht zurückfordern. Und mit einemmale erhob er sich in Männern, die mit feuriger Zunge seine Dollmetscher wurden, daß die Gewaltigen in Wien erschraken und alsbald die Pforten der Ständehäuser erschlossen. Da war Pesth der Schauplatz eines wunderbaren, lange nicht gesehenen Lebens. Von den Pußten daher kamen die gebräunten, bärtigen Männer des Landes auf flüchtigen Rossen zur Wahl, das sauste und brauste durch die Gassen, das wogte und wallte zum Komitatshause, und hier wurde bei feurigen Reden und dazwischen tobendem Getümmel die Wahlschlacht geschlagen; glücklich siegte der Liebling des Volkes[890] über den Kandidaten der Regierung; donnernder Beifall machte die Mauern des Hauses erbeben; starke, sehnige Söhne der Haide hoben den Erwählten auf ihre Schulter und trugen ihn hinaus, unter ungeheurem Jubel durch die Straßen der Stadt. Die alten Tage des Rakos waren erneut; ein Volk befand sich wieder im Vollgenuß seines höchsten und schönsten Rechts. Doch damit war es nicht abgethan. Diesem für jeden Fremdling wunderbaren Treiben folgten die Verhandlungen der Landboten, Verhandlungen, welche bald die Augen von ganz Europa auf sich lenkten, sowohl durch die Gegenstände, die sie betrafen, als durch die Talente, welche in ihnen glänzten. Da hörte das staunende Europa zum erstenmale die Namen Wesselenyi[891], Josef Eötvös[892], Ladislaus Teleky[893], Franz Deak[894], Ludwig Bathiany, und bald auch jenen Einen, der später alle überstrahlen sollte: Ludwig Kossuth[895]. Immer höher schwoll die Fluth des nationalen Lebens; die Künste Metternichs[896], so erfolgreich gegenüber den Regungen des Volksgeistes in ganz Europa, erwiesen sich machtlos gegen denselben in Un-

[890] Der ungar. Magnat Ludwig Graf Batthyány von Németújvár (ungar. Gróf németújvári Batthyány LajosFerenc József; 1807–1849; hingerichtet); er war am 22. März 1848 zum ersten Ministerpräsident des Königreichs Ungarn gewählt worden.

[891] Der ungar. Politiker Nikolaus Freiherr Wesselényi von Hadad (ungar. Ifjabb báró hadadi Wesselényi Miklós; slowak. Mikuláš Vešeléni; 1796–1850).

[892] Der ungar. Schriftsteller und Politiker Baron Josef Eötvös von Vásárosnamény (ungar. Báró vásárosnaményi Eötvös József Károly Bertalan Adalbert; 1813–1871).

[893] Ladislaus Graf Teleki von Szék d. J. (ungar. Gróf széki Teleki László; 1811–1861).

[894] Franz Deák von Kehida (ungar. Kehidai Deák Ferenc; 1803–1876); er war maßgeblich am Österreichisch-Ungarischen Ausgleich von 1867 beteiligt.

[895] Ludwig Kossuth (ungar. Kossuth Lajos; slowak. Ľudovít Košút; 1802–1894).

[896] Der österr. Staatsmann Clemens Wenceslaus Nepomuk Lothar von Metternich-Winneburg zu Beilstein (1773–1859), führender Kopf der Restaurationsepoche nach den napoleonischen Kriegen.

garn. Pesth war und blieb der Mittelpunkt dieses Lebens, und mitten in diesem bewegten Leben blühte und gedieh es zu einer der schönsten Städte Europa's.

Jenes Leben, wir Alle wissen, welch ein Verhängniß, schwarz und düster wie ein Leichentuch, über es kam[897]. Der nationale Geist Ungarns schien eingesargt, zerstört auf immer; die letzten Jahre haben gezeigt, daß er noch lebt, daß er noch wach und rege ist und nur des Augenblickes harrt, wo er sich in seiner ganzen Macht zeigt. Wer noch zweifelt, der sehe Pesth in seiner heitern Ruhe, zu der sich noch der Trotz gesellt hat. Drüben auf der Veste zu Ofen residirt der kriegerische Statthalter[898], der das Land in Gehorsam halten soll, die Kanonenmündungen starren durch die Luken, der Kanonier steht dabei und harrt nur des Befehls zum Feuern; die Steuereintreiber gehen von Haus zu Haus, Patrouillen durchstreifen die Straßen; aber heitern Trotzes durchwandeln die Söhne Arpads mit Säbel und Sporen am Arme schöner Frauen die Stadt, ihre schönen Spaziergänge; es steht allen auf der Stirn geschrieben, daß sie nichts fürchten, daß sie an die Zukunft ihres Vaterlandes glauben, und die Physiognomie von Pesth trägt die Bestätigung solchen Glaubens.

[897] Die Niederschlagung der ungar. Revolution durch russ. und österr. Streitkräfte im August 1849 (siehe hierzu auch S. 264, Anm. 852).

[898] Der österr. Feldzeugmeister Ludwig Ritter von Benedek (ungar. Lovag Benedek Lajos; 1804–1881), von 1860 bis 1866 Zivil- und Militärgouverneur von Ungarn.

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 115f.

CCCXIX. Das Königshaus in Ghazipore[899].

Wie in der Gluth der tropischen Sonne die Blume schneller welkt und alles Daseyn schneller vergeht, so ist auch zwischen den Wendekreisen im Staaten- und Völkerleben alles vergänglicher, flüchtiger, als in den kühlern Himmelsstrichen, und Leben und Tod, Bauen und Zerstören lösen dort viel schneller sich ab. Besonders ist in Indien dieser rasche Uebergang bemerklich. In einem Jahrhundert blühen dort Städte auf und verfallen wieder, und der Reisende eilt über mit Gras bewachsenen Schutt, wo er ein paar Jahrzehnte früher vor Palästen geweilt hat. Auch dieses kostbare Werk der indischen Baukunst, – Sahedul Ali’s[900], Königs von Lucknow, Feenpalast in Ghazipore, ist jetzt verlassen, und eilt mit so viel anderer Herrlichkeit der muselmännischen Herrscher Indiens seinem Verfall entgegen. Die Politik der Britten läßt den mediatisirten Fürsten[901] ihre Paläste; aber die Jahrgelder, welche jene genießen, reichen bei weitem nicht hin, solche unermeßliche Prachtgebäude anständig zu bewohnen, oder auch nur nothdürftig zu erhalten. So geschieht’s, daß die prächtigsten Königswohnungen verlassen werden, und manche derselben zur Ruine wird, ehe noch der Thronling selbst verschwindet.

[899] Ghazipur (Hindi: ग़ाज़ीपुर, Gāzīpur; Urdu غازیپور; Ġāzīpur).

[900] Hiermit könnte Saadat Ali Khan II. (Urdu: سعادت علی خان, Sahādat ʿAli Ḫān; ca. 1752–1814), seit 1798 6. Nawab (Urdu نواب, nawāb) von Oudh (Urdu اودھ, Avadh/Oudh), gemeint sein; die hier erwähnten Palastbauten stammen jedoch nicht von ihm, sondern werden dem Gouverneur Nawab Shaikh Abdulla (نواب شیخ عبد الله, Nawāb Šayḫ Abdulla; Lebensdaten nicht ermittelt) zugeschrieben.

[901] Mediatisierung ist hier im Sinne von verlorener Souveränität zu verstehen.

CCCXIX

GHAZIPORE

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 116.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 60.

CCCXX. Das Denkmal bei Abach[902].

Abach, unfern Regensburg, mit seinem Römerthurm, liegt im Mittelpunkte einer reichen Landschaft. Die Donau, von ungeheuren Felsenmassen aufgehalten, macht daselbst eine rasche Wendung gegen Norden und bildet zwei Thäler, die zu den schönsten gehören, welche der Strom durchrauscht. In frühern Zeiten wand sich ein schmaler, kaum sechs Fuß breiter Fahrweg an dem thurmhohen Ufer hin, und Fälle waren so selten nicht, daß Wagen mit Roß und Führer hinab in die Fluthen stürzten. Manches eingehauene Kreuz gab davon Zeugniß, und die an den gefährlichsten Stellen aufgerichteten Heiligen- und Marienbilder konnten nicht helfen. – Vor 70 Jahren, unter dem Bayern-Herzog Carl Theodor[903], wurde die Felswand bis zu einer Höhe von 180 Fuß weggesprengt, und aus dem halsbrechenden engen Pfade entstand eine breite, sichere Chaussee. Die Leitung des Baus besorgte der Ingenieuroberst Riedel[904], und die Dankbarkeit der Umwohner, an deren Spitze ein Graf von Torring[905] trat, setzte jenem und dem Fürsten, der das Werk angeordnet, das schöne, einfache Denkmal. – „Furchtbar ist der Strom“, hieß es sonst, „er dürstet nach Blut und will jährlich sein Opfer.“[906] Jetzt zieht er in stiller Majestät am Fuße des gebändigten Gnomen hin. – Nicht weit von diesem Denkmal ist die interessante Stelle, wo der Kanal[907] mündet, welcher den Main mit der Donau zusammenknüpft und Carls des Großen[908] Idee verwirklicht.

[902] Heute Bad Abbach.

[903] Carl Philipp Theodor (1724–1799), seit 1742 als Karl IV. Pfalzgraf und Kurfürst von der Pfalz sowie Herzog von Jülich-Berg, seit 1777 als Karl II. auch Kurfürst von Bayern. Er war der letzte pfalz-bayerische Kurfürst.

[904] Adrian von Riedl (1746–1809), seit 1790 Direktor der bayer. Straßen- und Wasserbauverwaltung.

[905] Reichsgraf Josef August von Toerring (1753–1826), der von 1799 bis 1801 Präsident der Generallandesdirektion, die für die Verwaltung von Ober- und Niederbayern zuständig war.

[906] Stattdessen findet sich auf der 1794 enthüllten Gedenktafel des vom bayer. Kurfürsten und Herzog Carl Theodor (1724–1799) angeordneten Straßendurchbruchs folgender Spruch: „CAROLO. THEODORO. C. P. R. BOIORUM. DUCI. ELECTORI. OPTIMO. PRINCIPI. EVERSA. DEIECTA. IMMINENTIUM. SAXORUM. MOLE. LIMITE. DANUBIO. POSITO. STRATA. A. SAAL. AD. ABBACH. VIA. NOVA. MONUMENTUM. STATUI. CURAVIT. JOS. AUG. TOERRING. AER. BOIC. PRAEFECTUS. CIƆIƆCCVIC / Carl Theodor, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog und Kurfürst von Bayern, dem besten Fürsten, ließ, nachdem die Masse drohender Felsen abgesprengt und entfernt, der Donau eine Grenze gesetzt und eine neue Straße von Saal nach Abbach gebaut war, Josef August Toerring bayer. Hofkammervizepräsident, 1794 dieses Denkmal errichten.“

[907] Der in den Jahren 1836 bis 1846 erbaute 172,4 km lange Ludwig-Donau-Main-Kanal zwischen Kelheim und dem Main bei Bamberg.

[908] Karl der Große hatte 792/93 bei Treuchtlingen den Bau eines Rhein-Main-Donau-Kanals, heute „fossa carolina“ genannt, in Angriff genommen.

CCCXX

DENKMAL BEI ABACH

Aus der Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbghsn.

Eigenthum der Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 117-124.

CCCXXI. Frankfurt.

Schönes Frankfurt! Auf der nämlichen Stelle, von der die Aufnahme dieser Ansicht geschah, stand ich, als ich vor zehn Jahren zum letzten Mal dich sah! Die Paläste am Main hin warfen ihre breiten Schatten über den Strom, und nur der stumpfe Kegel des Doms strahlte noch im Heiligenschein der untergehenden Sonne. In deine Betrachtung verloren, dachte ich deiner vergangenen Zeit, und des Flusses Rauschen in der düstern Tiefe kam mir vor wie das Rauschen des Stroms der Ewigkeit, auf dem so viele deiner Geschlechter flutheten und vergingen. Deine Geschicke zogen wie Phantome durch meine Seele. Ich sah den Titanen Karl[909] mit den 300 Bischöfen des Abendlandes zum Conzil in deinen Mauern versammelt; sah die Kurfürsten durch deine Thore einziehen zur Wahl des Reichsoberhaupts; hörte den Schwur des Gewählten vor allem Volke, Recht zu üben und die Freiheit zu schirmen überall in deutschen Landen; sah die lange Reihe der Kaiser salben und krönen in deinem Dome; – sah verschwinden all die Herrlichkeit, zusammenbrechen Reich und Kaiserthron, aus Reichsfürsten Fürsten des Rheinbundes[910] werden, in dem Palast eines Erb-Reichspostmeisters Hof halten den Fürsten Primas, undenklich – du lieber Gott! – Beschlüsse fassenden Bundestag[911]. Welche Erinnerungen knüpfen sich an diese Namen, welche Begebenheiten, welche Erwartungen, welche Hoffnungen, welche Täuschungen haben sie geboren! Ach, mein Traum in jener Abendstunde ist ausgeträumt, und die glühenden Farben, in welche meine Phantasie damals die Zukunft malte, hat die kalte, nüchterne Gegenwart längst ausgespottet.

Was die Welt bei der jetzigen Gestaltung der Verhältnisse verloren oder gewonnen hat, mag hier unbeantwortet bleiben; Frankfurt aber hat sich gut dabei gestanden. Keine Stadt in Deutschland, nicht eine ausgenommen, hat so große Vortheile geärndtet, hat so zugenommen an Reichthum und, als Wirkung desselben, an Schönheit und an heiterm Ansehn, wie Frankfurt. Daß das Gebäude seiner reichsstädtischen Verfassung zusammenbrach, war ein Glück; denn alles war morsch daran und ausgeartet, und die äußere Form, wie das Leben drinnen, standen im Widerspruch mit der Zeit. In Regiment und Verwaltung waren die meisten Aemter längst zu Erbstücken der Patrizier geworden und ein Pfuhl, in welchem Habsucht und Neid mit einander im Kampfe lagen. Verwirrt liefen die Competenzen der verschiedenartigsten Behörden durch einander, täglich ausstreuend die Neusaat für Hader und innere Zwietracht. Frankfurt ***contra*** Frankfurt war eine stehende Rubrik bei den Reichsgerichten. Die wenige Lebensthätigkeit, welche noch im morschen Staatskörper war, ging in kleinlichen Eifersüchteleien und Streitigkeiten zwischen Rath und Bürgerschaft, Zünften und Senatoren auf. Selbst der Sturm der Revolution (schon Custine[912] rief den Frankfurtern auf offnem Markte zu: „habt ihr den deutschen Kaiser

---

[909] Karl der Große hatte für das Jahr 794 die sog. Frankfurter Synode einberufen, an der zahlreiche bedeutende Kleriker der Zeit teilnahmen.

[910] Der am 12. Juli 1806 gegründete, von Napoléon Bonaparte abhängige Rheinbund, mit dem die 16 Erstunterzeichnerstaaten mit Wirkung vom 1. August 1806 aus dem Verband des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation" austraten, woraufhin Kaiser Franz II. (siehe hierzu S. 276, Anm. 917) am 6. August die Kaiserwürde niederlegte. Nahezu alle beteiligten Fürsten wurden hierfür mit Standeserhöhung, Bayern und Württemberg z. B. mit der Königskrone, belohnt.

[911] Der von 1816 bis 1866 zu Frankfurt a. Main in der Großen Eschenheimer Gasse tagende ständige Gesandtenkongreß des „Deutschen Bundes" (siehe hierzu S. 162, Anm. 574), der mit der Schlußakte des „Wiener Kongresses" vom 8. Juni 1815 konstituiert worden war.

[912] Adam-Philippe, comte de Custine, genannt général moustache (1740–1793; hingerichtet), frz. Général de division, der vor allem durch die Eroberung von Mainz im 1. Koalitionskrieg bekannt geworden war. Der unsignierte Stich in Punktmanier wurde folgendem Werk entnommen: „Revolutions-Almanach von 1794" (Göttingen: J. Chr. Dieterich [1793]).

gesehen? – ihr habt den letzten gesehen!“[913]) mit seinen schweren Erschütterungen besserte nichts. Er führte als Contribution und Brandschatzung viele Millionen fort; aber die alten Mißbräuche und Philister-Vorurtheile blieben da, und die Mängel im Regiments wurden unter der gewirkten Schuldenlast, (die meisten der gegenwärtigen Staatsschulden stammen noch aus jener Periode,) nur um so drückender und nachtheiliger.

Die Rheinbundacte löste den Reichsverband, und was ein Jahrtausend zusammen gehalten hatte, fiel aus einander. Dalberg[914] erhielt, als Fürst Primas, Frankfurt von des Eroberers Gunst als Eigenthum. Die Hand jenes gütigen und humanen Fürsten, den der Bedienten-Sinn anfänglich ebenso übertrieben gepriesen hat, als er ihn nach Verlust der Macht ungerecht schmähete, mußte nothwendig das alte Staatsgebäude einlegen und neu bauen, und sie that's, wie der Meister befohlen, nach französischem Muster. Dazu konnte Dalberg wenig Frankfurter brauchen; er zog Fremde in's Land als Gehülfen bei'm Organisirungswerke und dadurch, wie durch so manche Maaßregel, die ihm der Zeitendrang gegen seinen Willen abnöthigte, schuf er Unzufriedenheit. Die Frankfurter konnten unter seiner Regierung nicht glücklich seyn; denn für das gute Neue hatten sie noch keinen Sinn – (sie sahen ja nur ein zweifelhaftes Pflanzen, aber keine Frucht! –), der Verlust des Alten aber verletzte ihren Stolz und schmerzte sie, und selbst die Last, welche die Zeit unvermeidlich auflegte, betrachteten Viele nur als eine Folge von der Veränderung des Regiments und der Verfassung.

Adam-Philippe Custine
(siehe hierzu S. 275, Anm. 912).

Dalberg säete; aber er hatte blos die Mühe und die Arbeit davon; die Freude an der guten Frucht, die erst spät reifen konnte, ward ihm nicht. Leipzig's Donner[915] brüllte und das Primas-Intermezzo war zu Ende. Dalberg floh; er starb, verhöhnt, in Armuth*)[916]. – Die siegreichen Heere der Verbündeten rückten ein, an ihrer Spitze Franz, der letzte deutsche Kaiser[917]. An die Zusicherung desselben, die er

913 Frei zitiert aus dem „Staats-Lexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von Carl von Rotteck und Carl Welcker. – Sechster Band“ (Altona: J. F. Hammerich 1838), S. [3].

914 Carl Theodor Kämmerer von Worms, Reichsfreiherr von und zu Dalberg (1744–1817), ab 7. Januar 1800 regierender Fürstbischof von Konstanz, ab 25. Juli 1802 Kurfürst-Erzbischof von Mainz und Bischof von Worms, seit 1803 Primas von Deutschland, ab 1. Februar 1805 Erzbischof von Regensburg, von 1806 bis 1815 Fürstprimas des Rheinbundes, von 1810 bis 1813 Großherzog des Großherzogtums Frankfurt. Der Stich wurde nach einer Vorlage von Friedrich Tischbein (1749–1825) von Johann Friedrich Müller (1782–1816) geschaffen.

915 Die „Völkerschlacht“ bei Leipzig vom 16. bis 19. Oktober 1813, in der die Franzosen unter Napoléon von den verbündeten Russen, Preußen, Österreichern und Schweden vernichtend geschlagen wurden.

916 *) Unter Carl v. Dalberg's Herrschaft – so zeugt von ihm ein Frankfurter – wurde keinem Bürger ein Haar auf dem Haupte gekrümmt, Keiner wegen seiner Meinungsäußerung verfolgt, Keiner unter Commissionen gestellt, Keiner als Staatsgefangener in das Ausland abgeführt. Die Tortur, welche seine Criminalprozeßordnung abschaffte, wurde unter Dalberg nie durch Verlängerung oder Erschwerung der Untersuchungshaft ersetzt; seine Gerichte dehnten nicht, waren nie über den Schrei der Unschuld entrüstet, beschränkten nie, erschwerten nie die heilige Freiheit der Rechtsvertheidigung. Kein Frankfurter hat damals drei Jahre lang im Untersuchungsarreste, oder in Löchern mit *abat-jours* [Lichtöffnungen, also fensterlos], oder die Fenster mit Copalfirniß verkleistert [ein Überzug, der in etwa dem Effekt einer Milchglasscheibe gleichkommt], gesessen. Sein Herz, sein Streben war deutsch, frei und recht, so wenig eins seiner Edikte auch die Deutschheit zu Markte trug.

Rheinganum, im Art. Frankfurt in Rotteck's Staatslexicon [siehe hierzu S. 276, Anm. 913].

917 Franz (1768–1835) aus dem Haus Habsburg-Lothringen war von 1792 bis 1806 als Franz II. der letzte Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. 1804 begründete er das Kaiserreich Österreich, das er als Franz I. bis zu seinem Tod regierte.

den Vorständen seiner Krönungsstadt gab, knüpfte sich die Hoffnung auf Wiedererwerb von Freiheit und Selbstständigkeit, welche der 46. Artikel der Wiener Congreßacte[918] nachher verwirklichte. Frankfurt trat dadurch ein in die Reihe der souverainen Staaten Deutschland's. – Es folgte ein lebendiger, oft krampfhaft und peinlich werdender Kampf der sich durchkreuzenden Interessen im neugeschaffenen Gemeinwesen, und je nachdem eine oder die andere Partei oder Ansicht die Oberhand gewann, benutzte sie den Augenblick des Siegs, um sich Früchte desselben zu sichern. Innerhalb zweier Jahre wurden mehre Constitutionen erlassen, gehandhabt und wieder aufgehoben. Erst im Juli 1816 verständigte man sich über die noch in Kraft bestehende Verfassung. Sie ist im Wesentlichen die reichsstädtische mit denjenigen Modificationen, welche die Zeit als nothwendig forderte. Das democratische Prinzip anerkennt sie unverfälscht. Sie legt die Souverainitätsrechte in die Gesammtheit der christlichen Bürgerschaft und hebt die Vorrechte aller patrizischen Geschlechter auf. Diese Verfassung theilt die Gewalten in die executive (den Senat, aus 42 Gliedern, Schöffen, Senatoren und Rathsverwandten), mit der leider! zugleich (factisch wenigstens) die richterliche verbunden ist, weil Stadtgericht, Appellationsgericht und Curatelamt[919] aus Mitgliedern des Senats bestehen, und in die legislatorische. Letztere ruht in der gesetzgebenden Versammlung und der ständigen Bürgerrepräsentation. Diese besteht aus 61 Mitgliedern, ist das Auge des Staats, die Verwaltung controllirend und in allen Finanzsachen mit dem Senate berathend; jene ist aus 85 immer nur für ein Jahr gewählten Mitgliedern zusammengesetzt. Das Präsidium des Senats führen 2 Bürgermeister, die durch Rotation der Senatsglieder von Jahr zu Jahr wechseln. Die Bewohner der wenigen, zum Frankfurter Gebiete gehörenden Ortschaften sind von aller Theilnahme am Regimente völlig und in dem Maaße ausgeschlossen, daß der kenntnißvollste Sohn des reichsten Dorfbewohners in seiner Heimath nicht einmal als Schulmeister angestellt werden kann. – Die israelitischen Bürger können schon um ihres Glaubens willen nicht zu Staatsämtern gelangen und werden eben so wenig bei den Zünften zugelassen. In jeder andern Beziehung genießen sie Rechtsgleichheit. – Die nicht-bürgerlichen Einwohner Frankfurt's, Beisassen, (Permissionisten) haben blos auf Duldung und den allgemeinen gesetzlichen Schutz Anspruch. – Man sieht, es ist für künftige Verbesserungen in dem Staatswesen Frankfurt's viel Raum gelassen, und auch hier wird wahr, daß die Welt überall eine Welt von Kräften

Carl Theodor von und zu Dalberg (siehe hierzu S. 276, Anm. 914).

[918] Vom 8. Juni 1815: „La ville de Francfort, avec son territoire, tel qu'il se trouvoit en 1803, est déclarée libre, et fera partie de la ligue germanique. Ses institutions seront basées sur le principe d'une parfaite égalité des droits entre les différens cultes de la religion chrétienne. Cette égalité des droits s'étendra à tous les droits civils et politiques, et sera observée dans tous les rapports du gouvernement et de l'administration. Les discussions qui pourront s'élever, soit sur l'établissement de la constitution, soit sur son maintien, seront du ressort de la diète germanique, et ne pourront être décidées que par elle / Die Stadt Frankfurt mit ihrem Gebiete, so wie es im Jahr 1803 bestanden, wird für frei erklärt, und macht einen Theil des deutschen Bundes (siehe hierzu S. 162, Anm. 574) aus. Ihre Staatseinrichtungen sollen auf den Grundsatz einer vollkommenen Gleichheit der Rechte der verschiedenen Bekenntnisse der christlichen Religion gegründet werden. Diese Gleichheit der Rechte soll sich auf alle bürgerliche und politische Rechte erstrecken, und in allen Verhältnissen der Regierung und der Verwaltung beobachtet werden. Die Streitigkeiten, welche über die Errichtung oder über die Handhabung der Verfassung entstehen, gehören vor den deutschen Bundestag, und können nur durch ihn entschieden werden."

[919] Die Frankfurter Vormundschaftsbehörde.

ist, in welcher alles Stärkere herrscht, so viel als es kann, und in einer der kleinsten Republiken so gut die Herrschsucht eine Rolle spielen will, als in Autokratieen. Auch die Frankfurter Bürger haben Unterthanen, und sie rufen ihrem Dörfler zu: „willst du Freiheit, so nimm sie mit heim; in deinem Hause magst du ihr Altäre bauen, ein ehrlicher Mann seyn, dein Feld pflügen, bei uns zu Markte gehen, für uns arbeiten, von uns Geld verdienen; – was aber drüber ist, ist dir von Uebel.“[920] – Vor einer Frankfurter Ausgabe Baseler Geschichten braucht man sich freilich nicht zu fürchten. –

Zum Bilde! – Längs dem Maine dehnt sich auf hohem Uferrand (vom Untermainthore) eine herrliche Fronte prachtvoller Privatwohnungen bis zu dem Landungsplatze, dem Hafen und dem Hauptzollamte hinaus, und es folgt so. dann die Mainseite des ältesten Stadttheils, eine Reihe alterthümlicher Gebäude mit hohen, überhängenden Giebeln und Schieferdächern. Dunkle, gewölbte, überthürmte Pforten (die sog. Wasserthore) geben Einlaß in das Innere der Altstadt. Oberhalb der großen Brücke, welche in den jenseitigen Stadttheil (Sachsenhausen) führt, steht, die Façade dem Main zugekehrt, abermals eine Reihe palastähnlicher Häuser auf hohem Gestade (die schöne Aussicht), und den würdigen Schluß dieser Parthie machen der Tempel der Stadtbibliothek am Obermainthor und das Wachthaus, dieses eine Nachbildung der Hallen des Campus Militum in Pompeji, jener im edelsten griechischen Styl. Um den weiten Halbkreis, den die Stadt selbst zwischen den beiden äußersten Punkten, dem Ober- und Untermainthor bildet, erfreuen, auf der Stelle ehemaliger Wälle und stinkender Gräben, die schönsten öffentlichen Anlagen mit schattigen Hainen, Bosketten von blühenden Sträuchen, Alleen, Rasenplätzen, Blumenterrassen, Teichen mit Geflügel etc. in reizender Abwechselung. Dazwischen sind die 5 Landthore: das Allerheiligen-, Friedberger-, Eschenheimer-, Bockenheimer- und Sanct-Gallusthor. Zur Seite der Promenaden gruppiren sich in zwei weiten Halbzirkeln Gärten und kleine Parks mit Palästen und Villen, die mehr wie alles Uebrige verrathen, daß Frankfurt wirklich die Stadt der Millionairs, die Residenz der Geldkönige, der Rothschilde[921] und ihres Gleichen ist, an welche Sultan und Papst und Könige und Kaiser und die meisten Völker der Erde zinsen. Auch jenseits des Mains, auf der Mühlberger Höhe, über Sachsenhausen, hat, um der herrlichen Aussicht willen, der Reichthum seine Prachtwohnungen hingebaut; die Kleefelder und Weinberge verschwinden und machen Park-Anlagen Platz. Lange Reihen solcher Villen, deren Fürsten sich nicht zu schämen brauchten, stehen auch am untern Mainthor am Flusse hin, und damit die reichste Familie auf der Welt in diesen Aeußerungen des Ueberflusses würdig repräsentirt sey, so ist die Krone aller die Rothschild'sche Villa vor dem Bockenheimer Thore, welche des Herrlichen, was den Freund des Schönen fesseln mag, allein mehr enthält, als genügend wäre, ein Buch zu füllen. Fast alle großen Gärten haben Gewächshäuser. Das Schönste, was die Flora hier erzeugt, wird jährlich in eine Blumen-Ausstellung vereinigt, welcher sich keine andere in Deutschland an die Seite stellen kann. – Von den höher gelegenen Punkten der Promenaden hat man angenehme Blicke in das Land, und sie lassen erkennen, wie der Reichthum in dem glücklichen Frankfurt nicht Einzelne blos, sondern recht Viele erfreut. Ueberall sieht man neue Anlagen entstehen, Mauerwerke emporsteigen, und aus den Dörfern ringsum glotzen die neuen rothen Dächer[922], zeigend, wie die Fluth des Ueberflusses auch durch kleinere Kanäle sich weit in das Land ergießt. Viele Frankfurter wohnen übrigens im Sommer in den benachbarten Flecken und Städtchen; viele selbst das ganze Jahr hindurch, und diese kommen täglich zur Stadt für die Besorgung ihrer Geschäfte. Fiakers, welche an allen Thoren stehen, erleichtern die Verbindung.

Die Physiognomie der innern Stadt straft den Begriff nicht Lügen, den die äußern Umgebungen hervor rufen. Selbst im allerältesten Kern, zwischen dem Dom und dem Römerberg, mit seinen engen, winklichen, düstern, doch reinlichen Gassen, deren alterthümliche Häuser ihre weit überhängenden, mit Wetterfahnen und Thurmspitzen gezierten Giebel der Straße zukehren, wird man die Zeichen der Gemächlichkeit und des Wohlstandes ihrer Bewohner nicht vermissen. Die Stadttheile zwischen dem

---

[920] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

[921] Die Frankfurter Bankiers Amschel Mayer Freiherr von Rothschild (1773–1855), Salomon Mayer Freiherr von Rothschild (1774–1855), Nathan Mayer Freiherr von Rothschild (1777–1836), Carl Mayer Freiherr von Rothschild (eigentl. Kalman Mayer Rothschild; 1788–1855) und James de Rothschild (eigentl. Jakob Mayer Rothschild; 1792–1868).

[922] Ziegeldächer an Stelle der traditionellen dunkelgrauen Schieferdächer.

Mainzer- und Fahrthor und der Zeil sind neuer; auch da sind viele Straßen eng; aber aus den hohen, meistens massiven Häusern, in deren untern Räumen sich Waarengewölbe und Contore, die Fenster mit eleganten Eisengittern verwahrt, befinden, blickt schon der Reichthum heraus. Die schönsten Parthieen im Innern der Stadt sind die 80 Schritt breite Zeil, die von der Konstabler- bis zur Hauptwache reicht, mit vielen Hotels (rothem Haus, russischem Hof, römischem Kaiser etc.) und der Roßmarkt. Herrlichere Straßen als die neuen Wallstraßen hat keine Stadt Deutschlands aufzuweisen. Palast an Palast steht dort, und man wird nicht müde, die Tüchtigkeit und Eleganz dieser neuen Prachtgebäude zu bewundern.

An ältern Bauwerken, welche welt- und kunstgeschichtliches Interesse haben, muß eine Stadt reich seyn, welche seit länger als tausend Jahren blüht und in der Geschichte des deutschen Reichs einen Ehrenplatz einnimmt, der zugleich ein Schauplatz der folgenreichsten Begebenheiten und Handlungen war. Der „Römer," wo die deutschen Kaiser gewählt, der Dom[923], wo sie gesalbt und gekrönt wurden, sind jedem deutschen Herzen liebe, vertraute Namen und heilige Orte. In jenem uralten Palaste Karls des Großen (der 1480 durch Einbau der benachbarten Wohnungen seine gegenwärtige Gestalt bekam) führt eine breite Stein-Treppe den vom Römerberge her Eintretenden hinauf in das im Schmuck einer längst geschwundenen Zeit prangende Wahlzimmer, wo von den Kurfürsten des Reichs, zur Wahl versammelt, der feierliche Akt vollzogen wurde, durch den ein freies, deutsches Volk seinen Kaiser erhielt. Neben dem Wahlzimmer ist der Kaisersaal, wo der Neugekrönte, nach dem Zuge aus dem Dome, bei offenen Thüren an der Tafel speiste, die ihm deutsches Volk gedeckt hatte, und bedient von dessen Repräsentanten, den mächtigsten Fürsten des Kaiserthums. Der Hauptschmuck des Saals sind die Brustbilder aller in Frankfurt gekrönten Kaiser von Konrad I.[924] an (912) bis auf Franz II., dessen Bild, ein bedeutsames Spiel des Zufalls, den letzten Wand-Raum, welchen seine Vorgänger übrig gelassen, gerade ausfüllt. Im Römer hält der Senat seine Sitzungen und da sind auch die Geschäftslokale der obersten Behörden der kleinen Republik. – Der Dom, vorhanden schon zu Pipin's[925] Zeit, von Ludwig dem Deutschen[926] zum Stift erhoben, erhielt im 14. und 15. Jahrhundert seine jetzige Gestalt. Leider ist sie in der Nähe kaum zu erkennen; denn an dem noblen Bau hat die Habsucht und der Unverstand schlechte Häuserchen und elende Buden gekleckst, nichts frei lassend, als die Eingänge. Blos der Anblick aus der Ferne gibt einen Begriff von der Masse dieses Tempels, dessen stumpfer Coloß hoch über alle anderen Thürme der Stadt emporragt und ihr ein Ansehn von ehrfurchtgebietender Würde gibt. – Wohl hat auch am Domthurm der Zahn der Zeit genagt, sein Schmuck ist längst herabgeworfen, Nischen, in denen keine Heiligen mehr sind, sind geborsten, Steine sind gerückt, und, wie in manchem Staatsgebäude, geht der Geist der Verwesung um mit leisem Knistern; doch die Masse der Hauptmauern ist unverwüstlich, noch nicht ergraut und scheint nur des rechten Baumeisters zu warten, der sie wieder zu schmücken weiß. –

Nicht am Aeußern allein will sich der Sinn ergötzen; er verlangt auch des Domes Inneres zu schauen. Weit geöffnet sind die hohen Pforten, und wir treten ein mit Ehrfurcht; denn unser Fuß berührt die Schwelle, welche vor uns vierzig deutsche Kaiser überschritten. An alten Grabsteinen und Monumenten vorüber, an Altären mit Heiligenschreinen hin, über das Grab des gewählten Kaisers, Grafen Günther's von Schwarzburg[927] weg, der hier starb, ehe er die Krone trug; über die Katakomben vergangener Fürstengeschlechter wandeln wir zum hohen Chor, zu jener Stufe am Hochaltare, wo das neugewählte Oberhaupt Angesichts des lebendigen Gottes und seines Volkes das Reichsgesetz beschwor. Viele leben noch, die des letzten Kaisers Schwur gehört, Viele, die, als sie, nach der Vertreibung des Reichszerstörers, Franz II. hier niederknieen sahen, Hoffnungen neu faßten, welche doch keine Zeit zu verwirklichen im Stande ist. – Ich huldige gern dem Großen unserer Vergangenheit; doch den Glauben,

---

[923] Der 1239 geweihte Kaiserdom St. Bartholomäus, dessen Vorgängerbauten sich bis in das 7. Jahrhundert zurückverfolgen lassen.

[924] Konrad I. (ca. 881–918), seit 906 Herzog von Franken und seit 911 König des Ostfrankenreichs.

[925] Siehe hierzu S. 107, Anm. 431.

[926] Ludwig II. der Deutsche (ca. 806–876), seit 817 Unterkönig von Baiern, das er ab 826 selbständig regierte, seit 843 König des Ostfrankenreiches.

[927] Günther XXI., Graf von Schwarzburg-Blankenburg (1304–1349), hatte sich 1349 gegen König (dem späteren Kaiser) Karl IV. (1316–1378) aus dem Haus Luxemburg als Gegenkönig aufstellen lassen.

jener geheimnißvolle Ideenspuk, der in vielerlei Gestalten das deutsche Geisterreich durchschwärmt; jenes bedeutungsvolle, dunkle Einheitsahnen, das so träumerisch durch deutsche Seelen zieht und Befangene schreckt wie gespenstiges Schattenspiel – das würde sich gelegentlich in den alten abgetragenen Kaisermantel kleiden lassen, den man dann nur zu flicken brauche, – diesen Glauben halte ich für baare Thorheit.

Flüchtig nur verweilen wir bei den übrigen Merkwürdigkeiten Frankfurt's. Wir beschauen die mit Säulen geschmückte Façade des Thurn- und Taxischen Palais[928], wo der österreichische Präsidialgesandte und der Bundestag zur Miethe wohnen; die Börse[929] in einem andern Palaste, dem sog. Braunfels; die schönen Gebäude des Eisenbahnhofs[930], wo uns ein neues Leben voller Zukunft erfreut. Die St. Paulskirche[931] (1834 vollendet) ist der luther. Haupttempel und unstreitig einer der schönsten Kirchenbaue der neuesten Zeit. Ihre Form ist die Ellipse; der Styl der römische; einfache Würde der Charakter ihrer Ausschmückung. Man sieht kein Bildwerk, außer auf dem Altare ein goldnes Cruzifix mit Dornenkrone und Palmenzweig. Die beiden Bethäuser der Reformirten sind auf dem Korn- und auf dem Roßmarkt und verdienen das nämliche Lob. Die Katharinenkirche ist überladen mit geschmacklosem Schnörkelwerk; sie enthält aber schöne, altdeutsche Monumente, und ihr 250 Fuß hoher Thurm ist eine Zierde der Stadt. Zu der Sankt Leonhardskirche lenken den Kunstfreund Sculpturen und Glasmalereien aus der besten Zeit; zur Liebfrauenkirche das berühmte Werk eines Bildschnitzers des 14. Jahrhunderts, eine Anbetung der heiligen 3 Könige. Im Saalhof erkennt der Alterthumsforscher den alten Palast der Carolinger wieder und erinnert sich bei der Schmucklosigkeit des Gebäudes der Genügsamkeit der alten deutschen Herrscher, und ist eingedenk, wie der mächtigste Fürst auf Erden damals dem Bauer nach Lebensweise und Wohnung näher stand, als jetzt letzterer dem bürgerlichen Kaufmann. Im Compostell, dem uralten Hospiz für die frommen Pilger nach dem fernen St. Jago di Compostella, ist die Verwandlung, welche die Zeit da vorgenommen, pikant; und für den Beschauer, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, auch erfreulich. Denn im Hofe, auf der Stelle, wo vor dem Bilde der Jungfrau der gläubige Wallfahrertroß das Kreuz geschlagen, bauten die Israeliten dem alleinigen Gott ihren schönen Andachtstempel und daneben die der Bildung ihrer Jugend gewidmete treffliche Anstalt, das Philanthropin. – Das Theater[932], für Drama und Oper zugleich, ist als Bauwerk schlecht; dabei ist's klein und nicht einmal schön im Innern. Es ist Frankfurt's unwürdig. Ehrenwerther jedoch erscheinen die großen Anstalten für Wissenschaft und Kunst. Des (1825 vollendeten) Bibliothekgebäudes haben wir schon erwähnt. Ordnungsvoll ist hier ein literärischer Schatz aufgestellt, der nicht der Zahl, (er enthält 50,000 Bände), sondern dem Gehalte nach einer der reichsten Deutschland's ist; besonders reich an Erstlingsdrucken, Manuscripten und xylographischen Werken. Vieles ist auch da, was man gerade nicht sucht: so Antiken, Mumien, etruskische Vasen, Sculpturen in

[928] Das Palais war in den Jahren 1731 bis 1739 von Robert de Cotte (1656–1735) im Auftrag des Reichserbgeneralpostmeisters Fürst Anselm Franz von Thurn und Taxis (1681–1739) erbaut worden. 1748 wurde es Sitz der Hauptverwaltung der von den Thurn und Taxis betriebenen Kaiserlichen Reichspost, 1805 bis 1813 Residenz des Fürstprimas und Großherzogs von Frankfurt Karl Theodor von Dalberg (siehe hierzu S. 276, Anm. 914). Nach der Wiederherstellung der Freien Stadt Frankfurt tagte hier von 1816 bis 1866 der Bundestag des Deutschen Bundes (siehe hierzu S. 162, Anm. 574). 1943 und 1944 wurde das Palais bei mehreren Bombenangriffen stark beschädigt; ein guter Teil der Substanz blieb allerdings erhalten. Obwohl ein Wiederaufbau möglich gewesen wäre, wurde der Bau 1951 inklusive der Portalbauten für den Neubau des Fernmeldehochhauses abgerissen.

[929] Zu jener Zeit war die Börse im Haus Braunfels am Liebfrauenberg untergebracht, da der ‚Neubau' erst 1843 fertiggestellt werden sollte.

[930] Der von 1837 bis 1839 nach einem Entwurf des Mainzer Architekten Ignaz Opfermann (1799–1866) errichtete Taunusbahnhof, der Anfangs- und Endpunkt der Taunus-Eisenbahn, die Frankfurt ab 1839 mit Wiesbaden verband; er wurde 1888 durch den heutigen Frankfurter Hauptbahnhof ersetzt.

[931] Sie war von 1789 bis 1833 nach Plänen von Johann Georg Christian Hess (1756–1816) anstelle der 1786 abgerissenen mittelalterlichen Barfüßerkirche erbaut worden und diente bis 1944 als prot. Hauptkirche Frankfurts.

[932] Am 3. September 1782 hob sich erstmals der Vorhang des an der Nordseite des damaligen Theaterplatzes (heute Rathenauplatz) errichteten Frankfurter Nationaltheaters. Der klassizistische Bau war nach den Plänen von Stadtbaumeister Johann Andreas Liebhardt (1713–1788) erbaut worden. Das 1855 umgebaute Gebäude fiel den Bomben des 2. Weltkriegs zum Opfer.

Holz und Elfenbein, Luther's Hauspantoffeln und Melanchthon's[933] Priesterrock und eine kostbare Sammlung eigenhändiger Briefe großer Männer. – Das naturhistorische Museum[934], an dessen Gründung die Patrioten, Cretschmar[935] und der berühmte Frankfurter Reisende, Rüppell[936], den meisten Antheil haben, verschließt in seinen weiten Sälen eine der umfassendsten Sammlungen der Welt, die sich durch Geschenke jährlich mehr vervollständigt. Noch wichtiger, als die genannten Anstalten, ist das Städel'sche Kunstinstitut[937], die Stiftung eines einzigen Bürgers. Schon das magnifike Aeußere des Palastes und die innere Ausstattung seiner Räume lassen auf den Werth der hier aufbewahrten Schätze schließen. Die eigentliche Gemälde-Gallerie enthält 350 Nummern und viele gute Werke der niederländischen und deutschen Schulen, von denen kein großer Meister fehlt. Im Antikensaale sind die sorgfältigen Abgüsse der besten griech. Bildwerke aller Cabinette zusammengestellt. Kostbare Sammlungen von Kupferstichen, Holzschnitten und Handzeichnungen füllen einen besondern Saal. – Aber nicht allein Kunst- und Wissenschaft, auch der Armuth und dem Elende hat der ehrenhafte Sinn der Frankfurter Paläste gebaut. – Das neue Waisenhaus auf der Wallstraße; das Versorgungshaus für Gebrechliche und Alte; das Senkenbergische Stift (für Krankenpflege, gegründet vom Bürger, dessen Namen es trägt[938]), sind großartige und trefflich geleitete Anstalten. Das neue Fremdenhospital, nahe beim Bibliothekgebäude, von lachenden Anlagen umgeben, an einem freundlichen See und mit dem Ausblick in den Maingrund, ist eine architektonische Zierde Frankfurts und zugleich eine, die den Sinn der Frankfurter am meisten ehrt. Seine Bestimmung ist, die Verlassenen aus fremden Ländern aufzunehmen, zu pflegen und zu heilen, welche, in Frankfurt dienend, oder durchreisend, krank werden. Im Irrenhause finden die ärmsten aller Leidenden humane, sorgfältige, angemessene Pflege. Im Besserungshause ist die strafende Gerechtigkeit mit dem Bestreben vereinigt, die Gefallenen aufzurichten und nach überstandener Bußzeit der Gesellschaft als nützliche Glieder zurückzugeben. Außerdem sind eine Menge kleinerer Institute und Privatvereine für wohlthätige Zwecke wirksam; andere für Wissenschaft und Kunst; z. B. das Museum (den Sinn für's Schöne allgemein anzuregen, und noch von Carl v. Dalberg gestiftet); der Instrumentalverein, der Kunstverein (seit 1829 bestehend, mit jährlichen Ausstellungen); der Senkenbergische naturforschende Verein[939] etc.; der physikalische Verein; der geographische Verein etc. – Unter den höhern Unterrichtsanstalten steht oben an das vortreffliche Gymnasium mit 10 Professoren. – Eine Realschule, Musterschule, die öffentliche Zeichenschule etc. befriedigen die in Bezug auf den Unterricht der Mittelstände so sehr gesteigerten Ansprüche der Zeit. Der schöne Sinn, der mit so vieler Sorgfalt für die Lebenden wirkt, hat auch der Abgeschiedenen gedacht und die Todtenäcker: der Petersfriedhof, der neue jüdische und der Sachsenhäuser sind in freundliche Gartenanlagen umgewandelt worden. Eine schönere Nekropolis als alle diese ist jedoch der neue christliche Friedhof, etwa ¼ Stunde von der Stadt auf einer Höhe mit der weitesten Aussicht auf Stadt und Strom und das Taunusgebirge. Unter schattigen Ahornbäumen wandelt der schlafende Erdenpilger den letzten Weg hinan, wo ihn die Todtenzelle eines griechischen Tempels das letzte Obdach gibt. Von der Hand jeder beigesetzten Leiche führt eine Schelle in die Stube des Wärters, der mit Allem versehen ist, um den Scheintodten schleunigst wirksame Hülfe zu leisten. Der ganze Raum des Friedhofs ist ein Park, in welchem Blumenbeete mit Baumgruppen und Rasenplätzen

---

933 Der dt. Reformator Philipp Melanchthon (eigentl. Philipp Schwartzerdt; 1497–1560).

934 Der 1817 von 32 Frankfurter Bürgern gegründete Naturforschende Verein erhielt die Erlaubnis der Dr. Senckenbergischen Stiftung, für seine Arbeit den Namen Senckenbergs (siehe hierzu S. 281, Anm. 938) zu führen. Bereits 1821 wurde als Vorläufer des späteren Museumsbaus ein „Öffentliches Naturalienkabinett“ südöstl. des Eschenheimer Tors gegründet. Der Verein übernahm von der Stiftung Teile der Bibliothek und den Grundstock der Naturaliensammlung.

935 Der Anatom und Zoologe Philipp Jacob Cretzschmar (1786–1845).

936 Der Naturwissenschaftler und Afrikaforscher Eduard Rüpell (1794–1884).

937 Benannt nach dem Frankfurter Bankier und Gewürzhändler Johann Friedrich Städel (1728–1816), der seiner Heimatstadt seine Kunstsammlung sowie sein Vermögen zur Errichtung einer entsprechenden Stiftung vermacht hatte.

938 1763 von dem Arzt und Naturforscher Johann Christian Senckenberg (1707–1772) gegründet.

939 Siehe hierzu S. 281, Anm. 934.

wechseln. Hier ruhen die Erwachsenen in Hainen, die Kinder in einem Wäldchen von Rosenbüschen. Dieses schöne Denkmal des Gemeinsinns wurde 1827 vollendet.

Von den Quellen des Reichthums, der in dieser Stadt fortwährend so viel Großes und Schönes schafft, werde ich an einer andern Stelle zu reden veranlaßt seyn, und dann auch eine Schilderung des Frankfurter Lebens versuchen.

CCCXXI

FRANKFURT

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

DLXIV

Der RÖMER in FRANKFURT a.M.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Dreizehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1848. 190 S. qu.-8°. S. 30-34.

DLXXIV. Der Römer in Frankfurt am Main.

„Am aufrichtigsten sind manchmal die Falschen, am offenherzigsten die Versteckten und das ehrlichste Spiel treibt der Ausbund aller List und Unwahrheit: die Diplomatie. Es kömmt nur darauf an, ihren Worten die rechte Deutung unterzulegen."[940] So urtheilt Jean Paul, und er hat Recht.

Die Kollektiva der Menschen: Massen, Stände, Korporationen, Gesellschaften; auch die Repräsentanten derselben und die Leute in hoher Stellung, sind ehrlicher und offener, als man ihnen in der Regel einräumen will, und durchweg weniger verschlossen, als der Einzelne, welcher im Gedränge sich auf dem schmalen Räumlein behaupten muß, auf dem er sich, gestoßen und gedrängt, durch das Leben zwängt. Wir haben keinen einzigen Zeitraum in der Geschichte, welcher uns ohne Zeichen und ohne Fingerzeig läßt, um die geheimen Wünsche und die versteckten Bestrebungen kennen zu lernen, denen die Fürsten und Regenten einmal zugethan waren und von denen in Reden und Schriften gleichwohl wenig oder nichts erwähnt wird. Jene Wünsche und Bestrebungen waren zu allen Zeiten „öffentliche Geheimnisse"; nur gehören in der Regel zu ihrem Verständniß gute Augen. Mit solchen Augen kann der Leser – ein Beispiel möge für tausend gelten! – die geheime Geschichte der preußischen Regentenwünsche seit Friedrich II. auf dem Gepräge ihrer Thaler lesen[941]. Die stille Korrespondenz, welche seit jener Zeit in diesem Lande zwischen Volk und Regenten mit Augen und Ohren gehalten wurde, haben die Thaler jedes Jahres in silbernen Zügen der Nachwelt aufbewahrt. Da siehst du bald Kanonen, Fahnen, Trompeten, Trommeln die Wappenseite einnehmen, denn Siegesruhm mußte das Volk zufrieden erhalten; bald erzählt dir ein breites, von starken Männern gehaltenes Wappen, daß das Königthum stolz, fest und sicher zu Throne saß; bald tritt ein einfaches, bürgerlich-gutmüthiges Antlitz wie bittend auf, denn die Liebe des Volks hat wieder Werth; bald muß ein Eichenkranz die Männer aufmahnen und in Begeisterung erhalten für das deutsche Königthum und das königliche Deutschthum; bald darauf wird der volksthümliche Eichenkranz entzwei geschnitten und die weggeworfene Hälfte durch einen königlichen Lorbeerzweig ersetzt; und ein Jahrzehnt später sucht dir wieder ein Wappen mit allen Feldern, welche die Dynastie besitzt, zu „imponiren," und aus dem *Borussorum Rex* ist wieder ein König von Preußen geworden u. s. w. Deutungsreiche Bilderbücher sind auch diejenigen, welche dir die Verwandlungen in den Kleidertrachten der Könige zeigen. Der Helm, der Dreispitz, der runde Hut, der Harnisch, die Perücke, der Oberrock, die Pantalons, der Frack, der Waffenrock, die Bürgerwehrmütze: wie viel öffentliche Geheimnisse erzählen sie! Ja, ich meine, selbst das unfruchtbarste alles Schaugehens, der Gang durch eine Bibliothek und das Betrachten der Bücher von Außen, könne fruchtbringend seyn für gute Augen. Ein Spaziergang zwischen den Buch-Schränken, diesen Katakomben der Geister, gibt zwar keine Geschichte der Wissenschaften, aber einen Fingerzeig auf die des Lebens. Jeder Einband erzählt von seiner Zeit, vom festen Mönchsband an, der die Wissenschaft in Holz und Schweinsleder mit metallenen Ecken und messingenen Klausuren verwahrt, bis zum lüderlich-broschirten Neuling. Hieroglyphen sind überall hingeschrieben, und zum Verständniß bedarfs keines Champollion[942]; es genügt ein offener Kopf und ein warmes Herz.

---

[940] So allerdings nur in „Meyer's Universum" und in keinem Werk Jean Pauls zu finden.

[941] Seit 1750 galt in Preußen die in der heutigen Numismatik als „Graumannscher Reichstaler" bezeichnete Talerwährung, die sich bewußt vom bisher vorherrschenden Konventions-Münzfuß des Reichsspeziestalers gelöst hatte. Dennoch trugen diese Taler die provokante Aufschrift „EIN REICHSTHALER" und demonstrierten so den Machtanspruch des friderizianischen Preußen im habsburgisch dominierten Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation.

[942] Der Orientalist und Entschlüßler der Hieroglyphen Jean-François Champollion (1790–1832).

Am allerleichtesten ist die Chiffreschrift in den Werken der Baukunst zu lesen. Ihre Züge sind so groß, daß sie auch für blödere Augen noch kenntlich sind. Ein Beispiel für viele.

Wir wollen uns dies Mal nicht mit dem klassischen Alterthume und dem Mittelalter zu schaffen machen, so reich auch der Stoff ist, und so sehr er lockt. Wir wollen uns an das halten, was alte Leute und unsere Väter noch mit eigenen Augen gesehen haben. Es ist auch die Zeit der preußischen Thaler.

Zu Anfang dieser Zeit wurden die Ruinen der Ritterburgen und Bergschlösser nicht geschont, und noch weniger dachte man an's Restauriren. Dagegen baute man, oft mit unglaublichem Kostenaufwand, in die Winkel der steifen Schloßgärten künstliche Ruinen auf gemachte Felsen. Diese Gärten und Felsen und Ruinen sind das getroffenste Bild des Staatslebens ihrer Zeit. Es dauerte der Spuk, bis die große französische Revolution kam und den Plunder zur rechten Würdigung brachte. Die Bewunderung schlug in Spott um, man lachte nur noch über die Narrheit.

Nun folgt die Geschichte der neuern politischen Baukunst. Sie beginnt recht eigentlich mit den Befreiungskriegen. Der Wiederaufbau von Kaiser und Reich war mißlungen, weil die Geschichte des babylonischen Thurmbaues[943] sich in Deutschland wiederholt hatte: die Sprachverwirrung zu Wien hatte die deutschen Volksstämme, die erst zur gemeinsamen Arbeit so treu vereinten, auseinander getrieben. So ging denn hin Jegliches in seine Heimath und wurde Eins dem Andern fremd. Nach lange gepflegtem Unmuth suchte man einen Trost und fand ihn in der nächsten Umgebung und in der Vergangenheit. Da ging's denn an ein Unterhalten der Ruinen und an ein Sammeln, Bewahren und Lobpreisen „vaterländischer Alterthümer." Wer die Fürsten für dumm hält, irrt sich. Ihre stille Korrespondenz hatte sie längst belehrt, daß man im Volke auf dem besten Wege sey, sich in die Urwälder der Stammbäume zu verirren und darinnen wieder in die alte deutsche treue Bewunderung alles Angestammten zu versinken und auf den Moosbänken der Gnade sanft einzuschlummern. Das mußte gefördert werden, und die Fürsten thaten's. Es erschienen Gesetze zur Erhaltung verrotteter Stadtmauern und von Schutt aller Art; ja die alten Burgen erstanden in neuer Pracht. Das Volk freute sich: es ahnete nicht, daß mit diesem Restauriren die Restauration im Staate selbst begann. Es freute sich und restaurirte mit! Das Mittelalter feierte ein Auferstehungsfest! In Domen und Rathhäusern, in Schlössern und Burgen, in Schulen und Kasernen wurde restaurirt. Die Ritterlichkeit fand wieder ihr Lob in der Könige Mund als hohe, schöne Tugend. Aber nicht bloß Talare und Ehrenketten, Waffenröcke und Pickelhauben traten wieder aus der Dämmerung des Mittelalters hervor; die Nacht selbst erschien mit all ihren Windlichtern. Kloster auf Kloster erstand, die Sonne mußte durch gemalte Scheiben in die düstern Tempelhallen dringen, ewige Lampen wurden vor Heiligenbildern gestiftet und die Lichter in den Köpfen ausgelöscht. Und wie schön waren die Ordenskapitel, wo die Könige mit dem prächtig glänzenden Schwert Krüppel an Körper und Geist zu den herrlichsten Rittern schlugen! Wie mußte da hervortreten aus den Schatten der alten Zeit der Glanz der deutschen Kaiser und des Reichs!

Und war denn nicht auch dem Bürger, namentlich in den ehemaligen freien Reichsstädten, die den Kontrast zwischen Sonst und Jetzt am tiefsten fühlten, die Sehnsucht nach dem Alten zu verzeihen? – Erstand doch auf dem Grab der Volksfreiheit die von Fürsten und Großen gepflegte Kunst! Ihr reiner Glanz mußte das Scheusal der Restaurationspolitik überdecken!

In diese Zeit und zu diesen Werken gehört die Wiederherstellung der Kaiserburg zu Nürnberg, so wie die des Kaisersaals im Römer zu Frankfurt a. M. In diesen alten von Kaiser und Reich abgenutzten und unter der Restauration wieder aufgeputzten Räumen des Römers – denn römisch, nicht deutsch, war ja der Kaiser-Herrlichkeit Ursprung und Weihe! – in dieser Stadt des deutschen Bundestags, auf den vom häßlichen Gewürm unterwühlten und durchkrochenen Trümmerwerk des umgestoßenen Staatsbaus, sollte der Grundriß entstehen zum Bau des neuen Deutschlands.

Einen Neubau von Grund aus verlangte die siegesfrohe und hoffnungsselige deutsche Nation. Die Werke der Restauration waren ihr endlich im rechten Lichte erschienen, in dem Lichte, welches die Märzsonne von 1848 auf sie warf. Zum ersten Mal schauderte sie zurück vor ihrem eigenen Bild in dem Spiegel, welchen der Bundestag selbst am ersten Märztage ihr vorhielt. Sie ahnte, wie tief sie in der Achtung der Welt gesunken seyn müsse, wie tief sie dastehe in ihrer restaurirten Erbärmlichkeit, wenn sogar der Büttel ihres langen Gefängnißlebens, wenn der Bundestag „mit voller Zuversicht

[943] Siehe hierzu Gen 11,1-9.

vertraue auf ihren, in den schwierigsten Zeiten stets bewährten gesetzlichen Sinn, auf ihre alte Treue und ihre reife Einsicht!“ Die Schmach dieses Lobes mußte abgewaschen werden.

Daher sandte, um den Grundriß zu entwerfen zum Neubau von Deutschland, die Nation ihre Werkmeister in die alte Bundesstadt. Sie schickte sie mit der Erwartung, „daß jeder Mann seine Schuldigkeit thun werde“. – Sie hoffte und harrte; doch Nelson[944] war glücklicher als – Michel. Jener hatte zu Männern gesprochen, welche ihr Vaterland liebten. Mit steigendem Unwillen, mit Gram und mit Zorn betrachtet seitdem die Nation Zug um Zug im entstehenden Plan, und trauernd und ergrimmt erkennt sie in dem Werke pflichtvergessener Baumeister abermals einen Restaurationsplan für ein eingefallenes Haus. Wer hat Das verschuldet? – Leider! muß die Nation auf die eigene Brust zeigen und sprechen: Ich selbst! Wie die Wahl, so die Meister, und wie die Meister, so das Werk.

Wer im Unglück sitzt, wirft die Schuld desselben gern weiter, als sie reicht. Auch auf die Wahl des Ortes zeigt Mancher mit warnendem Finger. Wo der Bundestag die Luft verpestet und die Restauration die alten Kaiser mit neuen Farben an die Wände des Reichshauses geklebt hat, konnte die Macht des Alten und Verkommnen nicht ohne Einfluß bleiben auf das Neuzuschaffende. So grollt der Unmuth. Aber mit Unrecht. Der rechte Mann stärkt sich am Gegensatz. Wo die Kurfürsten kührten [sic!] und der Kaiser thronte, throne das Volk, denn „Kaiser ist das Volk geworden.“

Ja, ja, – „Kaiser ist das Volk geworden,“ und obgleich diplomatische Schlauheit und Arglist, mit Untreue, Schlechtigkeit und Dummheit im Bunde, alle Hebel bewegt, um es aus dem Stuhle zu werfen, und hineinzusetzen eine Kreatur ihrer Hände; es wird nichts draus werden. Weder der Kandidat von Olmütz[945], noch der von Potsdam[946], noch der von München[947] wird den Kaiserstuhl besteigen; aber die Intriguanten, welche jetzt auf allen Wegen und Stegen im Reich gegen einander rennen, den Kaiser zu erjagen, sie werden, nachdem sie Alles versuchten, Alles wagten und Alles mißbrauchten, nachdem sie die wilden Geister, die kaum gebannt sind, wieder entfesselt, die Leidenschaften zu ihren Bundesgenossen gemacht, die Dinge bis auf’s Aeußerste getrieben und, ohne nach den Folgen zu fragen, Erdbeben und Stürme heraufbeschworen haben, um nur die „Konkurrenten“ zu besiegen, sie werden mit Schrekken erfahren, daß sie einem Ziel zueilen, welches von dem erstrebten am fernsten liegt. Jene Agenten, jene Söldner und Lohnknechte, rühren, indem sie an die Leidenschaften und Antipathien der Massen appelliren, ein Feuer auf in dem himmelhoch gethürmten Zündstoff, das, wenn erst einmal die Lohe emporgeschlagen hat, keine Zauberkunst mehr besprechen kann. Es wird, einmal angefacht, fortlodern, so lange es Brennbares findet, und die Brunst wird verzehren die Fürstenschlösser mit ihren Thronsälen und Pergamenten, und die Bewohner werden sich glücklich preisen, wenn sie das nackte Leben retten. – Es ist meine Ueberzeugung: dieses widerliche, kniffige, schmuzige Rennen nach dem Kaiserstuhl, der dem Volk gehört und den es behalten will, muß die kaum beschwichtigten anarchischen Gelüste zur wildesten Gährung treiben, und diese kann nur endigen in einer gänzlichen Umwälzung der Dinge. Potsdam, Olmütz und München sind die Treibhäuser, in denen jetzt die deutsche Revolution gepflegt und zur schnellen Reife gebracht wird. Man hat den Teufel lange an die Wand gemalt, um politische Kinder fürchten zu machen; er wird kommen, die entzügelte Revolution wird beginnen mit der Vertreibung der Dynastien, mit dem Zerbrechen der Throne, mit der Zerstörung der kirchlichen Formen, mit der Ausrottung der Aristokratie der Geburt, mit der Plünderung der Aristokratie des Kapitals; die Republik wird ihren Umzug halten in Deutschland und ihre Fahne, – wird sie weiß bleiben? oder wird sie eine rothe Färbung erhalten? Wer kann’s bemessen? Und wer kann sagen, welche Menschen dann die ungeheure Gährung in die Höhe wirft und welche Ideen in diesen Geistern leben und die That suchen? – Leicht kann’s kommen, daß Deutschland zum Chaos wird, und wenn das von der Anarchie geplagte Volk dann einen Wallenstein findet und ihn als einen Moses empfängt, zeigt er ihm das gelobte Land in der Fremde, – wen sollte es Wunder nehmen? Ein revolutionäres Volk mit solcher Kraft, wie das

[944] Der brit. Admiral Horatio Nelson, 1st Viscount Nelson, 1st Duke of Bronté (1758–1805). Hier jedoch allg. für das brit. Volk verwendet.

[945] Franz Joseph I. (1830–1916), der am 2. Dezember 1848 in Olmütz/Olomouc zum Kaiser der Donaumonarchie proklamiert worden war.

[946] Friedrich Wilhelm IV. (siehe hierzu S. 20, Anm. 51), der hauptsächlich in Potsdam residierte.

[947] Maximilian II. (1811–1864), seit 1848 König von Bayern.

deutsche, ist immer noch ein eroberndes geworden. Tritt aber die deutsche Nation habgierig über ihre Grenzen, hat sie ihren Rubikon[948] überschritten, dann ist's auch gewiß, daß sie niederwirft die europäischen Staatsgebäude mit sammt den Embryonen von Nationalitäten, welche sich jetzt so wunderlich im Ei geberden, bis an die Grenzen Asiens. Armes deutsches Volk! Um den eitlen Ruhm des Länderraubs und gewonnener Schlachten wirst du dann die kostbarsten Güter der Gesittung und des Friedens verlieren, du wirst sie erkaufen müssen mit dem Blute von Millionen, mit der Zerstörung deines Wohlstandes, mit der Verödung deiner Heimath, mit dem Untergang von Allem, was du jetzt hochschätzest und dich beglücken kann.

Römer, du! Kaiserhaus! Hohl geht die See, der Sturm naht und der Spruch des Schicksals: „– wen der Herr verderben will, den schlägt er mit Blindheit“[949] – steht an den Thronen und verheißt Erfüllung.

Schwarze Nacht liegt auf dem Römerberg, wo im März die hellste Sonne des Völkerfrühlings leuchtete. Dennoch, Muth! auf jede Nacht folgt ein – Morgen! –

[948] Rubikon (lat. Rubicon, ital. Rubicone), ein kleiner Fluß, der südl. von Ravenna in die Adria mündet. Bekannt wurde er durch den röm. Bürgerkrieg, in dem Gaius Iulius Caesar (100–44 v. Chr.) ab 49 v. Chr. gegen Gnaeus Pompeius Magnus (106–48 v. Chr.) kämpfte. Der Senat hatte am 7. Januar 49 v. Chr. beschlossen, daß Caesar sein Heer entlassen und sein Imperium, d. h. seine Befehlsgewalt für Gallien und Illyrien, niederlegen müsse, ehe er erneut für das Konsulat kandidieren könne. Daraufhin überschritt Caesar am 10. Januar 49 v. Chr. mit seinen Truppen den Rubikon. Die bewaffnete Überquerung des Flusses in Richtung Süden – und damit in Richtung Rom – war jedoch gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung an den Senat. Caesar war sich bewußt, daß es ab diesem Zeitpunkt kein Zurück mehr gab, was er in dem berühmten Zitat „alea iacta est“ (wörtl. „Der Würfel ist geworfen worden“) zum Ausdruck brachte.

[949] „In einem Scholion – einer erklärenden Randbemerkung – zu einer Stelle in der Tragödie „Antigone“ des altgriechischen Dichters Sophokles (um 496 bis um 406 v. Chr.) finden sich die folgenden Verse eines unbekannten Dichters: ‚Immer wenn die Gottheit einem Menschen Böses antun will, so fügt sie zuerst seinem Verstand Schaden zu, mit dem er plant.‘ Daraus ergab sich, wohl über das gleichbedeutend mittellateinische ‚Quos deus perdere vult, dementat prius‘ im Deutschen: ‚Wen Gott verderben will, den verblendet er.‘ Hieraus wiederum entwickelte sich wahrscheinlich unter Einfluß der aus dem Alten Testament stammenden Wendung ‚Mit Blindheit schlagen‘ die Form ‚Wen Gott vernichten will, den schlägt er mit Blindheit‘.“ (http://universal_lexikon.deacademic.com/318699/Wen_Gott_vernichten_will%2C_den_schlägt_er_mit_Blindheit).

DCLII

Die PAULSKIRCHE zu FRANKFURT a/M

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

DCLIII

DAS ERSTE DEUTSCHE PARLAMENT

im der Paulskirche zu Frankfurt

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 49-64.

DCCXXIV. Die Paulskirche und *Die erste deutsche Nationalversammlung*[950]

Die Paulskirche[951] ist den Priestern zurückgegeben, von ihren Wänden sind die Symbole der deutschen Nation verschwunden, fortgenommen sind die dreifarbigen Banner aus dem Tempel und die Wogen, der Zeit rollen über das Grab so vieler Volkshoffnungen schon sechs ganzer Jahre hinweg. Wer könnte daran denken, ohne Erinnerungen aufzufrischen, die das Blut rascher durch die Adern treiben, und wer sähe nicht mit Schmerz und Scham auf den Schauplatz hin, wo so mancher brave Mann ein Märtyrer seiner Ueberzeugung wurde, und wo so Viele ein leichtfertig oder treulos Spiel getrieben haben mit dem Heiligsten. Was ist geworden aus diesen Boten des deutschen Volks, hergesendet als Träger und Bewahrer seiner Hoheit, daß es aufrichte den starken Bau seiner Herrlichkeit, seiner Größe und seines Glücks? Vielen hat der Gram das Herz gebrochen, viele verbargen ihre Schande in der Dunkelheit, andere sind froh, daß ihrer das Volk vergessen; viele tragen die Schleppen der Macht als deren demüthigste Diener, und Manche von Denen, die es redlich meinten, schlummern in den Standrechtsgräbern, seufzen in den Kerkern, oder irren in der Fremde umher, um dem Henker zu entgehen, welcher ihre Namen an den Galgen schlug. – Schauerlicher Wechsel!

Weder die Völker noch die Fürsten haben bei demselben gewonnen. Vieles, was in Einigkeit seit Jahrhunderten verbunden war, ist getrennt, die Liebe ist zum Haß geworden, und was man Frieden nennt, das ist, nach Innen wie nach Außen, nicht viel besser als permanente Kriegsbereitschaft. Gewalt steht an der Stelle des Rechts an manchen Orten, und eine eidbrüchige, heuchlerische und grausame Politik lacht in manchen Ländern den Pflichten der Milde, der Menschenliebe und des Christenthums Hohn. Das böse Beispiel verdirbt die Sittlichkeit in den unteren Kreisen. Heuchelei gebiert den Unglauben, der Lügengeist beherrscht die Menschen, die Lüderlichkeit saugt dem Volksleben die Säfte aus und macht Propaganda für Entmannung und Stumpfsinn. Manches Volk erscheint wie ein abgelebter Greis; manches wie ein todtkranker Mann, und die moderne Staatskunst, die, als Arzt, ihm helfen soll, verfährt mit ihm wie ein Quacksalber. Mit Opiaten wüthet sie gegen die Symptome und die Grundursachen des Uebels läßt sie unangetastet. Verwüstet, kraftlos, abgefallen, bis in's Innerste zerrüttet, siechen die Kranken hin unter dieser Kur, und selbst viele derjenigen Nationen, welche sich einer festern Gesundheit erfreuen, genießen ein nur zweifelhaftes Glück. Der in der langen Friedensperiode, während der Jahre eines wenn auch nur langsamen Fortschritts zu freieren Zuständen, gewachsene Volkswohlstand ist sichtlich wieder im Sinken; innerlich auszehrend, äußerlich welkend, wird die Gesellschaft, wie ein Nervenkranker, von jeder äußeren Bewegung fieberhaft erregt; ein verborgener Brand zehrt an ihrem Marke; sie ackert und pflügt zwar die Felder der Arbeit mit altem Fleiße; aber die schmächtigen Halme geben nur kümmerliche Ernten: denn der Muth ist hin in gar Vielen mit der Hoffnung, die Zufriedenheit mit der Freudigkeit, das Gottvertrauen mit der Frömmigkeit: und ohne ihr Zuthun ist ja in dem Schaffen der Menschen kein Segen. Finstern Blicks schaut mancher rechtschaffene Mann nach Trost; er sieht keinen; aber verruchte Arglist sieht er am Spieltisch sitzen und den Einsatz gewinnen. Die Welt scheint

[950] Der vorliegende Artikel basiert auf Joseph Meyers zweibändigem Werk „Deutsche Parlaments-Chronik. Ein politisches Schulbuch für's deutsche Volk. […].“ (Hildburghausen: Bibliographisches Institut 1848), wurde jedoch vom Autor vorliegenden Artikels aktualisiert.

[951] Siehe hierzu S. 280, Anm. 931.

umgekehrt, vergessen die Geschichte und ihre Lehre: – „jede Tücke fällt auf das Haupt ihrer Urheber zurück“[952] – sie ist verlacht wie ein Ammenmährchen.

Ammenmährchen? – Nun ja, ein Mährchen will ich Euch erzählen, das Mährchen vom deutschen Parlamente. Glaubt Ihr noch an Mährchen? Tausende gibt es, und unter diesen gar ehrenfeste Leute, die über nichts mehr erröthen, als über das Eine: daß sie das Mährchen einmal geglaubt haben! – – –

Es war einmal eine Zeit voller Schlechtigkeit und Trübsal. Da saßen Lüderlichkeit und Verschwendung auf vielen Thronen, und Steuern und Gaben drückten viele Völker zu Boden und machten sie arm und elend. Es half kein Fleiß und kein Geschick. Die Steuererheber und Exekutoren spürten jeden erworbenen Pfennig aus, und zwackten ihren Theil davon, daß den Fleißigen nur das Leben blieb. Am schlimmsten waren die Franzosen daran in dieser Zeit und ihr Elend stieg so hoch, daß es zum Erbarmen war.

Der Bogen bricht, der zu sehr gespannt wird. Wie das Kreuz so groß und schwer geworden, daß es nicht mehr zu ertragen war, da gedachten die Franzosen des Beispieles der Schweizer zu Geßlers Zeit und suchten das Joch abzuschütteln. Das war schwere Arbeit und erforderte viel Blut, große Opfer und lange Zeit. Die Geschichte nennt das die erste französische Revolution.

Als das Wetter losbrach, da erschraken die Nachbarn des Franzosenkönigs; denn manche dachten, es könnte ihnen auch widerfahren. „Helfen wir ihm“, sagten sie, „daß kein bös Beispiel gegeben sey“. Und sie thaten sich zusammen, und erklärten den rebellischen Franzosen den Krieg. Ihre Heerschaaren brachen über die Grenzen des Landes, damit sie es züchtigten und wieder in das Joch brächten. Da mußten viele Hunderttausend Männer vom Pflug und Webstuhl, von Frau und Kindern ins Nachbarland, das ihnen nichts zu leid gethan hatte, es zu ketten und zu drangsalen, Alles um deswillen, weil es seinen König nicht mehr leiden und eine Herrschaft nicht mehr haben mochte, die ihm unerträglich geworden war. Die Franzosen aber wehrten sich tapfer gegen alle fremden Heere, und wenn diese auch manche Schlacht gewannen, so verloren sie noch viel mehre und das Ende war, daß, nachdem viele Hunderttausende den Versuch, den Franzosen einen König aufzuzwingen, mit ihrem Leben bezahlt hatten, die Angreifer sich zu schimpflichen Friedensschlüssen bequemen mußten. Deutschland bezahlte die Zeche; es trat den Franzosen seine schönsten Länder am Rhein ab. Viele Millionen Deutsche wurden dadurch zu französischen Republikanern gemacht über Nacht, deutsche Ländernamen verschwanden von der Landkarte, und es wurden französische Provinzen daraus.

Unter dem Druck verdirbt jedes Volk und die Franzosen hatten die Knechtschaft nur allzu lang ertragen. Sie waren nicht wie die Schweizer Hirten und Bauern, fromm, treu, bieder, einfach in ihrem Leben und ihren Wünschen und rein in ihren Sitten. Das Franzosenvolk war verdorben durch das Beispiel seiner Herren, und die verkehrte Zucht. Auch die Freiheit braucht lange Zeit, um eine verdorbene Nation besser zu machen. Ehe es aber so weit kam, da faßte ein kühner und großer Kriegsheld, im passenden Augenblicke, die Zügel der republikanischen Regierung. Napoleon Bonaparte setzte sich fest in den Sattel; er ward Konsul, bald auch Kaiser über Frankreich. Den schlacht- und sieggewohnten Heerschaaren der Franzosen aber zeigte der neue Herrscher die Länder der Nachbarn und rief ihnen zu: „Zieht hinaus und macht sie Frankreich dienstbar!“ Da brachen sie heraus und fielen, wie die Heuschrecken über die Saatfelder, über die Länder her, um da zu hausen und zu wirtschaften, wie die Nachbarn vordem bei ihnen selbst gethan hatten; und es wurde also wiederum wahr, daß auf verübtes Unrecht die Vergeltung nicht ausbleibe. Belgien, Holland, Italien kamen unter das französische Joch; die deutschen Fürsten waren uneinig unter sich – und als Napoleon ihnen die Wahl ließ zwischen Bundesgenossenschaft und Feindschaft, so sagten sich die Meisten los von Kaiser und Reich und machten Frieden und Freundschaft mit dem fremden Eroberer. Der nannte sie Souveräne, setzte ihnen Königs- und Herzogskronen auf, – spannte sie in sein Joch und die Herren ließen sich’s

[952] Frei zitiert nach einem Ausspruch von Joseph Görres (1776–1848) in dessen Werk „Europa und die Revolution […]“ (Stuttgart: J. B. Metzler’sche Buchhandlung 1821), S. 309.

gefallen, Ketten unter dem Purpurmantel zu tragen. Dies war die Zeit des *Rheinbunds*[953], die Zeit der deutschen Schande, die Zeit der Zerstörung von Allem, was von der alten Volksfreiheit noch übrig war im deutschen Lande. Die Fürsten des Rheinbunds hatten von ihrem Herrn und Meister Macht und Gewalt bekommen, *nach unten* jeglichen Kitzel der Herrschsucht zu befriedigen; hingegen *nach oben* waren sie zu unbedingtem Gehorsam pflichtig. Wollte der Franzosenkaiser mehr fremde Nationen in die Knechtschaft schlagen, so forderte er von deutschen Fürsten, als wären sie seine Vögte, die Söhne ihrer Länder, und wo immer sein Adler sich niederließ, um Völker zu zerfleischen, da waren auch die deutschen Kontingente, um seine Schlachten zu schlagen und fremdes Land mit ihrem Blute zu düngen. Zu Dank konnte es dem Korsen dennoch Keiner machen. Er nahm morgen wieder, was er heute gab, und verschenkte Kronen waren ihm feil wie Trödelkram. Als Preußen, bevor es selbst in das Joch ging, den Kampf wagte um seine Selbstständigkeit, als Oesterreich Gut und Blut zweimal daran setzte, um sich des Drängers zu erwehren, da schickten die Rheinbundfürsten ihre Kriegerschaaren *gegen* Preußen und Oesterreich[954], – Deutsche gegen Deutsche, – und nach gewonnenen Siegen schämte sich Keiner, seinen Theil von der schimpflichen Beute zu nehmen. Als endlich sogar auch Preußen und Oesterreich an Napoleons Triumpfwagen zogen, da sollte auch Rußland eingespannt werden. Abermals wurden 200,000 Deutsche, die Blüthe der Jugend, zur Schlachtbank geliefert und ihre Gebeine bestreuten die russischen Steppen von der Weichsel bis zur Wolga. Aber jetzt war der Herr der Welt des Quälers und Drängers müde, welcher die Völker seiner Erde wie Sklaven mißbrauchte. Der alte *Jehovah*[955] reckte seine Hand aus gegen den Heros, – das flammende Moskau ward die Grenzmarke seines Weltzugs und im russischen Eise erstarrte des Riesen Kraft. –

Es riefen nun die Fürsten, des Joches und der Schande selbst übersatt, die deutschen Stämme an, daß sie sich erhöben, um sie zu befreien und die fremden Horden vom deutschen Boden zu vertreiben. Und das Volk ließ sich’s nicht zweimal sagen. Auf stand’s wie Ein Mann und brachte Gut und Leben zur Befreiung dar. Herrlicher ist nie eine Erhebung gewesen und nie hat sie einem reinern Zweck gegolten. Mit Gott zogen wir Männer aus von Nord und Süd und West und Ost – *ein* Gefühl, *eine* Idee, *eine* Begeisterung glühte in allen Seelen, und wo Deutsche zusammentrafen – da schlugen die Herzen in *Bruderliebe* zusammen. Zum Ersten Male seit zwei Jahrtausenden fühlten sich alle deutschen Stämme *Eins – Ein Volk*. Und von Schlachtfeld zu Schlachtfeld zog es, und von Sieg zu Sieg stürmte es vorwärts zwölf Monden lang, bis seine Fahnen wehten auf den Thoren von Paris, dem neuen Babel, welches Napoleon die Hauptstadt der Welt genannt hatte. Gebrochen lag das Eisenband, das geschmiedet war um so viele Völker. –

Und die Völker jubelten und dachten an nichts als an *Glück und Freiheit*. „Das war ein *Gottesgericht!*“ riefen die Fürsten; und überwältigt von der Größe des Geschehenen gelobten sie feierlich, hinfort ihre *eigene* Freiheit und ihr *eigenes* Glück *in nichts Anderem* zu suchen als in der Freiheit, der Liebe und dem Glücke *ihrer treuen Völker*. – –

„Wenn der gute Engel sein Nest baut, legt der Teufel sein Ei hinein“, sagt ein altes Sprüchwort. – In Wien saßen nach der Abdankung Napoleons und nach geschlossenem Frieden mit Frankreich die europäischen Fürsten zusammen 16 Monate. Bleicher und immer bleicher wurden die Völkerhoffnungen. Da war viel Markten und Feilschen und Streiten um Land und Leute; aber von den Gewährschaften der Volksfreiheit wollte nichts verlauten. Schon waren die Kongreßherren so böse aufeinander geworden, daß Mancher an den Degengriff schlug; da sandte der erzürnte *Herrgott* den gefürchteten Mann der Insel wieder unter sie, und der Schrecken stürzte die Wechselbuden um, und von Neuem entbrannte der Kampf. Noch einmal zogen die Deutschen als Sieger ein in das eroberte Paris und Napoleon wurde,

[953] Siehe hierzu S. 275, Anm. 910.

[954] Z. B. in der Doppelschlacht bei Jena und Auerstedt am 14. Oktober 1806, in der Preußen von Napoléon besiegt wurde, oder in denen bei Eggmühl/Abensberg am 22. April 1809 und bei Wagram am 5./6. Juli 1809, in denen Österreich zunächst zum folgenschweren Rückzug gezwungen und schließlich vernichtend geschlagen wurde.

[955] Eine der möglichen Vokalisierungen des hebr. Tetragramms יהוה (JHWH), das aus Ehrfurcht anstelle des in Ex 3,14 überlieferten אֶהְיֶה אֲשֶׁר אֶהְיֶה (ehyeh ăšer ehyeh, „Ich bin, der Ich sein werde“) verwendet wurde; eine weitere Vokalisierung ist das heute geläufigere Jahwe.

– ein neuer Prometheus – an den einsamen Fels im Meere geschmiedet. Sein Engel der Erlösung war – der Tod.

„Nun kommt's gewiß, was man uns versprochen hat!“ – so sagten Viele, die noch vertrauten, in diesen Tagen. Es kam: – der „heilige Bund“. Mißtrauen trat an die Stelle der Hoffnung und auch die letzten Gläubigen wurden kleinlaut, als die Bundesakte vom Gnadenhimmel der Gesalbten dem deutschen Volke in den Schooß fiel[956]. Hatte man doch von der Aufrichtung des deutschen Reichs auf Grundlage der Volksfreiheit und Volkseinheit geträumt! Das Volk nahm's hin, fromm und geduldig wie ein Lamm. Die Resignation war an die Stelle der Erwartung getreten. Doch nicht bei Allen und Jeden. Noch leben Männer aus diesen Tagen, welche ihrer Entrüstung Ausdruck liehen und wir ehren zu dieser Stunde noch Manchen als einen der Besten unter uns, welcher damals um eines freien Wortes willen in die Kerker wanderte, oder aus dem Lande flüchtete und mit Steckbriefen verfolgt wurde. Das Volk sah solchen Thaten zu mit untergeschlagenen Armen, und frugen es die Schergen: „Kennst du diese Menschen?“ so hat es sie verleugnet. Es soll dem deutschen Volke niemals vergessen seyn, was ich gesehen habe und was geschehen ist in den 18er und 19er Jahren. Kein Hahnruf hat ihm das Auge gefeuchtet; kein Liebes-Andenken erfreute die Märtyrer in ihrer Kerkernacht: – verschollen waren sie und vergessen. Zwölf lange, traurige Jahre folgten. Da klopften plötzlich die Pariser Ereignisse im Juli 1830 mahnend an die Pforten der Schlösser. Der Geist erschien manchem wohlwollenden Fürsten; doch keiner hatte das Herz, ihn anzurufen.

Erstdruck des „Deutschlandliedes“

Was muthige Männer in diesen Tagen gesprochen haben, es verhallte – und bald wurde ihr Mund von Denen geknebelt, die solche Reden nicht leiden mochten. Wieder kam eine stumme Zeit. Sie dauerte acht Jahre. Dann aber regte sich ein beharrlicher, klarer Geist legalen Widerstandes in den ständischen Versammlungen und im Herbste 1839 fand die erste Besprechung ihrer Führer zu gemeinschaftlicher Förderung der Volksfreiheit auf gesetzlichem, parlamentarischem Wege Statt. Es war zu Hattersheim. Andere folgten von Zeit zu Zeit. Diese Zusammenkünfte fanden gewöhnlich auf einem Landgütchen im

[956] Die Bundesakte des damit begründeten und bis 1866 bestehenden „Deutschen Bundes“ war am 8. Juni 1815 während des Wiener Kongresses verabschiedet und schließlich am 10. Juni 1815 von den Bevollmächtigten von 38 Staaten unterzeichnet worden (siehe hierzu S. 162, Anm. 574).

Rheingau (Hallgarten) Statt, das dem Patriarchen der deutschen Demokraten, dem alten Itzstein[957], gehörte.

Ein Ausschwung des Volksgeistes that sich im Jahre 1845 kund. Von jetzt ab erkannten die Regierungen in ihm eine Macht. Sie fanden es nicht mehr für angemessen, ihn mit Ausnahmsgesetzen und Bundestagsprotokollen zu bekämpfen. Wirklich gab es damals Regierungen, die es ehrlich mit dem Entgegenkommen auf halbem Wege meinten und die Nation hielt sie hoch. Wie athmete man auf in jenen Tagen! wie innig schlossen sich da und dort Volk und Fürsten an einander und wie glücklich fühlten sich beide der gesetzlich fortschreitenden organischen Entwickelung zu besseren Gesellschaftszuständen! Wo dies Verhältniß Statt fand, war man befriedigt. Man wünschte nichts weiter, als den Fortschritt zum Bessern an der Hand der Regierungen.

Adam von Itzstein
(siehe hierzu S. 295, Anm. 957).

Unter diesen Regungen, Hoffnungen und Wünschen war das Jahr 46 verflossen. 47 kam. Deutsches Volksbewußtseyn hatte starke Wurzeln getrieben; es sproßte und knospete. Da geschah Etwas, unerwartet, wie ein Blitz aus wolkenleerem Himmel, der in die Geister fuhr. Ein Kirchenfürst, angethan mit apostolischer Kraft und von dem edelsten Willen geleitet, erhielt die dreifache Krone. Pabst Pius IX.[958] öffnete die Gefängnisse, die sein Vorgänger mit den Opfern einer finstern Politik gefüllt hatte, er rief die Vertriebenen aus dem Exil, er schrieb mit wunderbarer Großherzigkeit die Nationaleinheit Italiens in sein Programm, und Italiens Volk erhob sich, es zu verwirklichen. Noch einmal, so schien es, sollte vom Kapitol die Herrschaft der Welt ausgehen, – keine Herrschaft des Schwertes, wie die des alten Roms, sondern eine geistige, alle Völker beglückende.

Und die Welt erglühte in Sympathie: – „*Eviva Pio Nono!*“ – jubelte jedes Herz, jedes war voll von Hoffnungen. „Die neue Zeit ist angebrochen“, sagte Einer dem Andern. Am tiefsten, vielleicht, war der Eindruck in Deutschland, weil da das Mitgefühl am wärmsten. Der Vergleich lag so nahe! Dieselbe Zerstückelung, dieselbe Schwäche, dieselbe Zerfahrenheit, dieselbe Hülflosigkeit nach Innen wie nach Außen, dieselbe Sehnsucht nach Einigung. Kein Wunder, daß die Gefühle, welche den deutschen Volksgeist durchdrangen, da und dort überschäumten; kein Wunder, daß die Fürsten, unwillig, den langsamen, organischen Weg des Fortschritts zu verlassen, und von den oft stürmischen Wogen der Volkswünsche bedrängt, sich beunruhigt fühlten. – Jede Regierung ging nun ihren eigenen Weg. Manche setzten dem ungestümen Drängen schroffe Negationen entgegen: z. B. in Kurhessen und Oesterreich. Andere kokettirten mit den Wünschen nach Freiheit und Selbstregierung; noch andere suchten durch zögerndes Nachgeben zu befriedigen. Keine aber faßte die Erscheinung in der Größe ihrer Bedeutung auf, keine ergriff mit klarer Einsicht und mit starker Hand die Zügel, nicht um zurückzuführen oder zu unterdrücken, sondern um zu mäßigen und zu lenken. So endigte das Jahr 47 und das folgende begann unter wachsender Bewegung, unter den Symptomen naher Stürme.

So war die Lage, als der Februarblitz plötzlich in das schulderfüllte Haus Ludwig Philipps[959] schlug. Drei Tage rang das Volk mit der königlichen Gewalt den blutigen Kampf: der Preis war – die Republik.

„Die Schrecken des Todes haben die Monarchie überwunden“, sprach der Erzbischof von Paris[960], als die Gefallenen der Freiheit in’s Todtengewölbe hinabgesenkt wurden. Und diese Worte hallten

[957] Der Mainzer Liberale Johann Adam von Itzstein (1775–1855). Der unsignierte Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Deutsches Taschenbuch. – Zweiter Jahrgang“ (Zürich: J. Fröbel u. Comp 1846).

[958] Pius IX. (eigentl. Giovanni Maria Mastai-Ferretti; 1792–1878), seit 16. Juni 1846 Papst; er hatte sein Pontifikat als Reformer angetreten.

[959] Louis-Philippe (siehe hierzu S. 207, Anm. 695).

[960] Denis Auguste Affre (* 1793), seit 1840 zum Erzbischof von Paris. Er kam am 27. Juni 1848 auf den Barrikaden in Paris ums Leben, als er Frieden stiften wollte.

wieder in den Bergen und ihr Echo wurde in den Ebenen und Thälern vieler Länder gehört. – „Laßt uns die Schrecken der Monarchie überwinden!“ rief es am Po[961], rief’s am Rhein und an der Elbe, rief’s in den Niederungen der Ostsee[962], rief’s in den Pußten Ungarns[963], rief’s an den Feuerbergen Neapels und Siciliens[964], rief’s vom Kapitol der ewigen Stadt und am Grabe Hamlets[965]. „Laßt uns die Schrecken der Monarchie überwinden!“ schrieben aufgestandene Völker auf ihre Fahnen. 136 Millionen, in vielerlei Zungen redend, wurden von dem einen Gedanken bewegt. Seit Weltgeschichte geschrieben ward, erzählt sie Gleiches nicht. Man nannte die Märztage des Jahres 1848 den anbrechenden Frühling der Völker.

Deutschlands Parole, noch am letzten Februartage gegeben, lautete: „Deutsche Preßfreiheit; deutsche Volksbewaffnung; deutsches Volksparlament“ – und nach 14 Tagen stand sie schon an den meisten deutschen Thronsesseln geschrieben. Wien erhob sich am 13. März; fünf Tage später Berlin. Es war ein kurzer Kampf überall und ein unbeflecktes Siegen. Großherzig senkte das Volk mit seinen Opfern allen Grimm und alles Gedächtniß an das Vergangene in die Gräber, und seinen Kaisern, Königen und Fürsten reichte es in herzlichem Vertrauen die Hand zur Erneuerung des alten Bundes, den die Gewohnheit, die Treue und Jahrhunderte gleichsam heilig gesprochen hatten; zu dem Bunde, der fortan durch die bürgerliche Freiheit nur eine höhere Weihe erhalten sollte. Wie Posa seinem König, rief es ihnen zu:

– – Geben Sie
Die unnatürliche Vergött’rung auf,
Die uns vernichtet. Werden Sie uns Muster
Des Ewigen und Wahren! Lassen Sie
Großmüthig, wie der Starke, Menschenglück
Aus Ihrem Füllhorn strömen. – – Sehen Sie sich um
In Gottes herrlicher Natur! Auf Freiheit
Ist sie gegründet – und wie reich ist sie
Durch Freiheit! – – – – Weihen Sie
Dem Glück der Völker die Regentenkraft,
Die – ach so lang! des Thrones Größe nur
Gewuchert hatte – stellen Sie der Menschheit
Verlornen Adel wieder her! Der Bürger
Sey wiederum, was er zuvor gewesen,
Der Krone Zweck – ihn binde keine Pflicht
Als seiner Brüder gleichehrwürd’ge Rechte. –[966]

[961] Wie später in fast ganz Europa waren in Italien ab Januar 1848 revolutionäre nationale Erhebungen ausgebrochen, die zum Eingreifen des Königreichs Sardinien-Piemont führten, das ab Frühjahr 1848 den Kampf der Insurgenten für ein vereintes, unabhängiges Italien anführte. Österreich, das mit dem Königreich Lombardo-Venetien (siehe hierzu S. 328, Anm. 1098) über große Teile Norditaliens herrschte, schlug die Erhebungen jedoch sukzessive nieder und mit dem Sieg des österr. Feldmarschalls Radetzky (tschech. Jan Josef Václav hrabě Radecký z Radče; 1766–1858) über die Truppen des Königreiches von Sardinien-Piemont am 23. März 1849 bei Novara war dem ital. Streben nach nationaler Einheit vorerst ein Riegel vorgeschoben.

[962] Siehe hierzu S. 296, Anm. 965.

[963] Auch in Ungarn war es im Zuge der fast europaweiten revolutionären Ereignisse von 1848/49 zu nationalistischen Erhebungen gekommen, für deren Niederschlagung das Kaiserreich Österreich den russ. Zaren um militärische Unterstützung gebeten hatte, die von diesem auch mit der für Rußland üblichen Brutalität bereitwillig gewährt wurde.

[964] Im März 1848 war in Neapel, wie in ganz Europa, erneut eine Revolution ausgebrochen. Ferdinand II. (siehe hierzu S. 230, Anm. 772) sah sich zunächst gezwungen, eine Verfassung akzeptieren, konnte diese jedoch bald wieder mit Hilfe von Schweizer Söldnern außer Kraft setzen.

[965] In Jütland siehe hierzu S. 53, Anm. 215).

[966] Sehr frei zitiert nach Friedrich von Schillers (1759–1805) „Dom Karlos Infant von Spanien“ (Leipzig: Göschen 1787), 3. Akt; S. 280, 281 u. 282.

Und als die Fürsten die Bitten, welche des Volkes Boten, nach errungenem, nirgends mißbrauchtem Siege, überall ehrfurchtsvoll zu den Thronen trugen, erfüllen zu wollen versprochen hatten; als der König von Preußen selbst in seiner Proklamation gelobt hatte, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen; als in feierlichem Umritt durch die Straßen seiner Hauptstadt, seine Herolde die deutschen Farben trugen; als die Trikolore auf den Zinnen aller Fürstenschlösser wehete und von allen Thürmen: – da war des Volkes Jubel kein Ende und auch der leiseste Zweifel an die Aufrichtigkeit und Dauer dieser Manifestationen fand keine Stätte mehr, nachdem die Gewährung der Volkswünsche: Preßfreiheit mit Volksparlament, und zum Schirme beider die Volksbewaffnung überall als Gesetz verkündigt worden waren. Das Einzige, was die bedächtigen und besonnenen Volksfreunde damals beunruhigte, war der Gedanke: „das Volk möchte nicht vorbereitet und nicht reif seyn, ein so großes Maß von Gütern der Freiheit in würdiger Weise zu gebrauchen und nicht Ausdauer genug besitzen, das leicht Errungene sich zu bewahren. Ihre Sorge, schon in den Märztagen ausgesprochen, ist leider nur zu begründet gewesen. Wahrlich! eine furchtbare Wahrheit predigt des Dichters Wort:

Kein Volk verliert die Freiheit, wenn es nicht
Der Fessel werth ist.“[967] –

Ich muß hier einen Schritt zurück thun, damit ich des Mährchens Faden nicht verliere. –

In Heidelberg hatten sich am 5. März 1848 einige fünfzig brave Männer versammelt[968], um in dem Augenblick, wo die Funken von dem verbrannten französischen Königsthron in den Zunder diesseits des Rheins geschlagen, und als Anarchie dem Brande nachzufolgen drohte, die für das Vaterland dringendsten Maßregeln zu berathen.

Nachdem sich diese Versammlung über Das verständigt hatte, was die Gefahr der Lage und die Sicherheit, Unabhängigkeit und Freiheit Deutschlands erheische, beauftragte sie eine aus ihrer Mitte erwählte Kommission von sieben Männern, die Grundlagen einer deutschen Parlamentsverfassung zu berathen und die Berufung einer Nationalversammlung einzuleiten. Am 12. März erschien die Aufforderung der Siebener-Kommission[969] an die Ständemitglieder aller deutschen Lande, sich am 30. März in Frankfurt einzufinden, um über die Berufung eines deutschen, verfassungsgebenden Parlaments zu beschließen; und als man erwog, daß der preußische Landtag am 3. April einberufen sey, ein Erscheinen preußischer Stände im Vorparlament also Schwierigkeiten habe, so lud man nachträglich die preußischen Stadtverordneten-Versammlungen zur Beschickung ein. Beide Aufforderungen waren Fehlgriffe; sie erregten durch ihre Ausschließlichkeit das Mißtrauen gegen die Intentionen der Männer, die sich zu Wortführern der großen Bewegung aufgeworfen hatten, und erregten den Unwillen des deutschen Volles. Glücklicher Weise wurde die Vokation nicht streng genommen. Es fanden sich viele Männer in Frankfurt ein, die ihre Berechtigung lediglich in dem Adel ihrer Gesinnung, in ihrem früheren öffentlichen Wirken und in der Hochachtung bei sich trugen, die ihnen von ihren Mitbürgern gezollt wurde. Diesen Unberufenen wurden die Pforten der Paulskirche so wenig verschlossen, als den Männern entgegengesetzter Richtung, welche die deutschen Regierungen selbst zum Vorparlamente schickten.

---

[967] So nur in „Meyer's Universum“ (sowie in der „Parlaments-Chronik“, S. XVI; siehe hierzu S. 291, Anm. 950) zu finden.

[968] Die sog. „Heidelberger Versammlung“, ein Treffen von 51 liberalen und demokratischen Politikern am 5. März 1848 im Gasthaus „Badischer Hof“ in Heidelberg auf Einladung von Johann Adam von Itzstein (siehe hierzu S. 295, Anm. 957). Die Versammlung setzte wesentliche Impulse für das Vorparlament und kann somit als Meilenstein auf dem Weg zur Frankfurter Nationalversammlung gelten.

[969] Die Heidelberger Versammlung (s. o.) wählte sieben Vertreter, den sog. „Siebenerausschuß“ – besetzt mit Heinrich von Gagern (siehe hierzu S. 298, Anm. 974), Friedrich Römer (1794–1864), Karl Theodor Welcker (siehe hierz S. 298, Anm. 977), Johann Adam von Itzstein (siehe hierzu S. 295, Anm. 957), Karl Stedmann (1804–1882), Friedrich Justus Willich (1789–1853) und Georg Christoph Binding (1807–1877) –, die eine zweite Versammlung (das Vorparlament) einberufen sollten, die dann die Wahl zur Nationalversammlung in die Wege leitete.

Die Frankfurter Paulskirche, die sich durch Bauart und Größe als ein passender und würdiger Raum für die Aufnahme einer Versammlung empfahl, welche die größte, schwerste und folgenreichste Aufgabe des Vaterlandes zu lösen hatte, empfing die für ihre neue Bestimmung erforderliche Einrichtung und in den letzten Märztagen zogen fast 600 Volks- und Regierungsboten aus allen Theilen Deutschlands der Kaiserstadt zu. Alle politischen Meinungen waren vertreten. Man sah die alten Degen der Volksfreiheit, Arndt[970], Jahn[971] und die anderen Grauköpfe, die schon vor 30 Jahren auf der Bresche gestanden, neben den feurigen Wortführern der jüngsten republikanischen Ideen, den Gleichmachern und Stürmern, Struve[972], Hecker[973] und Genossen; aber auch Kirche und Staat hatten aus ihren Freunden und Dienern ein zahlreiches Kontingent geschickt. Der Bundestag selbst, von dem Bewußtseyn überwältigt, daß er in seiner bisherigen Zusammensetzung eher Haß und Mißachtung als Vertrauen einflößen, und ganz ohnmächtig sey, – auch er hatte sich beeilt, sich durch populäre Elemente zu kräftigen. Er gesellte sich sogenannte Vertrauensmänner zu, welche, wie Gagern[974], Jaup[975] und Uhland[976], das Volk hochschätzte, und durch Entfernung seiner anrüchigsten Glieder, an deren Stelle Männer wie Welker[977], Klosen[978] und Jordan[979] berufen wurden, suchte er eine Aussöhnung mit der öffentlichen Meinung zu erringen.

Heinrich von Gagern
(siehe hierzu S. 298, Anm. 974).

Das schlimmste Omen in dieser Zeit war der sichtbare Mangel an klaren Ideen über die Gestaltung der deutschen Zukunft. Keine Partei wußte recht, was sie wollte und sollte. Im Volke lebte zwar das unheimliche Gefühl der Unverträglichkeit der alten Zustände mit dem Neuzuschaffenden in dunkelen Vorstellungen; aber massenhaft war die Verwechselung des Begriffs der Freiheit mit dem der Zügellosigkeit und Anarchie. Fürsten und Regierungen, ihres Nimbus entkleidet, sie trieben auf den Wogen der Ereignisse als Wracks, ohne Mast und Steuer, dahin sind die besitzenden Klassen, ungewiß der Zukunft, und in beständiger Furcht vor dem Chaos, überlieferten sich dem Schrecken oder der Muthlosigkeit. Das Geld entzog sich dem Umlauf, der Kredit hörte auf, Handel und Wandel wurden Tag für Tag geringer und beschränkter und ihr Lebensfeuer sank nach und nach zu einem phosphoreszirenden Schein herab. – Die Mittelklassen gebärdeten sich wie Wechselfieberkranke; bald überflog sie die Revolutionshitze, bald machte ihnen die Furcht vor den Schauern des Despotismus Zähneklappern, welche nicht ausbleiben würden, wenn es den Regierungen gelänge, die Revolution zu erwürgen. Geldsack,

[970] Der Dichter und Politiker Ernst Moritz Arndt (1769–1860).

[971] Friedrich Ludwig Jahn, bekannt als „Turnvater Jahn“ (1778–1852).

[972] Der spätere demokratische Freischarenführer Gustav Struve (1805–1870).

[973] Friedrich Hecker (1811–1881), später ebenfalls radikaler Freischarenführer.

[974] Der spätere Parlamentspräsident Heinrich von Gagern (1799–1880; ab 15. Dezember 1848 Ministerpräsident der „Provisorischen Centralgewalt“), dessen Politik auf ein von Preußen geführtes deutsches Erbkaisertum abzielte. Der nach unbekannter Vorlage von Carl Mayer (1798–1868) gefertigte Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Gothaischer genealogischer Hof-Kalender nebst diplomatisch-statistischem Jahrbuche auf das Jahr 1849 – Sechs und Achtzigster Jahrgang“ (Gotha: J. Perthes [1848]).

[975] Heinrich Karl Jaup (1781–1860), ein großherzogl.-hessischer Beamter, der bald ins hess. Märzministerium berufen werden sollte.

[976] Der liberale schwäb. Dichter Ludwig Uhland (1787–1862), ein Jugendfreund Friedrich Rückerts (1788–1866).

[977] Der Staatsrechtler Karl Theodor Welcker (1790–1869), der in der Verfassungsfrage ein vehementer Verfechter des großdeutschen Gedankens war.

[978] Der bayer. Jurist Karl von Closen (1786–1856).

[979] Der liberale österr. Jurist Sylvester Jordan (1792–1861).

Büreaukratie und Adel aber sahen in der allgemeinen Entwerthung der Staatspapiere, der Waaren und Güter, und in der Gewißheit, daß der Verlust ihrer Privilegien und Standesvorzüge unvermeidlich sey, mit Schrecken auf die Zerstörung von Dem hin, was ihnen über alles Andere werth war, – sie gingen der Zukunft, als wäre sie eine den allgemeinen Ruin herbeiführende Katastrophe, zitternd entgegen.

So war die Gesellschaft in Deutschland zu Ende März beschaffen. In Flammen loderten viele Lebensgeister; aber jene Flammen waren Flackerfeuer, und vom thatkräftigen Trieb, durch ernstes praktisches Zusammenwirken ein neues freudiges Volksleben zu begründen, war wenig zu spüren. Die Kräfte zersplitterten sich, hie und da gingen sie in offener Feindseligkeit auseinander. Unstätigkeit und Hastigkeit[,] Unklarheit und Unsicherheit drückten sich schon damals in vielen Erscheinungen der Bewegung aus. Die grundsatzlose Masse neigte sich mehr und mehr zur Zügellosigkeit, und wenn ihr die Vernünftigen mit Festigkeit entgegentraten, murrte sie, wendete sie sich, erkaltet, von der Revolution ab, und verrieth oft sogar ein Zurücksehnen nach den Fleischköpfen der ägyptischen Dienstbarkeit. – Kein Volk kann die Freiheit genießen ohne Vorbildung für die Freiheit. Ohne daß vorher eine tüchtige politische Bildung Wurzel geschlagen hat, wird ein revolutionäres Volk die Freiheit nur unvollkommen er kennen, ehren und ertragen; es kann das Recht, das sie giebt, nicht fassen; es kann die Pflichten und Opfer, die sie auflegt, nicht erfüllen, das Glück der Freiheit ist ihm ein verschlossenes Buch. –

Der 31. März war angebrochen. Es war ein Tag, blau, klar, sonnig, so recht gemacht zur Feier. Die alte Kaiserstadt hatte ein Festgewand angelegt, schön, wie sie je eins getragen. Jedes Haus hatte sich in grünes Laubwerk und bunte Teppiche gekleidet, Triumphbogen prangten auf Straßen und Märkten, Ehrenpforten waren alle Thore, lustig flatterten schwarz-roth-golden die Fähnlein aus allen Fenstern und die riesigen dreifarbigen Flaggen mit dem Reichsadler wogten von allen Thürmen. „Der deutsche Volksfrühling ist angebrochen, und Gott hat seinen Wohlgefallen daran; darum giebt er uns schon im März einen Maitag!“[980] – so rief man sich zu, angehaucht vom belebenden Lenze und getragen von der Freude und der Hoffnung. 6000 frankfurter Bürger, geschmückt wie zur Hochzeit, bildeten Spalier für den Zug der 600 deutschen Männer, der nach dem Römer sich bewegte, dessen Kaisersaal zu ihrem Empfang bereitet war. Unabsehlich Volk war schon vor Tagesanbruch aus Nah und Weit Frankfurt zugeströmt, und als sich um 8 Uhr der Zug in Bewegung setzte. drängten sich mindestens 100,000 Menschen in den Straßen, und ihr Hoch, wenn einer der Lieblinge der Nation ansichtig wurde, wollte kein Ende nehmen. In den Jubel hallte der Kanonendonner, der erste, der die Majestät des deutschen Volks salutirte. Alle fremden Gesandten und fremden Konsuln hatten ihre Wohnungen festlich geschmückt. Am herrlichsten prangte das amerikanische Gesandtschafts-Hotel. Auf dessen Zinne wehte das riesige Unionsbanner der Freistaaten mit den gold’nen Sternen auf himmelblauem Grunde und mit dem Adler der Freiheit, welcher das Pfeilbündel umschlungen hält, mit dem Wahlspruch: „*In pluribus unum*“[981]. „Einheit in der Vielheit – das ist ja auch unser Wahlspruch“, rief ein Graukopf aus dem Zuge der 600. Und das Volk verstand es. Ein Jubel, der nicht enden wollte, erschallte am Hause des amerikanischen Gesandten.

Die 600 wurden von dem Magistrat der Republik Frankfurt an der Schwelle des Römers feierlich empfangen und in den Kaisersaal geleitet. Dort überreichte der Siebener-Ausschuß dem Alterspräsidenten sein Programm. Das Dokument lautete:

I. Ein Bundesoberhaupt mit verantwortlichen Ministern.

II. Ein Senat der Einzelstaaten.

III. Ein Haus des Volks, hervorgehend aus den Urwahlen.

IV. Ein deutsches Heer und Eine deutsche Wehr. Eine Vertretung Deutschlands gegen das Ausland. Eine Gesetzgebung für Handel und Gewerbe, für Zölle und Posten, für Münze, Maß und Gewicht, für Wasserstraßen und Eisenbahnen. Ein Codex für Civil- und Strafgesetze. Ein Bundesgericht. Eine Verfassung, welche dem gestimmten deutschen Volke die Segnungen der Freiheit verbürge.

---

[980] Ziemlich wörtlich zitiert aus G. J. Kintzingers (* ca. 1800) Werk „Deutschland und seine Verfassung. Dem deutschen Volke gewidmet […]“ (Karlsruhe: C. Macklot 1852), S. 128.

[981] Recte: Lat., „E pluribus unum“, frei übers. in etwa „Aus vielen eines“.

Mit der Besprechung dieses Programms debutirte die Thätigkeit des deutschen Vorparlaments. Bald genug ließ sie die Unvereinbarkeit der Elemente dieser improvisirten Versammlung erkennen, und es war von Glück zu sagen, daß sie sich über die Wahl eines engern Kreises von fünfzig Männern des sogenannten Fünfziger-Ausschusses[982] – verständigte, und diesem die Aufgabe stellte: 1) im Verein mit der Bundesversammlung die Berufung eines verfassunggebenden Parlaments, hervorgegangen aus der direkten Wahl der Nation, zu bewirken; 2) der Bundesversammlung zur Wahrung der Interessen der nationalen Freiheit zur Seite zu stehen; 3) bei eintretender Gefahr das Vorparlament von Neuem zu versammeln; und 4) die Volksbewaffnung in allen deutschen Landen in's Leben zu rufen. Vergeblich bekämpfte die kleine republikanische Partei (Hecker an der Spitze) diesen den Fortbestand des Bundestags und der Regierungen begünstigenden Beschluß und forderte zur sofortigen Annahme und Verkündigung von Grundprinzipien einer Neugestaltung Deutschlands im Sinne demokratischer Selbstregierung auf. Von den monarchischen Elementen überstimmt, sagte sie sich von der Mission des Vorparlaments los und schied aus der Versammlung. Dieselbe schloß ihre Sitzungen am 3. April und am nächsten Tage eröffneten die Fünfziger ihre Berathungen. Die Vornahme der Wahlen zum Parlamente war ihre dringendste Aufgabe. Sie wollten einen Abgeordneten auf 50,000 Seelen; der Bundestag hingegen bestand auf den Maßstab von 1 auf 70,000. Es war der erste schüchterne Versuch seines Widerstrebens; sobald der Ausschuß aber die Annahme seiner Ziffer gebieterisch forderte, unterwarf sich der Bundestag und schon am 11. April vollzog er das Wahlprogramm des Ausschusses, das er „den Ausdruck öffentlicher Wünsche" nannte.

Die Fünfziger hatten inmitten der auf sie eindringenden Fluth der Ereignisse und der oft sehr ungestümen Wünsche und Forderungen des Volks einen schweren Stand. Sie waren recht eigentlich auf den Posten zwischen Reaktion und Anarchie gestellt worden, entbehrten jedoch des sichern Bodens juristischer Berechtigung und des Bewußtseyns vollständiger Anerkennung ihrer Autorität. Fast täglich hatte der Ausschuß mit Proklamationen und öffentlichen Abmahnungen gegen die Unordnung zu kämpfen; noch schwieriger war sein Streit mit den Reaktions-Gelüsten der Regierungen und des Bundestags, und oft mußte er diesen durch die drohende Hinweisung auf seine Macht, der es nur eines Winkes kostete, die deutschen Bastill- und Thronstürmer in Masse aus der Erde wachsen zu machen, zu imponiren suchen. Dennoch konnte er die Vertagung in der Berufung des verfassunggebenden Parlaments vom 1. Mai auf den 18. nicht verhindern. Er fand im passiven Widerstand vieler Regierungen, welche sich nur nothgedrungen zur Vornahme der Parlamentswahl herbeiließen, ein unübersteigliches Hinderniß. Am hartnäckigsten widerstrebte Oesterreich; trotz seiner durch den Aufstand in Italien gefährdeten Lage, mochte es nicht einmal von dem angebotenen Beistand hören, als ein Aufruf der Fünfziger bei der Bedrohung Tyrols ihm Deutschlands Hülfe zusicherte.

Unter solchen Zuständen nahte der Tag heran, der der Mission der Fünfziger ein Ende machen sollte. Ihre letzten Tage waren der Vorbereitung für den Zusammentritt der Nationalversammlung gewidmet. Der Ausschuß schloß seine Sitzungen am18. Mai, am Festmorgen der Eröffnung des deutschen Parlaments. Das war ein schöner und großer Tag „trotz alledem!" Unter Blumen und Laubgewinden, unter Glockengeläute und Kanonendonner, unter dem Lebehoch von Hunderttausenden zogen die Erwählten der Nation baarhäuptig in den geschmückten Tempel der Freiheit, in welchen die Paulskirche umgewandelt worden war. Heinrich von Gagern nahm den Präsidentenstuhl ein. Er sprach: „Wir haben das größte Werk zu vollenden, zu dem jemals deutsche Männer berufen worden sind. Ruf und Vollmacht empfingen wir von der Souverainität der Nation. Deutschland will Ein Reich seyn, Ein Volk. Es soll dies werden durch die Verfassung, die wir aufrichten"[983]. – Als sich aber der Bischof von Münster[984] ernst erhob, und er mahnte, daß die Werkleute durch Abhaltung einer gottesdienstlichen Feier die höhere

---

[982] Da das Vorparlament (siehe hierzu S. 297, Anm. 969) aufgrund einer privaten Initiative berufen worden war, sah es sich nicht befugt, hinsichtlich der späteren Frankfurter Nationalversammlung und Reichsverfassung Vorgaben zu machen. Das Vorparlament endete am 4. April, und am 18. Mai trat die Nationalversammlung erstmals zusammen. Für die Zwischenzeit fungierte der vom Vorparlament eingesetzte Fünfzigerausschuß als Organ der Revolution.

[983] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[984] Johann Georg Müller (1798–1870), seit 1. Juli 1847 Bischof von Münster.

Weihe für ihre Aufgabe anrufen und empfangen sollten, sagte Raveaux[985] unser Gebet sey: „hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen!“

Noch war der Monat der Eröffnung nicht zu Ende, und schon war das Parlament in Parteien gespalten, deren Bestrebungen sich scharf von einander absonderten. Was mit landsmännischen Vereinigungen angefangen hatte, hatte sich schnell zu politischen Faktionen ausgebildet, die, fest gegliedert, jede schwebende Frage vor der öffentlichen Diskussion in ihren Versammlungen abthaten und die Debatte in der Paulskirche allmählig zu einem Schattenspiel herabwürdigten. Starrer und liberaler Konservatismus, die Royalisten und die Konstitutionellen verschiedener Schattirungen, die Demokraten von Jenen an, welche noch von der Möglichkeit einer Vereinigung der Volksherrschaft mit monarchischen Staatsformen träumten, bis zu den Männern, welche in der Socialrepublik das einzige Heil des Vaterlandes suchten, hatte jede Partei ihr besonderes Hauptquartier, und alle Tage schwand die Neigung mehr und mehr, partikularistische Meinungen den allgemeinen Interessen der Nation zu opfern. Die Diskussion über die Gesammtverfassung Deutschlands rauschte wie ein ausgetretener Strom in unübersehlicher Breite dahin. Der Zauber, den die Ideen auf die Geister und die Ueberzeugung üben, verschwand mehr und mehr; hohle Worte beherrschten das Haus, und die zahllosen Redner, welche bei jeder Frage für und wider auftraten, ohne Kraft und Fähigkeit, der Frage eine neue Seite abzugewinnen, fraßen die kostbare Zeit. Die Regierungsgewalten waren durch die Aktion des Parlaments, das, in vielen Ländern mit mehr Ostentation als Takt, bei jedem Anlaß sein Souverainitätsrecht im Munde führte, paralysirt; die Ereignisse diktirten eine centrale Leitung und ein Beschluß des Parlaments übertrug solche einem Prinzen aus dem Hause Habsburg. Erzherzog Johann[986] wurde am 29. Juni als Reichsverweser gewählt. Ein verhängnißvoller Akt! Ein Oesterreicher an die Spitze der Reichsgewalt gestellt, während die Verhältnisse Oesterreichs selbst so verwirrt und schwierig geworden waren, daß man fast an Wunder glauben mußte, wollte man an die Möglichkeit denken, wieder Ordnung aus solchem Chaos zu schaffen. In Wien und in den deutschen Landen war die Revolution siegreich, in Italien der Aufstand Herr, Ungarn in voller Empörung, alles slavische Land in Gährung; Sardinien schrieb, mit erhobenem Schwerte, die Einheit Italiens auf sein Schild; der Habsburger Hof selbst war ein Flüchtling in seinem eigenen Reiche. Unter diesem Wirrsal zog Erzherzog Johann in Frankfurt ein, – des neuen Deutschlands unverantwortliches Oberhaupt! – Es war ein neuer König Johann ohne Land: aber auch ohne Geld, ohne Soldaten, ohne Macht; der Zauber persönlicher Ehrenhaftigkeit und Liebenswürdigkeit glich diese Mängel nicht aus! Wenn man damals das Schwert Preußens zum Exekutor des parlamentarischen Willens gemacht hätte – wie wäre es dann geworden? –

Erzherzog Johann
(siehe hierzu S. 301, Anm. 986).

Schon bei ihrem ersten Akt erfuhr die Reichsgewalt, den Regierungen gegenüber, Widerstand, und – sie ließ sich solchen gefallen. Die Forderung der Huldigung von allen deutschen Heeren wurde von den kleinern mit Mißtrauen empfangen, von den größern sogar abgelehnt. Die Huldigung der preußischen Armee wurde geradezu verweigert; in Oesterreich blieb die Verfügung der Centralregierung gänzlich unbeachtet. Vergeblich denuncirte die demokratische Partei im Parlamente einen solchen

[985] Der Kölner Demokrat Franz Raveaux (1810–1851), der u. a. auch als Begründer des politischen Kölner Karnevals gilt.

[986] Erzherzog Johann Baptist Josef Fabian Sebastian von Österreich (1782–1859), österreichischer Feldmarschall und 1848/49 deutscher Reichsverweser. Im Herzogtum Steiermark war er durch ein halbes Jahrhundert Förderer und Modernisierer von Industrie, Landwirtschaft und Eisenbahnwesen sowie im Kultur- und Bildungsbereich. Der nach unbekannter Vorlage von Traugott Kühner (Lebensdaten nicht ermittelt) gefertigte Stich entstammt dem Verlagsprogramm von Joseph Meyer.

Widerstand als unleidliche Auflehnung. Der Reichskriegsminister[987] selbst vertheidigte die Renitenten und die Majorität des Parlaments – sie fand sich zufriedengestellt! Eben so schwach zeigte man sich in den Beziehungen zum Auslande. Das Reichsoberhaupt schickte Gesandten und bevollmächtigte Minister; die meisten wurden mit Geringschätzung empfangen und mit Kälte behandelt. Man wagte nicht einmal dagegen diplomatische Reklamationen. So trat die Centralgewalt in’s europäische Daseyn schwach wie ein neugeborenes Kind. –

Ein Verfassungsausschuß, Dahlmann[988] an der Spitze, hatte unterdessen den Entwurf der Grundrechte des deutschen Volks vollendet. In und außer dem Parlamente war die Ungeduld schon lange laut geworden. Dennoch dehnten sich die Debatten beständig bis zum Uebermaß aus. Die Sündfluth der Anträge und Amendements schwoll bei jedem Paragraphen; Keinem ging es in den Kopf, die geringste Abweichung seiner persönlichen Auffassung den allgemeinen und höheren Zwecken unterzuordnen. Es wurden zu den Grundrechten 350 Aenderungsvorschläge eingereicht. Rechnet man für jeden derselben nur 12 Redner, so kamen 4200 Reden heraus – und als Zeit für das Ende der Berathung erschien das Jahr 1849, ein Kalkül, das wenig von der Wirklichkeit differirte. Doch der Heldenmuth der Eitelkeit und Ehrsucht – (das Verlangen, sich durch spaltenlange Reden in die Unsterblichkeit der stenographischen Berichte zu schmuggeln, war zur Manie geworden!) – scheute vor diesem Schreckbild nicht zurück. Jeder Antrag, der die einströmende Fluth hätte beschränken und dämmen können, wurde von der Versammlung zurückgewiesen.

Endlich stieg die Ungeduld des Volks zum Murren – und während die hohle Phrase in der Paulskirche unbestrittene Herrschaft übte, fing es draußen an ihren Pforten zu lärmen und zu toben an. Die Massen wurden unruhig. Man mißtraute dem guten Willen der parlamentarischen Majorität, man munkelte vom Einverständniß derselben mit den Regierungen, welchen die wachsende Mißachtung der frankfurter Versammlung lieb war. Die anfänglich schwache republikanische Partei gewann nun innerhalb wie außerhalb des Hauses an Zahl und an Stärke. In Frankfurt selbst hatte sich ein Demokratenkongreß aus ganz Deutschland versammelt. Offen und furchtlos trat er dem Treiben der Majorität in St. Paul entgegen. Er verfolge ihre Absichten mit der bittersten Kritik, er denuncirte ihre Unfähigkeit den Massen, er höhnte sie in Zeitungsartikeln, Flugblättern und Maueranschlägen. Die Spitzen der demokratischen Minorität des Parlaments leiteten diese kecke Bewegung. Die urtheilslose Menge gewöhnte sich daran, in der parlamentarischen Majorität Verräther des Vaterlandes zu erblicken.

Während so der Versammlung der Boden unter den Füßen schwand, ging die Staatsordnung in vielen deutschen Landen mehr und mehr aus den Fugen. Alles hielt nur noch wie durch eigenes Gewicht am Schwerpunkt der Gewohnheit. Erhob sich dann aus dieser uferlosen Bewegung bald da, bald dort ein Nothschrei, so sollte das Parlament der Helfer seyn in der allgemeinen Angst, und wider Willen sah es sich zuweilen genöthigt, das Selbstregieren zu versuchen, was jedoch oft bloß zu einer Manifestation seiner Ohnmacht und Unfähigkeit Gelegenheit gab. Mit dem schleppenden Gerede über Grundrechte gingen Tag für Tag, Monat für Monat hin, bis denn endlich die Majorität nicht länger ihr Ohr Dem verschließen konnte, was draußen von allen Dächern gepredigt wurde. Nun auf einmal schickten sich die Erschrockenen an, alles mit kurzer Hand abzumachen und an’s Ende zu kommen. In dieser Lage erschien der erste, schwache republikanische Aufstand in Baden – Heckers Zug – der Majorität wie ein *God send*. Aber statt zu warnen, schöpfte sie aus dem leichterrungenen Sieg neues Vertrauen in ihre Macht und Sicherheit. Sie lernte die Unzufriedenheit mit Gewalt unterdrücken; sie requirirte die Bataillone der Fürsten gegen jede Volksbewegung in ihrem Bereiche. Sie sah nicht ein, daß sie sich eben dadurch der Quelle ihrer Macht entfremdete. Der Volksunmuth brandete in immer höhern Wogen und die Fluth durchbrach den Damm, als die Majorität jenen berüchtigten Vertrag von Malmoe[989] sanktionirte, welcher das deutsche Schleswig zur dänischen Provinz machte. Am 16. September Abends,

---

[987] Der preuß. General Eduard von Peucker (1791–1876) amtierte vom 5. Juli 1848 bis zum 16. Mai 1849 als Reichskriegsminister.

[988] Der Historiker Friedrich Christoph Dahlmann (1785–1860).

[989] Vom 26. August 1848, der auf Druck der europäischen Großmächte Rußland, Frankreich und Großbritannien zustandegekommen war; der Umstand, daß er in entscheidenden Punkten den Forderungen Dänemarks entgegenkam, verhinderte fast die Ratifizierung durch das Paulskirchenparlament.

unmittelbar nach der Abstimmung, organisirte sich der Ausstand. Den nächsten Tag, nach einer Volksversammlung auf der Pfingstweide, brach er los. Das friedliche Frankfurt bedeckte sich mit Barrikaden. Aber die starke Garnison war vorbereitet – Kanonen schmetterten die Kampfgerüste der Republikaner nieder, ein Kartätschenhagel zerstreute ihre Schaaren, und am andern Morgen konnte die Militärmacht die Majorität in der Paulskirche mit der Versicherung erfreuen: „*l'ordre regne* [sic!] *à Varsovie!*“[990]

Durch den Septemberaufstand war der Bruch der Nationalversammlung mit der Revolution entschieden, und ihre Unfähigkeit zur gedeihlichen Lösung ihrer Aufgabe weltkundig geworden. Das Schwert, mit dem sie den Volksaufstand niedergeschlagen hatte, hing fortan als Damoklesschwert über ihrem eigenen Haupte. Sie hatte gleichsam den Arm erhoben gegen ihre Mutter; sie hatte sich selbst von der Quelle ihrer Macht losgesagt; fortan sah die Nation in der Majorität des Parlaments nur noch das Werkzeug der Reaktion. Die Debatten im Parlamente verloren die Theilnahme des Volkes in demselben Maße, als seine Hoffnungen auf die Versammlung selbst gesunken waren. Sie arteten bald in ein erbittertes Parteigezänk aus, unerquicklich für den Beobachter und ohne Würde und Ehre für die Betheiligten. Das Vertrauen war begraben, der Glaube auf einen guten Ausgang war untergegangen bei allen Besonnenen.

Das Leben des Parlaments nach dem 18. September erscheint wie das eines kranken Mannes, den die Aerzte aufgegeben haben. Die weiteren Scenen in der Paulskirche – so geräuschvoll und heftig auch viele waren, – änderten doch an dem nothwendigen Ausgang Nichts, sowenig wie die Paroxismen[991] einem Fieberpatienten helfen können, der dem Tod geweiht ist. Das Parlament, zum Spielwerk der Rivalitäten und Intrigen der Parteien herabgesunken, verfolgte seinen Lauf zum Untergange fortan wie ein Wrack, das, ohne Selbstbestimmung auf den Wogen dahin treibt, bis es der Klippe begegnet, an der es zerschellt. – Ich kann mich kurz fassen, die Agonien eines Sterbenden zu schildern. Die Kaiserwahl, die Fahrt der Parlamentsboten mit der papiernen Krone nach Potsdam, – ihre von dem Verbot der deutschen Fahnen begleitete Aufnahme in Berlin – der königliche Korb – die Sendung der Parlaments-Kommissäre in das Hauptquartier des Windischgrätz[992] und nach Olmütz – der schauerliche Ausgang der Theilnahme einiger Parlamentsglieder am Wiener Kampfe für Freiheit und Verfassung, – Blums[993] Todtenfeier, – die Intervention der Centralregierung bei dem Kampfe der Reaktion des Berliner Hofs gegen die preußische Nationalversammlung: – sie waren eben so viele offenkundige Niederlagen für Frankfurt und zeigten die Mißachtung der Autorität des Parlaments von Seiten der größeren deutschen Regierungen. Die Exekutive der Nationalversammlung

Robert Blum
(siehe hierzu S. 303, Anm. 993).

[990] Stark veränderter Ausspruch des frz. Kriegs- bzw. Außenministers Horace François, comte Sebastiani de la Perta (1772–1851) anläßlich des Polnischen Aufstands vom November 1830, das bei mehreren zeitgenössischen Karikaturen – z. B. bei denen von Charles Joseph Travies de Villiers (1804–1859) und Jean Ignace Isidore Gérard Grandville (1803–1847) – Verwendung fand. Der Originalausspruch lautete übrigens: „Le gouvernement a communiqué tous les renseignements qui lui étaient parvenus sur les événements de la Pologne [...]. Au moment où l'on écrivait, la tranquillité régnait à Varsovie.“

[991] „Paroxismus, im Allgemeinen eine heftige, leidenschaftliche Aufregung, namentlich aber bei Krankheiten derjenige Zustand, wo das Fieber seinen höchsten Grad erreicht hat.“ (Damen Conversations Lexikon, Bd. 8, Adorf: Verlags-Bureau 1837, S. 112).

[992] Der österr. Feldmarschall Alfred Candidus Ferdinand Fürst zu Windisch-Graetz (1787–1862), der maßgeblich an der Niederschlagung der Revolution 1848/49 beteiligt war.

[993] Der Publizist und Verleger Robert Blum (1807–1848) gehörte dem demokratischen linken Flügel des Paulskirchenparlaments an und wurde am 9. November 1848 auf der Wiener Brigittenau standrechtlich erschossen. Der von Bernhard Afinger (1813–1882) geschaffene Stahlstich entstammt dem Verlagsprogramm von Joseph Meyer.

ihrerseits hüllte sich in völlige Thatlosigkeit und sank nach und nach zum bloßen Schatten herab. Das Jahr 1848 war noch nicht zu Ende, und bereits war die deutsche Fahne in Oesterreich verpönt, und österreichische Volksboten, die in der Paulskirche von deutscher Einheit und Freiheit gesprochen hatten, mußten fürchten, beim Wiederbetreten des österreichischen Bodens standrechtlich erschossen, oder in die Kasematten[994] des Spielbergs[995] geworfen zu werden. –

Die Geburt der Grundrechte zu Ende des Jahres war eine schwere Geburt; sie wurde von der Nation mit Kälte empfangen. Das Kindlein siechte seit dem ersten Tage. Die größern Höfe versagten den Grundrechten die Einführung. Als das Parlament die Spielbanken aufhob, deren Abschaffung die öffentliche Meinung gebieterisch gefordert hatte, legten die Regierungen Protest ein, und als die von den Habsburg'schen Maßregeln bis aufs Aeußerste gereizte Versammlung sich von Oesterreich ganz abwendete, und Ein Deutschland ohne Oesterreich proklamirte, so erklärten Oesterreichs Volksboten, daß sie ihr vom Volke erhaltenes Mandat höher achteten, als die vernunft- und rechtswidrigen ohnmächtigen Beschlüsse der parlamentarischen Majorität; sie wollten auf ihren Sitzen in der Paulskirche bleiben und nur der Gewalt weichen. So weit war es gekommen im Schooße der Versammlung, welcher das deutsche Volk seine Rechte, seine Erwartungen und Hoffnungen auf einheitliche Große, Würde, Macht, Glück und Freiheit anvertraut hatte! Die nun herannahende letzte Periode des parlamentarischen Daseyns war für das deutsche Volk eine Periode des tiefsten Leids. Die letzten Akte der großen Bewegung haben uns nichts hinterlassen, als Schlachtfelder, Standrechtsgräber, gefüllte Kerker und die langen Züge der Männer, welche das Exil in der Fremde der Verfolgung im Vaterlande vorzogen. Die Reichsverfassung[996] selbst, das Kind eines Kompromisses zwischen unversöhnlichen, machtlos gewordenen Parteien, war, ähnlich den Grundrechten, todt geboren und der Aufruf des Parlaments an das Volk, sie gegen die allgewaltig gewordene Reaktion zu vertheidigen, vergrößerte bloß die Verwirrung, und beschleunigte durch ihre Folgen, die besiegten Aufstände in Baden und Sachsen, den Untergang des Parlaments und der Revolution. Verzweifelnd rief der alte Arndt, noch auf der Schwelle der Paulspforte stehend: – „wir sind im vierten Akte; bald fällt der Vorhang. Aber das Stück ist noch nicht aus; – wann wird er zum fünften aufgezogen werden? Man wird mir entgegenschreien: was prophezeihst du alter schneeweißer Rabe? Vermagst du Königen und Fürsten mit dem fünften Aufzug zu drohen? – Nein! nein! Ich drohe nicht; ich weissage ganz still und ruhig. Meine Füße stehen im Grabe, meine Augen werden hinter dem fünften Aufzug nichts Irdisches mehr sehen. Ich drohe mit keinem Zeichen; sondern der Alte der Tage, Gott, drohet mit dem seinigen"[997].

Am 30. Mai 1849 war die letzte Sitzung des Parlaments in der Paulskirche; ihre Pforten wurden geschlossen und auf Vogts[998] Antrag siedelte die Versammlung, aus kaum noch hundert Männern bestehend, – (die Uebrigen hatten sich beeilt, das lecke Schiff zu verlassen, oder waren dem Abruf der Regierungen gefolgt) – nach Stuttgart, nicht mehr, um zu siegen, denn dafür war längst jede Chance dahin, sondern um mit Ehren unterzugehen. Auch diese Absicht hat das unerbittliche Schicksal dem „Rumpfparlamente"[999] verkümmert. Was im Kaisersaale zu Frankfurt so groß und so hehr, ausgerüstet mit der Allmacht, welche der Wille der größten Nation verleihen konnte, angefangen hatte, das endigte in Stuttgart, wie ein loser Kravall, durch den Stock der Polizei und den Säbel der Gensdarmen. –

---

994 Kasematte (frz. casematte, von mittelgriech. χάσμα, chásma, „Spalte, Erdschlund, Erdkluft" über ital. Casamatta, „Wallgewölbe"), ein vor Artilleriebeschuß geschütztes Gewölbe im Festungsbau. Kasematten wurden häufig als Gefängnis genutzt und wurden somit zum Synonym für Haftbedingungen der besonders harten Art.

995 Die Festung Spielberg/Špilberk bei Brünn/Brno; 1783 war dort auf Anordnung Kaiser Josephs II. (1741–1790) ein Gefängnis für die gefährlichsten und schlimmsten Verbrecher eingerichtet worden.

996 Die „Verfassung des Deutschen Reiches" konnte zwar am 28. März 1849 verkündet werden, sollte jedoch niemals in Kraft treten.

997 So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

998 Der Gießener Mediziner und Radikaldemokrat Carl Vogt (1817–1895).

999 Das in Stuttgart vom 6. Juni bis zu seiner gewaltsamen Ausweisung am 18. Juni 1849 tagende vorläufig letzte dt. Parlament.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 125-127.

CCCXXII. Die Walhalla[1000].

Seit Jahren schon sucht der nicht befriedigte und in so mancher Beziehung schmerzlich verletzte deutsche Nationalsinn einen Ausweg, indem er sich bald gegen diese, bald gegen jene Seite wendet. Des äußern Schwerpunkts entbehrend, auf dem er mit seinem irdischen Bestande ruhe, sucht er einen idealen auf; und wo ihm die Lebenden nichts bieten mögen, kehrt er bei den Todten ein. Gehindert, sich in schattenden Zweigen auszustrecken, sendet er seine Triebe in die dunkle Erde hinab und schlingt sie liebend um die Schreine seiner Heiligen. Deutsches Volk, das nicht mehr versuchen darf, Rath zu schlagen über deutsches Wohl, sammelt sich um die Urnen seiner großen Männer und richtet ihnen Denkmäler auf.

Vorzugsweise ist es die Architektur, welcher, vermöge der Freiheit und Selbstständigkeit ihrer Formen, vor allen übrigen Künsten es zukommt, Nationaldenkmäler aufzuführen, und Skulptur und Malerei sollten nur dienen, die großartigen Gedanken jener zu verdeutlichen und zu erklären. In diesem Geiste schufen die alten Völker ihre Denkmäler; schmückte Athen seine Akropolis aus, bauten die Römer dem August[1001] und Hadrian[1002] Mausoleen, richteten die Pharaonen Pyramiden und Tempel auf. Nur da, wo die Persönlichkeit des Helden einen beschränkten Wirkungskreis ausfüllt, ist ein einfaches Bildniß-Setzen schicklich und am rechten Orte; bei Geistern universeller Thätigkeit aber muß das Bildniß stets eine untergeordnete Rolle spielen. – Als die Thüringer dem Bonifacius[1003] vor einigen Jahren an einsamer Waldstelle, da, wo der Apostel das erste Kreuz aufgerichtet hatte, ein Standbild errichten wollten, und dem Herzoge August von Gotha[1004] zwei Zeichnungen, die in den Gesichtszügen der Statue sehr differirten, zur Prüfung vorgelegt wurden, kritzelte der geniale Fürst einen Leuchter mit brennender Kerze auf's Papier und schrieb darunter: das ist Bonifacius. Und ein Candelaber wurde aufgerichtet auf der Höhe, der weithin sichtbar ist im thüringer Lande[1005], und Jeder weiß ihn zu deuten. Was soll eine Armin's-Statue, noch so groß, bei Detmold[1006]? Stellt mir auf einen Würfel ein deutsches Schlachtschwert als Obelisken hin, die Spitze gen Himmel gerichtet, und das Volk, dem's doch gilt, wird's besser begreifen.

Eine verwandte, gleich umfassende Bedeutung hat der Tempel, den ein deutscher König an der Donau bei Regensburg aufrichtet. Die Walhalla, jenes für germanischen Ruhm so prachtvolle Haus, dessen östlicher Giebel die Armin's-Schlacht[1007] schmückt, dessen westlicher Deutschland's neueste Befreiung darstellt und dessen Inneres die ganze vaterländische Geschichte, Folge und Ursache jeglichen Kampfes um deutsche Selbstständigkeit verherrlicht, kann auch ein Armins-Denkmal heißen, aufgefaßt im großen Geiste der Geschichte. Die Idee beurkundet den hohen Sinn jener Janusgestalt unter

---

1000 ᚹᚨᛚᚺᚨᛚᛚᚨ, walhalla.

1001 Der röm. Kaiser Augustus.

1002 Publius Aelius Hadrianus (76–138), seit 117 römische Kaiser.

1003 Siehe hierzu S. 106, Anm. 421.

1004 August (1772–1822), seit 1804 Herzog von Sachsen-Gotha-Altenburg.

1005 Der Candelaber bei Altenbergen (Leinatal) war im Jahre 1811 errichtet und eingeweiht worden.

1006 Bereits 1838 war damit begonnen worden, für die Errichtung eines Hermanndenkmals nach dem Entwurf des Ansbachers Ernst von Bandel (1800–1876) bei Detmold zu sammeln; es konnte jedoch erst 1875 fertiggestellt werden.

1007 Die sog. „Schlacht im Teutoburger Wald" oder auch „Varus-Schlacht", in der 9 n. Chr. bei Kalkriese am Wiehegebirge im Osnabrücker Land der Cheruskeranführer Arminius/Hermann (siehe hierzu S. 308, Anm. 1016) die röm. Truppen unter Publius Quinctilius Varus (47/46 v. Chr.–9 n. Chr.) besiegte.

den Fürsten der Jetztzeit, und die Ausführung ist jenes Königs ganz würdig, den die Welt den Beschützer der Künste nennt[1008]. –

Zu diesem Ehrentempel des deutschen Volkes wurde 1830 der Grundstein gelegt, und er wird im nächsten Jahre geweiht werden[1009]. Nach der Idee Ludwig's entwarf Klenze[1010] den Plan dazu und leitete die architektonische Ausführung; die künstlerische, wozu theilweise Rauch[1011] die Zeichnungen fertigte, ist dem Heros der deutschen Bildhauerkunst, Schwanthaler[1012] und dessen Schülern, anvertraut.

Das Gebäude selbst ist ein dorischer Tempel von weißem Marmor, ähnlich dem Parthenon auf der Akropolis Athens. Bei einer Höhe von 70 Fuß hat es eine Breite von 100 und eine Tiefe von 300 Fuß. Das Dach wird auf jeder Seite von einer Reihe colossaler Säulen getragen, von denen je acht an den beiden Giebeln, 17 aber an jeder Seite stehen. Das Innere stellt sich als eine weite Marmor-Halle dar, deren reich cassetirte Decke von 2 Reihen ionischer Säulen gestützt wird. Den um den Saal herumlaufenden Fries schmücken die von Wagner[1013] in Rom gefertigten Reliefs, welche die Urgeschichte des deutschen Volks von seinen Wanderungen an bis zur Ausbreitung des Christenthums darstellen. An den Wänden hin sollen, in Hermenform, die Büsten aller Derjenigen zustehen kommen, welche deutsches Volk seit seinem Ursprung in jeglicher Beziehung verherrlicht haben: – seine Helden im Kriege und im Rathe, in der Poesie, in der Kunst und Wissenschaft. In einer Vorhalle werden die Bildnisse Derjenigen aufgestellt, welche schon bei ihren Lebzeiten als würdig erkannt sind, den Heroen der Walhalla zugerechnet zu werden. Die großen Männer der stammverwandten Nationen (Schweizer, Niederländer etc.) sind nicht ausgeschlossen; so daß sich, ganz unabhängig von politischer Abgrenzung, in der Walhalla wirklich alles Größte, was deutschem Volksthum entsprosse[n] ist, versammeln wird. Bis jetzt sind von den 140 vorhandenen Plätzen 50 noch nicht vergeben. Alle Büsten sind, so weit dieß zu erlangen möglich war, treue Portraits. Im Souterrain ist eine Halle, in welcher die Biographien der im Tempel Aufgenommenen, auf Pergament geschrieben, bewahrt werden sollen; zugleich auch, wenn sie Schriftsteller sind, ihre sämmtlichen Werke.

Bayern: Geschichtsdoppeltaler, München 1842
(siehe hierzu S. 306, Anm. 1009)

Die Walhalla ruht auf einem kyklopischen Unterbau, von dessen Fuße Marmorstufen hinauf zur Tempel-Terrasse führen. Dort hat man die herrliche Aussicht in das Donauthal und über die benachbarten Berge, deren nächster die malerisch-schöne Ruine der Burg Donaustauf trägt. Der ganze Bau dürfte, obschon er weit niedriger veranschlagt wurde, nicht weniger als 3 Millionen Gulden[1014] kosten, und er wird aus dem Chatullvermögen des Königs bestritten, dem auch der feindseligste Beurtheiler den Ruhm gönnen wird, mit diesem Denkmale die Kunst ihrer heiligsten Bestimmung zurückgeführt zu haben.

[1008] Siehe hierzu S. 103, Anm. 417.

[1009] Die Grundsteinlegung hatte am 18. Oktober 1830, dem Gedenktag an die Völkerschlacht bei Leipzig stattgefunden, die Einweihung ebenfalls an einem 18. Oktober im Jahre 1842.

[1010] Leo von Klenze (1784–1864).

[1011] Siehe hierzu S. 32, Anm. 118.

[1012] Ludwig Schwanthaler (1802–1848).

[1013] Der Würzburger Künstler und Sammler Martin von Wagner (1777–1858).

[1014] Siehe hierzu S. 9, Anm. 19.

CCCXXII

DIE WALHALLA

Donau-Stauf in der Ferne

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1856. 206 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 100.

DCCLXXX. Die Innenansicht der Walhalla.

Im siebenten Bande des Universums (Seite 125) ist die äußere Ansicht der Walhalla und die allgemeine Beschreibung dieses herrlichsten aller monumentalen Bauwerke des Bayernkönigs Ludwig enthalten. Das heutige Bild läßt uns einen Blick in sein Inneres thun.

Das Säulenhaus umschließt einen 200 Fuß langen und halb so breiten Saal, der sein Licht durch die 70 Fuß hohe Decke empfängt, welche mit Bronceplatten und Ornamenten auf das Reichste ausgeschmückt ist. Blendende Pracht empfängt den Besucher. Fußboden, Thronstühle, Tafeln sind alle von köstlichem Gestein, öfters reich vergoldet. Ein Marmorfries, der 300 Fuß lang rings um den Saal läuft, erzählt, in halberhabenen Gestalten, die Heldensagen und Urgeschichten der deutschen Völker, von ihren Kämpfen mit den Römern an bis zur Aufrichtung des Kreuzes auf dem Platze, wo die Axt des Bonifaz[1015] die tausendjährige Donnereiche fällte. – 140 Konsolen, an den Wänden hingereiht, sind bestimmt, die Büsten der Männer und Frauen zu tragen, an deren Namen sich die Größe und der Ruhm unserer Nation auf den Schlachtfeldern und in den Arenen der Kunst und Wissenschaft vorzugsweise knüpft. Etwa 160 Plätze sind bereits eingenommen; die übrigen gehören den Ehren kommender Geschlechter. Hermann[1016], der Heros, welcher mit dem Niederwerfen der Legionen römischer Eroberer die deutsche Freiheit rettete, beginnt die Reihe; Göthe, der Dichter Erzfürst, beschließt sie. Möge die Zukunft der Ebenbürtigen noch Viele hinzugesellen, ehe die deutsche Zeit geschlossen ist und ihr letztes Kleinod in den Hausschatz fremder Herren wandert!

[1015] Siehe hierzu S. 106, Anm. 421.

[1016] Der Cheruskeranführer Arminius/Hermann (ca. 17 v. Chr.–21 n. Chr.; siehe hierzu auch S. 305, Anm. 1007).

DCCXXXIII

INNERES DER WALHALLA

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 127f.

CCCXXIII. Das Mausoleum Mahomed Khans[1017]
in Deigh[1018] in Indien.

Deigh liegt etwa 12 Meilen nordwestlich von Agra, im Gebirge von Bhurtpore[1019]. Akbar[1020], der große Kaiser des Ostens, erhob es aus einem unbedeutenden Flecken zu einer kaiserlichen Residenz. Seine Blüthe war kurz; denn ein Erdbeben verschlang einen Theil der Stadt und ließ den Rest in Trümmern zurück.

Mitten unter eingestürzten Monumenten, Ueberresten von Tempeln, Palästen, Säulen, Wasserleitungen und Gräbern, an welchen diese Gegend, bis nach Agra hin, so reich ist, steht das Mausoleum Mahomed Chans in voller Schönheit. Was erhielt dieses Gebäude vor allen andern? – Der Glaube that's; denn Mahomed Chan ist ein großer Heiliger und Wunderthäter bei den Verehrern des Korans, und bis von Kabul und Persien her kommen die Pilger zum Gebet, oder um Befreiung von ihren Leiden zu suchen.

Das Mausoleum ist von Marmor, seine Form leicht, feenartig, originell, und nicht mit Unrecht nennt es der Gläubige „die Perle des Ostens." –

[1017] Das Humayum-Mausoleum für Nasir ud din Muhammad Humayun (pers. نصیر الدین محمد همایون, Naṣīru d-Dīn Muḥammad Humāyūn; 1508–1556), von 1530 bis 1540 sowie 1555/56 2. Mogulkaiser. Die Abbildung ist eher als phantasiereich denn als wirklichkeitsgetreu zu bezeichnen.

[1018] Hier wird offenbar die unweit Agra (Hindi आगरा, Āgrā; Urdu آگرہ, ʾAgra) gelegene Stadt Deeg (Hindi डीग, Dēg) mit Dehli (siehe hierzu S. 208, Anm. 700) verwechselt.

[1019] Bharatpur (Hindi: भरतपुर, Bharatpur).

[1020] Dschalāludin Mohammed Akbar, kurz Akbar (pers. جلال الدین محمد اکبر, Ǧalāl ad-Dīn Muḥammad Akbar (1542–1605), seit 1556 der 3. Mogulkaiser und einer der bedeutendsten Herrscher des Mogulreiches.

CCCXXIII

MAUSOLEUM MAHOMED CHANS

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 133-136.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Dreizehnter Band. Dritte Folge, dritter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 143 S. 8°. S. 19-24.

CCCXXIV. Das Wildbad Gastein.

Von Salzburg dahin sind's 18 Stunden. Kaum mag dem Reisenden eine andere gleich kurze Wegstrecke eine mannichfaltigere Gallerie von Landschaftsgemälden vorüberführen, und wenn er Geognost oder Botaniker ist, so wird er nirgends eine interessantere Parthie finden. Der reichste Genuß aber erwartet den Geologen, den Geschichtsforscher der Erde in der Betrachtung einer der schönsten Queer- Durchschnitte der ganzen nördlichen Abdachung der deutschen Alpenwelt. Während die zahllosen Versteinerungen am Wege, in der Salzburger Ebene, seine Aufmerksamkeit ganz abgezogen haben von der Außenwelt, steht er plötzlich still vor einer von Giganten zum Himmel aufgebauten Mauer; beinahe 8000 Fuß hoch starren die kahlen, weißen, gezackten Marmorwände empor und scheinen ihm jedes weitere Vordringen zu wehren. Nur der Bergstrom, der sich ihm entgegen wälzt, sagt ihm, daß auch er einen Weg hindurch finden werde. Jenem folgend öffnet sich, wie ein Riesenthor, eine Spalte des Gebirgs und eine Scene voll Erhabenheit tritt ihm entgegen. Wüthend rollt in der dunkeln Tiefe der Strom, der so ruhig durch die Ebene glitt. Noch gar nicht lange, so scheint es, borst hier die Mauer und aus der Bresche stürzte die Fluth des Sees, des jenseits gestaueten; denn noch frisch, wie von gestern, sind die Furchen an den Wänden, die die Gewalt jener Strömungen riß. Durch diese Spalte geht der Weg. Des Wanderers Auge hängt, nicht ohne Bangen, an den luftigen, eisgrauen Zinnen, die senkrecht in schwindelnder Höhe in das tiefe Blau des Aethers starren. Er denkt mit Herzklopfen an Verderben und Vernichtung, die ihn auf jedem Schritt aus der Höhe bedrohen – da steht er plötzlich im lichten Sonnenglanze und wie durch Zauber in einer andern Welt. Sanftbemattete Höhen, mit Fluren und Häusern geschmückt, grüßen freundlich von oben herab, als wollten sie ihn für die gehabten Schrecken entschädigen und wieder aussöhnen. Es ist der Zug des Thonschiefergebirgs zwischen der Kalkumwallung und der Ceutralfeste der Alpen. Vorwärts, in dem fernern Hintergrunde, zeigt sich die letztere und freundlicher, als man erwartet, nämlich als ein grün bemoostes Felsgebirge, während das Uebergangs-Gebirge selbst im reichsten Sammet der Matten prangt, hie und da durch die scharfen Schiefergräten durchlöchert und durchschnitten. – Fortwährend begleitet der Bergstrom den Weg, und sein allmählich immer wilder werdendes Rauschen verkündigt die Annäherung an die festern Massen des Grundgebirgs schon lange zuvor, ehe der Fuß sie betritt. Sein wirbelndes Schäumen sagt endlich deutlich, daß er den Schiefer ganz verließ und sich auf hartem Urfels bettete. – In dieser Gegend hört man zuerst den Wasserfall der Ache; er dringt zum Ohr wie fernes Donnern. Dadurch abgezogen von dem bisher bewunderten Schauspiel, beflügelt sich des Wanderers Schritt auf dem kühn aus dem Gestein gesprengten Pfade, den hohe, bewaldete Bergwände umgeben und aus derem Grün morsche, einsturzdrohende Felsen hervorragen. Immer wilder wird die Gegend, immer lauter das Getöse, das die Erde beben macht; immer gespannter die Erwartung. Da endlich, wie er um eine Felsecke biegt, bringt ihn der nächste Schritt auf eine Brücke, und, betroffen von dem, was er sieht, bleibt er stehen. Gleich einem wilden, reißenden Thiere, das seinem Kerker entstürzt und sich auf seine Beute mit wildem Grimme wirft, tobt aus dem Bergriß in der Höhe die Gasteiner Ache hervor, zuerst mit einem gewaltigen Satz wider eine gegenüberstehende Berg-

CCCXXIV

WILDBAD GASTEIN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

wand, die ihre beste Kraft in Staubwolken zerbricht, und dann hinab in den tiefen Bergkessel, in das Grab, das sie sich selbst gehöhlt hat. Langsam, wie verwandelt, fließen von da die wieder gesammelten Fluthen über ein Wehr und unter der Brücke hin, wo die Salzach sie aufnimmt und ihr Name verschwindet. – Neben der weißen Wassersäule stellte der fromme Sinn Heiligenbilder auf die hohen Felsen, und am Fuße dampfen die Schlöte eines großen Hüttenwerks, dessen rußige Gebäude auf den schönsten, immergrünen Matten stehen. Hier ist die Grenze von Pluto's Reich; denn von da an sind die Bäuche der Berge belebt und in ihren Eingeweiden wühlt der fleißige Bergmann nach Silber und Gold schon seit Jahrtausenden. Gleich hinter dem Hüttenwerke geht die Gasteiner Chaussee abermals durch eine schauerliche Gebirgsspalte, die Thalenge Klamm, die Propyläen der Inneralpen, das gewaltige Thor, das uns auf eine würdige Weise einführen soll in die Urgebirgswelt. Kühn durchschneidet die Straße bald steil abstürzende Felswände, bald sanft sich neigende Matten, bald finstre Waldung; hier ruht sie auf dem festen Gerüste der Natur; dort läuft sie über von Fels zu Fels gespannten Bögen hin. Dicht an der Barriere stacheln dann und wann die Spitzen schlanker Tannen und schwankender Birken herauf, und lassen die Höhe errathen, in welcher die Straße sich an der Felswand fortwindet. Endlich scheint das Tageslicht ganz zu verschwinden, mit ihm flieht die Vegetation und kahl starren die grauen Urkalkwände zum Himmel auf. Im Winter, bei hohem Schneefall, hilft die Gefahr, von Lawinen verschüttet zu werden, das Furchtbare dieses Passes vermehren; vor einigen Jahren wurden ein an seinem Eingang liegender Gasthof und mehre Häuser von einer Lawine aufgewickelt, und mit allen ihren Bewohnern in die Tiefe geschleudert.

„Am Abgrund geht der Weg, und viele Kreuze
Bezeichnen ihn, errichtet zum Gedächtniß
Der Wanderer, die die Lawin' begraben."[1021]

Den Schauern der Klamm entronnen, öffnet sich der Schoos eines friedlichen Thals, wo Alles, bis auf die höchsten Bergzinnen hinauf, in saftiges Grün sich kleidet. Nur die äußersten Hintergründe verschließt eine Gebirgsmauer von anderer Farbe und Gestalt. Ihre Firnen deckt glänzender Schnee; Schneefelder ketten die röthlich-grauen Hörner zusammen, und verrathen, daß man sich jenen Rippen der Alpen nähert, wo der ewige Tod sein Reich aufgeschlagen hat, und in das Niemand dringt, als der flüchtende Steinbock, der horstende Adler, der kühne, jagende Sohn der Alpen, und der forschende Freund der Natur. –

Das Gasteiner Thal bildet zwei Stufen, welche durch eine Thalecke geschieden sind, die jede Aussicht aus der unteren in die obere versperrt. Auf der ersten liegt Dorf-Gastein; auf letzterer der alte Markt Hof-Gastein, das Salzburgische Potosi[1022] mit seinen zum Theil noch stattlichen Gebäuden, die indeß kaum an die Herrlichkeit jener Zeit (im 16. Jahrh.) erinnern, wo die Weitmoser und andere Bergwerksbesitzer in diesem Erdwinkel Millionen erwarben und fürstlichen Hof gehalten haben. Was davon noch übrig ist, ist unbedeutend; nur in den Ruinen aus jener Periode ist die merkwürdige Geschichte des Orts zu lesen. Die Goldbergwerke, welche Ueberfluß und Pracht in dieses stille Thal führten, wurden von den Römern schon gebaut. Später verlassen, lebten sie viele Jahrh. lang blos in der Sage fort, bis ein wohlhabender, unternehmender Aelpner, Christoph Weitmoser[1023], die alten Gruben wieder aufsuchte und aufzusäubern anfing. Er baute sich arm; so arm, daß er am Osterfeste nicht einmal Fleisch essen konnte. Das hörte der Salzburger Erzbischof Leonhard von Kautschach[1024], und er ließ den Bedrängten zu sich kommen und streckte ihm 100 Thaler vor, sein Unternehmen fortzusetzen. Bald darauf that sich der Bergsegen auf, so reichlich, daß er und Andere nach 10 Jahren 3000 Bergleute beschäftigen, und Weitmoser jeder seiner Töchter 75,000 Gulden Mitgift geben konnte, und doch seine

[1021] Zitat aus Friedrich von Schillers Drama „Wilhelm Tell […]" (Tübingen: J. G. Cotta 1804), S. 237: „Am Abgrund geht der Weg, und viele Kreutze \ Bezeichnen ihn, errichtet zum Gedächtniß \ Der Wanderer, die die Lawine begraben."

[1022] Quetchua P'utuqsi, „der Lärm"; span. Potosí.

[1023] Christoff Weitmoser (1506–1558).

[1024] Leonhard von Keutschach (ca. 1442–1519), seit 1495 Erzbischof von Salzburg.

Erben noch über eine Million unter sich theilten. So groß ward der Reichthum und der Luxus zu Hof-Gastein im 16ten Jahrh., daß sich von Venedig, trotz der Unwegsamkeit des Gebirgs, ein Straßenzug hierher bildete! – Der allmähliche Verfall des Bergbaus in diesen Gegenden (nur wenige Gruben stehen noch in Ausbeute, und die meisten geben den Gewerken kaum die Kosten zurück,) hat seine Ursache theils in der Schwierigkeit, tiefere Baue zu führen, theils in der Abnahme der Reichhaltigkeit der Erze. Die furchtbarsten Feinde aber der armen Bergknappen sind die Gletscher, deren von Jahrhundert zu Jahrhundert zunehmendes Vorrücken die besten Erzpunkte vereist hat. Hunderte von Stollen und Schächten, auf denen die Vorfahren bauten, deckt ewiger Schnee jetzt, oder sie liegen begraben unter des Eises Last.

Von Hof-Gastein aufwärts verengert sich das Thal und wo seitwärts eine Schlucht einschneidet, blickt man in die sublime Gletscherwelt. Endlich kommt man an den Punkt, wo es hohe Bergwände nach allen Seiten hin zu verschließen scheinen. Am äußersten Ende steigen Staubwolken neben glänzenden Säulen donnernder Wasserfälle auf: und hoch oben über den Catarakten sieht man durch den Dunstschleier, wie Feenschlösser, die stattlichen Gebäude des Wildbades, das neue Potosi Salzburgs und das sehnsüchtige Ziel so vieler Leidenden.

Die Lage dieses berühmten Kurorts ist höchst originell und wirklich einzig. Fast alle Gebäude liegen an dem äußersten Rande einer gegen 1000 Fuß hohen, senkrechten Thalstufe, durch deren Mitte sich die Ache einen Kanal eingesägt hat, aus dem sie sich mit einem 500 Fuß hohen Sprunge in den Felskessel stürzt, von da sie, nachdem sie abermals einen Felsdamm durchbrach, nach Hof-Gastein hinabrauscht. – Den Vorgrund unserer Ansicht bildet der Kessel des Achesturzes, dem zur Seite das Dorf Gastein, mit seiner freundlichen, kleinen Kirche auf grünen Matten liegend, gedacht werden muß. Das Schloß[1025], die Straubinger Hütte und das Straubinger Gasthaus[1026] stehen oben; weiter hin sieht man die Gebäude der Prälatur und das neue Palais[1027] des Erzherzogs Johann mit seinen schwebenden Gärten.

Die Höhe des Wildbades ist am Pavillon etwa 3000 Fuß (nach Russegger[1028] 3226) über der Meeresfl. Die Thermen (heiße Quellen von 35–40 °R.[1029]), von denen sieben gefaßt sind, entspringen sämmtlich am Fuße des Reich-Ebergebirgs aus festem Gneiss. Um als Bad benutzt zu werden, muß das Wasser bis auf 28° R. abkühlen, was 6 bis 10 St. Zeit erfordert. Ihrer chemischen Zusammensetzung nach gehören diese Heilquellen zu den einfachsten. Das Wasser ist ganz klar, bei etwas bitterlichem Geschmack geruchlos und die sorgfältigsten Analysen desselben haben nichts entdeckt, was seine große Kraft erklären könnte. Nicht blos auf die höhern Wesen der organischen Schöpfung übt diese sich aus; auch bei den untersten wirkt sie wunderthätig. So richten sich völlig verwelkte Blumen, selbst wenn sie durch Ofenwärme fast gedörrt wurden, taucht man sie mit dem Stiele in’s Wasser, wieder auf, und sie bekommen ihre vorigen, schon verloschenen Farben, ja selbst ihren Geruch wieder.

Wiederbelebung der geschwundenen, Wiederkräftigung der geschwächten Lebenskraft ist’s hauptsächlich, was die Kurgäste in Gastein suchen. Besonders wirksam hat es sich von jeher bei gefährlichen und alten Verwundungen, bei geschwächten Männern und Frauen, erbleichten Mädchen, veralteten gichtischen und rheumatischen Uebeln, oder als Nachkur nach überstandenen schweren Krankheiten erwiesen. Die Frequenz des Bades nahm bisher zu von Jahr zu Jahr und wird fortwachsen in dem Maße, als sich der Ruf seiner Kraft immer weiter, allgemeiner ausbreitet. Eben so schreiten auch die Anstalten, welche durch vermehrten Besuch nöthig werden, jedes Jahr voran. Ein neues Hotel, mit prachtvoller, zur Aufnahme von Kurgästen aus den höchsten Kreisen geeigneter Einrichtung, Bellevue[1030], steigt an der Allee wie ein Palast empor. Der Wasserreichthum wurde durch Erbohrung neuer Quellen vermehrt, der Bau neuer Badehäuser hat begonnen. Mehre neue Straßenzüge wurden angelegt,

---

[1025] Das Weitmoserschlößl bzw. Schloß Hundsdorf aus dem 16. Jhd.

[1026] Eigentl. „Taverne am Mitterecke", die 1509 erbaut und 1839 abgerissen wurde, um Platz zu schaffen für einen Hotelneubau.

[1027] Erzherzog Johann (siehe hierzu S. 301, Anm. 986) hatte sich in den Jahren 1828 bis 1830 in Bad Gastein eine Villa erbauen lassen, das alte Haus Meran, heute das Kurhaus Meranhaus.

[1028] Der österr. Bergrat Joseph Russegger (1802–1863).

[1029] Siehe hierzu S. 260, Anm. 846.

[1030] 1838 errichtet und 1992 abgebrannt.

die alten bequemer hergestellt, und die umsichtige österr. Regierung spart keinen Aufwand, um die Frequenz dieses schon von der Natur sehr begünstigten Badeortes immer lebhafter zu machen.

Daß eine solche Gegend, wie die Gasteins eine Menge der interessantesten Ausflüge darbietet, läßt sich voraussetzen. Freilich gehört ein rüstiger Körper und zu manchen auch ein schwindelfreier Kopf und überhaupt ein Mensch dazu, der sich, zufrieden mit dem Hochgenuß der gewaltigen, großen Natur, über physische Bedürfnisse und die Forderungen der gewohnten Bequemlichkeit hinwegzusetzen weiß. Eine der schönsten, wenigstens die besuchteste Parthie ist die das Gasteiner Thal hinauf in das Innere der Gebirgswelt. Eine Viertelstunde hinter dem Wildbad, wo die Katarakten toben, verschwindet aller Lärm; ruhig gleitet die Ache in meandrischen Windungen durch den Teppich des Grundes; ernster und grauer ragen die Berge in die vegetationslose Luftregion empor, ihre Stirn schon starkgefurcht mit Schnee; nur die untersten Gehänge haben noch Holzung. Aber nicht lange währt diese Stille; bald ertönt wie der, dem Pluto dienend, Hammerschlag und stampfendes Pochwerk. Die Ache, obschon immer kleiner werdend, rauscht wilder über die Gneissblöcke, ein Sturz wird mächtiger als der andere und ihr Donner erfüllt die steile Schlucht, in welche sich allmählich das Thal verwandelte. Dann erweitert es sich wieder, es wird abermals stille und man wird vom Frieden der Hochalpen empfangen. Alles Pochen und Hämmern hat sich von der Oberwelt in unterirdisches Dunkel zurückgezogen, das habsüchtige Leben und Treiben der Menschen kroch in der Berge Bauch. Nur der kreisende Adler ruft dich aus deiner Betrachtung zuweilen auf, oder das Rauschen der flüchtigen Gemse. So gelangst du zur Urgebirgswelt, wo du neue, andere Züge siehst. Kein Baum oder Strauch verbirgt mehr den nackten Fuß der Bergriesen; nichts lebt, als die Bäche, die den Gletschern und Schneefeldern entstürzen, die dich von allen Seiten umringen; nur zwei oder drei einzelne Sennhütten triffst du noch an, die, aus zusammengeschichteten Gneissplatten aufgerichtet und an Felsen derselben Steinart gelehnt, kaum bemerklich werden. Ein nobler Kranz von Eisfirnen bildet die Strahlenkrone des Thals. – Hier stehst du am Ende deiner Tour, wenn du nicht Alpenstock und Klettermuth mit dir nahmst; denn die Spitze des Thals verschließt die hohe Felswand, aus deren Spalten zur Seite die Bäche herab stürzen, deren Vereinigung die Ache bildet, welche bisher dir Führerin und Begleiterin war. Willst du noch höher hinauf zu dem Kreuze des Rathhausbergs mit dem Ausblick über die Alpenhochwelt und hinab in das Gebiet der Drau und in die Thäler Kärnthens; so mußt du einen sehr steilen und vielfach gewundenen Pfad steigen und darfst die Anstrengung eines dreistündigen Kletterns nicht scheuen. –

Am reichsten wird dem Botaniker die Mühe vergolten, und ist ein solcher dein Begleiter, so sey gewiß, daß du ihn bald verlierst. Wie einen Jagdhund, der die Spur eines Wildes aufgefunden und derselben unablässig folgt, ohne auf den Ruf des Herrn zu hören, so siehst du ihn von Klippe zu Klippe klettern; die Müdigkeit aber, die er vor wenigen Augenblicken noch auf der bequemen Straße klagte, ist verschwunden; er sieht und hört nicht mehr. Zum ersten male erblickt er die Fülle einer ihm bisher nur dem Namen und der Beschreibung nach bekannt gewordenen Pflanzenwelt, und er stürzt von Blüthe zu Blüthe, gleichsam besorgt, daß sie vor ihm eine hungrige Gemse erspähen möchte, oder die nach Alpenweide lüsternen Thiere des weidenden Senners. Nicht eher wirst du deinem Freunde wieder begegnen, als am Rande des ewigen Eises, die letzten Gaben sammelnd, die dort Flora dem Glücklichen in den Schoos wirft.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 133-136.

CCCXXV. Rio Janeiro[1031].

Brasilien ist die einzige Monarchie[1032] in der neuen Welt, und die Ehre, eine fürstliche Residenz zu seyn, hat unter den amerikanischen Städten Rio Janeiro allein. Es liegt unterm 29. Breitengrade an einer der schönsten Bayen der Welt, umgeben von einem Panorama von Bergen, dessen hinter einander sich aufthürmende Gipfel bei hellem Wetter in einer Entfernung von 20 Seemeilen[1033] dem Schiffer sichtbar werden. Die zunächst der Stadt gelegenen sind steil, und auf ihnen sitzen, wie Adlernester, Warten, Klöster, das Observatorium und 2 kleine Kastelle. Einige von Gärten und üppigen Zucker- und Caffeepflanzungen umgebene Dörfer und Flecken beleben die entfernteren Punkte der Bucht. Quer vor dem Hafen und denselben schützend, liegt ein kleines, schmales Felseneiland, – die Schlangeninsel, (Cabras) und erst, wenn man dasselbe umschifft hat, genießt man die volle Ansicht der Stadt, welche mit ihren vielen Palästen, den kaiserlichen Schlössern, den Klöstern und Kirchen über einen Mastenwald hervorragt. Die weiße Farbe der Gebäude macht, daß sie sich von dem dunkeln Hintergrunde der Berge grell abhebt. Glocken ertönen auf verschiedenen Punkten, die Kanonen der Batterien salutiren, es knallen Böller auf den Höhen, und Raketen zu Hunderten zischen von Zeit zu Zeit in die Luft. Hier ist alle Tage Feiertag; denn jeder Tag hat seinen Heiligen, der von einem Kloster, oder einer Congregation fetirt[1034] wird.

Die großen Erwartungen, welche das Aeußere von Rio anregt, löst sein Inneres in Täuschung auf. Statt der regelmäßigen, prachtvollen Straßen und großen Plätze, womit die Phantasie die Kaiserresidenz des Westens freigebig ausstattete, findet man meistens enge, übelriechende Gassen, in denen der Unrath sich so lange anhäuft, bis ihn ein Regenguß fortschwemmt. Die Trottoirs sind schmal und ärmlich, und der Fußgänger ist immer in Gefahr, durch die vorbeistreifenden Räder der Fuhrwerke gefaßt, oder doch beschmutzt zu werden. Die Marktplätze find elend; schmutzige Buden stehen ohne Ordnung umher, in denen Gemüse und Früchte etc. zum Verkaufe ausgestellt sind. Die schönste, breiteste Straße ist die Rua direita[1035], und da, aus dem Fenster eines der vielen Kaffeehäuser in derselben, kann man das äußere Leben und Treiben gemächlich beobachten. – Man erkennt bald, daß die Residenz in Rio null und der Handel Alles ist. Geschäftsleute von allen europäischen Nationen mit dem in sich gekehrten, rechnenden Blick eilen auf den Trottoirs hin, bald da, bald dort an den lässig und faul dahin schlendernden freien Schwarzen stoßend, oder an den gemächlich vor seiner Thür die Cigarre schmauchenden portugiesischen Krämer. Dann und wann stolzirt ein Offizier vorüber mit wichtigthuender, hochmüthiger Miene, gefolgt von einem uniformirten Neger, seinem Bedienten. Caleças (Kaleschen) und Seges (Karriolen[1036]), von Maulthieren gezogen, rasseln Vorbei unter dem Fluchen und Anspornen ihrer grimmassen-frohen Treiber, und dann und wann kommt eine glänzende Karosse, 2 schwarze goldverbrämte Diener hinten auf, auf dem Bock ein Kerl mit einer ungeheuern Peitsche, hohen Courierstiefeln mit schweren Absätzen, Ungeheuern plattirten[1037] Sporen, glasirtem Lederhut mit tellergroßer Kokarde und schwankendem Federbusch. Züge von Sklaven, Afrika's unglückliche Kinder, durch eiserne Halsbänder und Ketten von 10 bis 12 Fuß Länge an einander geschmiedet, trotten, angetrieben von der Peit-

---

[1031] Rio de Janeiro.

[1032] Das Kaiserreich Brasilien (portug. Império do Brasil) bestand von 1822 bis 1889.

[1033] Siehe hierzu S. 10, Anm. 24.

[1034] Frz., gefeiert.

[1035] Heute Rua 1° de Março.

[1036] Leichtes, einspänniges, zweirädriges Fuhrwerk.

[1037] Span., versilbert.

sche ihres Führers, still und verdrossen, mit Körben voll Kaffee und Zucker auf dem Kopfe, dahin; ein anderer Zug folgt, blühende Mädchengestalten, die den traurigen Klang der Eisen durch Gesänge zu übertönen suchen, Lieder aus ihrer Heimath. Jedem Sklavenhaufen folgt außer dem Treiber immer ein Soldat mit gezogenem Pallasch[1038]. – Schnell und leicht bewegt sich ein hübsch aufgeputzter Palankin[1039] daher, getragen von trabenden Schwarzen; er hält vor dem glänzenden Laden eines Pariser Marchand de Modes[1040], eine farblose, mit Juwelen bedeckte Hand schiebt den Vorhang zurück, hastig öffnet der Verkäufer die weiten Glaspforten seines Tempels und verbeugt sich tief gegen die eintretende Dame. – Zischend fährt auf einmal eine Rakete auf und unter dem Gelächter eines Schwarms von Negersklaven platzt ein Bündel Schwärmer. – Behaglich tappt ein dicker, aufgedunsener Priester daher, die kleinen Satyraugen unter einem breiträndigen, an den beiden Seiten aufgestülpten Hut umherwerfend. Er trägt einen langen, weiten, seidenen Rock, zusammengehalten mit einem gewaltigen Strick, der ihm in Form einer Quaste den Rücken hinabfällt; dazu schwere, plumpe Schuhe mit ungeheueren silbernen Schnallen. Hart hinter ihm her trippelt der junge brasilianische Dandy. Er zählt noch nicht 14 Jahre; aber er ist gekleidet wie der Pariser Stutzer von fünf und zwanzig. Ehrfurchtsvoll folgen ihm in abgemessener Ferne 2 Diener, bedeckt mit Goldbrokat. Dann kommen schwarze Wasserträger, nackte, widerwärtige Gestalten; und die nächste Figur ist jene hagere Gestalt mit dem langen, scharf ausgeschnittenen Gesicht und der Weltherrenmiene, der man überall auf Erden begegnet. Am Arm des Britten geht ein stattlicher, wohl aussehender Mann, in dessen rundem Gesichte der Bonvivant[1041] ausgeprägt ist, dem der liebe Gott die Welt nur um des Genusses willen geschaffen hat. Er trägt einen aufgestülpten Hut mit Straußfedern, einen breitgeschnittenen Frack, eine Weste mit geräumigen Taschen, zierlich ausgenähete Beinkleider, die, wie das Uebrige, schwarz und am Knie über ein paar rothseidenen, gewirkten Strümpfen zugeschnallt sind. Ein paar lackirte Schuhe mit großen Schnallen, auf welchen farbige Steine funkeln, Manschetten von Spitzen, schwarzseidene Handschuhe und ein Rohr mit schwerem, goldnem Knopfe vollenden den Anzug. Don Gonzalo, Mitglied des Congresses, geht eben zur Sitzung. –

Nächst der Rua direita sind die Rua D'Ouvidor[1042] und D'Ourives[1043] (wo die Goldschmiede und Juweliers ihre Magazine haben), die besuchtesten und schönsten. – Die Bauart in Rio ist im Allgemeinen tüchtig. Die Häuser sind massiv, zwei Stockwerke hoch, rauh beworfen und weiß getüncht. – Bei der Milde des Klima's (denn Rio liegt unter'm tropischen Erdgürtel!) kennt man das Bedürfniß künstlicher Erwärmungsmittel nicht, also auch keine Kamine. Die Dächer sind platt, wie in Italien. Die Fenster des zweiten Stocks nehmen die ganze Zimmerhöhe ein und öffnen sich auf eisernen Veranda's, wo der Hausherr, beschattet und angefächelt von der Zugluft, den ganzen Nachmittag mit der Cigarre im Munde des Müssiggangs pflegt. Decken und Wände sind meistens getäfelt. – Architektonische Werke von großer Schönheit besitzt Rio nicht. Die Paläste sind plump und geschmacklos; deren Erbauung fällt meistens in die Zopfzeit[1044] des vorigen Jahrhunderts. Theater, Opernhaus, die großen Hotels sind mehr geräumig, als schön. Kirchen gibt es einige 40 in Rio; voller Ungeschmack von außen und innen, voller Vergoldung, Schnitzerei und Schnörkeln ohne Kunstwerth. Viele aber besitzen einen großen Schatz an Juwelen, silbernen Gefäßen und Slawen von Heiligen. Die Hauptkirche, San Francisco de Paulo[1045], ist ein ungeheueres Gebäude, ganz überladen mit schlechten Verzierungen. Doch schön sind die Glasmalereien der Fenster, obschon sie nicht der höchsten Blüthezeit der Kunst angehören. In dieser Kirche werden unaufhörlich Todten-Messen gelesen, bei welcher Gelegenheit die Frommen auf Teppichen und Matten knieen, schweigend Perle um Perle an ihrem Rosenkranz um die Ruhe der Abgeschiedenen abzählend. Zu den Katakomben unter der Kirche führt eine Treppe von 60 Stufen. In diesem schauerli-

[1038] Ungar. pallos, „das Schwert", eine Hieb- und Stichwaffe mit gerader Klinge.

[1039] Siehe hierzu S. 80, Anm. 322.

[1040] Frz., Modehändler.

[1041] Frz., Lebemann.

[1042] Portug. Rua do Ouvidor, Ombudsmannstraße.

[1043] Portug. Rua do Ourives, Goldschmiedstraße.

[1044] Abwertende Bezeichnung für den im prot. Deutschland als undeutsch zutiefst verachteten Barock.

[1045] Portug. Igreja De Sao Francisco De Paula; die Franziskanerkirche war in den Jahren 1759 bis 1801 erbaut worden.

chen Tempel des Todes, den das Licht der an den Gräbern gestifteten ewigen Lampen erleuchtet, sieht man eine Menge Sclaven beschäftigt, die Ruhestätten ihrer Herren zu schmücken. Große Urnen, die die Asche der Todten enthalten, sind in langen Reihen unter Baldachinen von rothem und schwarzem Sammet, die mit goldenen Kränzen oder breiten Borden besetzt sind, aufgestellt. In der ganzen Länge und Höhe der Seitenmauern des Gewölbes befinden sich Löcher, jedes groß genug, um einen Sarg fassen zu können. In ein solches wird der Neuankömmling geschoben und die Oeffnung mit Kalk verstrichen. So bleibt der Sarg 2 Jahre stehen. Dann wird die Leiche herausgenommen, verbrannt und die Asche in einer Urne beigesetzt.

Der Brasilianer hat in seinem Benehmen noch vieles vom Ceremoniellen des vorigen Jahrhunderts, da dieß seiner Bequemlichkeit am meisten zusagt. Die Fremden klagen über kalte Aufnahme und Ungastlichkeit in Rio. Leute, die längere Zeit in der Hauptstadt lebten, schildern die Männer als eine träge, indolente Raçe, blos dem Genuß lebend, fremd höhern Bestrebungen, und sehr selten mit den wissenschaftlichen Kenntnissen ausgestaltet, die man in Europa bei jedem Gebildeten voraussetzt. Artigkeit, Liebenswürdigkeit und Feinheit im Umgange sind hingegen in den höhern Damenzirkeln auch hier allgemeine Zierden. In Musik und Tanz gelten sie als Meisterinnen; Conzerte sind ihre gewöhnliche Unterhaltung. Die Brasilianerin ist stark brünett, mit schwarzen, glühenden Augen, und obschon zum Embonpoint[1046] geneigt, ist sie doch leicht und graziös in ihren Bewegungen. Wie in allen tropischen Climaten heirathen die Mädchen hier sehr früh; im 12. Jahre Hausfrau und Mutter zu seyn, fällt in Rio nicht auf.

Das größte Bauwerk in der Nähe von Rio und zugleich das bedeutendste in ganz Südamerika ist eine Wasserleitung[1047], die aus einer Entfernung von 1 ½ Stunden vortreffliches Trinkwasser auf einem Aquaedukt, römischen Baustyls, zur Stadt führt. Er kostete über 1 Million Dukaten.

Rio Janeiro, das jetzt 100,000 Einwohner zählt, prangt zwar mit einer Universität, einem großen botanischen Garten, Sternwarte, Museum, naturhistorischen und artistischen Sammlungen und einem zahlreichen, gut besoldeten Lehrercollegium etc.; aber die Leistungen aller dieser Anstalten sind sehr gering. – Der Handel ist's, der hier alle Welt mehr oder minder in seinen Kreis zieht. Jede Handelsnation der Erde hat in Rio unter ihrem Consul eine kleine Colonie. Die Basis der Geschäfte ist der Produktenreichthum Brasiliens zur Ausfuhr nach Europa: – die Diamanten, das Gold und Silber der Minen, – vor allem aber Kaffee und Zucker. Die Cultur dieser beiden Artikel hat in den letzten 2 Jahrzehnten unglaublich zugenommen, und die vorjährige Ausfuhr von Rio betrug an 16 Millionen Piaster[1048].

[1046] Frz. für ein korpulentes, fülliges körperliches Erscheinungsbild.

[1047] Das 1750 fertiggestellte Carioca-Aquädukt (portug. Aqueduto da Carioca).

[1048] Siehe hierzu S. 78, Anm. 317.

CCCXXV

RIO JANEIRO

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

J. Gray Sc.

BAY von RIO

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. 151-156.

Rio de Janeiro.

(Eine Reiseerinnerung.)

Es war an einem Mainachmittag, als wir in die Bai von Rio einliefen. Bei der Einfahrt erheben sich auf beiden Seiten, gleich den Säulen eines Thores, kegelförmige Granitberge mit mancherlei sonderbar gestalteten Kuppen und Hörnern, von denen zwei gepaarte Spitzen die beiden Brüder[1049], eine andere der Papageienschnabel[1050] genannt wird. Einer der Berge im Süden heißt wegen seiner Form der Zuckerhut (*Pao d'Açuar*)[1051], den Schiffern eine treffliche Landmark; es ist eine fast ganz nackte Granitmasse von ungefähr tausend Fuß Höhe. Gegenüber liegt das kleine, aber wohlbefestigte Fort St. Cruz. Nachdem man das breite Felsenthor passirt, erweitert sich die Bai, und nun eröffnet sich ein Amphitheater, welches an mannigfaltig imponirenden Reizen kaum seines Gleichen auf Erden finden möchte. Im Hintergrunde waldige, an einander gekettete Kuppen und Spitzen, an den Ufern romantische Felspartien mit malerisch zerstreuten Landsitzen und Häusergruppen, ferner die üppige Vegetation der schlankstämmigen Kokospalmen, der Pinien, Aloeen und Cactus, dann, so weit das Auge reicht, grüne Eilande emportauchend aus dem Wasserspiegel, der von unzähligen Kähnen und Gondeln belebt wird, endlich der Hafen mit seiner reichen Mastendekoration und der prächtige Aquädukt[1052] der Hauptstadt; dazu die Beleuchtung der Abendsonne, welche zum Abschiedsgruß das azurene Firmament mit Purpurstreifen und die Häupter der Berge mit Rosen kränzen schmückte: gewiß, Alles dies müßte selbst den rohesten Menschen mit Entzücken erfüllen. – Wir waren eine halbe Stunde unterhalb der Stadt vor Anker gegangen; weiter einzulaufen, ehe die Zollbeamten uns visitirt hatten, war uns nicht vergönnt. Schnell kam die tausendäugig funkelnde Nacht: da stieg plötzlich ein weit ausgebreitetes Heer von Raketen und Schwärmern über der Stadt in die Lüfte, mit Knallen und Puffen zerplatzend; Donnerschläge weckten das Echo der Felsen; die hochgelegenen Klöster San Bento[1053] und San Antonio[1054], die Tempel, die Häuser und Paläste entzündeten sich in grünen, blauen und rothen Feuern und Flämmchen – ein in der That feenartiger Anblick, dessen Zauber noch durch den Kontrast des dahinter liegenden dunklen Gebirges erhöht wurde. Musik und Jubel erscholl nah und fern von dem fröhlichen Volke, welches gerade ein Fest feierte. Der sich erhebende Landwind trug zur Erhöhung des Genusses bei, indem er würzigen Duft von Orangen und anderen blühenden Gewächsen über die See wehete, und erst spät bewältigte der Schlummer den Aufruhr wonniger Gefühle.

Am andern Morgen gingen wir an's Land. Die auf einer dreieckigen Landzunge in Westen der Bai gelegene Stadt mit ihrer Umgebung und ihren weiß getünchten Häusern und Kirchen hatte vom

1049 Portug. Morro Dois Irmãos.

1050 Portug. Bico do Papagaio.

1051 Portug. Pão de Açúcar.

1052 Siehe hierzu S. 319, Anm. 1047.

1053 Portug. São Bento, eine Benediktinerabtei.

1054 Portug. Santo Antônio, ein Franziskanerkloster.

Schiffe aus ein anziehendes großartiges Ansehen, Wohlhäbigkeit und Sauberkeit versprechend; aber eine nähere Beschauung verscheuchte die Täuschung. Die langen engen Straßen sind mit Schmutz und afrikanischen Schwarzen angefüllt, welche wir schon überall auf den im Hafen schwimmenden Booten und Kanoes als Bemannung bemerkt hatten. Fast nackend, schwitzend unter ihrer Arbeit und ihren Lasten, verbreiten diese Tausende von Sklaven einen starken unerträglichen Geruch. Zu den dunkelen Gestalten der Neger und Mulatten[1055], welche fast die Hälfte der Bevölkerung ausmachen, bilden die übrigen gewöhnlich weiß gekleideten Bewohner den grellsten Gegensatz, und wenn die brennende Mittagssonne die letzteren verscheucht, so sieht man nur Schwarze. Die Häuser sind äußerst fest, meist von Granit aufgeführt, in der Regel zweistöckig und weiß angestrichen, mit flach gesenkten Dächern, Balkonen und Bogengängen, unter denen die Waaren auf's Zierlichste zur Schau gestellt sind. Die Kaufläden, deren Thüren und Fenster den Tag über meist offen stehen, scheinen von Mulatten oder fast eben so dunkelfarbigen Portugiesen bedient zu sein. Besonders zahlreich sind die Venda's[1056], wo man Lebensmittel verkauft. Die langen Straßen durchschneiden einander in rechten Winkeln, so daß die Häuser große viereckige Massen bilden. Sie sind nicht nur eng und schmutzig, sondern auch schlecht erleuchtet und noch schlechter gepflastert, obgleich die Stadt von Gebirgen des herrlichsten Granits umgeben ist. Die Neustadt erstreckt sich in nordwestlicher Richtung und wird von der Altstadt durch einen sehr weit ausgedehnten Platz, den Campo de Santa Anna, geschieden. Unter mehreren schönen Kirchen ist eine der bedeutendsten Nossa Senhora da Gloria[1057], welche auf einer gerundeten Höhe in die See ragt. Die kaiserliche Kapelle zeichnet sich durch Glanz aus. Bänke, Stühle und Kanzeln findet man in den Kirchen nicht, für die seltenen Predigten wird eine Eilkanzel aufgeschlagen. In der sogenannten Negerkirche steht ein schwarzer riesiger Götze, den die Neger anbeten. Zu den übrigen bemerkenswerthesten öffentlichen Gebäuden gehört die Münze, das Opernhaus, das Theater, die Bibliothek mit fast hunderttausend Bänden, das naturhistorische Museum, das am Campo de Santa Anna erbaute schöne Oberhaus (*Camara dos Senadores*), am Hafen das Kloster San Bento und die Abtei San Thereza auf einem Hügel neben der Wasserleitung, die eine gute deutsche Meile[1058] lang ist und nach der Stadt zu mit prächtigen Reihen doppelter Bogen endigt. Der sogenannte Schloßberg, Norro de Castello[1059], mitten in der Stadt, gewährt eine reizende Aussicht auf diese selbst, sowie auf die Bai und das Gelände jenseits derselben mit der Stadt Nitherohy[1060] oder Praia Grande im Vordergrunde und dem hoch emporragenden Orgelgebirge[1061] zur Linken.

Rio ist die volkreichste Stadt Südamerika's und zählt 210,000 Einwohner. Diese scheinen angelegentlich darnach zu streben, ihrer Stadt einen europäischen Anstrich zu geben. Die früher gebräuchlichen charakteristischen Trachten sind verschwunden. Kamm und Mantille[1062] werden nur noch von einigen, meist farbigen alten Weibern getragen; auch der aufgestülpte Hut und die goldenen Schnallen sind abgelegt. Jetzt kleiden sich beide Geschlechter nach französischer Mode, und bei beiden bemerkt man eine bedeutende Vorliebe, sich mit Edelsteinen zu schmücken. Mit Musik beschäftigt man sich sehr eifrig, und das Pianoforte findet man fast überall in den besseren Häusern. Früher war die Guitarre das Lieblingsinstrument, wie noch immer im ganzen Innern des Landes. Da Rio die Hauptstadt des Reiches ist, wo die meisten europäischen Staaten ihre Gesandten halten, so herrscht hier in der feinen Welt ein glänzenderes Leben, als man vermuthen möchte, und die Gesellschaften und Bälle, die Oper und das Theater nehmen die Aufmerksamkeit ebenso sehr in Anspruch, als in anderen großen Städten. An heiteren Abenden findet man zahl reiche Spaziergänger auf der öffentlichen Promenade (*Passeio publico*),

[1055] Bezeichnung für einen Menschen, dessen Vorfahren (insbesondere die Eltern) teils von schwarzer, teils weißer Hautfarbe waren.

[1056] Portug. venda, der Verkauf.

[1057] Portug. Igreja de Nossa Senhora da Glória do Outeiro.

[1058] Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

[1059] Portug. Morro do Castelo.

[1060] Portug. Niterói.

[1061] Portug. Serra dos Orgãos.

[1062] Ein um Kopf (und dort oft über einen aufgesteckten Kamm) und Schultern getragener Spitzenschleier, die span. Festtagstracht.

einem großen Garten mit schattigen Gängen. Auch der anderthalb Meilen von der Stadt entfernte botanische Garten wird viel besucht. Die vom Eingang aus hinanführende Allee besteht aus fichtenartigen Keulenbäumen (*Casuarina*), welche ungeheuren Schachtelhalmen gleichen. In der Mitte des Gartens sieht man mehrere Gruppen von Bambusrohr mit ziemlich fünfzig Fuß hohen Stämmen. Auch gedeihen dort schon Zimmet- und Gewürznelkenbäume, so wie einige große Brotfruchtbäume. Auf einem Stücke Landes stehen die Theepflanzen, die von dem Großvater des jetzigen Kaisers aus China eingeführt wurden; doch entsprach der Erfolg nicht den Erwartungen. – Von den vielen hier ansässigen europäischen, namentlich englischen und deutschen Kaufleuten bewohnen die meisten Landhäuser in den Vorstädten. Besonders bevorzugt ist in dieser Art der anmuthige, ein halb Stündchen entfernte Ort Botafogo, dessen Häuser an dem Ufer einer stillen, fast ganz von hohen Bergen umschlossenen Bucht liegen. Unmittelbar hinter den Häusern und fast darüber hangend erhebt sich der gegen zwei tausend Fuß hohe merkwürdige Berg Coreovado, von welchem zwei Drittel seiner östlichen Seite einen senkrechten Abhang bilden.

Wir unternahmen einen Ritt nach San Christovao[1063], der Sommerresidenz des Kaisers. Der Weg von der Stadt dorthin ist sehr belebt und mit den reizendsten Landsitzen garnirt, die meistens von Kaufleuten aus der Stadt bewohnt werden. Die „Kinta“[1064], der kaiserliche am Schlosse angrenzende Garten, ist schön angelegt und das gigantische tropische Wachsthum in demselben dem Enropäer höchst imponirend. Am selben Tage sahen wir vor dem Münzgebäude auf offener Straße in einem großartigen transportablen Ofen eingelöste Staatsschuldscheine, für eine Million Dollars an Werth, verbrennen, wobei kontrastweise das Feuer von armselig aussehenden Negersklaven geschürt wurde; – hier zu Lande beiläufig nur ein politisch-finanzielles Manöver der Regierung, um die gutmüthigen Brasilianer in einem wohlthuenden Wahne vom guten Zustande der Staats-Finanzen zu erhalten; das verbrannte Papier soll nicht ein Viertel des angegebenen Werthes betragen. Sonntags besuchten wir einen der beliebtesten Spaziergange der Brasilianer, einen am Strande angelegten Garten mit Terrasse, an welcher sich die Brandung der Bai unaufhörlich bricht. Schlechte Harmoniemusik sollte die Leute anziehen und belustigen. Der größte Theil der brasilianischen Aristokratie schien anwesend zu sein; man sah reiche Anzüge sowohl bei Männern als bei Frauen, aber wenige schöne Formen und die gelbliche Hautfarbe der Brasilianer ließ uns von der gepriesenen Schönheit ihrer Züge wenig bemerken.

Die ganze Bai von Rio, ungefähr sechszehn deutsche Quadratmeilen umfassend, ist von einem wundervollen Gebirgsgürtel umgeben, über welchem man noch die gezackten Umrisse eines höheren, des „Orgelgebirges“, erblickt. Gegen hundert Inseln, fast alle mit Gärten und Häusern geschmückt, schwimmen auf diesem Bassin; unter andern die *Ilha do Gobernador*, vier Quadratmeilen groß mit Städten, Dörfern, Kaffeeplantagen und Urwäldern; die *Ilha de Paqueta*, über und über mit Landhäusern angebaut, u. a. Auf der weiten Wasserfläche wimmelt es von Fahrzeugen, von dem größten *man of war*[1065] bis zum kleinsten Negerkanoe herab; Dampfschiffe und Galeeren kommuniciren mit den Hauptinseln und besuchtesten Plätzen; kleinere Ruderboote mit Schutzzelten gegen die Sonne fahren ununterbrochen zwischen der Stadt und den benachbarten Orten. Rio selbst liegt auf der Südseite des Hafens. Von den umliegenden Befestigungen und selbst von der nahen Insel Cobras hat die Stadt wenig Schutz zu erwarten. Der belebteste Landungsplatz ist am *Campo de piaza*, dem kaiserlichen Palaste[1066] gegenüber.

Der Palast selbst, früher ein einfaches Kaufmannshaus, ist geräumig, entbehrt aber gänzlich der Pracht, die man in den Wohnungen kaiserlicher Abkömmlinge aus dem Hause Braganza suchen würde. In der Mitte des Platzes ist ein Brunnen mit gutem Wasser, um den, wie um den Eingang der kaiserlichen Wohnung selbst, fortwährend Haufen von müßigen Sklaven, beinahe von allen Kleidungsstücken entblößt, in Schmutz und Elend umher kauern. Rechts vom Palaste gelangt man in die *rua direita*[1067], eine ziemlich lange und breite Straße, in welcher das Zollhaus, die Bank, die Hofapotheke und die Woh-

[1063] Portug. São Cristóvão.

[1064] Heute die „Quinta da Boa Vista“.

[1065] Engl. Man O’ War, Kriegsschiff.

[1066] Portug. Paço de São Cristóvão; heute das „Museu Nacional da Universidade Federal do Rio de Janeiro“ (am 2. September 2018 ausgebrannt).

[1067] Siehe hierzu S. 317, Anm. 1035.

nungen mehrerer Konsuln sich befinden. Die dortigen Häuser sind die stattlichsten, sämmtlich mit Altanen[1068] und breiten Thüren versehen, welche fast beständig offen stehen, um den Luftzug zu befördern. Doch auch, diese Straße ist so schmutzig gehalten, daß es unmöglich ist, in Mitte derselben zu gehen, wo aller mögliche Unrath aufgehäuft wird. Die meisten Straßen sind nach dem in denselben vorherrschenden Handel oder Gewerbe benannt: in der *rua di sabon*[1069] sind z. B. die Schuhmacher, in der *rua do ouvidor*[1070] die Goldarbeiter etc. Letztere ist die schönste von allen und Abends der Corso der *haute volée*[1071]; sie zeichnet sich aus durch ihre prächtig assortirten, meist englischen und französischen Luxusläden, unter denen besonders diejenigen anlocken, in welchen unter Leitung von Französinnen junge Mädchen wunderschöne Blumenbouquete und Kränze aus den bunten Federn der prächtigsten brasilianischen Vögel zusammensetzen. – Der Hotels ist nur eine geringe Anzahl, aber diese sind ziemlich gut und meist von Franzosen gehalten; das besuchteste und großartigste ist wohl *Hotel Pharoux*[1072] (nahe am Landungsplatz und am kaiserlichen Palaste), in welchem zu unserer Zeit die niedliche Nichte des Hausbesitzers mit bekannter französischer Anmuth die Honneurs machte; das *cercle de commerce*[1073], ein französisches Kaffeehaus in der *rua direita*, ist der demnächst besuchteste Ort.

Rio besitzt auch einige Spitäler, deren aber keines seinem Zwecke entspricht, sowohl was die innere Einrichtung, als auch die ärztliche Pflege in denselben anbelangt. Das „*Hospital de la Misericordia*“[1074] ist ein finsteres Gebäude, dessen lange Säle, zu beiden Seiten Bett an Bett, unter rothen Decken die Kranken zur Schau bietend, einen unangenehmen Eindruck auf den Besucher machen; diese Einrichtung stammt übrigens noch von zweihundert Jahren her, und ein neues, fast fertiges Hospital verspricht billigen Ansprüchen besser zu genügen. Das „*Hospital San Lazaro*“[1075] in St. Christovao, für Lepröse und skorbutische Kranke bestimmt, ist wo möglich noch trauriger anzusehen, denn es entbehrt jeglicher Spur von Reinlichkeit, Pflege und Wartung; es ist notorisch, daß Viele hinein-, aber Keiner lebend oder geheilt herauskommt. Viele erliegen der *Elephantiasis*[1076], dieser abscheulichen Krankheit, welche am häufigsten bei den Negern anzutreffen ist – erklärlich, da sie ihre Entstehung schlechter Nahrung und Wohnung verdankt, sowie der Einwirkung der Hitze und Kälte, des Meerwassers und des heißen Sandes, dem die Neger durch das Gesetz, barfuß zu gehen, zumeist ausgesetzt sind.

Das Theater soll im Allgemeinen ziemlich gut sein; wir wohnten nur einer Aufführung der Oper „Barbier von Sevilla“ bei, welche nach unseren Begriffen schlecht genannt werden mußte; der Abend wurde aber für uns interessant, indem er uns den Kaiser Don Pedro II.[1077] zu sehen Gelegenheit gab. Mit vornehmer Verbeugung nahm er in seiner Loge Platz, in welcher er gleichsam wie auf einem Präsentirteller seinem Volke sich zeigte, das jedoch sich wenig um ihn zu kümmern scheint, denn seine Gegenwart erregte nicht die geringste Aufmerksamkeit. Der Kaiser hat ein ausdruckloses Gesicht, ist von fast deutschem Aussehen, blondem Haar, großer Statur und starkem Körperbau. Ein sechsspänniger Wagen in Begleitung von sechszig Mann Kavallerie führten ihn aus dem Theater nach dem Schloß zurück.

Auffallend lächerlich erscheint dem Fremden das brasilianische Militär wegen seiner saloppen Haltung, schlechten Montirung[1078] und der sonderbaren Mischung der Weißen und Schwarzen in den Reihen; auch scheint die Disciplin unter demselben nicht weit her zu sein, denn ich traf selbst am kaiserlichen Palaste die Schildwachen mit Gewehr bei Fuß und ungenirt ihre Cigarre rauchen. Mehr Sorg-

[1068] Ital., balkonartiger Anbau, Söller.

[1069] Portug. Rua do Sapateiro.

[1070] Recte: Rua do Ourives (siehe hierzu S. 318, Anm. 1042 u. 1043).

[1071] Frz., von hohem Rang; bessere, feine Gesellschaft.

[1072] 1816 erbaut, wurde es 1959 abgerissen.

[1073] Frz., Geschäftskreis.

[1074] Portug. Hospital da Misericórdia.

[1075] Portug. Hospital São Lázaro.

[1076] Elephantiasis tropica, die abnorme Vergrößerung eines Körperteils durch einen Lymphstau (Lymphödem); die Krankheit tritt vor allem als Spätfolge verschiedener Infektionen, unter anderem durch Fadenwürmer, auf.

[1077] Dom Pedro II. (portug. Dom Pedro II; 1825–1891), von 1831 bis 1889 Kaiser von Brasilien.

[1078] Montur, Uniform.

falt soll auf die Artillerie verwendet werden; sie besitzt eine schöne, geräumige Kaserne auf der „*piaca de la Imperatrix*“. Die Kavallerie, eine Art Dragoner, hat viel Aehnlichkeit mit der bayerischen Landgensd’armerie, ist schlecht beritten und ebenso schlecht gemustert. Am nettesten sieht noch die Marine aus, welche viele Aehnlichkeit mit der französischen hat, und besonders elegant sind die Marine-Eleven equipirt[1079].

Die Neger sind in Rio sehr zahlreich und machen wohl die Hälfte der Bevölkerung aus; sie werden meistens von der afrikanischen Küste hereingeschmuggelt, sind sämmtlich Sklaven und außer jeglichem Schutz des Gesetzes; sie sind nur nothdürftig gekleidet, und gehen alle barfuß. Man findet unter ihnen schön gewachsene, kräftige junge Leute und Mädchen, selbst Schönheiten mit zarten Gliedern, aber die rohe Behandlung, schlechte Nahrung und schwere Arbeit machen sie bald zu Krüppeln und man trifft wenige alte Neger an, die nicht mit einer ekelhaften, inkurablen[1080] Krankheit behaftet wären. Sie tragen die schwersten Lasten auf dem Kopfe und es ist höchst interessant, wenn auch dem Gefühle zuwider, einem solchen Zug „Lastneger“ beladen auf der Straße oder am Ufer der Bai zu begegnen: sie laufen stets im Trab beim Tragen ihrer Lasten und lassen dabei beständig in unverständlichen, abgebrochenen Tönen eine Art Gesang hören, der ihnen zur Aufmunterung zu dienen scheint. Sie arbeiten fast immer barhäuptig, und fürchten die Kühle mehr als die Hitze. – Der Neger fürchtet seinen Herrn, verachtet ihn aber zugleich; er ist im Allgemeinen stolz und zeigt sich auch so gegen seines Gleichen; besonders gibt es einige Stämme, welche sich für vornehmer halten als die andern, und obgleich selbst Sklaven, doch bei ihres Gleichen in einem besonderen Ansehen stehen. Am verächtlichsten, selbst für die Neger, sind die „Mischlinge“, deren es unzählige Varietäten gibt. Auf der Straße muß jeder Neger dem Weißen ausweichen, und wird im Allgemeinen vom Portugiesen sehr unmenschlich behandelt. Abends um acht Uhr ertönt die sogenannte „Negerglocke“, und später ist es keinem Herrn mehr erlaubt, seinen Neger aus dem Hause über die Straße aus zuschicken, bei zehn Dollars Strafe für den Herrn und Einkerkerung – ja oft auch körperliche Züchtigung – des ausgesandten Negers.

Die Brasilianer selbst bedienen sich gegen die Fremden ziemlich gastfreundlicher Formen; in eine Familie eingeführt, wird man von dem Hausherrn oder der Hausfrau mit den Worten: „*esta su casa, señor!*[1081] (dies ist dein Haus, Herr!)“ bedeutet, daß man in demselben beliebig ein- und ausgehen kann und wird man ein für alle Mal zu den Mahlzeiten geladen; – doch würde man bald Mißfallen erregen, wollte man von dieser Höflichkeit einen mehr als bescheidenen Gebrauch machen. Auch wir folgten dieser Klugheitsregel und kehrten von unseren Ritten und Besuchen bald in unsere Wohnung und nach vierzehntägigem Aufenthalte in Rio an Bord unseres Schiffes zurück. Aber die Aussicht von unserer Venda herab auf das Meer, die weißumsäumten Inseln, bleibt unserem Gedächtnisse tief eingeprägt. Unser letzter Ritt vor Sonnenuntergang galt der Wasserleitung – (eine der schönsten und zugleich nützlichsten Zierden der Stadt, im vorigen Jahrhundert unter Leitung von niederländischen Baumeistern aufgeführt und 1740 vollendet, bringt sie das Wasser vom Corcovado nach Rio); die Stadt vor und unter den Augen ausgebreitet, – zu beiden Seiten Hügel und Thäler, Berge und Schluchten mit einander abwechselnd, von der üppigsten Vegetation bedeckt und allenthalben mit prächtigen Landhäusern oder Kirchen geschmückt, hinter welchen eine Reihe von Bergen bis zum Pic des Corcovado und Gavia sich rändert, – Alles von den glühenden Farben der untergehenden Sonne erleuchtet, – die tropische Luft von den mannigfaltigsten Wohlgerüchen erfüllt, – die Umrisse der entfernteren Gebirge sich röthend, – der abenteuerliche *Pao de Açuar* am Eingang des Hafens immer dunkler sich abzeichnend, – die weißen Festungswerke ringsum von den Höhen niederschimmernd, – die Kriegsschiffe, welche eben ihre Flaggen einziehen und den schwindenden Tag mit Musik und Schüssen salutiren, – dieses Alles zusammenwirkend, welch ein wunderbar ergreifendes Gemälde! – Jedem fühlenden Menschen muß es einen für das ganze Leben unauslöschlichen Eindruck zurück lassen!

[1079] Frz., équipé, ausgerüstet.

[1080] Lat., unheilbar.

[1081] Allerdings auf spanisch (portug.: Esta sua casa, senhor!).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 137-142.

CCCXXVI. Mailand[1082].

Ich führe dich in Gedanken auf den gepriesenen Hügel von Brianza (an der Straße von Bellaggio nach Mailand), und wir besteigen den alten Glockenthurm, welcher im Mittelalter die Bewohner der Gegend zu den Comitien[1083] rief. Rückwärts glänzen die Alpen und zu deinen Füßen rauschen die Fluthen des Comersees, in dessen langen Armen die Landschaft ruht, die man das Paradies der Lombardei genannt hat. Ungehindert schweift der Blick südwärts über die weite Ebene, welche Städte und Dörfer, Weiler und einzelne Wohnungen bedecken. Zunächst liegt Monza mit seinen Parks und Schlössern, und die von da nach Mailand führende erste Eisenbahn[1084] Oberitaliens, das rege Leben auf derselben, dazu die Menge Frachtwagen, die Maulthierzüge, die vielen Reisenden auf allen Landstraßen etc. etc. deuten die große Stadt an, welche dein Auge vergeblich sucht. Da hebt ein Hauch der Alpen den Schleier, der sie bisher verhüllte, und mit einem Male ist dir ihr prächtiger Anblick geöffnet. Umgeben von einem Wald von Klöstern und schloßartigen Villen prangt das thurmreiche Mailand, zwischen blühenden Gärten seine unermeßlichen Arme ausstreckend, deren Fingerspitzen die nächsten Flecken und Dörfer bilden. Von Strecke zu Strecke scheint es sich unter dem Gewölbe der Bäume zu verlieren, um mit seinen breiten Häusergruppen nur um so imposanter wieder hervorzutreten.

Der Weg von Brianza ist werth der Hauptstadt des obern Hisperiens. Das ganze Land ist wie ein Gesang der Georgica[1085]: so schön, heiter und voller Harmonie. Ein weiches, duftiges Licht umhüllt alle Dörfer, kleine Flüsse benetzen sie, von allen Hügeln steigen Pinienhaine herab, prächtige Villen entschleiern sich von Zeit zu Zeit inmitten der Gärten und auf den Gipfeln der fernen Berge luftige Klöster wie Gedanken des Himmels. Segnender Friede herrscht auf der lombardischen Ebene, und ihre einst feindlichen Städte theilen sich im friedlichen Genuß der Güter. Ueberall erfreut den Reisenden das Bild der höchsten Cultur. Die rankende Rebe schlingt sich um jeden Fruchtbaum, und die Erde in seinem Schatten ist mit Getreide, Reis und Gemüse bedeckt. Alle Felder sind mit grünen Hecken eingefriedigt, die ihnen das Ansehen von lauter Gärten geben, und gebahnte Pfade winden sich zwischen ihnen hin. 20 bis 30 Miglien[1086] um die Hauptstadt wiederholt sich dies freundliche Bild. Sie selbst aber verkriecht sich, je näher man ihr kömmt, und das Häusermeer verschwindet hinter dem grünen Kranze bis auf die hervorragenden Kuppeln und Thürme und den Dom, dessen ungeheuere Masse alles andere beherrscht. Eine Säule an der Grenze der Stadtmarkung trägt die Inschrift Milano. Freudig pocht das Herz, wenn man den Namen liest. Bald hält man vor dem colossalen Bogen des Weltstürmers, vor Napoleons ***Arco del Sempione***, dem schönsten Thore Mailand's[1087].

Mailand ist eine sehr alte Stadt. Sie wurde gegründet ungefähr 400 Jahre vor Christi Geburt von Galliern, welche die Tusker am Ticin überwunden und vertrieben hatten. Sie war der Hauptort des

---

[1082] Lat. Mediolanum, ital. Milano, lombard. Milan. Der Artikel scheint zumindest teilweise auf der „Beschreibung von Mailand" im „Handbuch für Reisende in Italien in Beziehung auf alte und neue Denkmäler, Wissenschaften, Künste, Klima und Produktion, Sitten und Gebräuche seiner Bewohner. Sammt statistischer Übersicht […]. Eine Uebersetzung des zu Mailand erschienenen Manuel du voyageur en Italie von Fr. Heldmann" (Basel J. G. Neukirch 1820), S. 135-149, hier besonders S. 146 (Aufzählung der Geistesgrößen), zu beruhen.

[1083] Die Volksversammlungen des alten Rom.

[1084] Sie war am 18. August 1840 eröffnet worden und führte von Mailand zum 13 km entfernten Monza.

[1085] Vergils (siehe hierzu S. 331, Anm. 1113) zwischen 37 und 29 v. Chr. entstandenes Lehrgedicht in vier Büchern über den Landbau.

[1086] 1 Miglio Lombardo/alte Lombard Meile = 3000 Braccii = 1784,808 m.

[1087] Der 1807 begonnene und 1838 fertiggestellte „Arco della Pace" (frz. Arc de Triomphe du Simplon) auf der Piazza Sempione (Simplon-Platz).

Volkes der Insubrer und schon zu Polybius Zeiten[1088] groß. Trajan[1089] erhob sie zu einer römischen Munizipalstadt, und frühe ward sie berühmt als Wiege der Wissenschaft und Kunst. Das Christenthum schlug in Mailand Wurzel schon zur Apostelzeit, der heil. Ambrosius[1090] zierte den erzbischöflichen Stuhl, der nämliche, welcher einst mit heroischer Kühnheit dem Kaiser Theodosius[1091] den Eingang in seine Kirche verwehrte, bis er öffentlich Buße gethan habe für den im Zorne an Einwohnern der großen Antiochia verübten Mord. Der Kaiser würdigte den Eifer des heiligen Mannes, that Buße und ehrte ihn mehr als zuvor. – Nach der Theilung des Weltreichs war Mailand zuweilen die Residenz der römischen Imperatoren, und es rivalisirte mit der Siebenhügelstadt selbst an Größe, Pracht und Zahl der Bewohner. Attila, der Verwüster, plünderte und verbrannte auch Mailand (um 450); Belisarius[1092] eroberte es wieder; 539 nahmen es die Barbaren zum zweitenmale. Longobarden behaupteten seinen Besitz, bis Karl der Große sie vertrieb. Zur Carolinger und in späterer Zeit blühte Mailand unter seinen Erzbischöfen, welche, im Mittelalter sich dem päpstlichen Ansehen widersetzend, als Häupter der Ghibellinen[1093] angesehen wurden. – Kaiser Friedrich der Rothbart hatte an Mailand einen entsetzlichen Schimpf zu rächen. Bei einem Aufstande der Bürger hatten diese seine Gemahlin[1094] gefangen genommen und genöthigt, auf einem Esel, verkehrt, den Schwanz statt den Zaum haltend, durch die Stadt zu reiten. Ja, der höhnende Uebermuth ließ die Scene in Marmor meißeln und als Gruppe auf öffentlichem Markte aufrichten. Schrecklich war des zornigen Barbarossa's Strafe für die erlittene Schmach. Nachdem er Mailand bezwungen hatte, ließ er alle Einwohner mit auf den Rücken gebundenen Händen zu den Thoren hinaus peitschen, die herrliche Stadt plündern und der Erde gleich machen. Erst im Jahre 1171 erlaubte er, auf die Fürbitte des Papstes, ihren Wiederaufbau. Sie gelangte bald wieder zur Blüthe. Im 13ten Jahrhunderte schwang sich, während den Wirren des Reichs, das Haus Turriani zur Herrschaft über die Stadt empor, bis im Jahre 1313 Matthias Visconti[1095] jenes Geschlecht vertrieb. Dessen Enkel erhielt vom Kaiser die herzogliche Würde. Die Visconti erloschen schon 1402. Franz Sforza[1096], eines Bauern Sohn, schwang sich unter den Stürmen jener Periode zum Herzoge empor, und von ihm stammen jene Fürsten, deren kriegerischer Muth und hoher Geist so vielen Einfluß auf die Schicksale Italiens gehabt haben. In späterer Zeit bemächtigte sich Frankreich, seine Erbansprüche geltend machend, zweimal Mailand's; Franz I. aber verlor es wieder durch die Schlacht von Pavia[1097], die ihm zugleich die Krone und die Freiheit raubte. Zum drittenmal fiel es Frankreich in die Hände im Jahre 1734, und Napoleon erwarb es erst der Republik, dann seinem Kaiserreiche. Mit des Eroberers Sturz kam es an das Haus Oesterreich zurück, unter dessen Herrschaft Mailand, als Hauptstadt des lombardisch-venetianischen Königreichs[1098], fortblüht. Man schätzt die gegenwärtige Einwohnerzahl auf 170,000, ohne die Frem-

[1088] Z. Zt. des griech. Geschichtschreibers Polybios (Πολύβιος, Polýbios), also im 2. vorchristl. Jhd.

[1089] Marcus Ulpius Traianus (53–117), seit 98 römischer Kaiser.

[1090] Ambrosius von Mailand (339–397).

[1091] Theodosius I. (eigentl. Flavius Theodosius; griech. Θεοδόσιος Α', Theodósios I.; 347–395), von 379 bis 394 Kaiser im Osten des Römischen Reiches und ab September 394 de facto für einige Monate letzter Alleinherrscher des Gesamtreiches.

[1092] Der byzant. Feldherr Flavius Belisarius (griech. Φλάβιος Βελισάριος, Flávios Belisários; ca. 505–565).

[1093] Bei den Waiblingern (Ghibellinen) handelte es sich um Parteigänger des staufischen Kaiserhauses, bei den Welfen (Guelfen) um solche des Papstes. Mailand zählte zu den nicht wenigen Städten mit wechselnden Loyalitäten.

[1094] Friedrich I. Barbarossa war 17. Juni 1156 in Würzburg mit Beatrix von Burgund (ca. 1140–1184) den Bund der Ehe eingegangen. Bei der Geschichte mit dem Eselsritt handelt es sich anscheinend um eine Legende, die im 19. Jhd. jedoch häufig kolportiert wurde.

[1095] Matteo I. Visconti (1250–1322).

[1096] Francesco I. Sforza (1401–1466).

[1097] Zwischen den Truppen Kaisers Karl V. (siehe hierzu S. 193, Anm. 653) und denen des frz. Königs Franz I. (frz. François Ier;1494–1547) am 24. Februar 1525.

[1098] Das Königreich Lombardo-Venetien war am 9. Juni 1815 als Ergebnis des Wiener Kongresses geschaffen worden. 1851 wurde es in die zwei Kronländer Lombardei und Venetien aufgeteilt, wobei die Bezeichnung „Königreich Lombardo-Venetien" beibehalten wurde. Nach der Niederlage im Sardinischen Krieg mußte Österreich mit dem Frieden von Villafranca (11. Juli/10. November 1859) die Lombardei an Frankreich abtreten. Im Vertrag

den. Die Anzahl der letztern muß nothwendig groß seyn an einem Orte, welcher der erste ist, der den Reisenden für längere Zeit fesselt, er mag nun über den eisigen Gotthard, oder über das Stilfser Joch, oder über die Simplonstraße nach dem Lande der Hesperiden[1099] wandern.

Das Innere Mailand's zeigt auf den ersten Blick, daß der Reichthum der lombardischen Ebene hier seit Jahrhunderten zusammenfließt und bewahrt wird. Die Hauptstraßen (Corsi genannt,) sind breit, regelmäßig, voller Palläste; aber auch die Wohnungen in den engern, winklichen Nebenstraßen sind groß und stattlich. Viele der öffentlichen Gebäude und die meisten der 80 Kirchen sind schöne Denkmäler der mittelalterlichen Baukunst. Antike Ueberreste, an denen Mailand einst so reich war, sieht man fast nicht mehr; sie gingen bei der Schleifung der Stadt durch Barbarossa mit unter. Das einzige Bedeutende, was aus der Römerzeit noch übrig ist, sind sechzehn Säulen eines dem Herkules geweiheten Tempels in der Kirche San Lorenzo.

Der Stadt größte Zierde ist der Dom; von den Mailändern das achte Wunderwerk der Welt genannt. Er ist, nach der Peterskirche in Rom und der Paulskirche in London, der größte Tempel der Christenheit, und übertrifft jene beiden an Herrlichkeit und Pracht. Dieses Riesengebäude von weißem Marmor ist 454 Fuß[1100] lang, 270 Fuß breit, und das Hauptgewölbe hat eine Höhe von 232 Fuß. Dach und Kuppel zieren acht und neunzig gothische Thürmchen. Der Dom bedeckt einen Flächenraum von 3100 Quadratklaftern[1101]. Sein Inneres theilt sich in 5 Schiffe, getragen von 52 Riesenpfeilern, von denen die 26 mittlern 108 Fuß hoch sind und 9 Fuß im Durchmesser haben. Die Perspektive nach dem mit vortrefflichen Glasmalereien geschmückten Chor macht eine großartige Wirkung. Kanzeln und Chorstühle sind von kunstvoll ziselirtem Erze. Ein magisches Licht dringt durch die hohen, mit durchbrochenen, reichen Ornamenten versehenen und mit Spitzbögen geschlossenen thurmhohen Fenster und durch die im Kreuze befindlichen Rundfenster in die heiligen Hallen, welche mit mehr als 4000 Bildsäulen ausgeschmückt sind. In der Mitte des lateinischen Kreuzes, welches die Grundform des Tempels ist, erhebt sich auf 8 Spitzbögen, wovon jeder mit 15 Bildsäulen geschmückt ist, eine achteckige Kuppel, und über dieser eine durchbrochene Pyramide, deren Gesammthöhe, vom Boden der Kirche an, 335 Pariser Fuß[1102] beträgt. –

Der Dombau, der noch unvollendet ist, wurde im Jahre 1386 angefangen und fast 200 Jahre mit kurzer Unterbrechung fortgesetzt. Napoleon führte ihn, mit einem Aufwande von vielen Millionen, dem Ziele nahe. Unter der jetzigen Regierung werden monatlich 6000 Gulden[1103] zum Ausbau verwendet. – Deutsche Baumeister haben den Plan zum Mailänder Dome entworfen und ihn auch in den schwierigsten Bauperioden geleitet. Schade nur, daß spätere, fremdartige Zusätze, in römischem Style, die Einheit und Harmonie stören. Obschon man in neuerer Zeit das Unschickliche der Vermengung einsah, war es doch zu spät und nichts mehr zu ändern. Man berechnet, daß der Bau des Doms nach jetzigem Geldwerthe 13 Millionen Ducaten kostete. – Die Schätze der Kirche, welche ihr ein besonderes Glück durch alle Wechsel der Herrschaft und alle Zeitstürme gelassen hat, sind außerordentlich. Silber, Gold, Perlen und Edelgesteine machen sie zur reichsten in Italien. Unter den colossalen Statuen von massivem Silber sind auch die des Ambrosius und Carlo Borromeo[1104], jener nicht nur heiligen, sondern auch wahrhaft großen Männer, die zugleich Wohlthäter des Landes und der Menschheit waren.

---

von Turin (24. März 1860) mit dem Königreich Sardinien gingen im Austausch für die Lombardei Nizza und Savoyen an Frankreich, so daß die Lombardei 1861 Teil des neu gebildeten Königreiches Italien wurde. Mit dem Frieden von Wien fielen schließlich am 3. Oktober 1866 auch das bislang bei Österreich verbliebene Venetien sowie Mantua an Italien.

[1099] Hesperien (griech. ἑσπέρα, hespéra, Westen), in der antiken Literatur ein westlich gelegenes Land, meist mit dem heutigen Italien in Verbindung gebracht, gelegentlich auch mit Hispanien; der Begriff leitet sich ursprünglich von Hesperos (griech. Ἕσπερος), dem Abendstern, ab.

[1100] Hier ist wohl der pariser Fuß gemeint (siehe hierzu S. 329, Anm. 1102).

[1101] 3,59 m².

[1102] 32,48 cm.

[1103] Siehe hierzu S. 9, Anm. 19.

[1104] Karl Borromäus (ital. Carlo Borromeo; 1538–1584), seit ca. 1565 Erzbischof von Mailand; am 31. Januar 1560 zum Kardinal erhoben.

Rasch eilen wir an den übrigen Hauptsehenswürdigkeiten Mailands vorüber. – Die Basilika des heiligen Ambrosius (von diesem Kirchenvater selbst im 4ten Jahrhunderte auf den Ruinen eines Minerventempels erbaut, und von Barbarossa bei der Schleifung der Stadt geschont), ist eine der ehrwürdigsten und ältesten Kirchen der Christenheit, und ihre Denkmäler sind eben so merkwürdig durch die Zeit, der sie angehören, als durch die Kunst und die Personen, denen sie galten. Am Sarge des Stilicho[1105] gedenken wir des Wallensteins der Vorzeit. – Voll schmerzlicher Ehrfurcht treten wir in das Refektorium der Dominikaner und vor jene berühmte Wand, die das Herrlichste weihet, was die Malerei zu allen Zeiten hervorgebracht hat. Leonardo da Vinci's[1106] Abendmahl des Herrn[*)][1107] ist leider! ganz verblichen und eilt von Jahr zu Jahr seiner gänzlichen Zerstörung unaufhaltsam entgegen. – Auch alle übrigen Kirchen sind theils wegen ihrer Bauart, theils wegen ihrer Kunstschätze sehenswerth. – Unter den weltlichen Gebäuden gebührt ein Besuch zuerst dem ***Palazzo delle Scienze e arti*** (sonst Jesuiten-Collegium), in dessen untern Räumen die reich dotirten höhern Schulen für gemeinnützige, künstlerische und gelehrte Bildung sich vereinigen. Die obern Säle enthalten eine Bibliothek von 100,000 Bänden, welche jedoch nicht so reich ist, als die Ambrosianische[1108]. Diese hat längst Weltberühmtheit erlangt. Sie besitzt 80,000 Bände, die seltensten Druckerstlinge aller Länder und 15,000 Handschriften; letztere machen eine noch immer unerschöpfte Fundgrube für die Bereicherung der classischen Literatur aus. – Die Gemäldesammlung im königlichen Palast ist eine der wichtigsten in ganz Italien; ihr Hauptschatz, Raphael's Verlöbniß der Maria, wurde durch den kostbaren Stich Longhi's[1109] auch dem größern Publikum bekannt. Die königliche Münzsammlung und jene im Pallaste Tivulzio gehören zu den vollständigsten der Welt; und von Privat- Kunstsammlungen und Bibliotheken (viele der letztern außerordentlich reich und noch lange nicht hinlänglich durchforscht,) sind einige dreißig berühmt und den Fremden leicht zugänglich. Von dem regen wissenschaftlichen Sinne in der höhern Mailänder Gesellschaft geben eine Menge Anstalten und Vereine Zeugniß, deren Zweck ist, Kunst und Wissen zu befördern. Unter den Lehranstalten zeichnen sich noch aus: die beiden Lyceen mit reichen Sammlungen; das große Seminar zur Bildung von Priestern; das musikalische und das Kunst-Institut; das Cadettenhaus und das von der Gräfin Torelli-Guastalla[1110] gestiftete weibliche Erziehungs-Institut. – Keine Stadt Italiens ist so reich an gemeinnützigen Stiftungen und Anstalten der Wohlthätigkeit. Das große Hospital für 4000 Kranke und Arme ist das magnifikeste und am besten eingerichtete in Europa, und besitzt das königliche Einkommen von einer halben Million Gulden. Das Hauptlazareth, das Taubstummeninstitut, das Findelhaus und viele andere sind Prachtwohnungen für das Elend, und das Zuchthaus und das Leihhaus (MONTE DI STATO) wetteifern in architektonischer Schönheit mit den Privatpalästen, welche letztere auch meistens Schätze der Kunst bewahren. – Zehn Theater zählt Mailand, von denen das ***della Scala*** das größte in ganz Oberitalien ist. Es faßt 15,000 Zuschauer. Seine innere Einrichtung ist dem Aeußern angemessen. – Der Vicekönig[1111] wohnt nicht im alten königl. Palaste, sondern in einem kleinern, der neuen Residenz[1112], die anmuthig am

[1105] Der röm. Heermeister Flavius Stilicho († 408).

[1106] Leonardo da Vinci (eigentl. Leonardo di ser Piero; 1452–1519).

[1107] *) Morghen's [Raphael Morghen (1758–1833)] treffliche, in Kupfer gestochene Copie jenes Gemäldes ist in den Händen aller Kenner. Ein noch höheres Ziel, was geistiges Erkennen und Wiedergeben betrifft, erstrebt [Friedrich] Wagner [(1803–1876) im Auftrag des Bibliographischen Instituts] in seinem Stiche der Cena, welcher diesen deutschen Künstler seit Jahren beschäftigt [das Werk sollte im Jahre 1840 nach sechsjähriger Arbeit fertiggestellt werden].

[1108] Die berühmte „Biblioteca Ambrosiana", für die Kardinal Federico Borromeo (1564–1631) ab 1602 das noch heute genutzte Gebäude errichten ließ, das am 8. Dezember 1609 seiner Bestimmung übergeben werden konnte.

[1109] Guiseppe Longhi (1766–1831).

[1110] 1557 von Ludovica Torelli, contessa di Guastalla (1500–1569) gegründet.

[1111] Erzherzog Rainer von Österreich (1783–1853), von 1818 bis 1848 Vizekönig von der damals zu Österreich gehörenden Herrschaft Lombardo-Venetien (siehe hierzu S. 328, Anm. 1098).

[1112] Der „Palazzo Reale" erfuhr 1778 durch Giuseppe Piermarini (1734–1808) die bis heute sein Erscheinungsbild prägende Neugestaltung. Der brit. Bombenangriff vom 15. August 1943 verursachte schwere Brandschäden, die u. a. die Decke der Karyatiden-Halle zum Einsturz brachte. Die Renovierung erfolgte nach dem Krieg zunächst

großen Corso liegt, auf dem an schönen Tagen des Mailänders leidenschaftliche Liebe für glänzende Equipagen den Fremden ein glänzendes Schauspiel bereitet. Vom Corso bewegen sich die unabsehbaren Carossenzüge durch die von Alleen durchschnittenen Rasenplätze, welche die Caserne umgeben, in welche sich der uralte Palast der Visconti und Sforza verwandelt hat. – Boulevards und Corsi am östlichen und am römischen Thore sind die Lieblingspromenaden der Mailänder Damenwelt, und an Festtagen mischen sich alle Stände in den ***Gardini publici***, den öffentlichen Gärten, durch einander, das Vergnügen aufzusuchen. Diese Gärten sind geschmackvolle Anlagen mit Restaurationen, Ballsälen und Bädern, und des Abends werden sie oft auf das prächtigste erleuchtet. Außerhalb der Stadt ist Napoleon's Circus zu Wettrennen und öffentlichen Spielen, mit Sitzen für 30,000 Zuschauer, sehenswerth.

Mailand gilt als der Vereinigungspunkt der Elite der lombardischen Gesellschaft; die größten Grundbesitzer haben hier ihre Paläste, und das Höchste, was das Land an Rang, Würde und Bildung hat, findet sich wenigstens auf einige Monate des Jahrs hier vereinigt. Der gesellige Ton ist gut; der Fremde von Bildung ist in den höhern Kreisen gerne gesehen und findet leicht Eingang. In den Mittlern Ständen herrscht durchgängig Wohlstand und häufig ist großer Reichthum bemerklich.

Mailand war von jeher die Wiege großer Männer, und den ihm schon in der Cäsarzeit beigelegten Namen „Neu-Athen" führt es mit einigem Rechte. Virgil[1113] studirte, Valerius Maximus[1114], Statius[1115], Virg. Rufus[1116], Lanfranco[1117], Alciat[1118], Cardone[1119], P. Lechi[1120], P. Porta[1121], Beccaria[1122], Frisi[1123], Barrini[1124] u. v. a. Koryphäen der Wissenschaft lehrten dort, oder wurden dort geboren; Helden auch und viele Fürsten der Kirche gingen hervor aus der Mitte seiner Bürger.

Das Klima Mailand's ist im Ganzen sehr gesund, die Luft, obschon etwas feucht, doch fast immer heiter; Wiesen und Gründe prangen das ganze Jahr im frischen Grün des Frühlings. Leicht trägt die Zeit den Bevorzugten, welcher, den äußeren Sorgen entrückt, hier frei seinen Aufenthalt wählen kann, auf ihren Schwingen, und wenn ihm der Lebenstraum hier nicht zu einer Wirklichkeit voller Genuß wird, so ist's nur seine eigene Schuld.

---

nur zögerlich und lediglich teilweise. Erst zur Jahrtausendwende nahm man die vollständige Renovierung des Komplexes in Angriff.

[1113] Der röm. Dichter Publius Vergilius Maro (70–19 v. Chr.).

[1114] Der röm. Schriftsteller Valerius Maximus, der in der 1. Hälfte des 1. Jhds. wirkte.

[1115] Der röm. Dichter Publius Papinius Statius (ca. 40–ca. 96).

[1116] Der röm. Feldherr und Politiker Lucius Verginius Rufus (ca. 14–97).

[1117] Der Maler Giovanni Lanfranco (1582–1647).

[1118] Der Humanist Andrea Alciato (1492–1550).

[1119] Wohl der Arzt, Mathematiker und Astronom Girolamo Cardano bzw. Cardani (1501–1576).

[1120] Der Jesuitenpater und Mathematiker Giovanni Antonio Lecchi (1702–1776), der maßgeblich an der Trockenlegung Mailands beteiligt war.

[1121] Das „P" steht jedenfalls für Pater; mehr war nicht herauszufinden.

[1122] Der Rechtsphilosoph Cesare Beccaria (eigentl. Bonesana; 1738–1794).

[1123] Der Mathematiker und Astronom Paolo Frisi (1728–1784).

[1124] Nicht ermittelt.

CCCXXVI

MAYLAND

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 142f.

CCCXXVII. Die Riesenburg in der Fränkischen Schweiz.

Ehedem gab es zwei Classen von Menschen, welche das Privilegium langer Festtage genossen: die Großen nebst den sehr Reichen, und die ganz Armen. Jene ließen andere für sich arbeiten, faullenzten und commandirten; diese überließen auch andern die Anstrengung, faullenzten und bettelten. Die freie Kunst der Bettelei hat ihre Freiheit verloren; sie führt ihre Adepten[1125] in's Zuchthaus; Reichthum, Geburtsrang, hohe Würde und hohes Amt aber, – wenn wir die Glücklichen im Himmel der Höfe ausnehmen, – haben auch nachgerade aufgehört, Sinecuren[1126] zu seyn. Der Bauer allein blieb unter der zersetzenden und verändernden Sonne der Zeit der alte; er schwitzt noch wie sonst hinter m Pfluge, baut noch das Brod, das Andere essen, und der Ruhetage find ihnen nicht mehr, der Frohntage nicht weniger geworden. Gewonnen aber hat der Tiersetat[1127], der Stand der wohlhabenden Bürgerklasse und die Mittelschichten der Beamtenwelt, welche einen weit größeren Antheil an Lebensgenuß erhalten haben und deren Festtage sich mehren, deren Canikularien[1128] wachsen mit jedem Jahrzehend. Wer dieß bezweifeln will, der blicke nur hin auf die jährlich wachsenden Pilgerschaaren, welche den berühmtern Gegenden unsers Vaterlandes zuwandern, und auf Bergen und in Thälern das Vergnügen suchen so emsig, wie der Jäger das Wild; oder er sehe die Hunderttausende auf der Rhein- und Donaufahrt, das Gewimmel auf den Eisenbahnen und die Myriaden in den Bädern, wo die größere Zahl der Kurgäste nichts will und nichts sucht, als Freude und Genuß in pikanteren Formen.

Unter die reizendsten und angenehmsten Gegenden Deutschlands, welcher die Besucher zu Schaaren herbeiziehen, gehört auch jene, von welcher unser Stahlstich einen der gepriesensten Punkte darstellt. Die fränkische Schweiz, zwischen Baireuth[1129] und Bamberg, nimmt einen Flächenraum von etwa 3 Geviertmeilen ein, von welchem Muggendorf den Mittelpunkt bildet. Es ist keine Schweiz mit Alpen, vor deren Größe der winzige Mensch erschrickt; üppige Wiesen, fruchtbare Felder, malerisch unter Bäumen halbversteckte Dörfer, krystallhelle Berggewässer, Felsen und Felsthäler, die Wunder der Stalaktidenbildung in den unterirdischen Höhlen, Burgruinen und Schlösser, fröhlicher Gesang der Vögel, und ein derbes, verständiges, in seinen Sitten noch einfaches Völkchen: dieß sind die Elemente des Vergnügens, welche den Reisenden in der fränkischen Schweiz erwarten.

Die Riesenburg ist die schönste Felsparthie dieser merkwürdigen Gegend. Sie bildet ein natürliches Thor, ähnlich einem Ungeheuern Triumphbogen. Man erklimmt auf Leitern ihre Zinne, von der man einen köstlichen Ausblick in das wild-romantische Thal genießt.

[1125] Lat., adeptio, die Erlangung, Erwerbung bzw. adeptus, einer, der etwas erlangt hat; als Schüler, Lernender besonders in eine Wissenschaft Eingeweihter.

[1126] Sinekure (verkürzt aus lat. „sine cura animarum", „ohne Sorge für die Seelen", d. h. ohne Verpflichtung zur Seelsorge) bezeichnet ein Amt, mit dem Einkünfte, aber keine Amtspflichten verbunden sind.

[1127] Frz. Tiers-État, der Dritte Stand, das Bürgertum.

[1128] Veraltet für Ferientage.

[1129] Bayreuth.

CCCXXVII

DIE RIESENBURG

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 143.

CCCXXIII. Swansea in Wales.

Seit 2 Jahrtausenden ist England der große Marktplatz für Zinn; seit einem halben Jahrhundert ist es der für Blei; seit zwei Jahrzehnten auch für Eisen und Kupfer. Der verständige Spekulationsgeist der Britten hat die verborgenen Schätze des Landes dermaßen auszubeuten verstanden, daß z. B. die Minen von Cornwallis jetzt allein mehr Kupfer liefern, als alle Bergwerke der übrigen Welt zusammen. In den letzten fünf Jahren wurden durchschnittlich 300,000 Zentner Gaarkupfer[1130] gewonnen, im Werthe von 18 Millionen Gulden[1131].

Sechzig Millionen Zentner Erze werden jährlich in den verschiedenen Gruben durch 36,000 Bergleute gefördert, und diese ungeheuere Quantität wird auf mehr als 1000 Schiffen nach der an der Küste von Wales, inmitten der reichsten Anthrazith- und Steinkohlendistricte gelegenen Stadt Swansea verschifft, um da in den Hüttenwerken verschmolzen zu werden. Bevor die großartigen, metallurgischen Gewerbe in Swansea aufkamen (denn nicht blos geschmolzen wird hier das Kupfer; auch dessen Verarbeitung zu Schiffböden, Kesseln, Geschirren etc. etc. wird in kaum glaublicher Ausdehnung getrieben!) war der Ort ein kleiner Flecken, von armen Fischern und Kohlenhändlern bewohnt; jetzt hat er 21,000 Einwohner und ist eine der schönsten und reichsten Fabrikstädte England’s. –

Die Ansicht von Swansea mit seinem Wald rauchender, thurmhoher Essen ist charakteristisch und gibt ihm von weitem ein wahrhaft vulkanisches Ansehn.

[1130] Siehe hierzu S. 9, Anm. 19.

[1131] Das gereinigte Erz wird in mehreren Schritten in Röstöfen zuerst zu Kupferoxid oxidiert, das dann mit Kupfersulfid (aus dem Erz) zu unreinem „Garkupfer“ reduziert wird, welches einen Reinheitsgrad von etwa 98,5 % besitzt.

CCCXXVIII

SWANSEA IN ENGLAND

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 144-152.

CCCXXIX. Die Ruinen von Carthago[1132].

Adieu Belle France![1133] rief mein französischer Koch, die Augen unverwandt nach der fliehenden Küste seines Vaterlands gerichtet. Leuchtend im Glanze der Morgensonne erhoben sich in der Ferne die Thürme der Tochterstadt[1134] Carthago's. Ihre von den felsigen Höhen herunter blickenden Forts, der Mastenwald im Hafen, die Kriegsschiffe auf der herrlichen Rhede, boten ein prachtvolles Schauspiel dar. Es dauerte nicht lange. Mit jedem Augenblicke wurden die Gegenstände am Strande undeutlicher, und bald hatte sich jener majestätische Anblick in den ermüdenden einer weiten Wasserwüste verwandelt. Unser Dampfschiff, das den neuen französischen Consul[1135] von Marseille nach Tunis führte, war von jenen größern eins, welche die Kraft der französischen Marine jetzt so bedeutend verstärken und der Regierung bei ihrem Verkehr mit Afrika so nützlich sind. Der Leviathan[1136] führte eine Maschine von 600 Pferdekräften, hatte 3 Masten und war als Corvette[1137] gerüstet. Außer dem Consul, dessen Familie und Dienerschaft bestand unsere Reisegesellschaft aus einigen jungen Gelehrten und Ingenieurs, die im Auftrage der französischen Regierung das Land durchforschen sollten, und einem halben Dutzend Marseiller Kaufleuten, jungen Männern von guter Familie und gut unterrichtet. Die fröhlichste Stimmung belebte die ganze Gesellschaft, und der Consul detachirte[1138] einen Diener in seinen Flaschenkeller, um bei einem Korbe des besten Bordeauxweins seine Gefährten zu versammeln, und noch einmal das Andenken an das schöne Frankreich, dessen Gestade längst schon in Wasser und Nebel verronnen waren, recht lebhaft in uns aufzufrischen.

Die ersten Stunden einer Seereise sind stets die heitersten. Die ganze Seele ist in Spannung. Man ist des Anblicks einer unermeßlichen Wasserfläche noch nicht müde geworden, und das ewige, eintönige Wogengeräusch dünkt einem noch Musik. Die Reiselust glüht so lebendig, die Phantasie malt jene neuen Länder, die wir nun bald sehen sollen, mit den schönsten Farben aus. – Doch schnell ändert sich die Scene. Bald tritt ein dunkles Mißbehagen über das Schaukeln des Fahrzeugs ein; leichte Anwandlungen von Schwindel folgen, der Appetit vergeht, die Helle des Geistes schwindet. So ging es auch uns. Immer matter wurde die Unterhaltung. Einzelne taumelten auf und nach dem andern Ende des Decks, und die Anfangs lachten über die blassen, schwankenden Genossen, verstummten einer nach dem andern. Es war ein Mitleid erregender Anblick, diese kurz vorher noch so blühenden Gestalten, welche der ausgelassensten Lustigkeit sich überlassen hatten, jetzt mit kreideweißen Lippen hinfällig allenthalben aus dem Verdeck umher liegen zu sehen. Das Feuer ihrer Augen war erloschen, alle Kraft von ihren frischen Miedern gewichen, die mit kaltem Schweiß bedeckten Gesichter schienen den nahen Tod zu verkündigen. Erst als sich die Körper durch stundenlanges Würgen völlig entleert hatten, trat ein besserer Zustand erwarten. – Dem so lärmend begonnenen Tage folgte die tiefste Stille der schönsten Nacht. Ich, abgehärtet durch so viele Seereisen, hatte keine Lust, zu den stöhnenden und schnarchenden Gesellen hinab

---

[1132] Phöniz. 𐤒𐤓𐤕𐤇𐤃𐤔𐤕, qart-ḥadašt, „neue Stadt" (griech. Καρχηδών, Karchēdṓn; arab. قرطاج, Qarṭāǧ) im heutigen Tunesien anstelle der ‚alten' punischen Metropole Tyros (phöniz. 𐤑𐤓, Ṣūr, „der Felsen"; hebr. צוֹר, Tzór; griech. Τύρος, Týros; arab. صور, Ṣūr; osman. صور, Ṣūr) im heutigen Libanon.

[1133] Frz.: „Leb' wohl schönes Frankreich!"

[1134] Marseille (griech. Μασσαλία, Massalía; lat. Massilia) ist keine phönizische, sondern eine griechische Gründung.

[1135] Wohl Charles de Lagace (Lebensdaten nicht ermittelt).

[1136] Siehe hierzu S. 256, Anm. 817.

[1137] Bei Dampfschiffen in der Regel nur mit zwei statt der üblichen drei Masten bestückt.

[1138] Frz. détaché, freiliegend, ausgegliedert; hier im Sinne abordnen, beauftragen.

CCCXXIX

DIE RUINEN VON CARTHAGO

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

zu kriechen, und blieb auf dem Verdecke sitzen, das mondbeleuchtete Meer zu betrachten, dessen aufhüpfende Goldwogen einer unermeßlichen Schaar von Sirenen und Nixen glichen, die ihre Klagen durch die Lüfte flüsterten. Ich dachte zuerst und lange Zeit an die Heimath, dann an das Ziel meiner Reise, an Carthago und dessen Geschicke, und an Den, dessen Geist vom Urbeginn an brütend über dem Ocean der Geschichte schwebt und den Kreislauf seiner Fluchen leitet. Vom Lichtglanz der Wellen geblendet, hatte ich die Augen schlummernd geschlossen und schwere, wilde Träume hielten mich umfangen. Mir war's, als zögen mit jedem Athemzuge Schauer-Geister der Tiefe aus und ein, Titanengezücht, das sich in der Kammer meiner Seele bekämpfte, festkrallte, und, in Knäueln verstrickt, wieder hinaus sich wälzte, in den Abgrund hinunter, wo es noch lange tobte, bis bleiche Riesengebeine der Erwürgten auf den Wellen rollten, die sich als Dünen an das Gestade legten. Und auf jedem der Riesenknochen stand mit großen Lettern der Name eines Volks – bekannte Namen vergangener und lebender, und unbekannte künftiger. Da schlug die Schiffsuhr zwölf, und ehe sie aus geschlagen, war der gräßliche Alp geflohen und seine Last von mir gewälzt. Betäubt und erschöpft wankte ich hinab zur Kajüte und sank auf meiner Matratze in erquickenden Schlaf.

Am andern Morgen war Alles frisches Leben, und das Wehe der Seekrankheit vergessen. Der Wind bließ aus vollen Backen, alle Segel waren ausgebreitet, so daß die Masten krachten unter des gefangenen Windes Last – wir flogen. – Eben hatten wir uns zu einem derben Frühstück versammelt, als der Ruf: Land! Alles in freudige Bewegung setzte. Jeder drängte sich dem Vorderlheile zu, wo in der That, nur wenige Seemeilen[1139] fern, die grünen Ufer der Insel Minorka[1140] aus der blauen Meerfluth auftauchten. Wir Alle labten uns herzlich an diesem Anblick, denn wir fingen nachgerade an, der See mit ihrem ewigen Einerlei satt zu werden. Bald erschienen auch die Thürme und Häuserreihen der Stadt Mahon[1141], welche am Ende ihrer weiten Bucht, die alle Flotten Europa's aufnehmen könnte, anmuthig hinter Orangenwäldchen und Gärten hervorlacht. Der eigentliche Hafen ist klein, aber vortrefflich und durch ein Fort geschützt. Nach Abgabe einiger Briefe und einem kurzen Besuche des französischen Viceconsuls setzte unser Schiff seine Fahrt nach Afrika fort. Noch vor Einbruch der Nacht hofften wir die Küste des Welttheils zu erspähen, so schnell fuhren oder flogen wir vielmehr bei dem günstigen Winde. Vergeblich; die Küste wollte nicht sichtbar werden, und wir legten uns verdrießlich zu Bette.

Um 3 Uhr weckte uns ein Kanonenschuß, dem im Nu drei andere folgten. Alles eilte auf's Verdeck. Die Winde schwiegen, die Ruder rauschten nicht mehr; die Luft war schwül und eine bange Grabesstille herrschte rings umher. Wir waren auf der Rhede von Tunis angekommen. Vor uns flammte die Fackel des Leuchtthurms, und darüber starrte, wie ein ungeheuerer grauer Todtenhügel, das steinerne Amphitheater der alten Piratenstadt mit ihren beiden Castellen uns an. Bald erschien eine Schaluppe mit den Beamten des Dey[1142], begleitet von mehren Nachen, von halbnackten Arabern gerudert, die uns mit unserm Gepäcke aufnahmen und dem Hafen zuführten. War es ein Traum? in der nächsten halben Stunde schon stand ich auf dem Boden von Afrika. Wir hatten das mittelländische Meer in seiner größten Breite durchfahren, und doch lagen zwischen meinem letzten Frühstücke in Marseille und dem ersten Mittagsmahle in Tunis nur zwei kurze Tage.

Meine Geschäfte waren in wenigen Stunden abgethan, und am nächsten frühen Morgen trabte ich, in Begleitung meines Dieners und eines Arabers, als Führers, der Gegend zu, wo das große Carthago gestanden, jene Stadt, bei deren Namensklang das mächtige Rom so oft erzittert; Carthago, das Britannien der alten Welt, das über gewaltige und tapfere Heere, über zahlreiche Flotten, über den Handel der Welt geboten, das mit seinen Colonieen ferne Gegenden bevölkert, und dessen Herrschaft einst Afrika, Spanien, Sardinien, Corsika, Sicilien, und den größten Theil Italiens umfaßt hatte. Ich war darauf gefaßt, nur wenige Spuren seiner einstmaligen Größe zu finden, denn allzuoft hatten es furchtbare Geschicke und entsetzliche Verheerungen getroffen; aber das Herz sank mir in die Brust, als ich, einen

[1139] Siehe hierzu S. 10, Anm. 24.

[1140] Menorca (wohl phöniz. 𐤍𐤓, Nura, „Feuer"; griech. Μέλουσσα, Méloussa; lat. Insula minor bzw. Minorica; arab. منورقة, Manūrqa).

[1141] Katal. Maó (phöniz. 𐤌𐤂𐤍, Magon; lat. Portus Magonis; arab. ماهون, Māhūn; span. Mahón).

[1142] Dey, Herrschertitel in Algerien und Tunesien seit dem 16. Jhd. (arab. داي; von osman. دايى, dāyı, „der Onkel, der Rabauke", einer Anrede für niedere Offiziersränge bei den Janitscharen, abgeleitet bzw. verballhornt).

Hügel besteigend, von dessen, Gipfel man die ganze umliegende Gegend bis an den Saum des Meeres übersieht, nichts gewahr wurde, als eine Menge kleiner, am Ufer hin zerstreuter, unförmlicher, halbverwitterter Massen Mauerwerks. So vollständig sind alle Zeichen des Glanzes und der Herrlichkeit dieser berühmten Stadt, welche im Drama der Weltgeschichte eine so große Rolle spielte, verschwunden, daß sogar ihr Name den gegenwärtigen Bewohnern des Landes unbekannt ist. Einige armselige Hütten unstäter Araber und Fischer sind auf der anderthalb geographische Quadratmeilen großen Fläche, welche die alten Stadtmauern umringten, die einzigen Wohnungen, und der Raum, welcher durch die Gegenwart von einer Million gewerbfleißiger und kriegerischer Einwohner belebt war, ist so stille wie das Grab. Kein Baum, kein Strauch, keine lebende Seele ist hier zu erblicken, sieht man nicht zuweilen einen Soldaten, der von dem Fort kömmt, oder dahin zurückkehrt, oder die einsame und bewegungslose Gestalt eines arabischen Hirten, der auf den Trümmern irgend eines alten Palastes, oder Tempels stehend, seine Heerde hütet; – kurz, Verödung und Schweigen theilen sich in die unbestrittene Herrschaft über die ganze Landschaft, deren Anblick die Seele mit tiefer Wehmuth und mit erschütternden Betrachtungen anfüllt. Auf dieser Trümmerstätte erscheint die große Vergangenheit wie ein leerer Traum, der in's nüchterne Wachen verwirrt und verwirrend herüber gaukelt. –

Die Geschichte des alten Carthago gehört jenem Zeitraume an, in welchem sich die Weltreiche der Perser, Macedonier und Römer nach einander bildeten. Mit Rom rang Carthago erst nebenbuhlerisch um die Weltherrschaft, dann heldenmüthig um die eigene Freiheit und Selbstständigkeit. Es ist dieser Kampf eine der herrlichsten Episoden in der Geschichte der alten Völker.

Carthago, früher als Rom, war eine Pflanzstadt der Phönizier; der Sage nach gründete sie Dido[1143], des Belos, Königs von Tyrus[1144] Tochter, etwa 900 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Schon 300 Jahre zuvor war Utica[1145] als phönizische Niederlassung an der afrikanischen Küste entstanden.

Nicht sowohl durch die Waffen, als durch Handelsthätigkeit und Klugheit befestigte und erweiterte sich der junge Pflanzstaat. Mit seiner großen Mutter, Tyrus, in engster Verbindung, von ihr unterstützt und durch fortwährenden Zuzug frischer Ansiedler gekräftigt, sandte er bald selbst Colonieen aus, und Carthager bedeckten schon in den ersten 3 Jahrhunderten nach der Gründung ihrer Stadt die Küsten von Nordafrika, von Südspanien und die Inseln im Mittelmeere mit ihren Faktoreien: Ivica[1146], die Balearen, Corsika, wo sie mit den Etruskern in Verbindung kamen; Sardinien und die Westküste Siciliens wurden von ihnen besetzt. Landeinwärts dehnten sie ihre Handelsverbindungen bis nach Aethiopien und zum Senegal aus. Die Reichthümer zweier Welttheile sammelten sich in ihren Mauern auf, und bald erregte ihr Gedeihen selbst den Neid von Sidon[1147] und Tyrus. Vorzüglich war es der atlantische Ocean, der dem waglichen Speculationsgeiste ein neues, unermeßliches Feld öffnete. Im Jahre 570 v. Chr. wurden Himilco[1148] und Hanno[1149] mit Entdeckungs-Expeditionen ausgesendet; jener zur Untersuchung der atlantischen Meere und Länder nordwärts, dieser, um die Oceane südwärts zu befahren und auf der afrikanischen Westküste Faktoreien zu gründen. – Die damalige Zerstörung der phönizischen Städte durch Nebukadnezar[1150] war für Carthago von den bedeutendsten Folgen. Tausende aus dem Mutterlande flüchteten mit ihren Reichthümern, ihren Kenntnissen und ihren Schiffen zur afrikanischen Tochter, und während sich so die Hülfsquellen der Colonie vermehrten, ward diese, der politischen Stützen

---

[1143] Phöniz. 𐤀𐤔𐤕, ʿIšt; griech. Δīδώ, Didṓ; lat. auch Elissa; die legendäre Gründerin Karthagos (siehe hierzu S. 337, Anm. 1132.)

[1144] Siehe hierzu S. 337, Anm. 1132.

[1145] Phöniz. 𐤏𐤕𐤒, ʿAtiq, „alte Stadt"; griech. Ἰτύκη, Itykē; lat. Utica, arab. عُتَيقة, ʿUttayqah).

[1146] Ibiza (phöniz. 𐤀𐤁𐤔𐤌, ʿIbošim; griech. Πιτυοῦσσαι, Pityoussai; lat. Ebusus; arab. إبيثا, ʾIbīṯā).

[1147] Phöniz. 𐤑𐤃𐤍, Ṣdn, „Fischerstadt"; hebr. צִידוֹן, Ṣīḏōn; griech. Σιδών, Sidṓn; osman. صيدا, Ṣaydā; arab. صيدا, Ṣaydā.

[1148] Himilko (phöniz. 𐤇𐤌𐤋𐤒; ḥmlq, 5. Jhr. v. Chr.)

[1149] Hanno der Seefahrer (phöniz. 𐤇𐤍, ḥn; 5. Jhd. v. Chr.).

[1150] Nabū-kudurrī-uṣur II. oder Nebukadnezar II. (akkad. 𒀭𒀝𒆪𒁺𒌨𒊑𒋀, Nabû-kudurri-uṣur; hebr. u. a. נְבוּכַדְנֶאצַּר, nəvūxadneʔṣṣar; ca. 640–562 v. Chr.), seit 605 v. Chr. neubabylonischer König.

in Phönizien[1151] beraubt, genöthigt, als selbstständige Macht sich geltend zu machen und zur Behauptung des eigenen Besitzes in fernen Ländern, und zur Beschützung ihres Handels Kriegsflotten auszurüsten, Festungen zu bauen und Waffenplätze zu errichten. Carthago übernahm die Rolle, welche bisher Tyrus behauptet hatte und betrachtete das Mittelmeer als sein rechtmäßiges Gebiet. Aus den Reibungen, welche eine so gänzlich veränderte Richtung in den äußern Beziehungen entwickelte, entstanden Fehden, und 536 v. Chr. lieferte eine Carthagerflotte den Phokäern[1152] das erste Seetreffen im sardischen Meere. Von diesem Zeitpunkte an sehen wir Carthago als eroberndes Handelsreich und mit den Ansprüchen auf Alleinherrschaft zur See auftreten. Bald erscheint es gewaltig und furchtbar. Fort und fort erlangt es neue Gebiete mit dem Blute fremder Söldner, die zu Hunderttausenden zu werben seinem Reichthume ein Leichtes war.

Auf das um diese Zeit emporkommende Rom hatte Carthago frühe das Auge geworfen. – Durch zwei Handels- und Schifffahrtsverträge, die es 508 und 344 vor Chr. mit Rom abschloß, anerkannte letzteres förmlich Carthago’s Ansprüche auf das Recht, alle Meere ostwärts vom afrikanischen Cap Merkur ausschließlich zu beschiffen. Der Carthager Gebiet in Afrika dehnte sich aus bis an die Sahara; es schloß über 300 größere Städte ein. Sicilien, das reiche, blühende, reizte zunächst ihre Eroberungsgier, welche die inneren Zwistigkeiten der dortigen griechischen Colonien begünstigten. Aber hier stießen sie auf die Macht Griechenlands selbst, das seinen Töchtern Hülfe sandte. Das starke Syrakus nahm dem punischen Namen einen Theil seiner Schrecken. Fast zwei Jahrhunderte lang kämpften die griechischen Städte unter wechselndem Erfolg um die Behauptung ihrer Unabhängigkeit. Diese Kriege, von Seiten Carthago’s mit ungemessenem Aufwand durch fremde Söldner geführt, vergeudeten die Kraft des Staats, welcher bald mit einem neuen, furchtbarern Feinde sich messen sollte.

Rom rüstete wider Carthago, und bei Messina geschah der erste Zusammenstoß. Rom hatte das Recht der Durchfahrt durch die sicilische Meerenge vergeblich gefordert, und aus dieser Weigerung erwuchs zwischen den rivalisirenden Völkern jener erbitterte Kampf um die Weltherrschaft, der nur mit dem Untergange des einen oder des andern endigen konnte. Er wurde entschieden durch die drei punischen Kriege.

Der erste, der vier und zwanzig Jahre gedauert hat, (von 264–241 vor Chr.), gab Carthago einige nichts entscheidende Siege, kostete ihm mehre Niederlagen, viele hunderttausend Krieger, 500 Kriegsschiffe, die Herrschaft zur See, das Monopol des Handels und einen schimpflichen Frieden, durch den der Staat ganz Sicilien nebst allenzwischen Italien und Afrika gelegenen Inseln an Rom abtrat und diesem sich zur Zahlung von 3200 Talenten[1153] verpflichtete. Das Maaß so großen Unglücks zu häufen, kehrten die eigenen Soldtruppen gegen die Gedemüthigte, als sie, erschöpft, die rückständige Löhnung nicht pünktlich abzahlen konnte, das Schwert und brachten ihr neue schwere Verluste und die größte Gefahr. Darauf folgte durch die Empörung der afrikanischen Vasallenstaaten der libysche Krieg[1154], welcher, nachdem er drei Jahre im Herzen des Carthagerreichs gewüthet, nur mit den größten Anstrengungen durch Hamilkar[1155] gedämpft werden konnte. Daß nach so vielen Unfällen Carthago noch den Muth besaß, Rom ein zweites Mal zum Kampfe aufgeben und Tod herauszufordern, machte die Welt erstaunen. Es nahmen die Römer den Fehdehandschuh freudig auf, denn sie hofften, die Gehaßte leicht zu zermalmen. So entstand der zweite punische Krieg, und er brach aus im Jahre 218 vor Chr.

Dießmal hatte sich Rom verrechnet. Was Carthago in einer drei und dreißigjährigen Periode voller Niederlagen und Unglück an Kraft und Macht verloren hatte, Länder, Flotten, Handel, Herrschaft der

---

[1151] Phöniz. 𐤐𐤕, Pūt; griech. Φοινίκη, Phoiníkē; eine Seefahrer- und Handelsnation, die ursprüngl. im östl. Mittelmeer (in etwa im Bereich des heutigen Libanons) angesiedelt war.

[1152] Die Bewohner der antiken griech. Stadt Phokaia (griech. Φώκαια. Phṓkaia; osman/türk. فوچا, Foça); die Seeschlacht bei Alalia an der Ostküste Korsikas hatte 540 v. Chr. stattgefunden.

[1153] Ein Talent (griech. τάλαντον, tálanton, „Waage, Gewicht“; lat. talentum) war jeweils in 60 Minen unterteilt, bis auf das römische, das in 100 Libra (Pfund) geteilt war; durch Aufwägen von Silber (seltener Gold oder Kupfer) wurde es als Währung benutzt.

[1154] Der sog. Söldnerkrieg in den Jahren 241 bis 237 v. Chr.

[1155] Der punische Feldherr Hamilkar (phöniz. 𐤇𐤌𐤋𐤒𐤓𐤕; ḥmlqrt, „Bruder des Melkart“; ca. 270–229 v. Chr.) aus dem 1. punischen Krieg, der Vater Hannibals (s. u.).

Meere und den Schrecken des Namens, ersetzte ein einziger Mann – Hannibal[1156], der größte Feldherr des Alterthums.

Den Vorwand zum Kampfe gab der traktatwidrige Angriff Carthago's auf Sagunt[1157], der Bündnerin Roms, welche Hannibal nach heldenmüthiger Vertheidigung vernichtete. Rom, damals auf seiner Ostgrenze beschäftigt, erklärte sogleich der Verwegenen den Krieg. Da ergriff Hannibal den wahrhaft großen Gedanken, seine Waffen in das Herz des Römerreichs zu tragen und den übergewaltigen Todfeind zu vernichten, ehe dieser seine Kräfte zu sammeln vermöchte. Mit 59,000 Mann überstieg er die Pyrenäen, durchstürmte, wie ein Orkan Alles vor sich niederwerfend, das südliche Gallien und mitten im Winter, unter fortwährenden Kämpfen und auf unbekannten, ungebahnten Pfaden, führte er sein Heer über die großen penninischen[1158] Alpen, deren Schrecken vor ihm noch selten ein Wanderer, niemals ein Heer getrotzt hatte; und nicht mit leichtem Fußvolk allein, auch mit schwerbewaffneten zu Roß und mit Elephanten. 15 Tage dauerte der Uebergang, der die Hälfte des Heeres kostete. Als Hannibal in der Ebene Italiens anlangte, hatte er nur 20,000 Mann Fußvolk und 6000 Reiter übrig. Mit diesem Häuflein zog er gen Rom, das 150,000 waffentragende Bürger zählte, wagte er die Eroberung des größten aller Reiche, das 600,000 Streiter rüstete. In Ungeheuern Schlachten mußte Rom's beste Heereskraft verbluten; bei Cannä[1159] blieben 45,000 römische Bürger, die Blüthe der Ritterschaft, die Senatoren, die Konsuln. Die unterjochten Völker fielen von Rom ab, die Hauptstadt zitterte, ihre Vernichtung schien gewiß. Da kam ihr unverhofft Hülfe aus Carthago selbst; denn voll kleinlicher Eifersucht auf die Größe Hannibal's verweigerte der Carthaginensische Senat in dem entscheidenden Momente, wo es galt, den Koloß Rom mit einem letzten Schlage zu zermalmen, die nöthigen Verstärkungen, und Hannibal, durch so viele Siege erschöpft, sah sich genöthigt, statt dem bedrängten Rom das Schicksal Sagunt's zu bereiten, im südlichen Italien Winterquartiere zu beziehen. Damit wendete sich das Geschick Rom's, Carthago's, der Welt. Hannibal und sein edler Bruder und Mitfeldherr, Hasdrubal[1160], fanden in Rom's neuen Heerführern Gegner, ihrer werth, und während in der Metaurischen[1161] Vernichtungsschlacht bei Sena[1162] ganz Oberitalien verloren ging, trugen die Scipionen[1163] die römischen Siegesadler nach Afrika und bis unter die Mauern von Carthago. Dieses rief nun Hannibal aus Italien zurück, welcher, selbst noch unbesiegt, mit seinem kleinen Heere im verschanzten Lager in einem Winkel Apulien's stand, wie ein grimmiger Löwe nur auf den günstigen Augenblick lauernd, wo er Rom von Neuem angreifen könnte. Traurig gehorcht der Held dem Hülferuf des Vaterlandes und verläßt seufzend den sechzehn Jahre lang so kühn und beharrlich behaupteten Schauplatz unsterblicher Thaten. Bei seiner Ankunft in Afrika sammeln sich um ihn die Trümmer der in so vielen Niederlagen zerstreuten carthagischen Truppen. Er vereint sie zu einem Heere und lagert es bei Zama[1164].

Aber Hannibal berechnete die Chancen eines letzten Kampfes mit der letzten Kraft Carthago's, und sah ein, wie wenig ihm blieben zum Siege. Aus einer Niederlage mußte die Vernichtung seines Vaterlandes unvermeidlich folgen, und. großherzig sich selbst und den geschworenen ewigen Haß gegen Rom verleugnend, bot er Rom den Frieden an und die schwersten Opfer. Alles carthagische Land außer

---

[1156] Der karthag. Feldherr Hannibal Barkas (phöniz. 𐤇𐤍𐤁𐤏𐤋 𐤁𐤓𐤒, ḥnbʿl, „Baal ist gnädig", brq, „der Blitz"; ca. 247–183 v. Chr.; Selbstmord).

[1157] Im Jahre 219 v. Chr.

[1158] Die Walliser Alpen.

[1159] Am 2. August 216 v. Chr.

[1160] Der karthag. Feldherr Hasdrubal Barkas (phöniz. 𐤏𐤆𐤓𐤁𐤏𐤋 𐤁𐤓𐤒, ʿAzrubaʿal, „Meine Hilfe ist Baal", brq, „der Blitz"; 245–207; hingerichtet), der Bruder Hannibals (siehe hierzu S. 342, Anm. 1156).

[1161] Beim Fluß Metauro (lat. Metaurus) in den ital. Marken; in dieser Schlacht (früher Schlacht von Sena genannt) im Jahre 207 v. Chr. wurde Hasdrubal (siehe hierzu S. 342,Anm. 1160) von den Römern vernichtend geschlagen und anschließend von diesen umgebracht.

[1162] Die antike Stadt Sēna in Umbrien.

[1163] Publius Cornelius Scipio († 211 v. Chr.; gefallen), Gnaeus Cornelius Scipio Calvus († 211 v. Chr.; gefallen) und Publius Cornelius Scipio Africanus (235–183 v. Chr.), Feldherr im 2. Punischen Krieg (218 bis 201 v. Chr.).

[1164] Phöniz. 𐤆𐤀𐤌𐤀, Zama; griech. Ζάμα μείζων, Záma meizōn „das größere Zama"; lat. Zama maior; arab. جاما, Ǧāmā.

Afrika sollte den Römern seyn. Vergebens. Die Schlacht bei Zama[1165] wurde geschlagen, und geschehen war’s um Carthago, um die Freiheit der Welt.

So endigte der zweite punische Krieg. Der von Rom diktirte Friede entwaffnete Carthago und erniedrigte es zum Vasallen. Es mußte, bis auf ein kleines Gebiet in Afrika, alle Besitzungen und Colonieen abtreten, die ganze Kriegsflotte ausliefern, 10,000 Talente bezahlen und hundert seiner vornehmsten Bürger nach Rom schicken als Geiseln für künftige Treue.

Fünfzig Jahre vergingen. Carthago, obschon der Macht als Staat beraubt, blühete noch durch Handel und Reichthum wie keine andere Stadt der Erde; es zählte ¾ Million Einwohner, also fast so viele als Rom selbst. Da beschloß das letztere, müde des eifersüchtigen Bewachens der Todfeindin, sie zu erdrücken. Der Vorwand war bald gefunden. Rom erklärte der Vasallin höhnend den Krieg. Schon stand die Exekutionsarmee mit den Konsuln in Sicilien zur Ueberfahrt nach Afrika gerüstet, des letzten Winks vom Senat gewärtig. –

Die geängstigten Carthager boten, den Sturm zu beschwören, demüthig ihre Unterwerfung an. Sie schickten 300 ihrer edelsten Bürger als Geiseln nach Rom und die Erklärung: sie harreten der Befehle des Senats, was weiter geschehen solle; sie würden in Allem gehorchen. Die Geiseln kamen; die Konsuln gingen nach Afrika. Sie forderten Auslieferung der Schiffe, der Waffen, des Kriegsgeräths. Die Carthager gehorchten. Darauf gebot Rom: niederreißen sollten die Carthager ihre herrliche Stadt und bauen eine andere, weit weg vom Meere und ohne Mauern.

Jetzt loderte der Muth der Verzweiflung auf. Der Welt sollte gezeigt werden, was ein auf’s äußerste gebrachtes Volk vermöge. – Was man eben hingegeben, das Daseyn zu erkaufen, das schuf die erfinderische Verzweiflung von Neuem. Doch hier schildere ein Besserer*)[1166] als ich! „Das Gebälke der Wohnungen wurde zu Schiffen verarbeitet, alles Metall in Häusern und Palästen, Tempeln und Gräbern zu Waffen. Weiber gaben ihr Geschmeide zu Pfeilen hin, ihr Haupthaar zu Bogensennen; Kinder, Sklaven, Verbrecher wurden bewaffnet, die Verwiesenen zurückberufen und statt einer wehrlosen Stadt fanden die erstaunten Römer ein Kriegslager, statt unterwürfiges Flehen tobende Kampfbegeisterung.“

„Gegen die sieggewohnten Legionen hielt sich die hülflose Stadt bis ins dritte Jahr. Mehre konsularische Heere wurden geschlagen. Da sandten die Römer den edlen Scipio mit gewaltiger Macht, den ungleichen Kampf zu beendigen. Die Carthager thaten mehr, als glaublich ist. Der Hafen wurde durch einen Damm gesperrt; wunderbar schnell wurde eine neue Mündung gegraben und der Feind durch eine neue Flotte erschreckt. Zwei Mauern waren gefallen; die dritte hielt. Die Carthager wurden überall geschlagen, zurückgeworfen, abgeschnitten von aller Zufuhr. Man trotzte dem Hunger, wie den Schrecken des Kriegs. Endlich drang Scipio bei Nacht in den innersten Hafen; der untere Theil der Stadt wurde genommen; die obere Stadt und die Burg (Byrsa[1167]) ergaben sich nicht. Da stürmte Scipio sechs Tage und sechs Nächte lang; in allen Straßen, Plätzen, Häusern floß Blut. Unermüdet, furchtbar stritten die ausgehungerten Bürger gegen die immer nachrückenden frischen Legionen Rom’s, bis die letzten Kräfte schwanden. Am siebenten Tage baten einige Abgeordnete um Gnade. Gern hätte Scipio sie Allen ertheilt. Aber nur 50,000 Menschen aus einer Stadt, welche 700,000 zählte, *nahmen sie an* und zogen in jammervoller Gestalt nach Scipio’s Lager. Die Uebrigen, in wilder Verzweiflung, stritten fort, zündeten die Stadt an und tödteten sich selbst in ihren Häusern, Tempeln, über den Gräbern der Väter. Die Gattin des carthaginensischen Feldherrn Hasdrubal, der, weniger groß, Gnade angenommen hatte, stürzte sich von dem letzten Halt der verzweifelnd Kämpfenden, von den Zinnen der Burg, mit allen ihren Kindern in die Flammen! Siebenzehn Tage brannte die herrliche, übergroße, unglückliche Stadt; die Römer, auf des Senats Befehl, schleiften die Trümmer.“

„So verschwand von der Erde, nachdem es hundert und zwanzig Jahre mit Rom gewaltig gestritten, das weitherrschende, dem Handel freundliche Carthago, Stadt und Volk, groß in ihrer Blüthe, im Falle noch größer.“ –

[1165] Im Jahre 202 v. Chr.

[1166] *) [Karl von] Rotteck [(1775–1840)]; Weltgeschichte, II. Bd. [(Stuttgart: Macklot ^{8}1831), S. 181f.].

[1167] Phöniz. 𐤁𐤀𐤓𐤑𐤕, bʾrṣt; griech. Βύρσα, Býrsa.

Andere Orte keimten in spätern Zeiten auf der Stätte, blühten eine Zeitlang und vergingen wieder; aber ein Carthago erstand nie wieder. Cajus Grachus[1168] erbaute eine Junonia; Augustus schickte 3000 Ansiedler dahin und machte eine ***Colonia Carthagiensis*** daraus. Marcus Aurelius[1169] wandte große Summen auf deren Verschönerung und die beiden Gordiane[1170] erhoben sie sogar, – sonderbares Geschick! – während ihrer ephemeren Herrschaft, zur Hauptstadt des römischen Reichs. Im Jahre 312 nach Chr. wurde sie von Maxentius[1171] niedergebrannt, dann nothdürftig wieder aufgebaut, 439 von Genserich[1172] erstürmt und zur Hauptstadt des Vandalenreichs erklärt, 585 aber von Belisar[1173] erobert und aufs Neue zum Schutthaufen gemacht. Justinian[1174] baute sie wieder auf und nannte den Ort Justiniana. Er schleppte 44 Jahre ein schwächliches Daseyn hin, bis 647[1175] nach Chr. die Araber unter Anführung Hassans[1176], Feldherrn des Kalifen Ben Merwan[1177], ihn gänzlich zerstörten. Seitdem ist die Trümmerstätte unter der Herrschaft der Moslims geblieben, die zwei kurzen Perioden ausgenommen, wo Tunis von den Franzosen unter dem heiligen Ludwig[1178] (1270) und von den Spaniern unter Karl V.[1179] (1535) besetzt war.

Dieser Abriß von den Schicksalen Carthago's erklärt genügend, warum sich so wenige seiner Reste bis auf den heutigen Tag erhalten haben und kein einziges durch Masse imponirt. Die ziemlich ansehnlichen Trümmer einer Wasserleitung, nahe der Stätte des alten Carthago, ist jedenfalls ein späteres Werk aus der Römerzeit. Doch läßt sich aus dem Vorhandenen noch ziemlich genau auf die Größe der punischen Stadt schließen, so wie auch die beiden Häfen, durch einen weit in das Meer reichenden Molo oder eine Landzunge geschieden, deutlich zu erkennen sind. Nach den Angaben der Alten betrug der Umfang Carthago's fast 4 deutsche Meilen[1180], und noch ist dieser Raum mit unzähligen Fragmenten von Substruktionen, Säulenstücken etc. bedeckt. Wo die Burg und der Haupttempel gestanden, ist jeder Stein, den man aufhebt, ein Stück seltnen Marmors, Serpentin, Giallo Rosso[1181], Verdantico[1182], Jaspis, Porphyr etc. – Diese kleinen Bruchstücke und der, wie einige Ausgrabungsversuche[1183] nachweisen, thurmhohe Schutt, der die Gegend bedeckt, sind Alles, was noch übrig ist von Carthago's Prachtgebäuden, von jenen Riesentempeln zum Beispiel, zu welchen, wie zudem des Aeskulap[1184], nach Livius[1185] Berichten, 60 Marmorstufen emporführten; und von jener Burg, deren Souterrains Quartiere für 24,000 Mann, Stallung für 6000 Pferde und 300 Elephanten, und die Magazine für die Ernährung von 200,000

[1168] Der röm. Politiker und Sozialreformer Gaius Sempronius Gracchus (153–121 v. Chr.; Selbstmord).

[1169] Siehe hierzu S. 30, Anm. 99.

[1170] Gordian I. (ca. 159–238; Selbstmord) und sein Sohn Gordian II. (ca. 192–238; gefallen), sie waren im Januar 238 für 20 Tage römische Kaiser.

[1171] Marcus Aurelius Valerius Maxentius (ca. 278–312), seit 306 als Usurpator römischer Kaiser.

[1172] Geiserich (ca. 389–477), seit 428 König Vandalen.

[1173] Siehe hierzu S. 328, Anm. 1092.

[1174] Justinian I. (eigentl. Flavius Petrus Sabbatius Iustinianus; griech. Φλάβιος Πέτρος Σαββάτιος Ἰουστινιανός; ca. 482–565), seit 527 römischer Kaiser.

[1175] Recte: 698.

[1176] Hassan ibn an-Numan (arab. حسان بن النعمان, Ḥassān ibn an-Nuʿmān; † 705), von 695 bis 703 Statthalter von Ifrīqiya (arab. إفريقية) bzw. Ifrīqiyā (arab. إفريقيا).

[1177] Recte: Abd al-Malik (arab. أبو الوليد عبد الملك بن مروان, Abū l-Walīd ʿAbd al-Malik ibn Marwān; 646–705), seit 685 9. Kalif. Er war der Sohn von Kalif Marwan I. (arab. مروان بن الحكم, Marwān b. al-Ḥakam; 623–685).

[1178] Ludwig IX. (frz. Louis IX; 1214–1270), seit 1226 König von Frankreich.

[1179] Siehe hierzu S. 193, Anm. 653.

[1180] Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

[1181] Ital. für rotgelben afrikan. Marmor.

[1182] Ital. Verd antico, grünweißer Marmor mit schwarzgrünen Flecken.

[1183] Wissenschaftliche Ausgrabungen wurden erst 1859 durch Charles Ernest Beulé (1826–1874) aufgenommen.

[1184] Asklepios (griech. Ἀσκληπιός, Asklēpiós; lat. Aesculapius), in der griech. und röm. Mythologie gilt er als Begründer und Gott der Heilkunst.

[1185] Der röm. Geschichtsschreiber Titus Livius (ca. 59 v. Chr.–ca. 17 n. Chr.).

Mann auf 2 Jahre enthielten. Daß für Ausgrabungen diese Trümmerstätte ein ergiebiges Feld darbietet, ergibt sich aus der Art seiner Zerstörung und aus dem Umstande, daß Scipio noch einen Werth von vielen Millionen aus ihren Ruinen sammelte. –

Lassen wir die Alterthumsforscher nach punischen Inschriften, Scherben und Schätzen suchen, wir suchen solche nicht auf Carthogo's schweigsamem Friedhofe. Aber die nämlichen großen Züge, die uns in Tyrus', Theben's[1186], Palmyra's[1187] Ruinen begegneten, finden wir auch hier wieder, und in jeder Handvoll Erde, in welcher der Staub vom Palast des Reichen und von des Armen Hütte, die Asche des Großen mit der seines untersten Sklaven gemischt ist, lesen wir die ewige Wahrheit wieder, die den Menschenfreund entzückt, den Tugendhaften erhebt und dem Schlechten, dem Unterdrücker und Tyrannen jeglichen Genuß vergiftet. –

[1186] Ägypt. wꜣs.t, Waset, „Stadt des Szepters“; griech. Θῆβαι, Thēbai; arab. الأقصر, al-Uqṣur. Homer (griech. Ὅμηρος, Hómēros; etwa in der 2. Hälfte des 8. Jhds. o. in der 1. Hälfte des 7. Jhds. v. Chr.) hatte die Stadt – u. a. zur Unterscheidung vom Theben (griech. Θῆβαι, Thēbai) in Boötien (griech. Βοιωτία, Boiōtía) – in seiner Ilias (griech. Ἰλιάς, Iliás) als „hunderttorig“ beschrieben: „οὐδ᾽ ὅσ᾽ ἐς Ὀρχομενὸν ποτινίσεται, οὐδ᾽ ὅσα Θήβας \ Αἰγυπτίας, ὅθι πλεῖστα δόμοις ἐν κτήματα κεῖται, \ αἵ θ᾽ ἑκατόμπυλοί εἰσι, […] / Böt᾽ er sogar die Güter Orchomenos, oder was Thebe \ Hegt, Aigyptos Stadt, wo reich sind die Häuser an Schätzen: \ Hundert hat sie der Tor᾽, […]“ (Hom. Il. 9, 381-383 in der Übersetzung von Johann Heinrich Voß; 1751–1826).

[1187] Aram. ܬܕܡܘܪܬܐ, Tedmurtā; hebr. תַּדְמוֹר, Tadmor; griech. Παλμύρα, Palmýra; arab. تدمر, Tadmur (vielleicht im Zusammenhang mit hebr. תָּמָר, tamar, „die Dattelpalme“ zu sehen).